Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Hundertzwanzigster Band.

Mit den Portraits von:
Alberta von Puttkamer, Eduard Engel,
radiert von Doris Raab in München,
Antonio Fogazzaro,
radiert von J. M. Holzapfl in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 120. Bandes.

Januar — Februar — März.

1907.

Seite

Dr. Richard Bahr in Berlin.
Tagespresse und Wissenschaft 60

Chr. Boeck in Bramfeld bei Hamburg.
Das dichterische Schaffen 304

Dr. Hugo Böttger in Steglitz.
Politischer Monatsbericht 125 274 417

Lothar Brieger-Wasservogel in Berlin.
Otto Eckmann und das neue Kunstgewerbe 376

Charlotte Eilersgaard
Klein-Rigmor. Erzählung. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von O. Reventlow 84

Dr. Herman Frank in Breslau.
Perspektiven des neuzeitlichen Welthandels in ethischer Beleuchtung ... 328

Prof. Dr. Ludwig Geiger in Berlin.
Ludwig Börne (gestorben 12. Februar 1837). 70 Jahre nach seinem Tode 205

A. Halbert in Berlin.
Maria Rosen. Die Geschichte einer Winterliebe 293

Leopold Katscher in Berlin.
Gelinktheit und Ambidextrie 259

Dr. Adolf Kohut in Schöneberg bei Berlin.
Briefe Adolf Stahrs an Varnhagen von Ense und Bettine von Arnim 406

Prof. Dr. Gustav Krakauer in Breslau.
Das altpreußische Heer vor seinem Zusammenbruch 92 240

August Friedrich Krause in Breslau.
Alberta von Puttkamer 46
Literarischer Monatsbericht. Übersetzungen 130
dto. dto. Dorfgeschichten 279
dto. dto. Romane 423

Mite Kremnitz in Berlin-Wilmersdorf.
Siegerin Zeit. Roman 1 147 345

Dr. Max Krieg in Freiburg i. Br.
Antonio Fogazzaros Romantrilogie 181

Inhalt des 120. Bandes.

Seite

Else Küstner in Bonn.
Das Herzeleid 234

Dr. Hans Lindau in Berlin-Charlottenburg.
Von dem ersten Verkünder einer Europäischen Union. (L'Abbé St. Pierre) 116
Eduard Engel 319

R. Neißer in Breslau.
Anna Maria von Schürmann 271

Ott. Stauf v. d. March in Wien.
Der Jungferraub 113

W. Stavenhagen in Berlin.
Über Griechenland, sein Heer- und Flottenwesen 194

Maria Stona, Schloß Strzebowitz (Österr.-Schlesien).
Gedichte 404

Dr. Ernst Teichmann in Frankfurt a. M.
Vererbungsprobleme 67

A. K. T. Tielo in Tilsit.
Gedichte 256

Bibliographie 134 285 427
Bibliographische Notizen 138 289 432
Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze 142 290 436

Mit den Portraits von:
Alberta von Puttkamer, Eduard Engel,
radiert von Doris Raab in München,
Antonio Fogazzaro,
radiert von J. M. Holzapfl in München.





Preis pro Heft 2 ℳ, pro Quartal (3 Hefte) 6 ℳ, pro Jahr (12 Hefte) 24 ℳ
(Zeitungs-Preisliste Nr. 5619.)



An unsere Abonnenten!

ie bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in komplett **broschierten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschiert 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CXX (Januar bis März 1907), wie auch zu den früheren Bänden I—CXIX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expedieren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

..................Expl. Band:..

....

....

Elegant broschiert zum Preise von Mk. 6.— pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von Mk. 8.— pro Band.

..................Expl. Heft:..

....

....

zum Preise von Mk. 2.— pro Heft.

..................Expl. Einbanddecke zu Bd...

....

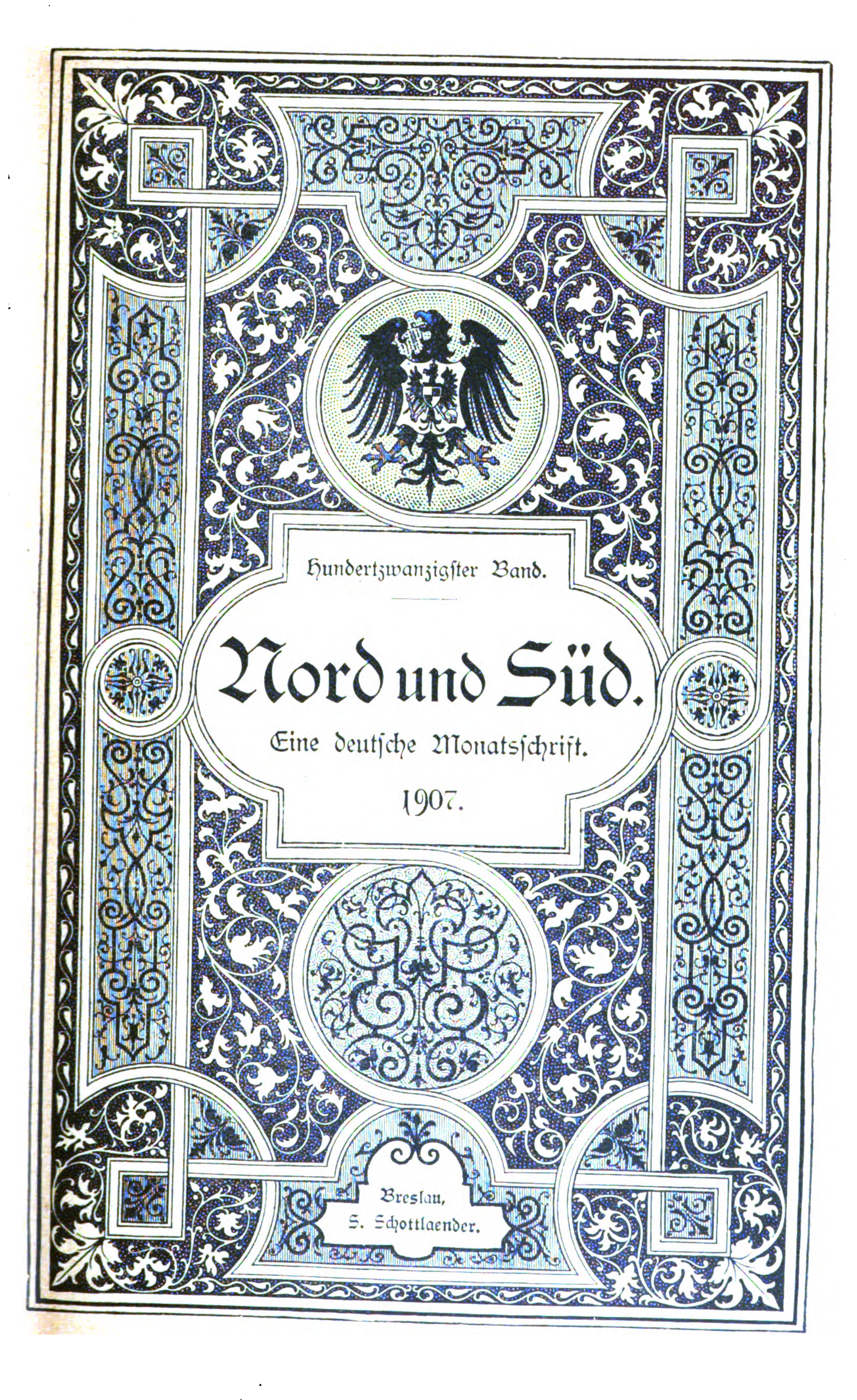
....

zum Preise von Mk. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.


Hundertzwanzigster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1907.
Breslau,
S. Schottlaender.

[redacted]

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXX. Band. — Januar 1906. — Heft 358.

(Mit einem Portrait in Radierung: Alberta von Puttkamer.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Januar 1907.

Inhalt.

Seite

Mite Kremnitz in Berlin-Wilmersdorf.
Siegerin Zeit. Roman. I 1

August Friedrich Krause in Breslau.
Alberta von Puttkamer 46

Dr. Richard Bahr in Berlin.
Tagespresse und Wissenschaft 60

Dr. Ernst Teichmann in Frankfurt a. M.
Vererbungsprobleme 67

Charlotte Eilersgaard.
Klein-Rigmor. Erzählung. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von O. Reventlow 84

Prof. Dr. Gustav Krakauer in Breslau.
Das altpreußische Heer vor seinem Zusammenbruch 92

Ott. Stauf v. d. March in Wien.
Der Jungferraub 113

Dr. Hans Lindau in Berlin-Charlottenburg.
Von dem ersten Verkünder einer Europäischen Union. (L'Abbé St. Pierre) 116

Dr. Hugo Böttger in Steglitz.
Politischer Monatsbericht 125

August Friedrich Krause in Breslau.
Literarischer Monatsbericht. Übersetzungen 130

Bibliographie 134
Ostasienfahrt. Ergebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in China, Japan und Ceylon. Von Dr. Franz Doflein. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Bibliographische Notizen 138

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze 142

Hierzu ein Portrait: Alberta von Puttkamer.
Radierung von Doris Raab in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redaktionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaktion von „Nord und Süd“, Breslau,
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



Alberta von Puttkamer

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau



Siegerin Zeit.

Roman

von

Mite Kremnitz.

— Berlin-Wilmersdorf. —

I.

m Hause Laroche herrschte Bestürzung: Hella hatte ihrem Bruder erklärt, sie würde nur den Fürsten Laskar Toleadu heiraten, keinen andern.

Dem Willen ihres verstorbenen Vaters gemäß war Hella in Dresden erzogen worden; sie hatte sich daher für manche Dinge eine deutsche Auffassung angeeignet, so auch diese, daß ein Mädchen sich ihren Gatten selbst wählen dürfe. Freilich ging sie über die deutsche Sitte hinaus — wie man meist tut, wenn man fremde Gebräuche annimmt —, sie wollte nicht abwarten, daß der Mann um sie werbe, sondern bezeichnete den, den sie mit ihrer Huld zu beglücken gedachte. Wenn sie auch von Natur durchaus nicht unbescheiden war, so hatte man sie doch von früh an daran gewöhnt, sich für etwas Besonderes zu halten und gedankenlos die Hand nach allem auszustrecken, was ihr gefiel. Sie war das schönste, reichste und vornehmste Mädchen der Stadt.

Nach allgemein in Tzarigrad gangbarer Anschauung fiel ihrem älteren Bruder, in dessen Hause sie Aufnahme gefunden, die Pflicht zu, sie zu verheiraten. Alexander Laroche wünschte auch dringend seiner Schwester eine passende Partie auszusuchen, und da sich viele um die reizende Erbin bewarben, wäre eigentlich nichts leichter gewesen. Nun hatte sie sich aber einen ausgewählt, an den niemand gedacht hatte, und der allem Anscheine nach auch selbst gar nicht daran dachte, sich zu ver-

mählen. Daher die Bestürzung. Alexander Laroche war schwierigen Lagen nicht gewachsen. Seine Frau, Anna, hatte auch vor nichts so großen Respekt wie vor dem Außergewöhnlichen und ging ihm stets aus dem Wege. Mann und Frau verstanden sich wie in allem auch darin vollkommen, daß sie die breite ebene Mittelstraße des Hergebrachten nicht gern verließen. Sie waren reich, allgemein geachtet und vornehm. Titel gab es in Tzarigrad nicht, sonst hätten Laroches ihrer Herkunft nach und ihres alten Besitzes wegen mindestens Anspruch auf einen gräflichen machen können. Aber nur die Söhne, nicht einmal mehr die Enkel der Herrscher, die einst regiert hatten, durften einen Titel führen; außerdem taten es nur noch einige ausländische, jetzt dort eingebürgerte Familien. Sonst war es verpönt und galt als lächerlich, sich ein Adelsprädikat zu geben oder eine Krone über den Namen zu drucken. Laskar Toleadu hatte noch das Recht, sich Fürst zu nennen, und vielleicht hatte das ihm von Anfang an einen besonderen Reiz in den Augen Hellas, die aus dem titelsüchtigen Deutschland kam, verliehen.

Jedenfalls hatte sich die siebzehnjährige Schöne entschlossen, ihr Herzensgeheimnis preiszugeben und zu erklären, seit sie „ihn“ gesehen, habe sie ihn geliebt, und dieser Er war der 47jährige Kriegsminister Laskar Toleadu. Sie erklärte ferner, er habe ihr zwar nie ein Zeichen seiner besonderen Gunst gegeben, aber das habe ihr gerade gefallen, sie wolle sich ihren Helden erst erobern! Ganz ohne Eindruck, so meinte sie im Vertrauen, sei ihr Entgegenkommeu nicht geblieben. Zu Beginn des Winters habe er in ihr nur die Tochter eines verstorbenen Freundes und eines der vielen hübschen Mädchen der Tzarigrader Gesellschaft gesehen. Seit einiger Zeit aber plaudere er überall mit ihr, und sie habe ihm gegenüber kein Hehl daraus gemacht, wie viel lieber sie mit ihm spräche als mit den faden jungen Herren tanze, die mehr an ihr Vermögen als an ihre Person dächten und sich schon verliebt stellten, ehe sie sie ordentlich angesehen hätten. Fürst Laskar freilich habe noch anderes im Kopfe als nur sie, besonders die „dumme Politik“. Alle älteren Herren ihres Kreises, wie auch ihr Bruder, beschäftigten sich mit Politik, d. h. sie gingen in den Landtag, in den Klub und hatten abends ihre endlos langen politischen Zusammenkünfte. Diese „Politik“ hielt Hella für den größten Feind ihrer Liebe und beschloß daher, sich mit ihr vertraut zu machen; sie las alle möglichen Zeitungen, so wenig amüsant sie sie fand. Sie wollte ihre Nebenbuhlerin, die Politik, meistern lernen.

Alexander Laroche wußte aber, so gut wie die ganze Tzarigrader Gesellschaft, daß Fürst Toleadu sich nicht nur der Politik widmete, sondern daß es eine eigene Bewandtnis mit ihm hatte. War er auch unvermählt, so sah man ihn doch nicht für frei an. Diesen Umstand konnte er aber unmöglich seiner jungen kindlichen Schwester mitteilen, und das machte für ihn, den stets Unentschlossenen, die Lage so peinlich. Ein anderer

Bruder hätte vielleicht gesagt: „Schlag' dir die Sache aus dem Kopf, daraus kann nichts werden," aber auch dazu hatte er nicht die Energie. Nie sagte er „ja" oder „nein", sondern höchstens „vielleicht", und schon dabei trat ihm der Angstschweiß auf die Stirn, weil es ihm wider die Natur war, überhaupt ein eigenes Urteil abzugeben. Hella dagegen hatte einen so ausgesprochenen Willen und eine so bestimmte Art, ihn zu manifestieren, daß er ihr am liebsten beipflichtete. Jede Entscheidung, die er allein treffen sollte, machte ihn krank. Nun war es ein offenes Geheimnis, daß Laskar Toleadus ganzes Herz an der Baronin Dalmo hing — Dalmos waren italienischer Abstammung und führten daher noch einen Titel. Hortense Dalmos Gatte hatte im ersten Jahre seiner Ehe — beim Kutschieren junger Pferde aus dem eigenen Gestüt — einen unglücklichen Sturz getan, und nach diesem Sturz war er, wenn auch körperlich wieder hergestellt, doch geistig krank, vollkommen kindisch, geblieben. Seine Frau hatte ihn aufopfernd gepflegt, ihn keiner Anstalt anvertraut, so oft man es ihr auch geraten; sie wußte, niemand würde ihn mit solcher Liebe und Hingebung pflegen und zerstreuen, wie sie es tat. Sie hatte das Leben dieses armen Kranken auch noch so glücklich gestaltet, wie überhaupt möglich. Sie war ein Engel von Frau und galt auch allgemein dafür. Nur ein dunkler Punkt war in ihrem Leben: Laskar Toleadu. In den Augen der meisten war dies aber nicht einmal ein dunkler Punkt! War es nicht menschlich, war es nicht begreiflich, daß die junge Frau, der im Beginn ihres Lebens so Schweres auferlegt wurde, sich nach einer Stütze und einem Lichtblick sehnte? War es ihr wirklich zu verargen, daß sie der Liebe Toleadus Erwiderung geschenkt, daß ihre Seele nach Verständnis und Teilnahme lechzte? Laskar Toleadu war kein gewöhnlicher Mann; ihm, dessen erste und einzige Liebe sie war, zu widerstehen, hätte keine an ihrer Stelle gekonnt. Es war von beiden Seiten ein langer, schöner Roman gewesen. So entschieden schon damals die tonangebenden Frauen ihrer Kreise, so hieß es noch jetzt allgemein, seitdem dies Verdikt einmal abgegeben worden. War es nicht edler, daß Hortense den kranken Mann pflegte, dem sie einst angetraut worden, als daß sie die ihr vom Gesetz gestattete Scheidung forderte, ihn verließ und den andern heiratete? Die ganze Stadt war sich seit Jahren darüber einig, daß die Baronin Dalmo recht gehandelt habe. Sie hatte zwar nie jemand danach gefragt, sondern einfach so gehandelt, wie sie es ihrem guten Herzen nach mußte. Wenn sie Seelenkämpfe durchgemacht, so wußte es höchstens einer; vor den andern war sie sicher und selbstbewußt. Die Welt sah nur, daß Toleadu fast täglich bei Baron Dalmo vorfuhr, nie aber hatte man die Baronin außerhalb ihres Hauses mit Fürst Laskar gesehen, nie hatte sie den Fuß in sein Heim gesetzt, sondern jede Rücksicht auf den Namen, den sie trug, peinlich gewahrt.

Alexander Laroche ging dies alles im Gespräch mit seiner Frau

wieder durch. Annas Überzeugungen endeten, wie die der meisten Menschen, schließlich mit dem Entschluß, das zu tun, was ihr persönlich am besten paßte. Da sie Hella möglichst bald aus ihrem Hause entfernen wollte, meinte sie, es sei eine willkürliche Annahme, daß Toleadus Freundschaft für die Baronin Dalmo ihn am Heiraten verhindern würde. Niemand habe hinter die Kulissen geschaut; die Beziehung sei vielleicht ganz platonisch, und ausgeschlossen sei es trotz Toleadus reifen Jahren nicht, daß er zugreifen und sich vermählen werde, wenn sich ihm eine so glänzende Partie darböte. Er selbst war nicht unbegütert, aber Hellas Millionen würden jedem Hause Glanz verleihen.

So hatte also Anna entschieden, daß Alexander seiner Schwester Hand dem Fürsten antragen sollte.

Hella hatte sich eingebildet, dies würde schnell geschehen, aber ihr Bruder ließ mehr als acht Tage verstreichen. Während dieser Tage machte sie sich klar, wie sicher sie bisher auf einen günstigen Ausgang ihres Romans gerechnet hatte.

Zum erstenmal fragte sie sich, was sie wohl tun würde, wenn ihre Erwartungen sich nicht erfüllen sollten? Ihr war, als sähe sie in eine unendliche Leere, und die Brust schnürte sich ihr vor Bangigkeit zusammen. Was sollte dann wohl werden? Ihr war, als bliebe auf Erden nichts, was ihr Freude machen könnte, als wäre ihr ganzes Leben ein kahles großes Maisstoppelfeld — Langeweile, nichts als öde Langeweile vor ihr! Schlafen, essen, Toilette machen, immer dieselben Menschen, die sich gut gegen sie zeigten, weil sie reich und vornehm war, und die sich schlecht gegen ihre kleine Freundin Hetty Green benahmen, die viel schöner und besser als sie, aber bettelarm war. Das hatte sie den Menschen schon in der Pension nicht verziehen, denn Hetty Green war ihre beste Freundin. Wie eigen, daß man ihr von Kind an eingeredet hatte, sowie sie in die Welt träte, würde ihr ganzes Leben ein rauschendes Fest sein. Ihr aber waren nur die Feste schön erschienen, wenn sie Fürst Laskar erwarten durfte, nur um ihn hatte sich das ganze Leben, wie sie Hetty oft geschrieben, seit Monaten gedreht. Alles hatte nur in bezug auf ihn Wert und Reiz gehabt, für ihn hatte sie Toilette gemacht und sich geschmückt. Aber es war immer ein angenehmes, nie ein schmerzhaftes Gefühl gewesen, nach ihm auszuschauen. Jetzt, seitdem sie ihrem Bruder ihr Geheimnis anvertraut hatte, war sie wie im Fieber. Wenn Fürst Laskar nun jede Annäherung ablehnte? Alexander würde die Anfrage gewiß nicht richtig stellen, nicht so, wie sie selbst es getan haben würde. Sie hätte ihrem Bruder nichts sagen sollen, sondern sich einmal das Herz fassen, mit Laskar selbst zu sprechen. Warum hatte sie nicht eine der günstigen Gelegenheiten ergriffen? Z. B. am vorigen Mittwoch, an Annas Empfangsabend, als sie mit Fürst Toleadu allein im roten Boudoir

gewesen war und er in seiner feinen, etwas ironischen Art sie mit ihren zahlreichen Anbetern und Bewerbern geneckt hatte? Wie leicht hätte sie ihm da, halb im Scherz, halb im Ernst, sagen können: „Sie wissen ja genau, warum ich keinen meiner sogenannten Anbeter erhöre, Sie wissen nur zu gut, wer mein Ideal ist!“

Es überlief sie heiß und kalt, wie sie sich vorstellte, daß sie ihm das ins Gesicht hätte sagen können! Wie schön mußte es sein, ihn so herauszufordern und ihm dabei in die Augen zu sehen. Er war so vornehm und reserviert, es schien ihr eigentlich unmöglich, daß er ihr je gestatten würde, ihn zärtlich zu berühren, und sie konnte sehr stürmisch zärtlich sein. Wenn sie erst seine Frau wäre, würde sie es sich aber nicht nehmen lassen, ihn einmal zu küssen. Natürlich nicht wie Anna, die ihren Mann manchmal vor aller Welt küßte. Hella fand das trivial; sie wollte einen vornehmen Ton in ihrer Ehe beibehalten, sie wollte den Fürsten nie mit „du“ vor anderen anreden, sie hatte zu viel Respekt, fast eine Art Angst, vor ihm. Einen jungen Mann, den sie wie einen Schulbuben hätte behandeln dürfen, hätte sie nicht geheiratet — nein, nie und nimmer. Anna zankte ihren Gatten förmlich aus und glaubte ihn doch zu lieben! Sie, Hella, begriff das nicht, sie konnte nur einen Mann heiraten, der hoch über ihr stand, der tadellos und in allem ein Vorbild war, so daß sie ihn als Herrn und Gebieter anerkannte . . .

Und was für eine wunderschöne Zeremonie sollte ihre Hochzeit werden, alles sollte so feierlich hergehen, wie auf dem Theater! Er so bewegungslos und groß und schlank in seiner schönen Uniform, sie mit einer unglaublich langen Schleppe . . . Ihr war, als läse sie schon in den Blättern die Beschreibung ihrer Toilette und ihrer ätherischen Erscheinung. Mustergültig vornehm würden sie beide aussehen, wie ein Brautpaar aus dem Pariser Faubourg St. Germain. Und vornehm sollte auch ihre Haushaltung sein, ihre Empfangsabende z. B. etwas feierlich-langweilig, nicht wie bei ihrem Bruder, wo es so leicht, trotz aller Großartigkeit, harmlos-gemütlich wurde. Sie bevorzugte die Grandezza, wie man sie ihr aus großen englischen Häusern beschrieben; Hetty Green schwärmte davon, obgleich sie sie nur aus Büchern kannte und sich ihr kurzes Leben lang erbärmlich durchgequält hatte. Hetty Green sollte ihr eine Art Hofdame werden.

II.

Alexander Laroche hatte nach langem Hin und Her einen Weg gefunden, seiner Schwester Wunsch zu erfüllen, und der Weg schien ihm alle Vorteile zu vereinigen. Er ging nämlich zu Fürst Laskar als zu einem nahen, wenn auch jüngeren Freunde seines verstorbenen Vaters und teilte ihm mit, wie viel Sorgen ihm Hellas Zukunft bereite. Nach

dieser Einleitung entwickelte sich alles ganz natürlich; Hella hätte sich nach Art verwöhnter Kinder etwas Unmögliches in den Kopf gesetzt, und Alexander bat schließlich Fürst Laskar, er möge selbst der eigensinnigen kleinen Schwester sagen, wie phantastisch das Zukunftsbild sei, das sie sich erträumt hatte.

Auf diese Weise brauchte Fürst Laskar sich fürs erste gar nicht weiter auszusprechen, und die Angelegenheit ruhte jetzt zwischen ihm und Hella; Alexander und Anna waren aus dem ersten Treffen. War Fürst Laskar wirklich so gänzlich unvorbereitet und überrascht, wie er sich vor Alexander gestellt hatte? Hatte er sich nicht selbst schon einige Male gewundert, wie sehr ihn die junge Schönheit anzog, die sich so sichtlich um ihn bemühte? Hatte er nicht im Laufe der letzten Monate, seitdem er zuerst den Sinn ihrer langen, bewundernden Blicke sich gedeutet, etwas längst Vergessenes empfunden? Es war, als ob sein Herzschlag seitdem rascher geworden und die Welt lichter, als ginge ihm die Arbeit leichter von der Hand, als läge ein Morgenglanz über dem ganzen Tage. Alles, was gleichgültig und alltäglich geschienen, bekam einen neuen, ihm noch nicht ganz verständlichen Sinn, manchmal war ihm, als sei er nach langem Schlafe zu hellerem Bewußtsein erwacht. Er lächelte vor sich hin, wenn er an irgend eine kindliche, etwas dreiste Äußerung Hellas dachte. Sie glaubte ja in ihrer jugendlichen Sicherheit, alle Dinge hätten nur eine Seite und zwar die, welche sie sah. Ganz klar war er sich aber über den Eindruck, den Hella auf ihn gemacht, nicht geworden. Er war im halbdämmerigen Unterbewußtsein seiner Seele geblieben.

Jetzt aber, wo Alexander Laroche mit ihm gesprochen hatte, fragte sich Fürst Laskar zum erstenmal, ob er nicht im Begriff stünde, eine Torheit zu begehen? Er wußte, daß seine Unterredung mit Hella nur das eine Ende haben konnte; eigentlich hatte er ja seit Monaten instinktiv auf dies Ziel losgesteuert — es schmeichelte ihm unsagbar, daß dieses bildschöne junge Wesen, dem die ganze Welt zu Füßen lag, ihn, den ernsten, älteren Mann zum Gatten erkoren. — Aber wie oft hatte er von den Nachteilen einer Ehe zwischen Leuten so verschiedenen Alters gehört. Er war fast dreißig Jahre älter als sie . . . Dies war das einzige Bedenken, das er erwog, daneben die leise Gene, daß er in die lächerliche Figur eines jungen Ehemanns kommen sollte. Es war entschieden peinlich; gewisse Dinge stehen einem in reifen Jahren nicht, man muß sie in der Jugend abgemacht haben . . .

Er sann nach und beschloß, sich eventuell im Auslande trauen zu lassen, und einige Monate Urlaub zu nehmen. Seit vielen Jahren hatte er den Mangel einer Häuslichkeit empfunden; seine Stellung bekam ein anderes Gewicht durch eine Frau und nun gar durch solche! Wäre Hella zehn Jahre älter gewesen, so wäre sie nach Vermögen und Herkunft die

ideale Lebensgefährtin. Ihre Jugend sollte schließlich kein Hindernis sein! — Er war Politiker und griff nach dem Erreichbaren und griff auch schnell zu. Die Frage, ob er frei sei, legte er sich überhaupt nicht vor; auch nicht die, ob er ein Unrecht an Hella begehe; sie hatte ihn ja erwählt! Er fuhr sofort zu ihr, um sie aus ihrer gewiß peinlichen Ungewißheit zu befreien . . .

Hella hatte sich den Bescheid ihres Bruders, Fürst Laskar wolle persönlich mit ihr verhandeln, natürlich nicht anders deuten können, denn als die Erfüllung ihres Wunsches. Das Blut stieg ihr heiß in die Wangen, aber sie warf den Kopf stolz in den Nacken: „Nun komm her, Leben,“ sagte sie halblaut, als stünde es vor ihr, „jetzt meistere ich dich!“ Was würde Hetty Green zu ihr als Fürstin Toleadu sagen?!!

Der nächste Gedanke galt ihrer Toilette. Sie mußte sich in Weiß kleiden, so hatte sie es sich ausgedacht. Sie sah ihn ins Zimmer kommen — es war fast, als hätte sie das Bild in einer illustrierten Zeitung bereits einmal erblickt, so klar stand es vor ihr mit der Unterschrift: „Eine fürstliche Braut“ — Er träte ein und sie ginge ihm entgegen oder umgekehrt: das Kleid mußte aus weichem, anschmiegendem Stoffe sein, nur nichts Rauschendes.

Sie klingelte und ließ ein weißes Tuchkleid aus dem Garderobenzimmer bringen; als sie es vor sich sah, gefiel es ihr nicht, es war keine Abendtoilette. Sollte sie sich zu crêpe de chine entschließen? Er kannte das in Frage kommende Kleid aber schon, und sie mußte heute etwas ganz Besonderes anlegen. Ihre Stirn zog sich in Falten, sie wollte die Kammerfrau zur Rede stellen, daß sie doch nie das Passende habe, als diese ihr ein mit Goldspitzen besetztes weißes Kleid brachte, das erst vor zwei Stunden von einer großen Firma zur Ansicht geschickt worden war. Ja, das ging!

Es war sogar fast das Richtige, es entsprach beinah ihrem Phantasiebilde, nur die Goldspitzen störten sie. Sie probierte das Kleid an — natürlich hatten ihre gewitzigten Hoflieferanten es auf ihre Gestalt berechnet. Der Schnitt war wundervoll und gab die Illusion des Stoffes, der nur um ihren schlanken Körper drapiert worden. Hella berauschte sich vor dem großen Spiegel an sich selbst. Sie sah sich im Geiste unten im großen Saal, wo ein Holzfeuer im Kamin brannte und rötliche Lichter auf ihr weißes Gewand warf. Ihr gegenüber der schlanke schöne Mann in seiner goldgestickten Uniform mit der unvergleichlich ruhigen Grazie seiner Bewegungen! . . .

Ja, so war das Leben, wie sie es sich geträumt, wie sie es sich formen wollte, wie es sich verlohnte, gelebt zu werden, wie sie es genießen wollte, mit stets erneuten Schauern der Wonne.

Sie war fertig; sie hatte keinen Schmuck angelegt, nur als Taillenabschluß eine kostbare Gürtelschnalle, ein altes Erbstück in ihrer Familie,

von dem sie wußte, daß es türkischen Ursprungs sei. Es sollte das Geschenk eines Sultans an einen ihrer Vorfahren gewesen sein, und es hieß, Menschenblut klebe an jedem einzelnen kostbaren Steine. Hella liebte dies Stück besonders. Wenn sie es anlegte, erweckte es in ihr stets die Vorstellung, als sei sie Sultanin: vor ihr knieten ungezählte Sklaven, und sie selbst beugte sich nur vor einem einzigen, ihrem Herrn über Leben und Tod! Wie oft hatte sie sich das im Geiste ausgemalt!

Er sollte jetzt nur kommen und sich ihr Jawort holen!

Sie ging voll von ihren stolzen Träumen im Zimmer auf und ab. Die Jungfer sah sie bewundernd an und meinte, sie wäre noch nie so schön gewesen. Freilich fühlte Hella in diesem Augenblicke, als würden sich alle Wunder der Welt vor ihr enthüllen, als täte sie den ersten Schritt in ein Leben, das reich an ungeahnten Emotionen sei, in die sie sich stürzen wollte, wie in einen endlosen Ozean. Alles vibrierte in ihr. O, das herrliche Dasein, das vor ihr lag!

Hella hörte den bewundernden Ausruf der Jungfer; das arme Ding schmeichelte ihr immer und redete ihr stets zu Munde — hätte sie plötzlich eine Krankheit fingiert, so würde Berta mit derselben Überzeugung geschworen haben, ihre Herrin habe noch nie so bleich und elend ausgesehen! Es tat ihr doch wohl zu hören, daß sie schön sei, sie hörte es freilich oft, wo sie ging und stand, doch es ward ihr nie zu viel. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie der Jungfer sagen sollte, wen und was sie erwarte; der Stolz verbot es ihr aber.

Berta schien etwas zu wissen oder zu ahnen. Unter vielen Entschuldigungen brachte sie eine Bitte vor: Hella möchte die Gürtelschnalle abnehmen, an einem solchen Tage könnte sie ihr Unglück bringen.

Hella wandte sich ihr ärgerlich zu.

„Was ist das für ein Gerede! Nichts bringt einem Unglück, nur der Aberglaube.“

„Gnädiges Fräulein haben mir selbst gesagt, es klebe Menschenblut an diesem Geschmeide, und es fordere immer wieder Menschenblut!“ —

„Und warum auch nicht!“ entgegnete sie schneidend kalt. Sie hatte nichts dagegen. Menschenblut sollte um sie fließen — wie einst um Helena!

Da meldete der Diener, die gnädige Frau ließe bitten, Fürst Laskar sei vorgefahren.

Anna war durch ihren Mann von allem unterrichtet, wollte aber so wenig wie möglich mit dieser ihr unsympathischen Heirat zu tun haben und hatte daher beschlossen, fürs erste nicht in den Salon zu gehen. Fürst Laskar wäre alt genug, um keine Ehrendame nötig zu haben, bemerkte sie spöttisch zu ihrem Manne. Sie selbst fühle sich jedenfalls zu jung zu einer solchen.

III.

Laskar Toleadu stand wirklich, als Hella in den großen gelben Salon eintrat, wie sie es sich ausgedacht hatte, am Kamin und noch dazu in einer so eleganten Pose, als sollte er gemalt werden; ihm war sie aber natürlich. Er hatte augenscheinlich nicht erwartet, daß jemand von der Seite eintreten würde und auch nicht, daß sie, Hella, es sein würde. Überrascht ging er ihr entgegen; sie nahm ganz kleine, langsame Schritte, um den Reiz dieser Szene nicht zu verderben. Sie sagte sich: dies sei also nun die erste Begegnung. Schade, daß sie sich selbst in dem schönen Bilde nicht sehen konnte, und keiner da war, es zu fixieren. Sie wollte einen Blick in den großen Spiegel werfen, aber sie konnte die Augen nicht erheben . . .

Es war doch ganz anders, als sie es sich eben ausgemalt hatte, sie fühlte sogar, daß ein eisiger Schauer sie überlief und ihre Glieder zitterten, als sie nun in einem der Lehnstühle vorm Feuer Platz genommen hatte. Wie töricht von ihr, sich so die schöne Stunde selbst zu verderben! In Gedanken hatte sie ihm in ihrem Zimmer so stolze und großartige Worte gesagt, und jetzt fühlte sie sich wie ein Schulmädchen vor ihm und fand keine Silbe; sie befürchtete, daß er sich an ihrer Verlegenheit weiden und lächelnd, wie schon so oft, auf sie herniedersehen würde — denn er stand hochaufgerichtet ihr gegenüber. Als sie aber endlich den Mut fand, zu ihm aufzublicken, sah sie einen anderen als den erwarteten Ausdruck in seinen Augen, ganz etwas Neues, was sie erschauern machte, was ihr fast den Atem raubte, stand in ihnen geschrieben — was war das nur? Was meinte er damit? War er ihr böse? Er hatte ja plötzlich ganz andere Augen!

Als er sie vor sich sah, begriff er nicht, daß er sie schon monatelang gesehen, ohne sich klar zu machen, was er für sie empfände! Und wenn es tausendmal ein Unrecht, ja, eine Todsünde gewesen wäre, er hatte keine Wahl, er mußte sie begehen, die Leidenschaft, die sinnlose Leidenschaft war in ihm erwacht; vor ihrer wunderbaren Schönheit verging ihm Hören und Sehen. Und sie hatte ihn gewählt, ihn, unter all den Hunderten, die ihr zu Füßen lagen! — Nur sie nicht erschrecken, nur die Rolle weiterspielen, in der er ihr gefallen hatte. Es währte nur wenige Sekunden, da hatte er seine volle Selbstbeherrschung wiedergefunden, und er sah, wie die Befremdung aus ihren Zügen wich und sie wieder froh und glücklich lächelte. — Sie schätzte an ihm seine kühle Überlegenheit, das hatte sie ihm ja schon oft scherzhaft gesagt.

So rollte er sich mit vollendeter Sicherheit einen Stuhl in ihre Nähe, und anstatt zu stammeln und zu stöhnen, sagte er ihr, sie wisse nicht, was sie ihm angetan durch ihr rührendes Vertrauen; die Hingabe

seines ganzen Lebens würde nicht genügen, um seinen Dank auszudrücken. Würdig der Ehre, die sie ihm erweisen wolle, indem sie sein Herz und seine Hand annähme, könne er zwar nie werden, kein Mann könne das, aber er würde nur noch das eine Ziel auf Erden haben, ihre Huld zu erobern und zu verdienen . . .

Wenn es auch nach Phrase klang, was er in seiner leisen eintönigen Stimme ihr so eindringlich sagte, so war es doch genau das, was Hella in Romanen gelesen und was sie zu hören wünschte. Die vollendete Form des stereotypen Edelmanns liebte sie an ihm, und hier bot er sie ihr. Eine unbeschreibliche Glückseligkeit durchflutete sie, es war ihr beinah, als müsse sie aufschluchzen vor innerer Erregung, aber sie bezwang sich. Die ruhige Harmonie dieser Szene sollte nicht gestört werden.

„Sie dürfen mir nicht so schöne Dinge sagen, wirklich nicht," erwiderte sie und schüttelte energisch den kleinen schön frisierten Kopf. „Ich weiß sehr wohl, wie hoch Sie über mir stehen, wie viel klüger und besser Sie sind als ich, aber nur einem Manne, der mein Herr und Meister ist, kann ich . . ." sie stockte und setzte dann, obgleich ihre Stimme zitterte und ihre Hand eiskalt geworden, weil sie nicht das richtige Wort fand, „mich anvertrauen" hinzu. „Lieben" oder „heiraten" war sie nicht imstande gewesen, vor ihm auszusprechen. Sie begriff gar nicht, woher das nur kam? Ihm zog eine Wolke vor die Augen: dies wunderholde Wesen wollte wirklich sein werden? Wieder war ihm, als übermanne ihn sein Gefühl, aber er überwand es von neuem und sagte, in den alten väterlichen Ton verfallend: „Seit wann weiß denn die kleine Miß Hella" —, so nannte er sie schon lange scherzhaft — „ob ich nicht ein harter Herr sein werde?"

Ihm war in diesem Augenblicke wirklich, als könne er ihr ein harter Herr sein, als würde er sie erbarmungslos in seinen Armen zerdrücken, sie nie wieder frei lassen. — Nein, nein, doch nicht, nur den Saum ihres Gewandes möchte er küssen; den kleinen rosigen Fuß, den sie für immer auf seinen Nacken setzen sollte, einmal mit seinen Lippen berühren . . .

Sie erzählte, wo sie ihn zuerst gesehen; seit Monaten speicherte sie die Schätze all dieser Geheimnisse auf; in Gedanken hatte sie ihm dies alles schon oft anvertraut: Als sie aus dem Ausland angekommen, war er zufällig auf dem Bahnhofe gewesen, da er von einer Inspektion zurückkehrte. Ob er es wirklich nicht wisse? Das Datum könne er in jeder Zeitung nachschlagen!

Er entsann sich nicht, sie damals erblickt zu haben, aber sie hatte es schon am nächsten Tage an Hetty Green geschrieben, und zwar mit den Worten: „Ich bin meinem Schicksal begegnet! Ihn oder keinen!" —

Er meinte, das Schicksal stelle man sich meist in dräuender Gestalt vor, er fühle sich gar nicht geschmeichelt, ihr einen so furchtbaren Eindruck gemacht zu haben! Sie lachte und meinte, er wolle nur hören, daß seine Schönheit ihr unter Hunderten, ja Tausenden aufgefallen sei — es gäbe auch nicht seinesgleichen! Männer seien nämlich eigentlich viel eitler als Frauen und Mädchen . . . Ein bißchen eitel sei sie freilich auch; sie wolle einen schönen, einen vornehmen Herrn und Gebieter haben! . . .

Er protestierte gegen ihre Eitelkeit, sie sei fehlerlos, von unfaßbarer Reinheit, und er bat um Erlaubnis, ihr sagen zu dürfen, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht habe und wo er zuerst gefühlt, daß sie für ihn mehr als Leben oder Tod bedeute. — — Hella unterbrach ihn, das sei nur eine Phrase, aber er möge ihr nur erzählen, wie unbedeutend, kindisch und ungeschickt sie damals gewesen sei. Sie wisse schon, wovon er reden wolle, von ihrer Begegnung beim Hofkonzert, wo sie sich so töricht benommen und gar nichts zu sagen gewußt hätte, trotz seiner freundlichen aufmunternden Worte. Abends im Bett sei ihr erst eingefallen, was sie hätte erwidern können und sollen . . .

Er sprach aber gar nicht vom Hofkonzert, er entsann sich keines Augenblicks, wo sie nicht ebenso geistreich wie bezaubernd gewesen sei, er dachte an einen Abend im Theater, im Othello war es gewesen, da hatte sie geäußert: sie glaube nicht an Mißverständnisse zwischen Leuten, die sich liebten . . .

Welch einen eigenen Klang hatte das Wort „liebten“ in seinem Munde! . . . Ob sie noch wisse, was sie dabei über Eifersucht gesagt habe?

Hella besann sich nicht gleich darauf; sie wurde aber sehr rot, als er ihr leise wiederholte, es sei ihm wichtig, was sie darüber denke, denn er würde sehr eifersüchtig sein, sehr! . . .

Nun fiel es ihr ein! Sie hatte einmal behauptet: wahre Liebe schlösse nach ihrer Meinung Eifersucht aus. Jetzt sollte sie gestehen, ob sie das immer noch glaube? Er nahm ihre kleine gepflegte Hand — ein Wunder an Natur und Kunst — in seine beiden Hände, und da gestand sie, leise zitternd: nein, sie glaube nicht mehr, daß wahre Liebe Eifersucht ausschlösse — wenn er je eine andere so anschauen sollte oder angeschaut hätte wie sie in diesem Augenblicke, würde sie ihn und die andere totschießen — obgleich sie noch nie eine Pistole in der Hand gehabt habe!

Darüber war er nun ganz außerordentlich entzückt, nämlich über die Aussicht, totgeschossen zu werden — und wollte ihr eben sagen, was er tun würde, wenn je ein Sterblicher wagen sollte, den Saum ihres Kleides zu berühren, aber da unterbrach sie ihn schon: Von ihrer Liebe könne er stets überzeugt sein, sie habe ihn ja gewählt und liebe ihn viel mehr als er sie!

Ehe er antworten konnte, trat Anna in den Salon, und nun begann das Konventionelle.

Es kamen verschiedene Gäste zur Mahlzeit, und die große Neuigkeit wurde allen mitgeteilt. Hella wartete sehnsüchtig auf einen Augenblick, wo sie ihm unter vier Augen noch etwas sehr Wichtiges, was ihr das Herz abdrückte — es war ihr wieder zu spät eingefallen — sagen könnte. Aber schließlich war es ihr auch so ganz recht. Wenn sie nur mitansehen konnte, wie wunderschön er seine Rolle vor ihr spielte! Er war genau wie immer, geistreich und ironisch im Gespräch; er vergaß nicht einmal den auf 10 Uhr angesetzten Ministerrat. Wußte er, daß er gerade so ihr am liebsten war, und wollte er nur noch das eine: ihr gefallen?

In einem Monate ungefähr sollte schon die feierliche Vermählung stattfinden; das war im Lauf des Abends zwischen Fürst Laskar und Alexander festgesetzt worden. Hella war wunschlos glücklich, als sie am Abend mit raschen, energischen Schritten in ihr Schlafzimmer kam, um sich von Berta mit gewohnter Geschicklichkeit entkleiden zu lassen. Die Jungfer hatte ihre untertänigsten Glückwünsche ausgesprochen, Hella hatte gar nicht hingehört, so befangen war sie von ihrem Glücksgefühl; sie fragte sich, ob es eine größere Seligkeit geben könnte, als die, welche sie durchflutete? Und so sollte nun das ganze Leben an seiner Seite sein — es war nicht zu fassen. Sie schrieb „Fürstin Laskar Toleadu“ auf einen kleinen Block, der vor ihr auf dem Toilettentisch lag. Sah „Fürstin Helene Toleadu“ nicht etwa besser aus? Den Kindernamen „Hella“ würde sie natürlich fallen lassen, Helene klang viel würdiger und war doch auch ihr Taufname, obgleich niemand sie je so genannt hatte.

Sie war eigentlich noch besonders stolz, daß der Fürst in den Ministerrat gegangen war; es war vornehm, nicht viel Wesens aus einer Verlobung zu machen. Nur kleine Leute hocken immer zusammen, die Frau eines großen Staatsmanns konnte doch nicht erwarten, daß er den Abend zu ihren Füßen kauere!

Berta hatte die Gürtelschnalle vor ihre Herrin hingelegt, Hella dachte dabei mit sich kräuselnden Lippen an den Aberglauben vom Menschenblut, aber sie dachte auch an die berühmten Toleaduschen Juwelen, von denen sie viel gehört, besonders von einem Halsband großer Perlen ... Ob er es ihr zum Hochzeitstage bringen würde? Hoffentlich schon früher ... Und in dieser Aussicht schlief sie ein.

Alexander und Anna Laroche aber schliefen gar nicht: diese Verlobung drohte sie mit ihren besten Freunden zu entzweien. Der Eindruck, den diese geplante Verbindung auf die ganze Gesellschaft gemacht zu haben schien, war der denkbar ungünstigste.

IV.

Als Fürst Laskar am nächsten Mittage vom Ministerium in sein eigenes Haus — denn er hatte keine Dienstwohnung — zurückkehrte, ward er schon unten im Flur vom Pförtner benachrichtigt, daß der Diener Baron Dalmos zwei-



mal dagewesen sei und ein Billett der Baronin abgegeben habe. Fürst Laskar wachte wie aus einem Traume auf, und ein unerklärliches Herzklopfen erschreckte ihn. Er war seit zwei Tagen nicht dort gewesen!

Eiligen Schrittes ging er an seinen Schreibtisch und las den kurzen Brief: „Lieber Freund, ich bitte Sie, sobald wie möglich bei uns vorzufahren, es ist uns ein Unglück zugestoßen. Hortense."

Es mußte irgend etwas Schlimmes geschehen sein, er sah es an der Schrift, an der ganzen Art des Billetts — sollte der einzige Sohn erkrankt oder gestorben sein?

Er klingelte und ließ den Wagen wieder vorfahren, um sich sofort zu Dalmos zu begeben. Unterwegs dachte er an Hella, an seine nun offizielle Verlobung. Wie würde Hortense sie aufnehmen? Sie war ja eine vernünftige Frau . . .

Schon an der Dienerschaft im Dalmoschen Hause erkannte er, daß irgend etwas Außergewöhnliches vor sich gegangen war; nichts von der sonst das Vorzimmer charakterisierenden Ruhe war mehr vorhanden. Der Kammerdiener, der eine Vertrauensstelle im Hause einnahm, flüsterte dem Ankommenden sofort zu: „Bei einem Haar hätte der Herr das ganze Haus in Brand gesteckt . . . Sich selbst hat er arg zugerichtet . . ."

„Wie denn? Was denn?" stieß der Fürst hervor und sprang eilig die Treppen hinauf in das Schlafzimmer des Barons.

Noch ehe er es erreicht hatte, kam ihm die Baronin wie verstört entgegen: „Laskar," flüsterte sie mit heiserer Stimme, „Gott sei Dank, daß Sie endlich da sind, helfen Sie mir, schaffen Sie mir große Dosen Morphium, ich kann ihn nicht leiden sehen, alles andere lieber!" Sie brach in Tränen aus. „Dies arme, unglückliche Wesen nach einem solchen Leben auch noch diesen qualvollen Tod! Nein, das kann ich nicht ertragen. Die Ärzte verstehen mich nicht, sie zucken die Schultern und sagen, das dürften sie nicht! Was sie nicht dürfen, darf ich, darf das menschliche Mitleid, und Sie, Laskar, Sie werden mir helfen!"

Sie klammerte sich mit beiden Händen an seinen Arm und fuhr fort: „Am besten wäre es, wir könnten ihm Chloroform geben, damit er nicht mehr leidet — er jammerte laut vor Schmerz, und das kann ich nicht aushalten — O, wäre doch ich voller Brandwunden und nicht er . . . So ein armes Lebewesen, das keine Vernunft dagegen einzusetzen hat!!"

Laskar suchte die überregte Frau zu beruhigen, aber es war nicht möglich, sie drängte ihn fort, damit er ihr mehr Morphium verschaffen sollte. —

Fürst Laskar hatte dem Kammerdiener unten im Vorbeigehen ein Zeichen gemacht, sich zu ihm auf den Rücksitz des Wagens zu setzen, damit er ihm unterwegs erzählen könnte, wie dies Unglück eigentlich geschehen wäre.

Ein unbegreiflicher Zufall! Die Baronin hatte in der Früh wie immer mit ihrem Manne gefrühstückt und sich dann an ihre Toilette begeben, der Wärter war beim Kranken geblieben, der so harmlos und stillzufrieden wie immer gewesen war. Einen Augenblick, den der Wärter ihn allein gelassen, hatte er aber benutzt, um mit seiner Zigarette — er rauchte von früh bis spät — die Gardine in Brand zu setzen. — So nahm man wenigstens an. Es hatte lichterloh gebrannt, als alle infolge eines markerschütternden Schreis ins Zimmer gestürzt waren. Der Baron habe, anstatt sich zu retten, wie vor Schreck irr mitten in den Flammen gestanden. Erst der Baronin sei es gelungen, ihn herauszuziehen, den Brand seiner Kleider zu ersticken. Sie selbst habe zwei Brandwunden davongetragen, der Herr aber augenscheinlich große und gefährliche, obgleich die Baronin sich direkt auf ihn geworfen, um die Flamme schneller zu ersticken. — Drei Ärzte seien sehr bald zur Stelle gewesen, da die Leute nach allen Himmelsrichtungen telephoniert hätten — die Baronin sei aber irrsinniger als der Herr . . .

Als Fürst Laskar nach kurzer Abwesenheit mit einer Morphiumlösung zu Dalmos zurückkehrte, traf er Hortense in der gleichen Aufregung an. Die Tränen rannen ihr übers Gesicht, während sie am Bette ihres Mannes kniete und immerfort seine Hand küßte. Er lag stöhnend in einem durch Betäubungsmittel hervorgerufenen schweren Schlaf.

„Sie wecken ihn nur auf, Hortense,“ sagte Laskar, nachdem er eine Weile ruhig daneben gestanden. „Kommen Sie einen Augenblick ins Nebenzimmer!“

Die sonst so ruhige, vernünftige Frau mußte doch endlich zu sich kommen! Sie schien aber nicht fähig, etwas anderes zu denken als das eine: wie sie ihrem Gatten die Leiden erleichtern konnte. Doch schließlich ließ sie sich dazu bewegen, das Krankenzimmer auf einen Augenblick zu verlassen. Laskar hatte unterdes mit einem der Ärzte gesprochen, der den Einfluß dieses Choks auf das nicht gesunde Herz des Kranken für verhängnisvoll hielt. Bestimmtes ließe sich aber nicht sagen, dieser Zustand könne noch acht Tage dauern.

„Das dürfen Sie nur nicht der Baronin sagen, sie leidet mehr als der Kranke,“ entgegnete Laskar und begab sich zu ihr. Er sah es klar vor sich: diese opferwillige Frau, die es nicht vertrug, jemand leiden zu sehen, würde, ohne auch nur einen Augenblick die Schwierigkeiten, die dadurch für sie entstehen konnten, zu bedenken, ihm Betäubungsmittel geben, bis er von seinen Leiden erlöst wäre. An die Folgen dachte sie in ihrer Güte nicht. Sie würde es, offen und ehrlich, wie sie war, nie ableugnen. Anklage — Gerichtsverhandlung, sensationelle Verteidigungsreden — das sah er im Geiste schon vor sich, und ihm schauderte . . . Denn er dachte an sich selbst dabei, an das, was die Welt sagen würde . . . Es war kein Geheimnis . . . Er durfte ihr auch nicht einen

Tropfen Morphium mehr verschaffen, es war schon schlimm genug, daß er ihr ein Fläschchen geholt, hinfort wollte er sie täuschen, nichts als klares Wasser wollte er ihr bringen! Wenn es die Leiden des Verletzten auch nicht beschwichtigte, so konnte es sein Leben doch jedenfalls nicht verkürzen. Und ihm graute, im Gegensatz zu ihr, weniger vor Baron Dalmos Leiden als vor den Folgen, die Hortenses Mitleid nach sich ziehen könnten.

Hortense ging jetzt unstät in ihren großen Salons auf und ab. Welch einen tragischen Anblick boten doch diese großen Säle mit ihrer verwelkten Pracht; die ausgeblaßten, schwerwattierten Damastvorhänge auf dicken, geraden Goldleisten vor den fünf Fenstern, die Sammettapete, deren Rot ebenso vergilbt war wie die Seide der Gehänge und Möbel, der altmodische Teppich, der den ganzen Fußboden bedeckte! Die Stimmung dieses Raumes, der ihn, Laskar, so oft neben dieser Frau gesehen, daß er selbst ein Stück des Mobiliars zu bilden schien, hatte ihn noch nie so überwältigt. Mehr als zwanzig Jahre hatten diese Zimmer unverändert so dagestanden. Gäste waren hier nie gewesen, nur sie, die jetzt so verzweifelte Herrin, ihr kranker Gatte und er selbst waren heimisch darin gewesen — heimisch, wie man es schließlich durch Gebrauch in fremden Kleidern wird. Des Barons Eltern hatten in der großen Welt gelebt und sich zu ihren Empfängen das nach damaliger Anschauung großartige Heim gebaut, in das durch die junge schöne Schwiegertochter neues Leben einziehen sollte. Bald darauf war alles so kläglich zusammengebrochen. Die schöne junge Frau hatte nur einen Beruf: Pflegerin eines Idioten zu sein. Es lebte ihr freilich ein Sohn, aber unter dem Druck der Verhältnisse hatte sie ihn früh von sich geben müssen, denn er konnte sie entbehren, sein Vater aber konnte es nicht.

All dies zog schnell und zum erstenmal in dieser Verbindung durch Laskars Sinn, als er der unstät in ihrer Herzensangst die Zimmer durchmessenden Frau wortlos den Arm reichte.

„Wie konnte das nur geschehen! Wie konnte solch ein Unglück eintreten! Der Mann (sie meinte den Wärter) war stets zuverlässig — einmal am Tage muß ich mich doch ankleiden — ich kann wirklich nicht dafür, das sage ich mir immerfort, aber ganz umsonst. Ich mache mir die furchtbarsten Vorwürfe. Es ist meine Schuld, es ist doch meine Schuld, daß er so leiden muß! Ich hätte es vermeiden können!"

Sie warf sich in einen Stuhl und schluchzte . . . Wie sollte er ihr in diesem Augenblicke klar machen, daß es doch schließlich kein Unglück sei, wenn ein armer Mensch, der lange aufgehört hatte, zurechnungsfähig zu sein, vom Leben erlöst würde. Sie schien für ihn übrigens nicht den Tod zu fürchten, nur das qualvolle Leiden.

Untröstlich fuhr sie fort:

„Konnte er denn nicht an einem Herzschlag sanft einschlafen?

Mußte dies Gräßliche kommen? Was habe ich denn getan, um so gestraft zu werden! War das ganze Leben nicht schon schwer genug für ihn und auch für mich?"

Alles, was ihr durch die Seele zog, legte sie wie immer vor Laskar bloß.

Von neuem stand sie auf, es duldete sie nicht hier; sie mußte ihn sehen, mußte sich davon überzeugen, daß er wirklich noch in einem Halbschlaf lag.

Laskar ergriff seinen Hut. Sie fuhr erschrocken zusammen: „Müssen Sie fort? Um Gottes willen, verlassen Sie mich nicht! Ist Ministerrat? Oder Landtagssitzung? Ich weiß gar nicht mehr, welche Tageszeit wir haben? Vier Uhr . . . Um zehn geschah das Unglück! Schon sechs Stunden sind seitdem verflossen . . ."

Er konnte sie wirklich in ihrer Verzweiflung nicht allein lassen, besonders da der Kranke eben wieder laut stöhnte. Sie kniete neben seinem Bett nieder, streichelte ihn und sagte, daß es gleich besser werden würde, daß sie ihn keinen Augenblick mehr verließe, daß Laskar auch da sei und es ihm so leid täte. Ach, was sagte sie nicht alles in ihrem rührenden Mitleide, im Bewußtsein, daß schon ihre Stimme ihn stets beruhigte. Laskar ging vom Krankenzimmer zurück in den Salon, schrieb auf ihrem Schreibtisch ein Wort, um sein Nichtkommen auf dem Ministerium zu entschuldigen. Dann dachte er an Hella. Von diesem Tisch aus ihr schreiben? Nein! Er hatte versprochen bei Laroches zu Mittag zu speisen, er konnte es aber nicht in dieser Stimmung, konnte es überhaupt nicht, ehe nicht Hortense von allem unterrichtet war. Und als er daran dachte, daß er es ihr unter diesen Umständen nicht mitteilen könnte, dachte er überhaupt zum erstenmal daran, wie er es ihr mitteilen sollte . . .

In seinen Augen war es seit Jahren nur mehr innige Freundschaft, die sie miteinander verband; diese Freundschaft war freilich auf dem Boden einer heißen Leidenschaft erwachsen . . . Wie er darüber nachsann, wußte er sich gar nicht mehr Rechenschaft abzugeben, seit wann die Leidenschaft eigentlich erloschen — und ob sie auf beiden Seiten wirklich erloschen war . . .

Als er vor fünf Jahren als Gesandter im Ausland gewesen, hatten sie sich noch täglich geschrieben und die Trennung bitter empfunden. Zum Minister ernannt, war er wiedergekommen. Die parlamentarischen Kämpfe, an denen sie lebhaft Anteil nahm, hatten die Zeit ihres Zusammenseins beschränkt; er hatte wenige Stunden für sie frei gehabt . . . Allmählich waren sie mehr gute Kameraden als Liebesleute geworden. — — Ihm war es dann erschienen, als sei gute Kameradschaft die ihr am meisten zusagende Form ihrer gegenseitigen Beziehung . . . Und dennoch! Mit welchem Entzücken, mit wie mädchenhafter Glückseligkeit

war sie ihm bei jedem Kommen entgegengeeilt! Hatte nicht manchmal in ihren Augen die schüchterne Frage gelegen: „Gefalle ich dir nicht mehr?“ Hatte er nicht gefühlt, daß sie sich manchmal wunderte, ohne je mit leisester Miene zu verraten, daß ihr die neue Form der Beziehung nicht die allerliebste sei.

Und nun sollte er ihr mitteilen, daß er sich vermählen würde? Es schien ihm plötzlich unmöglich. Wie hatte er sich nur verloben können, ohne vorher mit ihr darüber zu reden? Es war ihm selbst unerwartet gekommen. Wie sollte er es ihr sagen — und was würde sie erwidern? Konnte sie wie jede andere sagen: „Ich wünsche Ihnen Glück“? Nein, das konnte sie nicht, sie hatte noch nie ein banales Wort sinnlos nachgesprochen — und vielleicht würde sie ihm nicht einmal Glück wünschen? Lügen konnte sie nicht!

Ihm wurde siedend heiß. Würde sie ihm in ihrer spontanen Art mit einem Jubelschrei: „Wie schön!“ um den Hals fallen? Möglich wäre es, sie war so selbstlos . . . Er malte sich die Szene aus; da trat sie wieder ein.

„Laskar,“ rief sie, „besorgen Sie mir Chloroform, er leidet Höllenqualen, ich ertrag' es nicht!“ —

Er sprang auf: „Das geht nicht, Hortense, Sie müssen auch an sich denken . . .“

„An mich denken?“ unterbrach sie ihn verwundert. „An mich? Ich denke ja auch an mich, denn sein Leiden durchschneidet mir das Herz.“

„Aber was könnte man sagen, welches Motiv würde man Ihnen unterlegen, Hortense? Sie wissen, daß die Welt nicht an selbstlose Güte glaubt!“

Er sah ihr tief in die Augen, und sie erblaßte. „Versprechen Sie mir, nichts zu tun, bis ich Ihnen den Doktor Fuchs schicke, der ist nicht nur ein Arzt, sondern auch ein Mensch.“

Mit flüchtigem Gruße eilte er davon. Sie hatte ihn anfangs gar nicht verstanden, dann aber seine Worte auf ihr gegenseitiges Verhältnis bezogen. Sie glaubte, er hätte andeuten wollen, die Welt könnte ihr unterlegen, daß sie frei werden wolle, um Laskar zu heiraten . . . . . .

Wie schrecklich war gerade dieses Mißverständnis in diesem Augenblicke!

Erst nach einigen Stunden kehrte Fürst Laskar ins Dalmosche Haus zurück. Er hatte es nicht übers Herz gebracht, nicht zu Hella zu gehen, und hatte es so gut getroffen, daß er sie inmitten des vollen Salons einige Zeit allein hatte sprechen können. Sie war ihm mit ausgestreckten Händen bis an die Türe entgegengeeilt und hatte mit ihrer reizenden Natürlichkeit und Ungeniertheit laut gefragt: „Ist es Ihnen auch immer noch nicht leid geworden? Haben Sie sich auch nicht über Nacht eines anderen besonnen?“

Es war reizend, wie stolz sie darauf war, ihn gewählt zu haben;

sie betonte es so laut, daß Laskar sich bang fragte, ob es ganz natürlich wäre, so gern und so viel davon zu sprechen? Ob dies nicht eigentlich ein wahres, tiefes Gefühl ausschlösse? Schließlich tröstete er sich damit, daß es die ihr eigene, besonders originelle Art der Liebe sei. Jedenfalls war sie unwiderstehlich in dieser Form, wie sie um ihn warb, mit dem sicheren Takt des Weibes, das genau weiß, welch ein Gnadengeschenk jedes ihrer Worte für den Mann ist, den sie sich auserkoren hat.

Lange bei ihr zu bleiben, getraute Laskar sich nicht. Er erzählte ihr darum von dem Brandunglück, das seinem Vetter Dalmo zugestoßen sei. Sie hatte schon davon gehört und fand es ganz natürlich, daß er bald dorthin zurückkehrte. Ihm wurde es aber sehr schwer, es zu tun. Er hatte eine merkwürdige Angst davor, allein mit Hortense zu sein.

V.

Zu seiner Erleichterung sah er mehrere Wagen im Dalmoschen Hofe, als er einbog.

Im Laufe des Nachmittags hatte sich die Kunde von dem Unfall des Barons verbreitet. Natürlich wurde das Ereignis verschiedentlich kommentiert. Im Munde der Leute stand es in enger Beziehung zu der überraschenden Verlobung des vergangenen Abends.

Wer aber auch davon hörte, fuhr sofort am Unglückshause vor. Hortense hatte zwar niemand sehen wollen; die nächsten Verwandten fragten aber gar nicht um Erlaubnis, sondern gingen in den Salon, während die Fremden ihre Karten abgaben.

Es waren wohl zehn Personen, darunter sieben Damen, die ihr Recht der Zugehörigkeit zu diesem Hause dadurch betonten, daß sie in flüsternder Unterhaltung im Salon zusammensaßen. Hortense war nur einmal auf einige Minuten zu ihnen hineingekommen und hatte sie flüchtig umarmt, sonst saß sie am Lager des jetzt gegen Abend von hohem Fieber geschüttelten Kranken. „Wenn er nur nicht leidet," das war der einzige Gedanke, der sie beherrschte. Der Wärter versicherte ihr stets von neuem, der Kranke habe kein Bewußtsein. Und dennoch streichelte sie seine Hände und flüsterte ihm liebkosende Worte zu. Und es war nicht nur Einbildung: der Ton dieser ihm vertrauten weichen Stimme wirkte selbst in den Fieberträumen beschwichtigend auf ihn.

Die Verwandten im Salon waren eigentlich weniger mit Dalmo als mit der Frage beschäftigt: „Ob Hortense die Verlobung schon wüßte und wie sie den Treubruch tragen würde?" Kurz ehe Laskar eintrat, hatte eine der Damen ihr Verdikt abgegeben, Hortense müsse es längst wissen, sie sähe wie ein Gespenst aus, über Dalmos Unfall könne sie unmöglich derart ihre Fassung verloren haben! Eine andere Verwandte machte den Einwand, Hortense sei immer exaltiert gewesen, aber der allgemeine Ein-

druck blieb der: sie beweine ihr eigenes Unglück, d. h. Laskars Untreue, in den Tränen, die scheinbar dem Gatten galten!

Laskar fühlte bei seinem Eintreten peinlich genug, daß man soeben von ihm gesprochen habe und daß seine Ankunft alle geniere. Mit gewohnter Sicherheit redete er aber sofort über das furchtbare Ereignis und betonte die Ironie des Schicksals, daß es gerade diesem so besonders gehüteten Kranken zustoßen mußte! Was für einen Lärm würde die Presse schlagen, wäre so etwas in einer Anstalt geschehen! Kurz, er plauderte so wie immer; ein Thema reihte sich ungezwungen an das andere, keine Pause trat ein, und doch dachte er die ganze Zeit: „Wenn diese Leute nur fortgehen wollten!“ Er wußte bereits, in welchen sensationellen Formen die Geschichte von Dalmos Verbrennung durch die Stadt lief. Es hieß allgemein: Hortense habe sich ein Leids antun wollen, als sie Laskars Verlobung erfahren, ihr Mann sei dazwischen getreten, habe ihr den Revolver entrissen — dabei sei auf irgend eine Art das Feuer entstanden. Je unwahrscheinlicher eine Geschichte, desto schneller pflegte sie sich zu verbreiten.

Bei der großen Zahl der Bekannten, die jetzt in Hortenses Haus ein- und ausgingen, konnte es nicht ausbleiben, daß man vor ihr auch einmal seine bevorstehende Verheiratung erwähnte. Und sie sollte sie doch nicht aus dem Munde Dritter, sondern von ihm selbst erfahren, er mußte ihr erklären, wie alles so unerwartet gekommen, wie er selbst nie daran gedacht hatte, sich zu verheiraten, bis der Funke ins Pulverfaß gefallen . .

Laskar sah Hella wieder vor sich stehen. Ja, der Funke hatte alles in ihm zur Explosion gebracht, die Vergangenheit war vertilgt, als hätte sie nie bestanden, die einzige Realität war ihm jetzt dieser Traum von Liebe und Leidenschaft . . . Aber wie sollte er Hortense die Tatsache unter den für sie so entsetzlichen Umständen mitteilen? Es war schwer, aber geschehen mußte es, denn in jedem Augenblick lag die Möglichkeit vor, daß jemand ihm in ihrer Gegenwart einen Glückwunsch aussprach. Er mußte wenigstens versuchen, die Leute aus dem Hause zu entfernen, die albern dort herumsaßen, um bei der Katastrophe anwesend zu sein. Darum stand er auf und ging leise ins Krankenzimmer. Hortense nickte ihm mit ihren tieftraurigen Augen zu; er sah, daß sein Kommen einen Strahl von Freude in sie gegossen, er sah auch, daß ihre Augen wunderbar schön waren, aber vor allem beherrschte ihn das drückende Bewußtsein, daß er hier, in dieser Atmosphäre des Todes, ihr unmöglich das sagen konnte, was doch so nötig schien. Mit jeder Stunde wurde es schwerer für ihn und auch für sie.

Nach einer Weile erhob sie sich aus ihrer knieenden Lage, trat an ihn heran und zog ihn in eine Ecke des Zimmers. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie, „daß Sie mir Doktor Fuchs sandten, er hat ihm wirklich geholfen. Nun leidet er nicht mehr, und nun trage ich es auch schon besser.“

Es war, als wollte sie ihn beruhigen, in der Voraussetzung, ihr Leid bedrücke auch ihn — wie einst! „Mir ist nur hin und wieder noch, als überfiele mich die sinnlose Angst! Mußte das noch kommen, Laskar, war es nicht schon genug, was wir zu tragen hatten?“

Was sollte er erwidern? Er sah sie mitleidig an und schlug ihr vor, sich niederzulegen; dabei zog er seine Uhr heraus. Es war beinah Mitternacht.

„O nein,“ wehrte sie ab, „solange er mich brauchen könnte, reicht meine Kraft.“

„Der Salon drüben ist noch voller Leute,“ fuhr er fort, „die Herrschaften können Ihnen doch unmöglich die ganze Nacht zur Last fallen wollen?“

Sie ließ sich sagen, wer noch dort war, und bat ihn darauf, den Verwandten mitzuteilen, jede augenblickliche Gefahr sei ausgeschlossen, sie danke für die Teilnahme, sei aber vor allem ruhebedürftig. Da der Doktor eben wiederkam und von der Möglichkeit einer Genesung sprach, sahen die Verwandten ein, daß die erwartete Katastrophe noch nicht bevorstand. Laskar brachte die Damen bis an ihre Wagen und kehrte dann zu Hortense zurück.

Er hatte die Absicht, mit ihr zu wachen, denn er war fest überzeugt, daß es des Kranken letzte Nacht sei. Er fand sich dabei selbstlos und aufopfernd wie immer.

Hortense hatte sich, weil die Ärzte am Krankenbett ihre Konsultation abhielten, in den jetzt leeren, aber noch hell erleuchteten Salon begeben. Dort saß sie, den Kopf zurückgelehnt, in einem der großen Sessel. Laskar fühlte, daß der richtige Augenblick gekommen sei, um ihr zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. Sie folgte mit weitgeöffneten Augen den Linien der Zimmerdecke; sie war todmüde und dennoch so überregt, als würde sie nie mehr ein Auge schließen. Die Kleider schienen ihr so lose um den schlanken Körper zu hängen, als sei sie in wenigen Stunden zusammengefallen; kalkweiß war das Gesicht, fast wie das einer Toten, eingerahmt von ihren tiefschwarzen Haaren.

Laskar sah sie an, als habe er sie noch nie gesehen, mit den Augen eines prüfenden Fremden. Er sah nicht die seelische Schönheit auf ihrem Antlitz, nicht die weichen Linien ihrer Gestalt, er sah nur das Verwelkte, Verzweifelte, das der Schmerz ihr und ihrer Haltung aufgedrückt. Sie schien ihm eine alte Frau, besonders neben Hella, die im Geiste immer vor ihm stand. Sie würde es selbst fühlen und verstehen, daß es für sie keine Zukunft gab, und daß er unmöglich sich an eine Vergangenheit fesseln könnte!

„Warum können wir nur die Frage nach dem Warum nicht lassen,“ fing sie plötzlich an, wie laut denkend. „Sie ist doch das Quälendste in

unserer ganzen Existenz! Warum gab uns die Natur, die unser Geschick nicht lenkbarer machte, als das der Pflanzen, nicht entweder dumpfe Resignation oder einen Einblick in die Notwendigkeit unseres Leidens? Aber das Höchste, was wir verstehen lernen, ist, daß alles auf Erden seine Bahn verfolgt, und es daher so viele sich endlos kreuzende, befehdende Bahnen geben muß. Jede verläuft, unbekümmert um die anderen, nach ihren eigenen Ursachen und Wirkungen . . . Was einer Flamme zu nah kommt, brennt, ob es uns lieb, ob es uns feind ist, ob es wertvoll oder wertlos; was durch einen Sturz zu Falle kommt, wird zerschmettert; und das Ungefähr, daß mich außerordentliche Begebenheiten mehrere Male trafen, ist in dem großen Gewirre der Milliarden von Ursachen und Wirkungen nicht einmal ein beachtenswerter Zufall . . ."

Sie schwieg, als solle er bejahen oder verneinen. Aber er sagte nichts, ihm waren ihre Betrachtungen nicht angenehm. Da fuhr sie fort:

„Das sagt man sich, sagt es sich tausendmal mit Verstand und Vernunft, und doch lebt das Gefühl der eigenen Verantwortung tief im Herzen. Immer ist mir, als wäre ich an allem schuld, was mich trifft, als hätte ich es vermeiden können."

„Das ist unnötige Selbstquälerei, Hortense! Was geschieht, geschieht unabwendbar," fiel er ein.

„Nein, nein," entgegnete sie und sprang auf — jetzt lag nichts Verwelktes auf ihr — „in diesem ‚Unabwendbaren' bin auch ich ein Element, und ich bin etwas Wandlungsfähiges! Hätte ich ihn nie allein gelassen!"

Sie schluchzte laut auf und eilte aus dem Zimmer wieder zum Kranken. Es war, als habe eine Manie sie erfaßt; sie wollte schuld an seinem Unfall sein. . . .

Auch Laskar war aufgestanden. Dies war am Ende doch ein günstiger Augenblick, um es ihr zu sagen? Sie war so ganz beschäftigt mit dem Sterbenden, daß es ihr jetzt kaum einen Eindruck machen könnte, erführe sie, daß er sich zu vermählen beabsichtige. Und sagen mußte er es. Sie kam eben zurück und schien etwas ruhiger. „Er leidet nicht" . . . sagte sie leise, „aber das Ende ist auch noch nicht da."

Er schlang seinen Arm um ihre schlanke Schulter, wie er oft, ach, so oft getan, und ging mit ihr nach alter Gewohnheit durch das große Zimmer auf und ab, nur damit beschäftigt, wie er es ihr mitteilen sollte.

„Ich möchte etwas von mir sagen, Hortense," begann er.

„Nicht jetzt, o nicht jetzt, Laskar," unterbrach sie ihn erschrocken, „ich weiß, daß du mir dadurch Trost und Stütze geben willst! Aber ich kann es in diesem Augenblicke nicht hören. Doch tief, tief im Herzen versteckt lebt es und trägt mich. Laß dir das genug sein, ich weiß, du verläßt mich nicht, ich vertraue dir ja . . ."

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, und er schwankte einen Augenblick wie ein Kranker . . . „Ich hätte so gern mit dir gewacht," stieß er heraus, „aber mir wird plötzlich so schlecht, daß ich nach Hause muß" . . .

Sie wollte ihn nicht fortlassen, sie sah, daß er litt, aber es duldete ihn auch keinen Augenblick länger hier, er glaubte ohnmächtig zu werden. Er stürzte förmlich aus dem Hause in die frische Luft. Es war entsetzlich, daß diese Frau in solcher Blindheit lebte, daß sie nicht seit Jahren schon gefühlt hatte, daß seine Leidenschaft erloschen und die Zärtlichkeit, die er ihr gab, nichts als ein Almosen war! Er liebte ihren Geist und ihre Seele, ja, aber sie hatte keinen Reiz mehr für ihn. Freilich eine Art Liebe war es, mit der er immer noch an ihr hing, und diese Liebe könnte ihr niemand rauben . . . Das war es, was er ihr sagen wollte, nun hatte er es gefunden, nun war endlich in ihn selbst Klarheit gekommen! Er würde sie natürlich nach wie vor lieben, seine bevorstehende Vermählung würde an seiner Beziehung zu Hortense nichts ändern und ging sie daher eigentlich nichts an!

In dieser Überzeugung begab er sich nach Hause, setzte sich an den Schreibtisch und teilte Hortense brieflich mit, daß er Hella Laroche heiraten werde und überzeugt sei, sie würde die Wahl dieses reinen holden Wesens billigen . . . Bisher habe er vor ihrem Leid und ihrer Trauer nicht von seinem Glück reden wollen . . . Zwischen ihnen beiden bliebe alles unverändert, das brauche er nicht erst zu sagen, sie sei ja sein besseres Ich, der schönste Teil seiner eigenen Vergangenheit, ja er würde sein Leben in jedem Augenblicke gern hingeben, wenn er das ihre dadurch heller machen könnte . . .

Laskar Toleadu hielt sich für vollkommen aufrichtig, als er das schrieb, es schien ihm, als habe er die erlösenden Worte gefunden! Ihm selbst war sein Inneres jedenfalls sonnenklar, und seine Angstgefühle schwanden. Seine Liebe zu Hortense wurde ja in keiner Weise durch seine Verlobung berührt. Dieser Gesichtspunkt war der richtige und söhnte alles aus. Er fuhr fort: Es gibt verschiedene Arten von Liebe, die, sich gleich an Wert, nebeneinander bestehen können; er liefere dafür den Beweis. Denn er liebe Hortense so wahr wie nur je, aber er liebe auch die süße reine Blume, die sich in so rührender Hingebung ihm erschlossen habe, und deren er würdig zu werden hoffe, soweit ein Mann solcher Reinheit überhaupt je würdig sei.

Als er dies zu Papier gebracht hatte, fiel ihm eine Last vom Herzen. Er adressierte das Kuvert und klingelte, damit der Brief sofort in ihre Hände käme. Er hatte den Zeitbegriff verloren und kam erst zu sich, als sein Kammerdiener ihm höflich bemerkte, es sei schon drei Uhr nachts und niemand außer ihm mehr wach. Laskar händigte ihm nun

den Brief aus mit dem Befehle, ihn am Morgen zur Baronin Dalmo zu schicken.

Und in dieser Nacht konnte er ruhig schlafen.

VI.

Hortense war im Salon sitzen geblieben, als Laskar sie so plötzlich verlassen. Sie war müde von dem langen, schweren Tage, und einen Augenblick lang fühlte sie nichts als ihre Müdigkeit und verfiel in eine Art Schlummer. Freilich dauerte dieser nur zwei Minuten, dann schreckte sie mit einem beklemmenden, die ganze Brust umspannenden Angstgefühl auf.

„Was ist geschehen? Um Gottes willen, was ist geschehen?“ stieß sie halblaut hervor. Niemand war da, der ihr hätte antworten können. Sie wußte es aber auch selbst schon, die Erinnerung kehrte voll zurück. Sie eilte in das Krankenzimmer, in dem Glauben, er wäre plötzlich verschieden. Aber nein, er atmete noch. Sie lehnte sich an die Wand und sah ihn an. „Verschieden,“ sagte sie sich traurig; wie lange war er eigentlich schon tot! Das Beste an ihm war längst nicht mehr am Leben, warum litt sie nur so unerträglich? Seine körperlichen Schmerzen waren gelindert, er atmete zwar noch, aber er fühlte nichts mehr. Sie hätte sich in Ruhe und Fassung mit dem, was geschehen, abfinden müssen, woher kam nur diese mit so quälender physischer Übelkeit verbundene Angst, die keine Vernunft in ihr aufkommen ließ? Beklemmen herannahende Todesschwingen alle feiner Empfindenden so? Oder drohte ihr noch ein anderes Unheil? War ihr Sohn etwa krank?

Fanny, die alte Wirtschafterin, hatte sich ein Herz gefaßt und war leise bis an die Türe des Krankenzimmers gekommen. Sie war schon im Hause von Hortenses Eltern das Faktotum gewesen; für Hortense selbst erst Kinderfrau, dann Kammerfrau und stets Vertraute.

Sie betete Hortense an, alles, was sie tat, war gut und edel, ihresgleichen gab es nicht auf Erden. Daß Fanny nicht ins Bett ging, wenn ihre Herrin noch nicht schlief, war natürlich; sie spürte auch nicht, daß sie 30 Jahre älter war als die Baronin. Das einzige, was sie beschäftigte, war die Sorge um Hortense. So öffnete sie behutsam die Türe, ging mit den trotz ihres starken Leibesumfangs leisen Schritten auf sie zu und beschwor sie, sich niederzulegen. Und nach einigen Einwänden gehorchte Hortense schließlich. Fanny brachte sie zu Bett und setzte sich statt ihrer in eine Ecke des Krankenzimmers, bereit sie zu rufen, wenn die leiseste Veränderung im Zustande des Kranken eintreten sollte.

Als der Morgen anbrach, saß Fanny noch immer da; der Kranke hatte sich seit dem Abend kaum gerührt. Der junge Arzt, der mit dem Krankenwärter gewacht hatte, sprach von der Möglichkeit, daß der Baron den Chok überwinden und noch genesen könne. Fanny sah in dieser Aus-

sicht zwar nichts Gutes für ihre Herrin, aber da sie wußte, daß es Hortense in diesem Augenblicke doch zur Beruhigung dienen konnte, begab sie sich in ihr Schlafzimmer. Durch die Jungfer erfuhr sie, daß die Baronin bereits aufgeweckt worden: vor einer Viertelstunde habe man ihr einen eiligen Brief vom Fürsten Laskar gebracht. So klopfte Fanny getrost an, aber ein, zweimal vergeblich, schließlich trat sie ein.

Hortense lag im Bett mit großen, starren Augen und einem Ausdruck, wie Fanny ihn noch nie gesehen. Sprachlos blieb sie stehen. „Ach, Sie sind's," sagte Hortense mühsam, aber die Augen starrten weiter, als hätte sie nichts gesagt. Fanny berichtete, was sie eben gehört. Sofort war Hortense mit den Füßen aus dem Bett hinaus. „Es gibt einen Gott im Himmel," stieß sie hervor, „er darf nicht sterben, darf nicht jetzt sterben!"

In demselben Augenblicke klopfte es stark an die Türe. Hortense hatte nur Zeit, sich schnell ein Morgenkleid überwerfen zu lassen, so dringlich verlangte man Einlaß . . . Es war der Arzt, der bestürzt meldete, alles sei vorüber, plötzlich sei das Herz des Kranken stillgestanden. — — —

Den ganzen Tag über ging es wie in einem Taubenschlage im Hause der Baronin Dalmo zu. Hunderte fuhren vor und gaben ihre Karten ab. Vorgelassen wurde keiner; niemand drang bis zu Hortense durch; den Toten durften die Näherstehenden sehen, die Lebende nicht. Sie hatte es Fanny auf die Seele gebunden, dafür zu sorgen, daß niemand sie belästige, aber auch wirklich niemand, unter keinem Vorwande! Die Augen der Kammerfrau hatten nur mit einem Aufblick gefragt, dann hatte sie verstanden, daß auch Fürst Laskar nicht vorgelassen werden sollte. Und nun wußte Fanny, daß es sich noch um etwas anderes handelte, als um den Tod des schwachsinnigen Herrn, um etwas ganz anderes. . . .

Aber wie wäre das möglich? Ihr stand der Verstand still. . . .

Es war Abend geworden. Hortense ging in dem großen Zimmer, das neben ihrem Schlafgemach lag, auf und ab. Bisher war sie gelähmt gewesen; jetzt wurde sie lebendig, und wie der Tag schwand, ward es Licht in ihr. Sie hatte wie ein hülfloses Tier bisher um sich gestarrt, sie hatte geschluchzt und gejammert und sich die Haare gerauft. Jetzt erwachte die Überlegung in ihr, und sie wurde wieder Mensch. Wie war es möglich, daß ihr, gerade ihr das geschehen konnte? Nicht die entsetzliche Katastrophe, durch die sie frei geworden, gleich nach dem Tage, als er einer andern das Wort gegeben, beschäftigte sie jetzt, nein, das war ein zufälliges, ein äußerliches Zusammentreffen, aber das Innerliche daran zernagte sie: Wie konnte der Mann, den sie liebte und der doch einst sie auch geliebt hatte, sich einer andern zuwenden? Es war keine Frage mehr, es war eine Gewißheit: er hatte es gekonnt! Vor dieser Erfahrung stand sie wie zerschmettert, sie hatte den Kern ihres Wesens

getroffen: mit ihrer eigenen Persönlichkeit war zugleich die ganze ideale Welt in ihr vernichtet worden, und nun versuchte sie, verwundet, ohnmächtig, täppisch zu ergründen, wie das hatte geschehen können? Ihr war, als sei ein Naturgesetz aufgehoben, als sei die Sonne im Osten niedergegangen; ihm hatte sie ja noch mehr vertraut als den Naturgesetzen und der Sonne. Blind hatte sie ihrer Liebe vertraut — und es war ein Irrtum gewesen! Der Mann, der sie geliebt, und dem sie in heißester Frauenliebe noch immer anhing, er hatte sich einer anderen zugewandt — nicht etwa in vorübergehendem Sinnenrausch, nein, zu ewiger, heiliger Gemeinschaft! Alles andere auf Erden hätte ihr möglicher geschienen als das! Sie begriff es wirklich nicht, es gab keine Erklärung dafür. — Aber geschehen war es, es war geschehen! Wie etwas Ungeheuerliches, mit dem sie sich abfinden sollte, das sie aber verschlang, so lag es über ihr. Sie dachte weiter. Vielleicht würde sie die Wunde, die ihrem Herzen geschlagen worden, im Laufe der Zeiten verwinden, die Schmach konnte sie nicht verwinden, nein, nie und nimmer! Sie selbst mit ihrer ganzen Vergangenheit war entehrt worden. Alles, was ihr heilig gewesen, sank in den Staub, wurde gemein. Sie hatte eingewurzelt die unumstößliche Ansicht, daß Mann und Frau sich nur dann einander ganz hingeben dürfen, gleichviel, ob nach den Gesetzen oder außerhalb ihrer, wenn das Gefühl, das sie zueinander zwingt, ein dauerndes, ein ewiges ist. Wenn die süße Fessel nicht bis zum Tode hielt, dann war sie aus Lug und Trug geschmiedet, nicht aus Liebe, die das Recht gibt, sich über die Gesetze zu stellen!

Nur wer für seine Liebe jeden Augenblick zu sterben bereit ist, darf es wagen, über Konvention und Sitte fortzuschreiten. Sie war doch eine ganze Frau, ein Mensch! Sie gehörte nicht zu den Libellen, die nur spielen und sterben! Die Art ist auf Erden freilich vielfach vertreten, aber sie gehört den Elementen.

Und nun hatte er durch seine Treulosikeit ihre Liebe zu einer Sünde, zu einer Gemeinheit gestempelt! Nun hatte er sie noch nachträglich hinabgezogen und besudelt! Sie war ihm nicht die eine, die einzige gewesen, sondern eine unter anderen! Das konnte sie nicht überleben. Aber, was noch weit furchtbarer war: es gab keine Möglichkeit, es ungeschehen zu machen. Ob lebend oder tot — sie war die Geliebte jenes Mannes gewesen!! —

Doch war das schließlich nicht nur eine Auffassung, eine Ansicht der Welt? Würde sie die nicht überwinden können? Machte ihr die etwas aus? Gewiß nicht. Aber vor sich selbst fühlte sie sich geschändet. Sie, die nach dem Höchsten auf Erden gestrebt, war plötzlich zu den Unwürdigen gestoßen, war in ihren eigenen Augen verfemt ... Sie schauerte zusammen; sie fühlte sich wie ein zerhackter Wurm, der sich noch ohnmächtig

krümmt, rettungslos dem Staub, der Verachtung verfallen. Daran war nichts zu ändern. . . .

Ihre große Liebe hatte bisher ihre Seele ausgefüllt, sie war ihr Stolz, das Unsterbliche, an das sie geglaubt, gewesen! Und nun war sie den Gesetzen des Werdens und Vergehens, wie ein Ding dieser Welt, unterworfen worden.

Wie unerträglich, vor sich selbst entwertet, gedemütigt dazustehen. Nicht einmal mit ihrem Blute wusch sie die Schande von sich ab!

Wie oft hatte sie ihm gesagt, wenn er früher an ihr gezweifelt hatte, ihre Liebe wäre stärker als der Tod. . . . Aber ihr Lieben war gegenstandslos geworden, da er ihre Gefühle, die er erweckt und an seiner Leidenschaft groß gezogen hatte, nicht mehr teilte! Sie liebte ihn heute so ausschließlich wie vor all den Jahren — nicht kühler, nicht ruhiger, nein, mit derselben Leidenschaft: „Du, du, nichts anderes birgt die Welt als dich!" —

Nichts im Leben hatte noch Wert, nichts bestand ohne ihn, ohne seine Liebe. Er war das Fundament ihres ganzen Vorstellungsbaus; sogar ihr Sehen, ihr Hören, ihr Fühlen schien mit ihm von ihr gewichen! Alle Menschen, außer ihm, waren ihr wie leblose Gegenstände gewesen, Tische, Stühle, Schränke, deren sie sich bediente, und an denen sie sich auch manchmal stieß, die ihr im Wege standen oder die Welt dekorierten! Nur Er war der einzige wirkliche Mensch für sie gewesen. Noch mehr, er war das Licht, durch das sie selbst die Gegenstände erst erkannte! — Und noch heute, wo er plötzlich ihr untergegangen war, mußte sie sich sagen: er war einzig, anders als alle anderen auf Erden. Aber das sagt jeder von dem Geliebten — es ist die uralte irrtümliche Wahrheit der Liebe. —

O die Leidenschaft, die furchtbare Leidenschaft, die alles verzehrt und das Zentrum des eigenen Seins aus dem Individuum fort in das andere, geliebte verlegt! Wer ihr verfallen, war eigentlich von Anbeginn zum Tode verurteilt. Und doch preisen die törichten Menschen den glücklich, der die Mitgift der Leidenschaft auf den Lebensweg bekommen — als sei der Flammentod schmerzlos, als töte nicht gerade er am qualvollsten.

Vom ersten Augenblicke an, wo sie seinen Brief erhalten, stand eins in ihr fest: daß sie seinen Verrat nicht überleben könnte und dürfte, daß ihr Leben verwirkt war. Aber das Wie und Wann war ihr noch nicht durch den Sinn gegangen. Die Mitteilung hatte sie zu sehr überwältigt. Laskar, der ihr bisher so eins mit ihr wie die eigene Seele erschienen, er hatte sich von ihr losgesagt und wollte eine andere zu seinem Weibe machen! Sie hatte seinen Brief im ersten, auflodernden Entsetzen entzweigerissen und verbrannt, als dürfe die Sonne dies Papier nicht bescheinen, als sei der Inhalt vernichtet, wenn der Brief nur erst zu schwarzen Flocken verkohlt

wäre. Aber sie hatte jedes Wort im Herzen behalten, es brannte nun in ihr fort . . . O, die Schmach, die er über sie gebracht hatte! Sie richtete sich auf und warf sich dann wieder nieder.

Und jeder wußte es, jeder würde sie bemitleiden! Einen Augenblick malte sie sich die unwürdige Rolle aus, die er ihr zugemutet hatte: Sie sollte ihn wiedersehen und die andere neben ihm. Sie sollte den Kopf hochhalten und heucheln, heucheln bis an ihr Ende. Und warum? Weswegen? Um weiter zu leben? Ein Leben ohne Sonne! . . . Nein, der Kranke, dem sie sich geopfert, war tot, dieser Beruf war erloschen, sie durfte sterben, denn Laskar war ihr das einzig Wertvolle am Leben gewesen; ihre ganze geistige Existenz wurzelte in ihm; für ihn hatte sie gedacht und gelesen, für ihn auf allen ihr erreichbaren Gebieten menschlichen Wissens sich unterrichtet, durch ihn und für ihn teilgenommen an den politischen Bestrebungen ihrer Heimat. Ohne ihn gab es überhaupt nichts, was des Atmens wert war . . . Sie hatte kein eigenes Sein, losgelöst von dem seinen, sie war nur die Null hinter dem Zähler gewesen — der Mann, der schreiben konnte, sie solle ruhig weiterleben, der hatte nie geliebt, hatte auch nie gefühlt, was er ihr war! Ihm schien die Liebe nur ein Glühlicht, das sich nach Bedarf abdrehen läßt, ihm war sie nie die feurige Glut des Vulkans gewesen, die alles niedermacht, was sich ihr entgegenstellt, und die allein das Daseinsrecht hat. Töten hätte sie ihn eher können, als ihn je wieder mit Augen sehen, je wieder seine geliebte Stimme hören . . . Nein, das konnte sie nie wieder! Sie sagte ganz unbewußt mit lauter Stimme: „Niemals!“

Mochten auch andere ähnliches erduldet haben, sie konnte es nicht. Es gibt Menschen, die nicht feige sind, die nicht alles auf Erden hinnehmen, sondern die laut schreien: „Dies nicht, dies dulde ich nicht! Hier hört das Recht von euch andern auf, hier bin ich, hier gelten nur meine eigenen Gesetze!“

Er hatte sie doch nie gekannt, daß er ihr das zu bieten wagte. Sie sollte auf demselben Erdballe mit ihm weiterleben, nachdem er ihr die Schmach des Verrats angetan? Wie hatte er sich das möglich gedacht? Die geschriebenen Gesetze strafen freilich nur den Meineid, der vor Fremden öffentlich begangen wird, nicht den Meineid, der an den Liebsten und Nächsten unter vier Augen stattfindet, selbst wenn er eingestanden, wenn er hundertfach wiederholt und erwiesen ist. Aber wie muß es im Gewissen eines Mannes aussehen, der alles von einer Frau auf Treu und Glauben nimmt und sich nicht klar macht, daß er nur durch des Lebens Hingabe dafür zahlen kann?

Hatte Laskar denn nicht gewußt, daß solch ein Verhältnis eingehen, heißt, sich für immer des Rechts auf sich selber begeben? Er hätte sich totschießen sollen, wenn er sie nicht mehr liebte, das war der einzige Ausweg, der ihm, wenn er ein Ehrenmann, übrig geblieben. Wäre das

für sie leichter gewesen? Sie sann nach. Ja! Dann wäre sie ihm ohne Verzweiflung ins Nichts gefolgt . . . Von der unbewußten Natur getötet zu werden, ist erträglicher als von bewußter Willkür sterben. —

Es war dunkel im Zimmer geworden. Hortense preßte die Hand vor die Augen, und schwarze Wolken fielen vor ihr nieder, wie Flor, der um Leichenwagen weht . . . Eine unbegreifliche Angst bemächtigte sich ihrer. Wie grauenhaft ist doch die lange Nacht des Todes, aus der es kein Erwachen gibt! Drüben lag ihr armer, erlöster Kranker, und hier sie, die Erschlagene! Umsonst sagte sie sich, daß sie nichts mehr sehen und fühlen würde, wenn sie erst wirklich tot, wie er; die entsetzliche Übelkeit stellte sich wieder ein mit einem Gefühl der Lähmung. Aber sie durfte nicht ruhen, sie durfte nicht wie andere warten, daß ein Ungefähr sie vom Leben erlöste, sie mußte sich selbst befreien, nichts wurde ihr erspart. O, könnte sie sich nur einfach hinlegen, die Augen schließen, und es wäre dann vorbei.

VII.

Schon mehrere Male hatte man leise an der Tür gerüttelt. Es war sicher Fanny, die ihr Licht bringen wollte. Sie wachte da draußen für sie. Durch Hortense zog ein heißer Strom von Liebe für die rührende Treue und Hingabe dieser Menschenseele, deren einziger Inhalt sie selbst war, und der sie nun ihren Abgott entreißen würde. Aber auch ein leises Mitleid mit sich selbst wollte sich einstellen. Sie sah sich in dem Lichte, wie sie ihrer alten Dienerin erschien. Doch sie wies dies Mitleid energisch zurück, es war verächtlich. Sie sprang auf und öffnete die Tür. Außer der kleinen verschleierten Lampe brachte Fanny auch ein Telegramm, das sie sorgfältig aus all den Hunderten, die eingelaufen waren, herausgesucht und gefunden hatte . . .

Es war von Henri, von Hortenses Sohn. Verstohlen sah Fanny, während sie es der Mutter reichte, auf diese; und was sie sah, gefiel ihr nicht; aber aus feinem Frauentakt ging sie wortlos wieder fort. Noch konnte sie nichts tun, aber lange durfte dies nicht dauern; sie mußte Freunde und Verwandte zu ihrer Herrin hineinlassen, allein durfte diese nicht noch einen ganzen Tag bleiben.

Hortense erbrach das Telegramm und las, daß ihr tief erschütterter Sohn am übernächsten Tage schon in Tzarigrad eintreffen würde. Der erste Gedanke Hortenses war, daß Fanny ihr dies Telegramm absichtlich, als eine Art Gegengift gegen die Verzweiflung sofort gebracht hatte. Sie schüttelte leise den Kopf: „Du irrst dich, Fanny," sagte sie halblaut. Einst, als er noch auf ihrem Schoße lag, da hätte sie wohl alles ertragen, um ihn nicht zu missen, einst, als seine kleinen süßen Arme sich um ihren jungen Hals schlangen, da hätte sie die Hölle durchwandert,

nur um ihn zu schützen, um sein Dasein zu behüten! . . . Aber jetzt? . . Er war ihr fremd geworden. Was ihn freute, verstand sie nicht, was ihr wert war, verachtete er in jugendlicher Überhebung. Er war nicht ihr Kind, weder mit ihren Vorzügen noch mit ihren Fehlern. Er war das Ebenbild irgend eines seiner Vorfahren; sie hatte einen Keim belebt, an dem sie selbst nicht Teil hatte. Das Kind, das sie aus ihrem Blute genährt, war anderen Geistes als sie selbst. Seelenlose Vermittlerin von einer Generation zur anderen war sie bei diesem Naturprodukt gewesen. Ihr Kind, wie sie es sich gewünscht, das mit leidenschaftlicher Liebe ihr angehangen hätte, dem sie Mutter, Schwester und Freundin zugleich hätte sein können, das alles mit ihr geteilt hätte, das war dieser schöne, verschlossene, leidenschaftslose junge Mann nicht, der dem Blute nach ihr Sohn war. Oft kam er ihr reifer und fertiger vor, als sie selbst war. Vielleicht würde unter seinen Nachkommen einmal das Kind geboren werden, das ihr Kind der Seele und des Geistes wäre! Aber es würde dann ohne sie durchs Leben gehen, wie sie durchs ganze Erdenwandern sich umsonst nach ihm gesehnt. Wie tragisch schien ihr das Menschenlos: nie finden sich hienieden die, welche sich verstanden, sich gegenseitig Glück gebracht hätten. . . . Darum ist's ja so leicht zu sterben.

Hortense hielt die Depesche immer noch in der Hand. Sie hatte ihren Gedanken dennoch eine andere Richtung gegeben; sie war doch nicht so allein und hilflos, wie sie sich vorher gefühlt, sie hatte einen Sohn! Ein Besitz ist eine Waffe . . . Henri sollte sie rächen! . . . Sie stand auf, sie durchmaß das Zimmer. Sie wollte sich nicht abschlachten lassen wie ein Huhn, ohne zu zucken, ohne zu schreien — nein, wenn sie stürbe, so sollte ihr Blut über ihn kommen! Auge um Auge, Zahn um Zahn! Nie hatte sie Ähnliches empfunden, wie ein Wogen ging es durch ihren ganzen Körper. Sie starb, damit er litte! Sie entfloh allem, was es an Bitterkeit und Leid auf Erden gab, damit es alles über ihn käme! Ja, das war der Tod, der ihr zusagte, ein stolzer, hehrer Tod! Von dem Grauen der schwarzen Nacht empfand sie nichts mehr, nur vom Triumph des Überwundenhabens. Wunderbar leicht wurde ihr. Niemand konnte ihr mehr etwas antun, sie war allem entflohen.

Sie setzte sich nieder und schrieb in der ersten Erregung an Laskar:

„Du denkst vielleicht, ich bin gestorben, um mich aus deinem Wege zu räumen, damit der Platz, der mein war vor Gott und den Menschen, frei werde für eine andere? Dann hast du mich schlecht gekannt! Ich sterbe nur, um mich an dir zu rächen, lebend hätte ich es nicht vermocht. Du hast mich ins Herz getroffen, und weißt du, wodurch am tiefsten? Daß du nicht einmal wußtest, was Du mir tatest, daß dein Verrat mich tötet . . .“

Wie töricht, so etwas niederzuschreiben! Sie zerriß das Blatt. Man handelt, ohne zu reden, wenn man entschlossen ist. Wortlos, ohne

Abschied wollte sie scheiden. Wie das Blut ihr durch die Adern jagte — aber bald würde es still stehen, bald würde sie es meistern. Sie empfand ein Gefühl der Feindseligkeit gegen ihr eigenes, kochendes, brausendes Leben.

Sie fieberte. . . . Was machte es, ihr Kopf war klar, sie wußte, was sie ihrem Sohne schreiben wollte; alle Briefe Laskars, die sie bisher als ihr größtes Heiligtum aufbewahrt hatte, wollte sie ihm aushändigen lassen. Er sollte sie rächen. Aber nicht auf die übliche, triviale Weise, indem er dem anderen mit der Pistole entgegenträte, nein, bei dieser Art Rache siegt oft der Schuldige! Es gab eine längere, feinere Rache. Er sollte das Herz von Laskars Frau gewinnen, er sollte sich die Liebe Hellas erringen und den Mann, der seine Mutter verraten und in den Tod getrieben, vor aller Welt entehren. . . .

Wie wohl wurde ihr bei diesem Gedanken; Laskar sollte die Qual erleiden, die er ihr zugefügt, und er sollte wissen, daß sie diese Strafe über ihn verhängt hatte!

Einen Augenblick schauderte sie vor sich selbst. Sie hatte sich bisher doch immer für gut gehalten? Wessen ist denn der Mensch fähig? Ihr fiel das Dichterwort ein: „Das Tier des Muts, wie aufgeregt von Wut, wird selber Wut!“ Das war ihr geschehen. Sie war nichts mehr als zurückgepreßte Wut — und dies Gefühl entsprang ihrer heißen verratenen Liebe.

VIII.

Es war jetzt Nacht. Fanny sah, daß ihre Herrin nicht zurechnungsfähig war, aber sie wußte nun genau, woher. Die Spatzen auf den Dächern schrien es aus; wie hätte sie es nicht erfahren sollen! Wenn sie „Ihm“ auch nie getraut, das war mehr, als sie für möglich gehalten. Wie konnte er so mitleidslos sein und Hortense in einem solchen Augenblicke verlassen?

Ein paar Monate hätte er doch warten können! Die ganze Stadt fragte sich: „Was wird sie tun?“ Auch Fanny dachte nichts anderes mehr als das. Sie schlich die Treppe hinauf und horchte an der einen Tür, sie schlich sie wieder hinab, um von einer anderen Treppe aus am Schlafzimmer zu lauschen. Wie sie den Mann haßte, der dies Unglück auf dem Gewissen hatte! Nur Eine haßte Fanny noch mehr: die, um die er es getan, dies Mädchen, das ihn durch alle Künste berückt, und das ihm ihre Hand angeboten hatte! Die ganze Stadt wußte, daß er sonst nie an eine Heirat gedacht hätte.

In Hortenses Zimmer wurden Schranktüren auf und zugeschlossen, Papiere zerrissen — es herrschte wenigstens noch Leben drin; Fanny schlich die Treppe wieder hinab, da ertönte plötzlich die Klingel, die sie

rief. Sie wußte nicht, ob sie sich freuen solle oder nicht, ihr zitterten alle Glieder in bangem Vorgefühl.

Hortense lag in einen weißen Schlafrock gewickelt mit funkelnden Augen und brennenden Wangen auf ihrem Bett. Sie sah so jung aus wie als Mädchen; eine merkwürdige Veränderung war mit ihr vorgegangen. Fanny trat an sie heran und küßte ihre Hand; da erhob Hortense den Oberkörper und umarmte die Dienerin. Es geschah zum erstenmal im Leben.

„Du gute Seele,“ sagte sie und legte sich dann wieder zurück in die Kissen, während Fanny zu weinen begann. Die Tatsache, daß Hortense sie umarmt hatte, sagte der feinsinnigen Frau mehr als alles; dies war ein Abschied fürs Leben. Alles war vorüber — —

Nach einer Weile begann Hortense: „Nimm dies Paket, um es später meinem Sohne einzuhändigen . . .“

„Frau Baronin,“ stieß Fanny entsetzt heraus.

„Sei still, du weißt, daß es sein muß . . .“

„Nein, nein, nein,“ stöhnte diese.

„Fanny, du wirst mein Vertrauen nicht zuschanden machen, du bist treu, nicht wahr, bis über den Tod hinaus?“

„Ja, das bin ich, aber ich bin viel älter als Sie, und darum flehe ich Sie an: warten Sie, warten Sie nur, es vergeht, es kommen noch bessere Zeiten!“

„Was könnte kommen? Nichts, das mich freut. Nur der Tod. Hör' mich an, ich setze übermenschliches Vertrauen in dich . . .“

Die Dienerin nahm sich zusammen, aber die Verzweiflung war stärker als alles; sie schluchzte herzzerbrechend.

„Du darfst es nie jemand sagen, auch nicht, wenn sie dich vor Gericht ausfragen sollten. Dies Paket ist nur für meinen Sohn, und du gibst es ihm erst nach meiner Beerdigung.“

Fanny stöhnte laut bei dem Worte, Hortense fuhr unbekümmert fort:

„Ich lasse auch andere Briefe zurück, niemand kommt meinetwegen in Ungemach, alles ist klar dargelegt. Aber man wird meine Sachen vielleicht versiegeln, und darum mußt du schon heut nacht dies Paket an dich nehmen und außerhalb des Hauses in Sicherheit bringen — — — vielleicht zu deiner Schwester?“

„Aber der junge Herr,“ unterbrach Fanny, „haben Sie gar kein Mitleid mit ihm?“

„Nein, er braucht mich nicht, er liebt mich auch nicht. . .“

„Frau Baronin! . . .“

„Und wenn man selbst nichts auf Erden mehr liebt, gehört man nicht unter die Menschen . . .“

„O, Sie lieben so viele, Sie lieben ja alles, Ihr ganzes Sein ist

Liebe und Güte, Sie wissen es nur nicht, es ist heute alles verschoben, umnachtet worden . . ."

„Es ist alles gestorben — mit ihm" — Fanny wußte wohl, daß ihre Herrin nicht den wirklich Toten meinte — „die Seele ist fort, nun folgt der Körper ganz naturgemäß."

Sie sprach es wohl mehr für sich als für die Dienerin. Dann glitt sie vom Bett hinunter, ergriff eine Kassette — in der sie sonst ihre Vorräte an Briefpapier zu bewahren pflegte, und die jetzt umbunden und versiegelt war —, gab sie der Dienerin in die Hand und sagte:

„Nun eile, nimm die erste beste Droschke und bring dies zu deiner Schwester" — —

„Ich kann Frau Baronin nicht allein lassen! Und dort ist alles längst verschlossen."

Hortense machte eine verzweifelte Gebärde. — „Dann nimm es unten in dein Zimmer, in deine Truhe, aber versteck' es sicher, vielleicht hält man Haussuchung, wenn das Gericht die Siegel anlegt."

Die Dienerin konnte darüber keinen Bescheid geben, aber sie sagte: „Dies wird nie in jemands Hände kommen als in die des jungen Herrn, das schwöre ich Ihnen heilig, deswegen können Sie ruhig sein."

„Und gib es meinem Sohne nicht zu früh! Nun geh, und komm wieder, wenn ich klingle. Hörst du, nicht zu früh!"

„Herrin" . . . sagte Fanny in angstvoll bittendem Ton; Hortense schüttelte den Kopf. . . .

Die alte Gewohnheit, ihr den Willen zu tun, siegte. Fanny entfernte sich und hörte, wie die Türe hinter ihr verschlossen wurde. Ein Schauer überlief sie. „Großer Gott!" Sie sank mit tränenüberströmtem Antlitz auf der Treppe in die Kniee und bat den Herrgott, nichts Schlimmes geschehen zu lassen, ihre Frau vor dem Äußersten zu bewahren! Kaum aber war sie unten und hatte die Kassette versteckt, als ihre Angst sie trieb, auf Rettung zu sinnen. . . . Wen konnte sie holen? Was konnte sie tun? Hortense hatte eine wirkliche Freundin unter all den vielen Schein-Freundinnen, zu der wollte sie, wollte Frau Meri aus dem Bett holen und herschleppen. Sie durfte sich aber nicht entfernen, Hortense könnte sie rufen. So schrieb sie ein paar Worte auf einen Zettel, weckte einen Knecht und schickte ihn eiligst zu Frau Minister Meri.

Fanny wußte eins: es handelte sich nur darum, Zeit zu gewinnen. Morgen würde Hortense es nicht mehr tun, morgen würde sie an ihren Sohn denken und sich selbst wieder finden. . . .

Hortense hatte sich ein Licht angezündet, nachdem Fanny sie verlassen, und war mit ihm in das große Wohnzimmer gegangen, das neben ihrem Schlafgemach lag. Dieser Raum war ihr immer so lieb gewesen. Sie setzte sich in jeden Stuhl, an den sich eine Erinnerung knüpfte — hier hatte er gesessen, als er ihr aus Plato übersetzte, dort hatten sie

nebeneinander, Hand in Hand, über seinen Photographien aus Griechenland geträumt — dort hatte er sich geschaukelt, als er ihr seine letzte Rede vorlas! Dann ging sie auf und ab, — noch vor wenigen Tagen war sie hier an seinem Arm gegangen; sie trat an jedes der fünf Fenster. — Wie oft hatte sie hier den ersten gelben Streifen Morgenglanz erblickt und sich seiner gefreut; jeder aufgehende Tag lockt so verheißungsvoll! Noch war es finster, aber im Geist sah sie den Morgen anbrechen. Wie eigen! Das erste fahle Licht würde alle diese Dinge, — sie sah sich um — die Tapete, die Sessel, auch die kleinen Figuren und Vasen, bescheinen, nur sie würde es nicht mehr erreichen, nie mehr! Eine Sehnsucht nach einem einzigen Sonnenaufgang wollte sie beschleichen . . . Wie es hier wohl aussah, wenn ihr Auge die Gegenstände nicht mehr streifte? Genau so? Immer genau so wie jetzt? Nur sie wäre fort! Jetzt sah sie sich dazwischen, dahinter, wie sie morgen sein würde, mit geschlossenen Augen, starren Gliedern, im weißen Morgenkleide. . . . Unsinn, das war ja gar nicht mehr, nichts war mehr, wenn sie es nicht sah, da alles nur in ihrer eigenen Vorstellung bestand. Auch ihr Unglück war nur in ihrer eigenen Einbildung vorhanden; wenn sie diese vernichtete, war es auch fort. Darum tat sie es ja. Nur nicht mit sich selbst sentimental werden. So viele Milliarden Wesen sind gewesen und vergangen; sie war doch nur eines unter unzähligen, was grübelte sie über ihr Sein und Nichtsein? Man merkt's nicht einmal im Ameisenhaufen, ob ein paar Dutzend mehr oder weniger sind.

Mit festen Schritten ging sie über den kleinen Flur ins nächste Zimmer, wo ihr armer Kranker, dem sie zwanzig Jahre Sonnenschein und Vorsehung gewesen, noch unverändert, so, wie er gestorben, erlöst da lag. Sie küßte ihm die kalte Stirn und streichelte über seine Hand. Wie durfte sie klagen über ein verlorenes Dasein, wenn sie doch einem Mitleidenden über das schwere Erdenpilgern fortgeholfen hatte? Nein, ihr Leben war gesegnet gewesen, und wenn es nicht einmal ganz vierzig Jahre gewährt hatte, so war es doch köstlich gewesen. Sie hatte sich immer vor den Vierzig gefürchtet, es war ihr eine so unschöne, unpoetische Zahl, wie gut, nun hatte sie sie an Jahren wenigstens nie erreicht.

Sie ergriff die Flaschen mit Morphium, die noch am Bette ihres Mannes standen — sie hatte einmal gehört, die Wirkung des Cyankali würde beschleunigt, wenn man vorher Morphium genommen. Sie wollte so schnell wie möglich über den Todeskampf fortkommen. Cyankali besaß sie noch aus der Kriegszeit. Damals hatte Laskar es ihr gebracht und dabei gesagt: man wisse nie, was geschähe, die Zeiten seien unruhig, Gefahr drohe, und lebend dürfe keine schöne Frau in die Hände der Baschibusuks fallen! Sie dachte an jene Stunde zurück; damals, vor zehn Jahren, hatte er sie wohl noch schön gefunden und sich für sie geängstigt? Und schließlich war nun er selbst — sie mußte lächeln — der Baschibusuk,

der sie in den Tod trieb! Wie die Zeiten alles verschieben und verdrehen! Alles, was für sie gewesen, sprach nun gegen sie in seiner Seele. Und so traurig lächelnd löste sie das Gift in Wasser und sah nach der Uhr — es war kurz vor Zwei. Sie schloß die Türen wieder auf, legte sich auf ihr Bett, drückte stark mehreremal auf die Klingel, die daran befestigt war, und schluckte das Gift gierig hinunter. —

Als Fanny mit zitternden Knieen die Treppen hinauf ins Zimmer stürzte, war alles vorüber, das Herz schlug nicht mehr.

Unten klingelte es, wie um Tote zu erwecken — Natalie Meri war es, die zu ihrer Jugendfreundin stürzte, die es nicht glauben wollte, auch als sie die starre Hand hielt. Ach, wäre sie fünf Minuten eher gekommen! —

Die böse Welt meinte, Frau Meri habe eigentlich Toleadu auch geliebt, jedenfalls stieß sie jetzt so leidenschaftlich: „der Mörder" hervor, als spräche eigener Haß, nicht allein Mitgefühl aus ihr. Dabei stellte sie Belebungsversuche an. Sie hatte die Krankenpflege erlernt, und nichts blieb unversucht. Die Diener waren nach ärztlicher Hülfe in alle Teile der Stadt gesandt, das Haus war taghell erleuchtet, der Polizeidirektor selbst erschien, denn die ganze Straße war alarmiert, ehe der Morgen graute. Im Hause herrschte ein wirres Durcheinander der zahlreichen Dienstleute, wahres Entsetzen bei vielen, die zu diesem alten Bojarengeschlecht in Beziehung gestanden hatten. Das Gericht beschlagnahmte die am Bett stehenden Flaschen und die vorgefundenen Briefe, überall wurden Siegel angelegt. Leise flüsterte man von der Notwendigkeit einer Autopsie. — Sie aber, die unglückliche Frau, war dem Leben und seinen Schrecken entflohen; Fanny verstand sie in diesen Stunden. Wie entsetzlich konnte doch das Leben sein! Lauter sich widerstreitende Gefühle und Interessen.

IX.

Im Landtage war vor drei Tagen vom Führer der Opposition eine sensationelle Interpellation wegen Selbstmords eines Soldaten eingebracht worden. Da die Frist zu ihrer Beantwortung abgelaufen war, mußte der Kriegsminister heute seinem Gegner Rede stehen. Er persönlich war sicherlich in keiner Weise für dieses Mannes Tod verantwortlich zu machen, wenn der Verzweiflungsakt auch durch eine Ungerechtigkeit hervorgerufen worden war — solche Unglücksfälle kommen leider in allen Heeren vor. Die Zeitungen wie die Vertreter der Opposition im Landtage führten jedoch schon lange eine Sprache, als hätte der ihnen unsympathische Laskar Toleadu persönlich diesen Fall zu verantworten, als müßte die Regierung augenblicklich zurücktreten, da ihr ganzes System nun gebrandmarkt dastehe. Es war die willkommene Waffe zu einem Vorstoß gegen

die Partei, die sich am Ruder befand; an den armen Soldaten, der die Veranlassung zum Redeturnier geben sollte, dachte man kaum mehr.

Da diese Interpellation zwei Tage nach ihrer Verlobung stattfand, war Hella natürlich entschlossen, der Landtagsverhandlung beizuwohnen, ja, sie fühlte sich gehoben durch den Gedanken, daß sie „dazu gehörte". Laskar hatte zwar schon früher ihr gegenüber diese ganze Angelegenheit mit spöttischem Lächeln abgetan, aber ihr Bruder meinte, es würde eine interessante Sitzung werden. Nach Ansicht der Oppositionszeitungen war der korrekte hochmütige Kriegsminister eine Art Verbrecher.

Als Hella mit ihrer Schwägerin Anna, die sich für die bevorstehende Redeschlacht mit Riechfläschchen und einem großen Sack Bonbons gewappnet hatte, in den Saal trat, war Laskar Toleadu noch nicht eingetroffen; die übrigen Minister aber waren vollzählig versammelt. Hella war etwas enttäuscht von der Volksvertretung; sie hatte sich die Versammlung feierlicher, das Ganze großartiger vorgestellt. Anna aber, die nicht zum erstenmal da war, bemerkte eine ungewöhnliche Unruhe. War es nur, weil der Kriegsminister sich verspätete und man dies von Seite der Abgeordneten als eine Nichtachtung deutete? Hella musterte hochmütigen Blickes die ganze Versammlung, die Journalistentribüne — hier machte man die sogenannte Weltgeschichte? Es schien ihr lächerlich.

Eine Viertelstunde später als sonst eröffnete der Präsident die Sitzung, verkündete die Tagesordnung — eben jene Interpellation — dann stand einer der Minister — es war Meri — auf und erklärte, der Kriegsminister würde sofort erscheinen, man habe schon nach ihm geschickt. Ein Deputierter meinte halblaut, Toleadus eleganter Wagen — eine Zielscheibe des Spottes — sei vielleicht zusammengebrochen, und in eine Droschke könne ein so vornehmer Mann doch nicht steigen — was man wie einen Witz belachte. Aber das Lachen hörte bald auf, man flüsterte etwas, und dies Flüstern, das immer weitere Kreise ergriff, bildete schließlich eine Art Atmosphäre, wie eine Rauch- oder Staubwolke, die durch den Saal schwebte. Hellas Lippen hatten sich gekräuselt, als sie die alberne Bemerkung über des Fürsten Wagen vernommen hatte, jetzt begannen ihre Wangen zu glühen, als ihr Bruder mit schlecht verhehltem Entsetzen an die Tribüne herantrat und seiner Frau etwas zuflüsterte.

„Was ist geschehen?" fragte Hella schnell.

„Nichts," entgegneten Anna und Alexander wie auf Verabredung.

„Warum läßt Fürst Laskar auf sich warten?" fuhr Hella ungeduldig fort, „ihm ist wohl ein Unglück zugestoßen?"

„Aber ich bitte dich," sagte Alexander, „er wird im Augenblick hier sein. Sei doch kein Kind!" —

Auf der anderen Seite der Tribüne standen zwei Herren. Hella hörte deutlich in ihrem erregten Gespräch den Namen der Baronin

Dalmo und den Laskars — ach, nun wußte sie Bescheid, sein Vetter Dalmo, dessen Unglück ihr schon vorgestern den Besuch des Verlobten geraubt, und der gestern gestorben war, stand in irgend einer Beziehung zu dieser Verzögerung.

Das Protokoll der letzten Sitzung war verlesen worden, darauf einige der eingegangenen Petitionen; der größere Teil der Abgeordneten hatte sich in die Gänge begeben, um zu rauchen, einige, die auf ihren Plätzen geblieben, erledigten ihre Privatkorrespondenzen . . . Endlich ging eine hörbare Bewegung durch das Haus, alle kehrten in den Saal zurück — der Kriegsminister war vorgefahren. Jetzt trat er schon ein. Hella atmete auf.

Er war in Zivil gekleidet, elegant wie immer, aber es schien ihr, als hielte er sich weniger straff, als sähe er um viele Jahre älter aus als sonst. Eine tiefe Falte, die sie noch nie bemerkt hatte, zog sich von den Augen zum Munde herab, und die Augenhöhlen schienen viel größer geworden. Gab ihm nur die Beleuchtung des Saales ein so anderes Aussehen? Er hatte die kleine Tür, die zu seinem Sitze auf der Ministerbank führte, langsam geöffnet, sich gegen seine Kollegen verbeugt, einige Worte mit dem Ministerpräsidenten gewechselt und saß nun zusammengesunken, scheinbar teilnahmlos da, während der Redner seine Interpellation entwickelte. Dieser sprach von der Tribüne und mit großer Heftigkeit; er war so maßlos in seinen Angriffen, daß Hella Lust bekam, den Saal zu verlassen. Das war ja unerhört, wenn ein Mensch, der nicht einmal gut gekleidet war und Manieren und Gesten wie ein Straßenfeger hatte, sich erlaubte, gegen einen vornehmen Herrn eine solche Sprache zu führen! Anna achtete nicht auf das, was er sagte, er gehörte nicht zu ihres Mannes Partei. Sie aß einen Bonbon nach dem anderen. Hella aber geriet immer mehr außer sich, als diesem Schreier auch noch Beifall gezollt wurde.

Laskar Toleadu saß noch immer bewegungslos auf seiner Ministerbank. Man hatte ihm Papier und Bleistift auf sein Pult gelegt, falls er sich einige Punkte der Rede zur Erwiderung notieren wollte. Er benutzte sie aber nicht, es schien sogar, als achte er überhaupt nicht auf die Worte, als hielte er die Augen geschlossen oder starre in die Ferne . . . Er hörte wirklich nur dies eine Wort: „Selbstmord“ deutlich, er sah es sogar immer vor sich, wenn der Redner es wieder in den Saal schleuderte. In Schriftzeichen schwebte es in der Luft, aber unter ihnen lag, was er eben erblickt, was er nie mehr vergessen würde, was er fast noch deutlicher fühlte als sein eigenes Entsetzen: Hortense lag da, kalt und steif. Stunden waren schon vergangen, seit sie den letzten Atemzug getan, keiner hatte ihn benachrichtigt, zufällig war er, wie einst alltäglich, bei ihr vorgefahren, da hatte er es erfahren, zuerst aus dem Munde eines

Dieners . . . wie irr war er hinaufgestürzt . . . das Haus war voll wie ein Marktplatz. Es konnte nicht wahr sein! Die Leute hatten gesagt, sie habe das Morphium genommen, das für den Herrn verschrieben worden, aber er wußte es besser, dies Morphium war Wasser gewesen, konnte nicht töten — und doch war sie tot — seit fast zehn Stunden . . . Er machte es sich nicht klar, er konnte es nicht fassen, aber er fühlte, daß eine furchtbare Last auf ihn gefallen.

Wie war es nur möglich, daß sie ihm das antat? Was er ihr angetan, das bedachte er nicht; allein das, was sie ihm durch ihren Selbstmord vor der Welt zugefügt! Ihn beschäftigte nur die Lage, in die ihr Tod ihn gebracht hatte.

Er war der Angegriffene, der unschuldig Leidende; er haßte sie plötzlich wie eine Feindin. Ihr Tod, ein letzter Beweis ihrer großen Liebe, die er verschmäht, rührte ihn nicht etwa, im Gegenteil, er empörte ihn, er fand ihn unmoralisch, feige. Er sah in ihm nichts als einen Schachzug gegen ihn.

. . . Sie hätte ruhig weiterleben können, ihm war sie nicht im Wege. Er hatte es ihr ja schriftlich auseinandergesetzt, daß sie ihm immer noch dasselbe war wie einst . . .

Wie stand er nun da vor der ganzen Welt? Wie auf der Anklagebank saß er hier, und das Wort „Mord" schwebte durch den Raum. Gleich einem Mörder wurde er gerichtet, und schweigend mußte er es erdulden; er durfte sich nicht einmal verteidigen.

Hatte sie gedacht, er würde bei ihrem Tode in Liebe vergangener Jahre gedenken, ihr eine Träne nachweinen in Erinnerung an die heiße Gemeinschaft, die sie einst verbunden hatte? Im Gegenteil! Er fluchte ihr, denn alles, was Liebe gewesen, war mit der neuen Leidenschaft für Hella schon umgeschlagen und jetzt in direkten Widerwillen verkehrt.

Er fühlte, daß alle hier im Saale es wußten. Die Nachricht ihres Todes mußte sich wie ein Lauffeuer verbreitet haben, alle wiesen mit Fingern auf ihn. Nicht was dort von der Tribüne gesprochen wurde, beherrschte die Stimmung, sondern das, was in den Herzen der Menschen lebte, eine blinde, unvernünftige Feindschaft gegen ihn, eine Empörung derer, die nur die Hälfte oder etwas Falsches wußten. Und diese Feindschaft wuchs an, da sie sich nicht offen zeigen, da keiner Farbe bekennen durfte. Was der Redner dort pomphaft sagte, gab nur den Vorwand dazu her, er meinte etwas anderes, ganz etwas anderes, das jetzt frenetisch applaudiert wurde. Haben die Toten denn immer recht? Es gab keinen Mann in dieser Versammlung, der ihn nicht in diesem Augenblicke mitleidslos verdammte; er war für sie alle, diese Pharisäer, die weit mehr im Leben gesündigt als er, ein Verräter, ein Verfemter, und sie, Hortense, war daran schuld. Wie er sie haßte!

Sein Nachbar fragte ihn, ob er sofort antworten wolle, oder ob er

wünsche, daß vorher eine kleine Pause eintrete? Der Landtag wäre sehr erregt. Ein Murmeln des Unwillens, Ausrufe wie: „Unerhört, ganz unerhört!“ schienen immer lauter zu werden; der Redner wurde lebhaft beglückwünscht: noch nie habe er so glücklich geredet, das Ministerium wäre gerichtet, sein moralisches Ansehen vollständig vernichtet, noch heute müsse es seine Entlassung einreichen. . . .

Lascar antwortete seinen Kollegen ruhig: Eine Pause? Wozu? Er wisse seit Wochen, was über diesen Fall zu sagen wäre, und wolle sofort antworten . . .

Jetzt, wo es galt zu handeln, war ihm nicht mehr bange vor dieser beweglichen Massenstimmung, vor Leuten, die er übersah und verachtete. Er stand auf. Der schöne schlanke Mann mit dem müden, regungslosen Gesicht und der aufrechten Haltung überragte die meisten, wenn er auch nur von seiner kaum erhöhten Ministerbank aus sprach. Lautlose Stille herrschte. Die ungewöhnliche Erregung gab sich nur darin kund, daß die meisten Abgeordneten nicht auf ihren Plätzen saßen, sondern in dem freien Raum zwischen Tribüne und Ministerbank standen.

Mit seiner leisen, aber deutlichen Stimme erzählte der Minister alles, was über den Fall zu sagen war. Der Zuruf „Lauter!“, der mehrmals ertönte, machte auch nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Er gab eine kurze Darstellung des Ereignisses, die Versicherung genauester Prüfung und Bestrafung der Schuldigen. Er versprach auch, soviel an der obersten Behörde läge, würde jede Wiederholung eines solchen Falles ausgeschlossen sein. Dann ging er auf die bei dieser Gelegenheit gemachten allgemeinen Angriffe des Vorredners gegen die sogenannte Unmoralität der Regierung über. Jetzt schien es, als ob er witzig, sogar sarkastisch würde. Einige lachten; er fühlte, daß er Herr der feindlichen Atmosphäre wurde, er gebrauchte seine Macht — noch eine Minute, und der Sieg wäre sein gewesen — da flog mit einem Male das Wort: „Mephisto“ laut, giftig, wie ein Pfeil aus den Reihen der Gegner. Daß dieser Mann mit kaltem Hohn hier Witze machen konnte über den Selbstmord — das war zu viel! War es nicht sein Kollege Meri gewesen, der das Wort gesagt? Wer es zuerst gerufen, wußte niemand, aber donnernd, wie ein Erlösungswort wurde es von einem Chor von Stimmen wiederholt: „Mephisto!“ — Sie zischten es jetzt förmlich heraus. . . .

Der Landtagspräsident klingelte, verwies die Unterbrechung, der Ministerpräsident neben Lascar Toleadu wurde unruhig. Die Hitzköpfe der eigenen Partei gingen augenscheinlich mit der Opposition gegen den ihnen unsympathischen Kriegsminister in unüberlegter Jagdlust vor, nur der Stimmung des Augenblicks frönend.

Hella war eiskalt geworden, ihr Stolz bäumte sich auf; auch war es die erste Wirklichkeit in ihrem Dasein. Die Szene erinnerte sie an

eine der französischen Revolution. Dies war schon Aufruhr, wenn man einen Minister unterbrach und ihn sozusagen totschrie! Sie hätte am liebsten gleich auf die Schreier geschossen. Selbst Anna Laroche hörte mit dem Bonbonessen auf; sie merkte, hier ging etwas Ungewöhnliches vor, sie fürchtete sich vor jedem lauten Worte und sah beunruhigt auf ihren Mann. Dieser tat, da er nicht wußte, was man eigentlich in solcher Lage tun soll, nichts; er verharrte mäuschenstill auf seinem Platze.

Anna wiederholte in ihrer Beklemmung zum zwanzigsten Male: „Wären wir doch lieber zu Hause geblieben!"

Hella zuckte verächtlich die Schultern.

Von der Journalistentribüne aus war Hella schon lange ins Auge gefaßt worden. Eine obskure Zeitung hatte dort die Runde gemacht, fettgedruckt stand obenan:

„Sensationeller Selbstmord," und zwar mit so großen Lettern, daß die Damen nicht umhin konnten, es zu bemerken. Einer der Journalisten hatte die Aufmerksamkeit seiner Kollegen auf Hella gelenkt. Man zeigte sie sich verstohlen. Sie selbst hatte, solange Lascar sprach, nichts davon bemerkt, aber Anna, die anfangs mit leisem Neid geglaubt hatte, es handle sich um ihrer Schwägerin Schönheit, verstand plötzlich, daß die Aufmerksamkeit der künftigen Frau des angegriffenen Ministers galt. Wie konnte nur der Tod eines einfachen Soldaten so viel Aufsehen machen! Warum sollte der Mensch sich nicht totschießen, wenn er Lust dazu verspürte? Das einzig Unangenehme für Anna lag darin, daß sie sich in eine Lage begeben hatte, in die sie wirklich nicht gehörte. Wenn das, was ihr Mann ihr vorher zugeflüstert hatte, wahr sein sollte. . . .

Als der Ruf: „Mephisto" zum zweiten und dritten Male im Chor ertönte, verstummte der Kriegsminister. Er richtete sich hoch auf, ließ seine Blicke zwei Sekunden lang mit unverkennbarer Verachtung über die Leute schweifen, nahm dann seinen Hut, bedeckte sich, und ohne sich auch nur von seinen Kollegen zu verabschieden, verließ er in einer plötzlich eingetretenen, erwartungsvollen Stille den Saal. Sowie sein Schritt verhallt war, erhob sich ein Höllenlärm, man lachte, man schrie, man applaudierte rasend, der Beifall galt seinem Fortgehen. Der Präsident klingelte ganz ohne Erfolg, da hob er kurz entschlossen die Sitzung für eine Viertelstunde auf. Hätte jetzt, wie beabsichtigt, einer aus den Reihen der Gouvernementalen den Antrag gestellt: befriedigt durch die Erklärungen des Ministers ginge der Landtag zur Tagesordnung über, so wäre die Motion wahrscheinlich abgelehnt worden. Erst mußte eine Pause eintreten, damit die großen Kinder sich auf sich selbst besannen.

Die Minister hatten den Saal verlassen und sich in ihr Zimmer zurückgezogen. Daß Toleadu sofort seine Entlassung einreichen mußte, war selbstverständlich, daß aber das ganze Ministerium dazu verpflichtet wäre, wurde lebhaft bestritten. Sie fühlten sich nicht solidarisch: Es war

nicht einmal bis zu einem Mißtrauensvotum gekommen. Wenn der Kriegsminister durch unberechenbare Einflüsse plötzlich unmöglich geworden, so war doch die parlamentarische Lage der Partei dadurch nicht weiter geschwächt.

X.

Während seine Kollegen über die durch ihn geschaffene Lage debattierten, fuhr Laskar nach Hause. Er hatte durchaus nicht das Gefühl einer ihm zugefügten Kränkung. Was ging es ihn an, wenn andere sich unanständig benahmen? Seine Position war durch die Taktlosigkeit der Gegner nur stärker geworden; sie hatten sich selbst ins Unrecht gesetzt und ihm vor der öffentlichen Meinung einen Dienst erwiesen. Hätte er gewußt, daß Hella dort gewesen, würde er anders geurteilt haben; die Damentribüne lag gegen das Licht; von seinem Sitze aus konnte er niemand dort erkennen. Und seine Gedanken waren eben bei Hella, fragen würde sie sicher, wenn auch nur so nebenher, wie die Sitzung verlaufen. Er faßte sofort den Entschluß, ihr nichts darüber mitzuteilen. Sie war ein Kind und dadurch wohltuend. Sie in die politischen Kämpfe einzuweihen, brachte ihm keinen Nutzen, möglicherweise tat es ihr aber direkt Abbruch. Was ihm aber an ihr gefiel, war eben ihre Unbefangenheit, ihr abgegrenzter Gesichtskreis, ihre jugendliche, aus Unwissenheit hervorgehende Sicherheit; sie lebte in einer Welt, die mit seiner Wirklichkeit nichts zu tun hatte, und entführte ihn in ihre Welt. Das durfte nie aufhören. Was ging ihn eigentlich alles andere noch an, wenn er nur Hella behielte? Alles Glück, aller Glanz des Lebens, der große Rausch der Natur, wurden ihm durch sie! . . . Nur nicht den Kopf verlieren! . . . Nur sicher und bewußt auf das Ziel lossteuern: möglichst bald alle Rechte an sie geltend zu machen. . . .

Zu Haus angelangt, setzte er sein Abschiedsgesuch auf und fuhr dann ins Schloß. Von dort aus wollte er wieder ins Dalmosche Haus. Die unvorsichtige Hortense hatte womöglich alle ihre und seine Papiere unvernichtet zurückgelassen. Er empfand bei diesem Gedanken einen wahren Frostschauer. . . . Nein, solcher Bosheit hielt er sie, selbst in der größten Erregung, nicht für fähig! Jedoch etwas anderes fiel ihm zugleich ein: ob die Polizei eine Autopsie verlangen würde? Wie entsetzlich, wie unerträglich — ihm schwindelte, denn vor seinen Augen sah er plötzlich einen schlanken Frauenkörper daliegen, aber Hella war die Selbstmörderin, nicht Hortense, und es stand ihm eine Szene vor Augen, genau wie jenes weit verbreitete Bild: die junge Schönheit unter dem Seziermesser des Anatomen. . . .

Er riß die Türe seines Wagens auf, halb irr vor Entsetzen, aber dann besann er sich und schlug sie wieder zu: Nur nicht seine eisernen Nerven verlieren! Wie konnte eine Wahnvorstellung ihn so verfolgen? Er durfte nicht wie die meisten im Augenblicke der Anspannung versagen!

Der Kutscher hielt an, da er sich die brüske Bewegung seines Herrn nicht hatte erklären können, und sofort sammelten sich Vorübergehende um den Wagen. Laskar kamen unwillkürlich die Lärmszenen des Landtages wieder ins Gedächtnis, und während der Wagen weiterfuhr, fragte er sich, was sie dort eigentlich geschrieen hatten? „Mephisto!" Diese Bezeichnung würde ihm nun für den Rest des Lebens bleiben, die Leute hielten sich augenscheinlich für sehr geistreich, sie gefunden zu haben; morgen würde er sie dickgedruckt als Überschrift der Leitartikel in den meisten Zeitungen finden, tothetzen würden sie den Ausdruck, bis etwas Neues ihn verdrängte.... Wie waren die Leute gerade auf die Bezeichnung Mephisto verfallen? Er sah in den kleinen Spiegel, der zwischen den Fenstern des Coupés hing. Man konnte seine starken Augenbrauen wohl dreieckig finden; das fleischlose Gesicht, die schweren Lider, sowie das Blau-schwarz der tief in der Stirn angewachsenen Haare mochten manche an den Verführer des Faust, wie er auf kleinen Bühnen dargestellt wird, erinnern... Aber er hatte sicherlich nichts von einem Mephisto an sich; die Menschen waren ihm vor allen Dingen viel zu gleichgültig, viel zu verächtlich, als daß er sich mit ihnen abgegeben hätte. Ihm zuliebe konnten sie alle in den Himmel kommen, er wollte keine Seele ihm abspenstig machen. Der Wagen hielt am Schloß; der Portier stürzte heraus, um ihm den Schlag zu öffnen — ob der ihn auch für den Gottseibeiuns hielt und darum so besonders dienstbeflissen war?

Der Fürst empfing seinen Minister sehr freundlich, ließ sich Bericht über die Vorgänge im Landtage erstatten, drückte die Zuversicht aus, daß seine bewährte Kraft trotz dieses Zwischenfalls der Regierung erhalten bliebe, und entließ ihn dann mit einem warmen Händedruck. Bis zu dem für den Abend anberaumten Ministerrat würde die Angelegenheit vielleicht schon in ein neues Stadium getreten sein. Diese Zwischenfälle hätten meist ein kurzes Leben, und niemand hielte sich lange mit ihnen auf... Fürst Laskar verabschiedete sich, warf dem Portier, der ihm in den Wagen half, den Befehl: „Baron Dalmo" zu, und „Baron Dalmo" hörte er ihn laut zum Kutscher gewandt wiederholen. Er fühlte peinlich genau, so regungslos sein Gesicht auch blieb, was diese beiden Männer bei dem Namen dachten, seine scharfe Nervenanspannung vermittelte ihm alles. Ein wahrer Strom von Haß gegen Hortense, die ihm das angetan, brach aus seinem Innern heraus, sie hatte ihm die Maske des unnahbaren Mannes abgerissen, ihn in die Rolle gedrängt, auf seine Sicherheit Bedacht haben zu müssen, ihn mit sich selbst und seiner Vergangenheit entzweit! Schon der Gedanke, für seine Sicherheit sorgen zu müssen, empörte ihn. Ihr hatte er sein ganzes Leben rückhaltlos anvertraut, und so hatte sie es ihm gelohnt! Wo waren seine Briefe, in denen er sich waffenlos vor ihr hingestreckt? Sein Stolz bäumte sich immer mehr, seine tadellose Korrektheit war angetastet, vielleicht vernichtet — und in welchem Augenblicke! Gerade wo er zum ersten Male im

Leben liebte. Er hatte zu den wenigen Männern gehört, die seit fast zwanzig Jahren im öffentlichen Leben standen, ohne daß Haß und Neid ihnen auch nur das geringste anhaben konnten, die nie in eine zweideutige Frage verwickelt worden waren. Makellos war er bisher geblieben, und nun mußte sie ihn mit einem niederen Verdacht beschweren, und er mußte seinen eigenen Briefen nachjagen, weil in ihnen Dinge standen, die ihn in jeder Weise bloßstellen würden, wenn sie in die Hände des Sohnes, des Bruders oder gar des Gerichts fielen.

Am Ende war es schon zu spät? Am Ende war sofort auf alle ihre Briefschaften Beschlag gelegt worden, um den Grund ihres Selbstmordes zu entdecken und den Verdacht eines Mordes auszuschließen? . . . Es fuhr ihm durch den Kopf, daß man in der zügellosen öffentlichen Meinung schließlich sogar annehmen würde, er hätte ihren Tod veranlaßt. . . . Er hörte die Damen spöttisch sich zuflüstern: „Hortense starb doch gerade zur rechten Zeit für ihn — ein merkwürdiges Zusammentreffen!“ Man könnte auch glauben, sie habe ihm gedroht, habe Waffen gegen ihn in der Hand gehabt . . . Wie oft hatte er ähnliche Anschuldigungen gehört und gelesen. Es gab ja so viele urteilslose Schwätzer, und je unwahrschein-scheinlicher etwas ist, desto leichter glaubt es die Menge.

Und dies war nicht einmal unwahrscheinlich, es hätte sogar eintreten können. Die öffentliche Stimmung war gegen ihn, man beneidete ihn um das Glück, Hella heimzuführen, er mußte auf seiner Hut bleiben. Wie würde sie es ertragen, die stolze Kleine, erführe sie, daß er, ihr Abgott, in solcher Sache in den Mund der Leute gekommen! Das durfte nie geschehen, nie durfte er für sie etwas von seiner Sicherheit und Gottähnlichkeit einbüßen.

Er mußte schnell etwas tun, um das zu verhindern . . . er sann nach, er mußte einen Weg finden, der es ihm ermöglichte, selber darüber zu wachen, daß niemand wagte, ihr über seine Vergangenheit zu sprechen — ihr Bruder war so entschlußlos, daß auf ihn nicht zu rechnen war . . . Er dachte sich eine Möglichkeit aus. . . .

Während er hiermit beschäftigt war, fuhr er in den Vorgarten des Dalmoschen Hauses ein. Die Pferde wieherten auf dem weichen Boden; wie oft hatten sie das auch früher getan, und wie gern hatte er Hortense erzählt, daß selbst seine Füchse sich freuten, wenn es zu ihr ginge! Aus allem und jedem hatte er einen Blumenstrauß gewunden, um ihn ihr zu Füßen zu legen — und das war sein Lohn gewesen, das, was er heute durchzumachen hatte! O, diese undankbare Frau, der er sein ganzes Leben geopfert hatte! . . .

Der Wagen hielt an.

Das Haus war voll von Leidtragenden, die Türen standen offen, man ging dort aus und ein wie in einem Postamte.

Fürst Laskar erkannte Hortenses Bruder, der gleich einem Hausherrn die Gäste im großen Saale empfing. Wie eigen, Fremde, die selten ihren Fuß dorthin gesetzt, schalteten jetzt, nur weil sie Blutsverwandte waren, in diesen Räumen, während er hinfort wie geächtet sein würde — gut, daß es ihm höchst gleichgültig war — nein, mehr als gleichgültig; er haßte diese Gemächer, sie erinnerten ihn an Knechtschaft, an Erniedrigung! Sein Verhältnis zu Hortense war einfach unmoralisch gewesen. Wie recht hatte doch die Sitte, solche Beziehungen als Sünde zu verdammen und zu verfolgen. Hella dagegen, die seine legitime Frau werden sollte, liebte er mit heiliger Liebe, sie schloß in sich alles, was edel und hoch war. Er hatte die Sünde endlich von sich abgeschüttelt, er war zur Reinheit, in der allein das wahre Glück liegt, durchgedrungen. Hier, an diesen Gemächern klebte Schuld und Leidenschaft — ihn ekelte davor. Gott sei Dank, daß er sich davon gelöst und errettet hatte! Wie befreit durfte er aufatmen.

Nachdem er dem Bruder sein Beileid ausgedrückt und ihm die Hand, die dieser mit unmerklichem Zögern nahm, geschüttelt hatte, fragte er, wann sein Neffe Henri ankäme?

„Morgen," hieß es.

„Schon morgen," wiederholte er gedankenlos und erfuhr ferner, daß das Gericht den an den Sohn adressierten Brief nur beschlagnahmt, nicht eröffnet habe; bei seiner Ankunft würde er ihm ausgehändigt werden . . . Man nähme überhaupt jede Art Rücksicht; Minister Meri habe alle nötigen Schritte getan — der sei ein wahrer Freund. — — Laskar stellte sich, als verstehe er die in diesen Worten enthaltene Spitze nicht.

Dieses Gelichter!

Sie hatte also einen Brief an Henri zurückgelassen. Was wäre sie in ihrer maßlosen Leidenschaftlichkeit, in ihrer ganzen Seelenniedrigkeit nicht imstande gewesen, ihrem Sohne zu schreiben! — Und ihr Tod setzte unter jedes ihrer Worte noch das Siegel der Wahrheit . . . Diese Heuchlerin! — Laskar empfand von neuem einen starken Schwindel . . .

Gerade wurde ein fürstlicher Adjutant gemeldet, der den Hinterbliebenen das Beileid des Hofes übermitteln sollte; Laskar benutzte diesen Augenblick, um unbemerkt in Hortenses kleines Boudoir zu gelangen, das durch eine besondere Treppe mit den unteren Räumen verbunden war. Hier klingelte er dreimal — dreimal hieß einst „Fanny". Wie lange schien es her, daß er zuletzt hier geklingelt hatte! Würde sie kommen auf den alten Ruf? Er wartete nur einen Augenblick, dann trat sie ein, mit starren Augen, entstelltem Gesicht — sie hatte wohl geglaubt, ein Gespenst riefe sie? Mehr jedenfalls als vor ihm hätte sie auch dann nicht zusammenschrecken können. Laskar hatte ihr die Hand reichen, mit ihr reden wollen, aber vor diesem Ausdruck ihres Gesichts mußte er eine andere Taktik einschlagen.

Er fragte kühl, wo seine Briefe wären.

Sie zuckte die Achseln und meinte ausweichend, alles sei schon am Morgen versiegelt worden.

„Die Baronin pflegte sie doch in diesem kleinen Schreibtisch aufzubewahren,“ fuhr er fort.

„Ich weiß es nicht,“ versicherte sie noch einmal.

Trotz ihres unbeweglichen Gesichts sah er, daß sie nicht die Wahrheit sagte, und in einer nervösen Erregung, die ihm in normalen Zeiten fremd war, erbrach er das Gerichtssiegel, da er den Schlüssel stecken sah, und öffnete die Tür des kleinen Rokoko-Schreibtisches. Alle Fächer waren leer.

„Hat die Baronin gestern Briefe verbrannt?“ fuhr er in ungewohnter Heftigkeit die alte Frau an.

„Ich weiß es nicht,“ wiederholte sie wie eine leblose Maschine, wandte ihm den Rücken und verließ das Zimmer.

Einen Augenblick glaubte er, der Schreck und der Schmerz um die geliebte Herrin hätten Fannys Geisteskräfte beeinträchtigt, aber plötzlich verstand er, daß sie ihn brennend haßte. Vor allen Dingen hätte er diese widerliche, aber kluge Person sich nicht zur Feindin machen dürfen. Er öffnete die kleinen Schubfächer des Schreibtisches; noch ehe er sie durchsucht, kam Fanny mit einem Diener wieder.

„Ich wünschte nur vor Zeugen zu konstatieren, daß Fürst Laskar das Gerichtssiegel erbrochen hat, ich selbst könnte sonst angeschuldigt werden,“ sagte sie.

Laskar wandte sich langsam ihr zu und maß sie mit einem Blick hochmütiger Verachtung. „Ich werde direkt zur Polizei fahren und den Befehl erteilen, hier alles wieder zu versiegeln — Sie vergessen wohl, mit wem Sie sprechen?“

Zum Diener gewandt, forderte er eine brennende Kerze und eine Stange Siegellack, zog seinen Ring vom Finger und ersetzte die erbrochenen Siegel.

„Derweil genügt mein eigenes Petschaft,“ meinte er hochmütig.

Fanny schaute ihm nach, als er das Zimmer verlassen, und setzte die, trotz ihrer Jahre noch tadellos weißen Zähne fest aufeinander. „Wenn der Herrgott den straflos ausgehen läßt, dann . . . ja, dann tue ich selbst ein übriges . . .“ murmelte sie halblaut in fassungsloser Erregung. Wie hatte Hortense den Schurken lieben können, den konnte man doch nur hassen!

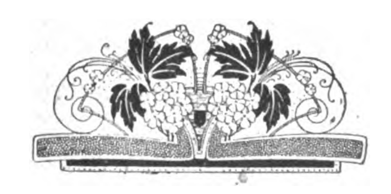
Laskar Toleadu war zum Polizeigebäude gefahren. Der Direktor war gerade nicht anwesend und der Unterbeamte, wenn auch höchst devot, doch nicht sofort bereit, dieses Ministers — der nicht sein Vorgesetzter war — Befehl nachzukommen. Er fand die Ausflucht, daß er wenigstens um einen schriftlichen Befehl bitten müsse, um sich zu decken. Toleadu

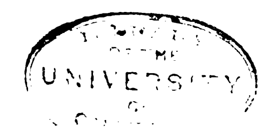
ergriff arglos die Feder und schrieb nieder, er bäte, sofort die Siegel im Boudoir der Baronin Dalmo von neuem anzulegen, da er zwei habe erbrechen müssen. Nachdem ihm die schleunige Ausführung zugesagt worden war, warf er sich wieder in seinen Wagen. Er verfolgte jetzt nur noch den eben aufgetauchten Gedanken, daß Hella so bald wie möglich die Stadt verlassen sollte, damit sie nichts erführe ... Auf seiner Entlassung mußte er bestehen, um für die nächsten Monate frei zu sein. Alles, was nicht Hella betraf, war für den Augenblick nebensächlich — nur Hella durfte ihm nicht entschlüpfen.

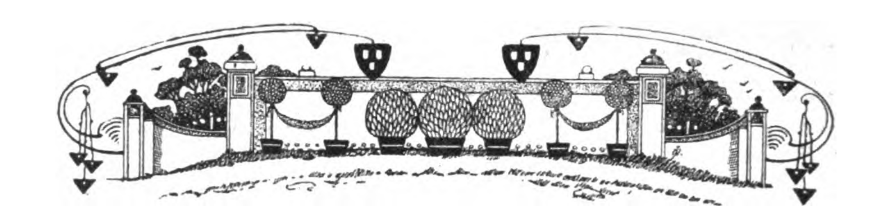
Als der Polizeidirektor auf seinem Amte eintraf und das von Toleadu unterzeichnete Schriftstück vorfand, wunderte er sich über die namenlose Unvorsichtigkeit des Kriegsministers. Er steckte das Papier als Kuriosum in seine eigene Tasche, um es seinem Chef, dem Minister des Inneren, so bald als möglich zu zeigen ... Vielleicht, so dachte er, wäre es noch besser, wenn er es morgen früh bei der Meldung dem Fürsten unterbreitete? Er suchte schon lange nach einer Gelegenheit, um seine Talente dort oben ins richtige Licht zu setzen. Welch fundamentales Interesse mußte Toleadu an den Papieren der Baronin Dalmo gehabt haben, um solch eine Unvorsichtigkeit zu begehen, gerade er, der zurückhaltende, überlegte Mann!

Dahinter steckte natürlich noch etwas anderes ... Der Verdacht, daß die Baronin nicht freiwillig aus dem Leben geschieden sei, lag wirklich auf der Hand ... In der Früh hatte die ganze Stadt ihn ausgesprochen. Jedenfalls könne man Toleadu alles zutrauen, man brauche ja nur die Augen dieses Mephisto anzusehen. ...

(Fortsetzung folgt.)







Alberta von Puttkamer.

Von

August Friedrich Krause.

— Breslau. —

Das Jahr 1885 bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Literatur. Man wandte sich von der süßlich-weibischen Nippespoesie, von der Butzenscheibenlyrik und der verlogenen Kaffeekränzchen-Belletristik der Familienblätter ab und forderte energisch und im neu erwachten Bewußtsein nationalen Wertes von der modernen Dichtung neue, große Ziele, man „wollte eine Poesie von germanischer Urwüchsigkeit, eine Poesie voll lebendiger Subjektivität in Form und Gehalt, voll neuer Ideen und Weltempfindungen“. An der Schwelle des Jahres 1885, kurz vor dem Weihnachtsfeste 1884 erschien eine Anthologie besonderer Art, die sich: „Moderne Dichter-Charaktere“ nannte und von Wilhelm Arent herausgegeben wurde. Hermann Conradi und Karl Henckell hatten tönende Einleitungen geschrieben, in denen sie der Dichtung ihrer Zeit und deren Vertretern den Fehdehandschuh hinwarfen. Wir wissen, daß mit diesem Buche von einer talentvollen Schar junger Dichter, die von ernstem Wollen und ehrlicher, starker Begeisterung für die edlen und hohen Aufgaben der Dichtkunst erfüllt war, mit viel Lärm, mit mancher Anmaßung und einigen Rücksichtslosigkeiten gegen die ältere Generation — wie das so Jugendart ist — jene bekannte „Revolution in der Literatur“ proklamiert wurde, deren Führer die beiden Hart waren, und deren Programm Karl Bleibtreu schrieb. Ein Vierteljahr später sammelte Heinrich Hart die Mitarbeiter an der Anthologie um eine neue Zeitschrift, die er „Berliner Monatshefte für Literatur, Kritik und Theater“ nannte. In dieser etwas lärmvollen, ungebärdigen Bilderstürmerschar

begegnen wir einer Dichterin, die man hier nicht vermuten würde, weil ihr ganzes Wesen, das jedem Radikalismus abhold, dem aller Lärm zuwider, weil das ganze Bild ihrer vornehmen Persönlichkeit, das wir aus ihren Dichtungen gewinnen, so gar nicht passen will in den Rahmen dieser Bewegung. Ich meine Alberta von Puttkamer. Aber wenn man bedenkt, wie sympathisch der jungen Dichterin, die in ihrer Kunst nach dem Ausdruck dessen suchte, was an Höchstem und Tiefstem in der Menschheitsseele lebte, die Ideale und das strebende Bemühen dieser kraftgenialischen Freischar sein mußte, kann man verstehen, wie es kam, daß sie mit in ihre Reihen gezogen wurde; auch sie hatte, wie diese „lieben strebenden Andern" — so nennt sie in einer Widmung an den Grafen Schack zu seinem 70. Geburtstage ihre Genossen — zwei köstliche Wanderbegleiter: Begeisterung und Streben.

Die Entwicklung der Bewegung aber, zum Naturalismus hin, gegen den in ihren Büchern an so manchen Stellen ein in der ganzen Art ihrer Persönlichkeit begründetes Widerstreben bemerkbar wird, hat sie nicht mitgemacht, wenn sie sich auch ihrem Einfluß nicht ganz hat entziehen können und wohl auch nicht hat entziehen wollen. Sie ist mit offenen Sinnen, empfänglich für alles Edle und Schöne in der Welt, ihrer eignen Entwicklung nachgegangen, unbekümmert um das Treiben der andern, unbekümmert auch darum, ob das, was ihre hohe Seele erfüllte, der Zeit gefiel oder nicht, und hat mit Emsigkeit und Treue an der Bereicherung und Vollendung ihrer Persönlichkeit gearbeitet. Das vornehme, glänzende Gesellschaftsleben, zu dem die hohe Stellung ihres Gatten, der Staatssekretär von Elsaß-Lothringen war, sie zwang, hat sie nicht verflachen, nicht veräußerlichen können; sie ist auch im lichterfüllten Saal und in lachender Runde fremd und einsam geblieben. In ihrem Gedichtbande: „Akkorde und Gesänge" gesteht sie, was mitten im lauten Reigen der Freude auf stillen Bahnen sie abseits führt, was ihr so oft, „wenn rings das Leben lacht, den hochentrückten Blick ins Fremde gibt":

„Das ist jene Flügelmacht,
Nach Sternen, die man jugendlang geliebt,
Zu streben, heiß mit aller Kräfte Schwung!
Das sind die Flügel der Begeisterung,
Der Drang, das Irdische zu überschweifen,
Die Himmel zu berühren, zu begreifen! . . ."

Dieser Drang hat sie auf der Erde fremd gemacht; fern aber und unberührt von allem Außenleben, vollzog sich in den Gründen ihrer Seele, nur ihr selbst bewußt, die Vollendung ihrer Persönlichkeit und hat so die Entwicklung genommen, die Heinrich Hart in den oben erwähnten „Berliner Monatsheften" ihr voraussagte, als er ihren ersten Gedichtband: „Dichtungen" besprach, der in jenem Revolutionsjahr er-

schien. Hart schrieb damals: „In Alberta von Puttkamer hat der Genius der Zeit voll und ganz Gestalt angenommen, und wenn, wie ich glaube, die Lyrik von heute und morgen die Vorbotin einer neuen Epoche unserer Literatur ist, dann gehört auch Alberta von Puttkamer zu den großen und glänzenden Erscheinungen ihrer Tage."

Wer die vier Lyrikbände überblickt, in denen Alberta von Puttkamer den mannigfaltigen Reichtum ihrer Kunst vor uns ausgebreitet hat, und dabei die großen Linien ihres Wesens in ihrer Entwicklung verfolgt, muß mit Bewunderung bemerken, wie treu die Dichterin sich selbst geblieben ist. Schon in ihrem lyrischen Erstling offenbart sich uns ihr Persönlichkeitsbild, wie wir es heute in der Seele tragen, unfertig freilich und unentwickelt, wie ein Kinderbild in deutsamen Linien unter dem Schleier der Jugend und Unfertigkeit doch schon die Züge des Erwachsenen weist. Wohl könnte diese Tatsache damit erklärt werden, daß sie erst mit 36 Jahren, in einem Alter, in dem so mancher Dichter sich schon ausgegeben hat, ihren ersten Gedichtband veröffentlichte und daß ihre strenge Selbstkritik, die sie alles vernichten ließ, was vor diesen Dichtungen entstanden war, sie hinderte Halbfertiges und minder Vollendetes aufzunehmen. Aber mir will scheinen, als lägen die letzten Ursachen dieser Erscheinung, der wir nur bei wenigen Dichtern in so auffälliger Weise begegnen, tiefer und in ihrem Wesen begründet.

In den Versen dieser Dichterin ist ein feierliches, ein hoheitsvolles Schreiten, ein priesterlicher Gang des Rhythmus, in dem die Sicherheit und Ruhe ihrer Persönlichkeit lebt, in dem sich ihre harmonische und in sich selbst sichere Kraft offenbart. Diese Kraft und Sicherheit ist in ihrem Schaffen, soweit es offen vor uns liegt, von Anbeginn. Da ist keine Unsicherheit und kein Umhertasten, kein Straucheln und Stürzen bei ihrem geraden Aufstieg zu den Höhen der Vollendung, sie findet den Weg, erst wohl, weil er im Ahnen ihrer Seele ist, dann aber sinken immer mehr die Schleier von ihren Augen, und sie erkennt und findet ihn in bewußter Klarheit. Das gibt ihrer ganzen Entwicklung diese Ruhe und Stetigkeit, die uns, wenn wir sie heute überschauen, mit Bewunderung erfüllt. Wir werden sehen, wie sehr diese vornehme Ruhe und Sicherheit ihr Wesen, wie sie im tiefsten Grunde ihrer Seele verwurzelt ist und ihr jenes Himmelzugewandte gibt, das uns wie priesterliche Gebärde anmutet.

— — — — — — — — — —

Alberta von Puttkamer ist die Tochter eines preußischen Assessors. Ihr Vater ist ihr — er starb drei Monate vor ihrer Geburt — als hochgebildeter und auch künstlerisch hoch veranlagter Mann geschildert worden. Sie wurde am 5. Mai 1849 in Groß-Glogau geboren, ist also ein Kind unserer lieben Heimatprovinz Schlesien. Ihre Jugend aber verlebte sie in Berlin, wohin sie schon im dritten Lebensjahre kam. Hier

vollzog sich im Kreise vieler Verwandten und unter der Vormundschaft des phantasievollen Staatsanwalts Starling ihre Erziehung. In der königlichen Elisabethschule und unter dem Direktor Ferdinand Ranke, dem Bruder Leopold v. Rankes, erhielt sie eine treffliche Bildung. Daneben genossen ihre musikalischen Talente eine gründliche Ausbildung, ihrer umfangreichen Sopranstimme wurde italienische und deutsche Schulung zuteil, und auch das Klavierspiel wurde fleißig geübt. Der bekannte langjährige Musikkritiker der Nationalzeitung, der erblindete Dr. Otto Gumprecht gewann den stärksten Einfluß auf ihren Bildungsgang. In ihrem Gedichtbande „Offenbarungen" hat sie ihm in der Dichtung: „Der blinde Führer" ihren Dank gewidmet und mit warmer Herzlichkeit bekannt, wie viel er ihr gewesen, zu welchen Zielen er sie geführt.

Dem Boden Berlins selbst aber war ihre vornehme, dem Lauten und Aufdringlichen abgeneigte Natur fremd, Berlin ist ihr niemals Heimat geworden. Als Siebzehnjährige lernte sie auf einem Ball in Fraustadt den Kreisrichter Maximilian von Puttkamer kennen und vermählte sich bald darauf mit ihm. Ihr Gatte stand mitten im politischen Leben, war seit 1867 nationalliberales Mitglied des Abgeordnetenhauses, seit 1869 Mitglied des Reichstages und wurde nach dem Kriege Oberlandesgerichtsrat in dem neu gewonnenen Reichslande Elsaß-Lothringen, wo er die höchste Staffel der Staatsstellungen erreichte und 14 Jahre bis zum Herbste 1901 als Staatssekretär wirkte. Das Elsaß ist der Dichterin zur zweiten Heimat geworden. In seinen Boden, in seine Sage und Geschichte, in seine aus deutschen und romanischen Elementen eigentümlich gemischte Kultur hat sie alle Wurzeln ihres Wesens eingetrieben, aus ihnen hat sie Kräfte und Säfte gesogen, die, in den Adern ihres norddeutschen Wesens geklärt und vergeistigt, jene feine und eigenartige Blüte vornehmsten Geistes trieben, die uns aus allen ihren Dichtungen entgegenleuchtet. Sie selbst hat dankbar beim Abschied von ihrem geliebten Elsaß — nach der Demission ihres Gatten im Jahre 1901 siedelte sie nach Baden-Baden über — zum Ausdruck gebracht, wie viel sie ihrer zweiten Heimat zu danken hat.

Es gewährt eigenartigen Genuß, diese allmähliche gegenseitige Durchdringung durch ihre Gedichtbände zu verfolgen. In den „Dichtungen" erinnert nur ein einziges Gedicht, und auch nur ganz äußerlich, daran, daß Alberta von Puttkamer im Elsaß lebt, die „Herbstwanderung mit Goethe". Aus allen ihren Gedichten aber, besonders aus ihren Naturstimmungsbildern spricht aus der herben Linie ihrer Zeichnung, aus dem strengen Kolorit, das norddeutsche Wesen der Dichterin. In den späteren Gedichtbänden aber werden diese Linien weicher und edler, die Zeichnung tritt hinter dem Kolorit zurück, das immer mehr an Lebhaftigkeit und Leuchtkraft der Farben gewinnt. Es kommt südlicher

Glanz in ihre Verse, und im letzten Gedichtbande gar, in „Jenseit des Lärms", erwacht in ihnen ein weiches süßes Singen und Klingen, sie werden zu Musik. So verschmilzt sich in ihren Dichtungen süddeutsche Wärme und Farbigkeit mit der norddeutschen Kraft und Strenge der Zeichnung zu köstlichen Bildern. Diese Eigenart kommt ganz besonders ihren elsässischen Balladen zugute. Schon das zweite Gedichtbuch: „Akkorde und Gesänge" brachte in den „Weißen Gestalten im Elsaß" ein Gedicht, für das die Dichterin den Stoff aus der Sagenwelt des Elsaß entnommen hat. Mit einem elsässischen Balladenbuch, dem 1899 erschienenen Bande „Aus Vergangenheiten" (Verlag von Schlesier und Schweikhardt in Straßburg) hat sie von ihrer zweiten Heimat Abschied genommen, und diese Dichtungen beweisen, wie innig und fest sie sich eingewurzelt hat in ihren reichen Boden.

Dieses Sichversenken in Sage und Geschichte, dieses Hinflüchten in eine Vergangenheit, voll Größe und Kraft, das wir nicht bloß in diesem elsässischen Balladenbuch zu beobachten Gelegenheit haben, deutet auf einen besonderen Wesenszug der Dichterin, denn Alberta von Puttkamer ist keine geborene Balladendichterin, und wenn auch ihren Balladen Kraft und Plastik und auch jene große Linie nicht fehlt, die wir in diesen Dichtungen zu finden gewohnt sind, so gehören sie doch nicht zu dem Besten, was sie geschaffen hat, und nicht zu den Besten, die unsere Literatur besitzt. Halten wir diesen Hang, in die Geschichte oder Sage gewordene Vergangenheit zu flüchten, zusammen mit der Zeitlosigkeit ihrer übrigen Dichtungen, in denen so wenig von dem Kämpfen und Ringen, von den Gedanken und Stimmungen zu merken ist, die unsere Zeit erfüllen, so kommen wir auf eine Wesenseigentümlichkeit der Dichterin, die ihrem ganzen Werk charakteristisches Gepräge gibt: die Lebensfremdheit.

In einer autobiographischen Skizze, die das „Literarische Echo" veröffentlichte, berichtet Alberta von Puttkamer von ihrer Kindesart: „Ich bin auch immer ein seltsam nachdenkliches Kind gewesen. Getollt, gejubelt habe ich nie aus tiefglückseligem Herzen, sondern ich habe, mehr abseits stehend, den Spielen zugeschaut und sie wie bunte, sinnige Bilder auf mich wirken lassen. Eine ganz rein gestimmte Heiterkeit habe ich immer nur in der Einsamkeit finden können und im Genießen von Natur und — Büchern. Weil ich die Puppen von je weniger liebte als meine Märchen- und Geschichtenbücher, und weil man das unkindlich fand und mich deshalb schalt, betonte sich mein Hang zur Absonderung von den ‚Vielzuvielen' nur noch intensiver. Mein heißer Drang nach Wissen, Forschen und geistig tiefem Erkennen von der Welt der Erscheinungen und Begriffe fand nicht seine volle Befriedigung auf den Wegen der Bildung, die höhere Schulen und bedeutende Einzellehrer mich führten. Ich suchte mir Sonderwege und trank aus allen köstlichen Quellen, die mehr abseits oder aus schwer erreichbarer Tiefe spru-

delten. Philosophie und Geschichtschreibung habe ich neben der Dichtkunst stets am innigsten geliebt; wie überhaupt eine Neigung zu korrektem, exaktem Denken innig vereint ist mit schwärmerischer Begeisterung und Betätigung im Reindichterischen." So wie in ihrer Kinderzeit den Spielen ihrer Jugendgenossen, hat sie immer auch den Spielen und Reigen des Lebens zugesehen, und wenn sich auch manchmal der Wunsch regte, an ihnen teilzunehmen, so daß sie in dem schon zitierten Widmungsgedicht an Frau v. D. bitter klagt: Doch ob das Ziel wir finden von dem Weg, das ist's, was „mich denken heißt da, wo ich leben sollte!" es hat sie doch nie in die Reihen des Lebens getrieben. Und am liebsten hat sie die bunten Reigen des Lebens in Spiegeln geschaut, und in den Spiegeln der Sage und Geschichte, wie in den Spiegeln der Philosophie und Dichtung.

Bücher haben der Einsamen, die in den Zweigen des blühenden Fliederbaumes saß, oder unter dem Apfelbaume ihres Stadtgartens lag, das Leben ganz ersetzt, Märchenbücher erst, die ihr von allem Wunderbaren und Geheimnisvollen erzählten, die das Leben, das draußen auf den Straßen Berlins brandete, nicht zu bieten vermochte, die heiligen und seltsamen Sagen der Edda späterhin, die eine Welt vor ihr erstehen ließ, die mit Göttermund zu ihr sprach. Sage und Geschichte waren ihr Lehrerinnen und zeigten ihr die großen und ewigen Linien des Lebens, daß sie darüber alles Kleine und Alltägliche vergaß und mehr und mehr in der Vergangenheit lebte als in der lebendigen und blutvollen Gegenwart. Und die kühlen, dämpfenden Schleier der Vergangenheit legten sich auch über ihre Seele, sie dämpften die Wärme ihres Blutes, sie dunkelten ihren Blick, sie hingen sich vor das Leben, daß seine Buntheit sie nicht verwirrte und sein Lärm keine der leisesten Stimmen überschrie, die in ihrer Seele wach wurden, sie dunkelten die Bilder, die ihre Schöpferkraft gestaltete, und gaben ihrer Dichtung vornehme Ruhe, feierliches Erhobensein und jene priesterliche Gebärde, die immer von der Erde weg in ewige Fernen deutet und nach großen Idealen die Arme breitet.

Dieses stete Leben in der Vergangenheit, die alles Kleine, alles Niedrige und Gemeine der Vergessenheit anheimfallen und nur Größe und Kraft und nur die einfachen und großen Linien des Geschehens bestehen läßt, hat ihren Blick so an die großen Züge des Lebens gewöhnt, daß das Leben und Treiben der Gegenwart sie mit leisem Widerwillen erfüllt. Sie weiß das selbst und gesteht in ihrem Zeitlied: „Offenbarungsnächte", das sich in den „Offenbarungen" (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger) findet:

„Vielleicht, weil in dem wüsten Spiel der Dinge
Von heut ich meine Heimat nicht mehr finde,
Zieht's mich hinauf in ihre Sphärenringe.

Und wenn aus Wolken mitternachts die Winde
Erwachen, klingt es mir wie große Worte."

Dann kehren die Geister der Vergangenheit, dann kehren die Großen vergangener Zeiten, Sokrates, Plato und Epikur, Christus und Goethe bei ihr ein, beklagen das Heute, in dem alle Spuren ihres Wirkens verwischt scheinen, und zeigen ihr die großen Linien des Weltgeschehens, die großen Ideale der Kunst, der Philosophie, des Lebens. Ihr und ihren Erscheinungen treten manche bittere Worte über die Gegenwart, die alle hohen Ziele vergessen zu haben scheine, auf die Lippen. Goethe klagt:

„Doch fand ich mehr die Sinne wach, als Seelen.
Ihr Fühlen schien mir nur ein krankes Quälen,
Bewegung ohne Maß, ein fiebrig Hetzen —
— Mir scheint, statt Göttern dienen sie nur Götzen."

Auch Sokrates und Plato beklagen, daß der modernen Zeit, die ihr Denken ein unmögliches Träumen genannt hat, nicht mehr von schönen Maßen bezwungen, nicht mehr von Kerngesundem durchdrungen sei, und Epikur beschwert sich, daß man seine Lehre von der Glückseligkeit auf Erden so ganz und gar verkehrt habe.

Die letzte Erscheinung, Christus, klagt, daß die Allzueifrigen und Allzuentzückten ihn zu hoch entrückt, daß sie ihn in den Glauben gebannt und aller lebendigen Wirkungen im Volke beraubt haben.

Wohl müht sich die Dichterin gerecht zu sein und gesteht, daß in all diesem Wirren und Dunklen der Zeit ein Gären und Ringen sein könne nach neuen Idealen, aber sie wendet sich doch mit einer Geste des Widerwillens von allem modernen Leben ab:

„Das Evangelium der Wirklichkeit,
Das ist der arme Ausdruck der Zeit!
Nur was sie mit ihren Sinnen erkennen,
Dazu wollen sie sich gläubig bekennen.
Eine Zeit ist's, die mehr verneint als schafft,
Das ist so in Kunst und Wissenschaft,
Und so in Leben und Religion.
Wenig Frische und Kraft — viel spöttelnder Hohn,
Viel Umsturz, viel Suchen und wenig Finden,
Ein zielloses Lösen und wieder Binden!
Es ist ein Jahrhundert von wildem Gären,
Doch keiner ahnt, was es könnte gebären!"

Fast nie sonst tritt die neue Zeit, das moderne Leben in ihre Verse, und nie läutet es mit hellen Glocken, und immer nur, wenn es einmal ruft, dumpf und schwer. Nicht bloß in ihrem Erkennen und Fühlen, ihre ganze Kunst ist eine solche Absage an die kleine Wirklichkeit der Gegenwart. Wie im Leben, so sucht sie auch in der Kunst nach der großen Linie, nach Ewigkeitsharmonie und strebt danach, sie in ihren Dichtungen lebendig werden zu lassen. Darum mußte ihr auch die Wirk-

lichkeitskunst der „Moderne“ — ich brauche nur ungern dieses Wort — die Kunst der kleinen Linie, Widerwillen und Abscheu einflößen. Mehr als einmal wendet sie sich gegen das Kunstprinzip des Naturalismus und gegen den Geist der Zeit, der dieses Kunstprinzip geboren hat. Mit scharfer Absage wendet sie sich von dieser Kunst ab, ihr Auge vermag hinter den vielen kleinen Linien der Darstellung nicht die große Linie des Lebens zu sehen, die es in dem Vergangenen, in Sage und Geschichte so rasch und sicher erfaßt, und fordert bewußt in der Kunst eine ins Ideale verklärte Darstellung des Wahren, das nicht immer bloß im Wirklichen und in andern Räumen als in der Wirklichkeit schmutzigen Gassen zu suchen sei. In ihren „Offenbarungsnächten“ läßt sie Goethe bekennen:

„Nur, wer die Dinge klärt ins Ideal
Der schafft den Heil'genschein, den Götterstrahl,
Der wegedeutend über allem Irren
Zur Lösung leuchtet in den Stoffeswirren!“

Ihre Absage an das Leben und an die Kunst der Gegenwart ist aber, wie man leicht meinen könnte, nicht eine Absage an das Leben überhaupt und entspringt nur einer Abneigung ihrer vornehmen Natur gegen alles Niedrige und Gemeine, gegen marklose Schwäche und lebenzerstörende Verneinung, gegen Sinnengier und die ekle Jagd nach Gold, die der Gegenwart ihren charakteristischen Stempel aufgeprägt zu haben scheinen. Wohl mag auf dem Grunde ihres Herzens, das immer alles Laute und jede rauschende Lust gemieden und lieber Einsamkeit und erhebenden Gefühlen sich hingegeben hat, eine leise Angst vor der herben Kraft des Lebens wohnen und sie zittern gemacht haben, wie die Braut zittert vor der leidenschaftlichen Kraft des Geliebten, die sie willenlos macht und ihm ganz zu eigen zwingt. Aber erfüllt war ihre Seele trotz dessen immer von jener stillen, starken Ehrfurcht vor dem Leben, die das Leben höher wertet als allen sprudelnden Überschwang. Und darum wirkt in ihrer Kunst eine warme Lebensfreude, ein inniges Lebenserfassen und füllt die Adern ihrer marmorn erscheinenden Dichtungen mit pulsendem Lebensblut. Goethe ist darum auch der Gott ihres Lebens, vor dem sie sich neigt als vor dem Gotte des Lebens selbst und dem sie dient in ihrem Leben und in ihrer Kunst. Sie gesteht: „Am ehesten von allen Dichtern der Weltliteratur bin ich zu Goethe in ein nahes Verhältnis getreten. Die Liebe zu ihm und die Erkenntnis seines Genius haben mich durch alle geistigen Entwicklungsphasen fast von der Kinderzeit an geleitet, und die Spuren solcher liebenden Erkenntnis sind wohl auch in all meinem Schaffen und Leben ersichtlich.“ Es spricht für dieses starke Erfülltsein ihres Herzens von der Fülle und Schönheit des Lebens, daß sie in ihrer Jugend zu dem abstrakteren

Schiller und zu seiner rhetorischen Kunst in kein rechtes Verhältnis kommen konnte.

Neben Goethe sind es die Griechen, die als Sterne über ihrem Leben und ihrer Kunst strahlen, beiden die Weihe geben und zu Höhen der Entwicklung locken. Immer wieder greift sie zu den der griechischen Mythologie entstammenden großen Symbolen der Natur- und Seelenkräfte, so schon rein äußerlich ihre Vorliebe für den Hellenismus offenbarend. Sie weiß aber auch ihre Seele und ihre Dichtungen mit dem Geiste der Griechen zu erfüllen. In ihren Strophen ist verhaltene Kraft, schönes Maß der Bewegung und ein strahlender Glanz. Ihre Dichtungen muten an wie griechische Tempelbauten in weißer, marmorner Schönheit und edler Einfachheit. Und in diesen heiligen Hallen brennt die reine, gerade zur Höhe steigende Opferflamme der Begeisterung für alles Schöne und Edle, brennt die Opferflamme freudiger Lebensgläubigkeit und einer schönen Hoffnung schönerer Lebensmöglichkeiten, als die Gegenwart sie bietet. In ihnen waltet diese Frau mit einem von edler Menschlichkeit und feinstem, tiefstem Empfinden erfüllten Herzen als Priesterin der Gottheit, die über allem Leben thront und alles Leben zu sich ruft zur Höhe des ewigen Lichtes.

— — — — — — — — — —

Aus dem lauten Leben, das die Dichterin nie geliebt hat, flüchtete sich schon das Kind gerne in die Stille und zu der reinen Größe der Natur. Da wurden Ewigkeitsstimmen auch in dem Kinderherzen schon laut und redeten in ihm in verworrenen Tönen, denen das Mädchen so gerne nachsann, lieber nachsann, als dem Liede, das draußen auf den Gassen das Leben sang. Zu dem Hause, in dem Alberta mit ihrer Mutter wohnte und das ihrer Großmutter eigen war, gehörte ein für Berliner Verhältnisse großer und schöner Garten. Prächtige Nußbäume breiteten ihre mächtigen Kronen aus und wurden die verschwiegenen Stätten ihrer hochfliegenden Gedanken und Träume. „Wie ein freier Vogel," so erzählt sie in der schon zitierten autobiographischen Skizze, „hab' ich mich in ihren Zweigen geschaukelt und besonders ein alter Fliederbaum bot in seinen knorrigen Zweigen hoch oben zwischen den Blütenbüscheln eine Laube, in die ich gerne mit meinen Büchern flüchtete." Immer und immer wieder kehrt die Erinnerung an diese stille Stätte, die ihr so tiefen und seligen Genuß bot, zu ihr zurück und findet dichterischen Ausdruck in allen ihren Gedichtbüchern, so nachhaltig und tief waren die Stimmungen, die er ihr geschenkt hat. So wird dieser schattenreiche Stadtgarten im Laufe der Jahre ihr allmählich zum Symbol ihrer Jugend, und köstlich weiß sie von ihrem „Entschwundenen Garten" zu erzählen.

Da war auch ein alter Apfelbaum mit goldbräunlichem Gezweig und dunkelm Laub, der streute, wenn das Kind mit wachenden Augen

träumend im Grase darunter lag, seine roten Blüten über es nieder. Dann wurden alte Göttersagen der Edda in ihrer Phantasie lebendig, und sie fühlte sich — so weiß sie in dem schlichten, warmen Gedicht: „Mein Apfelbaum" zu erzählen — als Norne, die am Fuße der Weltesche Yggdrasil sitzt und auf das seltsame Rauschen der Daseinsquelle und ihrer tausend Rätselfragen lauscht. So wußte sie als Kind schon in begnadetsten Stunden sich leidenschaftlich in die Natur zu vertiefen, ganz mit ihr eins und sie selbst zu werden. Darum auch ist dieser alte, schattenreiche Stadtgarten und sind die Felder und Wälder, durch die sie in köstlichen Ferientagen bei Besuchen auf den Gütern der Verwandtschaft streifen durfte, die Hüter ihrer ersten dichterischen Träume und Gestalten gewesen.

Zuerst hat sie der Natur voll Bewunderung und in Andacht versunken gegenübergestanden. Wie eine Beterin und mit weit geöffneten Augen, als könnten sie die Fülle der Schönheit nicht fassen, die in Linien und Farben auf sie einstürmte. In der Natur verkörperte sich ihr die Schönheit selbst, und mit zagen Strichen versuchte ihr Griffel ihren Linien nachzugehen, in tastenden Versuchen mühte sich der Pinsel, ihre Farben in das Bild zu bannen. Wenn sie in gar manchem Gedichte ihrer ersten beiden Bände noch abhängig ist von Vorbildern, die die Literatur ihrer Zeit um sie her aufgestellt hatte, wenn sie nicht selten noch sich nicht frei machen konnte von Konvention und Schablone — in ihren Naturbildern ist sie fast immer sie selbst, da findet sie so klaren, herbeinfachen Ausdruck für charakteristische Stimmungen, wie in dem „Nordischen Frühling", wie in „Dorfesstille". Mit all ihrer strahlenden und heimlichen Schönheit hat sie die Natur in ihr betendes Herz aufgenommen und spiegelt sie rein und warm in ihren Gedichten wider. Aber sie und die Natur — das spürt man doch hinter diesen Bildern — sind noch zwei. Zwei liebe Gespielen wohl, die sich herzlich lieben, die sich an den Händen fassen und eine Weile miteinander selig sind, die sich aber doch immer wieder loslassen und weit auseinander müssen. Das spürt man am deutlichsten, wenn sie, statt die Natur in sich widerzuspiegeln, sich in der Natur spiegelt, wenn sie die Natur zum Bilde ihrer Herzensstimmungen macht. Aber immer sicherer wird sie in ihrem Verhältnis zur Natur, immer inniger schmiegt sich die Angebetete in ihr Herz hinein, und es geschieht, daß ihre Bilder — so in den „Charakterlandschaften" — sich zu großen Gemälden von gewaltiger Größe auswachsen, in denen Ewigkeitszug ist. Aber es ist in diesem ihrem Verhältnis noch etwas wie eine heimliche Scheu, sich ganz aufzugeben und in der Natur unterzugehen, wie die Geliebte wohl ihre Seele nach trautem Werben und in begnadeten Stunden dem Manne gibt, aber erst nach langer, innigster Gemeinschaft ganz in ihm auf- und untergeht. Diese wundersame gegenseitige Durchdringung, dieses gänzliche

Sichsinkenlassen in diese heilige Gottheit, die allen Sterblichen ihr Herz weit öffnet, sie liebend und erlösend zu umschließen, hat Alberta v. Puttkamer erst in ihrem letzten Gedichtbande und nur in wenigen Gedichten gefunden. Es ist nicht bloß, daß in ihrem Bilde die Linien schmiegsamer, die Farben voller und reicher werden, ihre ganze Seele wird in den Bildern wach wie: „Verlassener Garten“, „Notturno“, „Presto“, „Grausame Sterne“, und man weiß nicht mehr: redet die Natur oder redet die Seele der Dichterin?

— — — — — — — — — —

Wie das nachdenksame, scheue Kind gar oft von den Spielen seiner Jugendgenossen hinweg in seine liebe Einsamkeit und zu seinen treuesten Gefährten, den Büchern geflüchtet war, so hat die Dichterin auch später gar oft aus dem lauten Gang des Lebens sich in die Einsamkeit ihres Herzens zurückgezogen. Auch in dieser ihr eigensten Welt gab es heiße und bittere Kämpfe, aber sie wurden mit jener edlen Ritterlichkeit geführt, deren die Kämpfe des Lebens oft so bar sind. Und es waren Kämpfe um die höchsten Ziele, in denen auch jede Niederlage ein Sieg ist. Alles, was sie vom Leben und durch das Leben erfuhr — und es war ihr nichts zu klein und gering, und alles nicht zu groß — nahm sie in sich auf und verarbeitete es in sich, daß es ihr Stufe zu höherer Vollendung werden mußte.

Auf den wenigen Bildern Alberta von Puttkamers, denen wir in Zeitschriften begegnen, leuchtet uns aus den reinen, im Profil fast griechisch anmutenden Zügen die edle und hohe Seele dieser seltenen Frau entgegen. Der herbgeschlossene Mund bewahrt scheu die Geheimnisse des Herzens, die leicht emporgezogenen Brauen geben dem Antlitz jenes scheue Verwundern der Lebensfremdheit, das wie ein Staunen über alle Unzulänglichkeiten des Lebens ist. In den Augen leuchtet eine ernste, tiefe Schwermut und ist ein Glanz darin, wie nur tiefe und klare Wasser ihn kennen. Diese Bilder stimmen so ganz überein mit dem Bilde der Seele, das uns aus den Dichtungen entgegenstrahlt und wie ihre Verse es schildern:

„Ich weiß, ich war ein ängstig einsam Kind
Mit sonderbaren, heimatlosen Augen,
Die mochten wenig wohl zu Fröhlichsein
Und desto mehr zu Traum und Tränen taugen.“

Wie feine, unsichtbare Schleier von ungeweinten Tränen hängt es über dem fragenden und forschenden Blick ihrer Augen und hängt es über ihren Dichtungen. Sehr selten haben ihre Verse hellen Klang, es ist in ihnen ein dunkles Tönen, als sängen ein tiefer, nie verwundener Schmerz und viele, viele Tränen mit. Ihre Mutter glaubte, den eigentümlich schwermütigen Unterton, der durch das ganze Leben der Dichterin auch durch seine glanzvollsten Zeiten und auch durch ihr ge-

samtes dichterisches Schaffen anklingt, aus dem tragischen Umstand erklären zu sollen, daß ihre Seele im Schmerz um den Tod des heißgeliebten Gatten vor der Geburt des Kindes nur in düsteren Vorstellungen und Gefühlen gelebt habe. Diese Anlage mögen Herzenserlebnisse schmerzlichster Art, die der Dichterin stark und tief empfindende Seele bis zum Grunde erschüttern mußten, noch verstärkt und vertieft haben. Doch wenn auch noch in stillen Nächten weinend versagtes Glück irres Rufen durch Nacht und Weiten zu ihr sendet, daß sie oft von ihrem Kissen auffährt und hinaus lauscht in das Dunkel, durch das großäugig die ewigen Sterne zu ihr niedersehen, so hat diese heimlich gehütete Sehnsucht sie dennoch nicht zu tränenreicher Schmerzseligkeit geführt. Denn das Leid des Herzens, die Sehnsucht ihrer Seele nach vollem Menschenglück hat sie nur reicher gemacht und ihr Herz dem Leben ganz geöffnet:

„Und g'rad', weil ich des Lebens Leiden kannte,
War's, daß in höchster Daseinslust ich brannte."

Tiefere Schmerzen aber füllten ihre Seele, als der Schmerz um verlorenes Jugendglück:

„Doch ob das Ziel wir finden von dem Weg,
Ob wir, geblendet, schreiten ihm vorüber,
Oder, wenn wir das Höchste möchten fassen,
Uns tief verirren in der Täuschung Gassen,
Das ist's, das ist die wilde Rätselfrage,
Die peinvoll mir erfüllt die Erdentage,
Das ist's, was mir den Becher quell'nder Freude
Vom durst'gen Mund reißt, wenn ich trinken wollte,
Mein warmes Lachen jäh erstarrt zum Leide,
Mich denken heißt, da, wo ich leben sollte!"

Es erfüllt ihr Herz das bittere Gefühl der Unzulänglichkeit der eignen Kräfte den hohen Zielen des Strebens und jenen gewaltigen Mächten gegenüber, denen unser Wollen und Sein hilflos hingegeben ist; es ist in ihr ein wildes Auflehnen der Individualität gegen dieses Hingegebensein, jener ungebärdig sich regende Erhaltungstrieb des Individuums, das sich mit leidenschaftlicher Kraft gegen ein Aufgehen im All sträubt, das aus eigner Kraft seine Wege suchen und nicht blinder Schicksalsmächte Spielball sein will. Sie hat in ihren „Dichtungen" ein schönes Bild für die gefunden, denen ein gütiges Geschick Schnellkraft eingeboren hat, daß sie nicht an der Erde haften und immer wieder zur Höhe streben mögen. Sie vergleicht sie mit einem Ball, der, zur Höhe strebend, immer wieder vom Schicksal herabgeworfen wird: „So zwischen Sonnen und dem Staube senkt und hebt der Ball sich taumelnd auf und ab," und: „alles Sein ist fürchterliches Spiel". Es martert ihr Herz die Erkenntnis: „Das Glück des Ichs ist nicht des Weltalls Ziel!" Diese Gedanken machen sie ernst und im tiefsten Herzen

erbeben, daß die Lippen blaß werden und zittern und die Augen schmerzvoll fragend in Fernen starren, die kein menschlicher Blick durchmißt.

Hinter sich weiß die Dichterin eine Welt, in der alles Schein und Lüge ist, die am Sinnenfälligen hängt und nichts wissen will von den weißleuchtenden Firnenhöhen des Ideals, in der Gier und Leidenschaft wilde Reigentänze führen, ein Sodom, auf das der göttliche Feuerregen niederfällt. An aller Schönheit, die um sie aufblüht, erkennt sie „das Kainszeichen des Grauens, dem die Lebendigsten weichen", und weiß: „Das Herrlichste ist dem Gesetz verfallen, der Tod setzt an alle Schönheit die Krallen". Und vor sich sieht sie eine öde, grausame Leere; „hinter dem Leben grinst der Schrecken; das Gerippe der Leere aus tausend Verstecken".

Es ist der alte Erdenkampf zwischen dem Erfassen des Lebens in seiner Schönheit durch das Gefühl und dem Wissen: alle Schönheit vergeht! Was dann? auch in ihr wach geworden. Der Zwiespalt, der sich in dem Kinde schon kund tat, in dem eine Neigung zu konkretem, exaktem Denken innig vereint ist mit schwärmerischer Begeisterung und Betätigung im Reindichterischen, der Zwiespalt zwischen Verstand und Gefühl hat ihr die bittersten Kämpfe gebracht und alle Himmel durch Zweifel zerrissen.

Aber ihr Pessimismus ist nicht lebenverneinend und schmerzselig; sie weiß nichts von jenem kraftlosen Weltschmerzeln, das die Hände faltet und düstern Auges zusieht, wie die Dinge gehen. Ihrer Seele ist Schwungkraft eingeboren, die Schwungkraft des Willens, und so findet sie auch die Wege vom Leid dieser Erde und aus ihres eigenen Herzens Not: die Erlösung durch die Tat! Nur zag ringt sich dieser Gedanke aus ihrer Seele empor, und erst in ihrem letzten Gedichtbande weiß sie ihm schüchternen Ausdruck zu verleihen: „Reiße deine Kraft empor zur Macht, als ob dir Götter ihre Arme böten! Und senke nicht der Not dein müdes Haupt!" Und aus blühenden Kastanienzweigen hört sie im mitternächtigen Schweigen das leise raunende Lied der Zeit:

„. . . Die da blühn und leben,
Sollen sich dem Gegenwärt'gen geben,

Und die Flammen, die in Seelen glühen,
Sollen nicht verlodern und versprühen.

Folgen sollen sie dem Lebenswerben,
Denn: im Unterlassen liegt das Sterben . . ."

Hier liegen die Ansätze zu einer Weiter- und Höherentwicklung ihrer Weltanschauung aus den düstern Schrecknissen, in die das Wissen sie gestürzt, aus dem wirkungslosen Ergriffensein von der Schönheit des Lebens, das doch wieder in Zweifel und Qualen endet, hinauf zum Vollbewußtsein der Kraft, zum höchsten Ausleben aller lebendigen Seelenkräfte in seliger leben- und werteschaffender Tat.

So erscheint uns die Kunst Alberta von Puttkamers als starke und reine Menschheitskunst, geläutert in persönlichem Leid, geklärt in persönlichem Glück, aber in Leid und Glück, die seit Urbeginn der Menschheit Teil sind. Es ist eine Kunst des liebenden Erfassens alles Guten und Schönen, das in Menschenseelen lebt, gezogen und gepflegt im eigensten Herzen und getränkt mit dem Blute des eigenen Lebens, eine priesterliche Kunst des Glaubens und des Gebetes zu den ewigen Idealen.

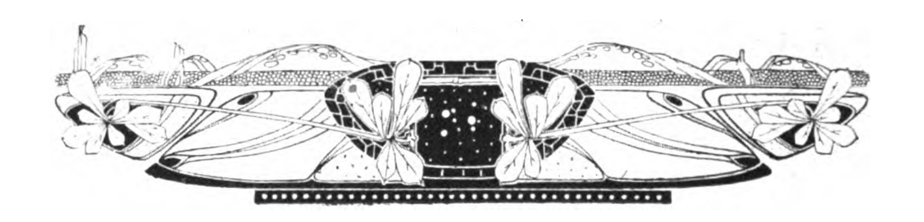
Und doch nicht Ewigkeitskunst, die über die Zeit hinaus und in die Zukunft deutet und Bahnen weist. Zwar bekennt die Dichterin in den „Offenbarungsnächten" der Erscheinung Goethe:

„Du weißt, daß ich dem Leben voll gehöre,
Daß ich das Blut der Zeit echt pulsend fühle
Und alle ihre feinsten Stimmen höre."

Von den Stimmungen und Entwicklungen ihrer Zeit aber ist nichts in ihrem Werk, und wo etwas ist, wie in den „Offenbarungsnächten", nur als Kritik und nicht als schöpferisches Bauen. Es ist eine allzu große Liebe für die Vergangenheit in ihr und eine leise Verachtung ihrer Zeit, sie lebt im Rückwärtsschauen und nicht im Vorwärtswandeln, und darin birgt sich die Gefahr, daß das Werk der Puttkamer nicht ewig sein wird, nur bestimmt: seine Zeit lebendig zu sein und danach überlebt und danach vergessen zu werden, denn es rächt sich: wer seine Zeit verachtet und die Ewigkeitslinie nicht erkennt, die in ihr lebt, über den schreitet sie hinweg.

Wie ich aber schon zeigte, weist der letzte Gedichtband der Puttkamer Ansätze zu neuen Entwicklungen ihrer Weltanschauung und also auch ihrer Kunst, und es könnte geschehen, daß jetzt, wo in der Stille zurückgezogenen Lebens, die der Dichterin nun geschenkt ist, ihre köstlichsten Gaben reifen und sie auch Worte findet für das Rauschen und Raunen ihrer Zeit, das um sie her redet und gehört sein will in Liebe und Ehrfurcht. Und es könnte geschehen, daß sie dann dem Rufe folgt, den sie in ihrem Zeitliede durch den Mund des Weltheilands an sich ergehen läßt:

„Geh hin in diesen Zweifelstagen,
Doch fülle die Welt nicht mit wehen Klagen!
Rufe sie auf zu begeistertem Fliegen,
Mit dem Geiste der Schönheit lehre sie siegen!
Viel sind noch wach, die mich verstehen, —
Die Edlen mußt du suchen gehen,
Und stehe stark mit ihnen und künde
Der verzagten Welt: das Glück ohne Sünde!



Tagespresse und Wissenschaft.

Von

Dr. Richard Bahr.

— Berlin. —

Die Presse ist für die Wissenschaft Brachland. Ab und an hat der historische Sinn, der in unserem Volke lebt, wohl den einen oder andern getrieben, sich Rechenschaft zu geben über Anfänge und Werden jener manchmal gerühmten und noch öfters verlästerten Institution, ohne die unser heutiger gesellschaftlicher und staatlicher Organismus doch nun einmal nicht denkbar wäre. Wir haben das treffliche Buch von Salomon, das in manchem Stück ein **standard work** ist; daneben — zumal aus den letzten Jahren — allerlei fleißige Monographien über einzelne Phasen der Zeitungsgeschichte; die wertvollsten darunter wohl solche, die ihre Entstehung den Jubiläen unserer großen Blätter (im Reiche wie im deutschen Ausland) verdanken. Aber das technische und methodische Element der Zeitung in ihrer typischen Erscheinung zu erfassen hat man bislang kaum ernstlich versucht. Vor drei Jahren hat der Wiener Emil Löbl in einem guten und klugen Buch sich um eine solche Systematik bemüht. Er hat die Wechselbeziehungen zwischen Kultur und Presse aufgezeigt und mit viel Geschick und einem ansehnlichen Gelehrtenfleiß die Stellung umrissen, die im Geistes- und Wirtschaftsleben eines Volkes die Presse einnimmt. Aber sein Beispiel hat bisher keine Nachfolge geweckt, und kein Jünger ist dem Pionier in die Brache nachgezogen. An deutschen Universitäten werden, da die Mode es zu verlangen scheint, neuerdings allerlei Vorlesungen über Journalismus angekündigt; aber es ist bezeichnend, daß die verschiedensten Disziplinen sich um die Materie streiten. Dort ist's ein Ger-

manist, der im Nebenamt über Zeitungswesen liest, hier ein Historiker, vereinzelt wohl auch ein Nationalökonom; noch immer also ward nicht einmal darüber Übereinstimmung erzielt, daß die Presse (und nicht bloß, weil sie auch ein Verkehrsgewerbe ist) in den organischen Zusammenhang der Staatswissenschaften gehört und nur aus ihm heraus mit Nutzen traktiert werden kann.

Für diese Vernachlässigung hat die Presse sich freilich revanchiert; sie ist, von spärlichen Ausnahmen abgesehen, bis auf den heutigen Tag über die Maßen unwissenschaftlich geblieben. Es gibt Leute, die das für recht und billig halten. Ich habe einmal den Chefredakteur eines großen hauptstädtischen Blattes gekannt; der lehrte: Politik — also auch das Artikelschreiben über sie — sei eine Kunst, und hielt sich für einen Künstler, weil er seine Ausbildung einst in der Untersekunda abgeschlossen hatte. Und Löbl meint: publizistischer und wissenschaftlicher Betrieb stünden zu einander in unversöhnlichem Gegensatz; „die Wissenschaft sucht: sie sucht Tatsachen, Zusammenhänge, Gesetze. Der Publizist sucht nicht, für ihn steht von vornherein die Schlußfolgerung fest, zu der er gelangen soll, und was er sucht, ist nur der dialektische Weg, auf welchem er den Leser zu dieser Konklusion führen wird.“ An einer anderen Stelle aber nennt er die in der Presse übliche Praxis mit einem Wort Anton Mengers die „einseitige Wahrheit“. Wer die Presse unbefangen beobachtet, wird leider zugeben müssen: in vielen Fällen ist das so. Wer in den Dienst eines Blattes tritt, der übernimmt häufig genug mit dem Arbeitsvertrag auch so und so viel feststehende Schlußfolgerungen. Wie immer die Dinge in Wirklichkeit liegen mögen, für ihn wird es auf bestimmte Fragen hinfort bloß die ein für allemal gefundene Antwort geben; immer nur jene eine „einseitige Wahrheit“, die er an jedem neuen Morgen von neuem in sein Publikum hineinzuschreien hat. Aber diese betrübliche Regel kennt doch auch ihre Ausnahmen, und die Ausnahmen wären zahlreicher, wenn die Preßleute wissenschaftlich zu arbeiten gelernt hätten. Man wende mir nicht ein, daß Aktualität das Wesen der Presse ausmache und bei der Hast, zu der sie verurteile, jede irgendwie bedächtige Methodik sich von selbst verbiete. Das ist doch nur halb richtig. Auch im Preßbetrieb gleicht nicht jeder Tag dem andern. Wer nach Mitternacht ein vierspaltiges Feuilleton über die neueste Première zu schreiben hat, darf freilich kein Sinnierer sein, und wer noch eine halbe Stunde vor Redaktionsschluß einen sterbenden oder abgehenden Staatsmann in einem Leitartikel „würdigen“ soll, wird sein Urteil nicht mit der kühlen Sorgfalt eines aus der Schule Rankes stammenden Historikers schöpfen können. Aber diese Stunden intensivster Aktualität sind seltener, als der außerhalb des Betriebes Stehende glauben mag. Vor allem kommt der bedauerliche und am letzten Ende geradezu mörderische Zwang zu über-

eilter Arbeit bei dem großen Gebiet der sogenannten „Fragen“ überhaupt nicht in Betracht. „Fragen“ sind immer dauerhaft; ihre Erörterung dehnt sich durch Wochen, Monate, mitunter durch Jahre, und wer zu ihnen sich vernehmen zu lassen wünscht, wird fast immer Zeit haben, sein Votum in Ruhe vorzubereiten und zu begründen. Wie lange währt zum Beispiel nun schon die Diskussion über die Schiffahrtsabgaben auf natürlichen Strömen! Und ist der Streit über Freihandel und Schutzzoll, Industrie- und Agrarstaat, der die Wissenschaft so lange erfüllt hat, nicht noch immer unausgetragen! Selbst eine Bewegung auf dem Arbeitsmarkt, etwa ein Streik im Ruhrrevier oder eine Aussperrung in der Metallindustrie, pflegt nicht mit betäubender Plötzlichkeit über uns hereinzubrechen. In allen diesen Fällen aber bietet sich dem gewissenhaften Publizisten, der die Schwierigkeiten des Problems zu erkennen vermag, kaum eine andere Methode, als die auch sonst in der Nationalökonomie üblich ist. Auch der Publizist wird sich bei derlei Fragen zunächst über den Stand der Forschung unterrichten müssen, wird dann — mit Vorsicht natürlich — die Statistik heranziehen und schließlich die einander gegenüberstehenden Darstellungen und Tagesmeinungen nach ihrem Quellenwert zu prüfen haben: ob es die Anschauungen der Parteien sind, ob abgeleitete, und wenn, von wem sie beeinflußt wurden. Selbstverständlich wird dieser Prozeß in der Zeitung nicht mit der Präzision der wissenschaftlichen Forschung durchgeführt werden können; die Wage, auf der einem der Detaillist den täglichen Hausbedarf zuwiegt, wird eben nie die Genauigkeit der Goldwage erreichen. Aber eine ungefähre Vorstellung von dem Ernst des Problems wird auch der Tagesschriftsteller, sofern er nur gefällig und mit Geschmack zu schreiben weiß, seinem Publikum vermitteln können; eine leise Ahnung wenigstens der wehmütigen Erkenntnis, die vielleicht das reifste Besitztum des modernen Menschen ist — daß in dieser Welt der Bedingtheiten in Wahrheit nur das Relativische Bürgerrecht hat. Man wird mir Leopold v. Ranke entgegenhalten, der gelehrt hätte: „Die periodische Presse ist ihrer Natur nach parteiisch und verlangt gleichsam auch die Parteinahme des Lesers.“ Aber man übersieht dabei, daß der Satz des Altmeisters einer so ganz anders gearteten Zeit entstammte. Die Macht der Nichtsalsparteipresse ist in unseren Tagen gebrochen; es ist eine ganze Anzahl großer und einflußreicher Blätter aufgekommen (ich denke dabei nicht an die Anzeigerpresse), die sich mit Absicht und Bewußtsein ihr Publikum sozusagen zwischen den Parteien sucht; daneben gibt es angesehene Organe — ich selbst habe die Ehre einem solchen anzugehören — die sich auch innerhalb des Parteirahmens ihren Freimut und das Recht der eigenen Kritik wahren. Nun drücken freilich auch hier die Interessen der Leserschaft mit einer mitunter geradezu unheimlichen Wucht auf die Zeitung. Die Parteiprogramme

allerdings sind ein wenig verblaßt, und ihre Gewalt über die Gemüter hat sich verringert. Dafür zwingt der wirtschaftliche Interessenstreit sie in Banden, und ein schier dämonischer Haß ist emporgeschossen gegen alles, was sich der nach Vorzugsrationen haschenden Eigensucht entgegenzustemmen scheint. Auf diesen Äckern ist dann jene blöde Verachtung aller Wissenschaftlichkeit aufgewachsen, die unserem heutigen politischen Betrieb ihr unerfreulich banausisches Gepräge leiht. Man kräuselt die Lippen über jeden, der aus der Fülle umfassender Kenntnisse über eine Frage zu sprechen wagt. Nur die sogenannten „Praktiker“ werden noch auf dem Markt des politischen Lebens gehört; wenn schon diese Praktiker nach Gustav Cohns bitter ätzendem Wort ihre Berufung im Namen der Praxis zu reden häufig genug bloß davon herleiten, daß sie von der Theorie nichts verstehen. Aber von diesem geräuschvollen Widerstreit der wirtschaftlichen Interessen werden gerade die Leute, die berufsmäßig in die Zeitungen schreiben, für ihre Person so gut wie gar nicht berührt. Sie gehören durchweg jener breiten Schicht an, die man unter dem Begriff der liberalen Berufe zusammenzufassen pflegt. Sie haben weder Ar noch Halm, ihnen rauchen keine Hochöfen und keine Fabrikschornsteine, und die banale Tatsache, daß das Hemd einem allemal näher ist als der Rock, brauchte sie oder zum mindesten ihre überwiegende Mehrheit noch nicht am freien Ausblick zu hindern. Und dennoch geben sie sich so leicht den Wirtschaftskoterien gefangen; trotzdem helfen sie redlich dazu, daß in einem kaum noch zu überbietenden Maße das Schlagwort die sozial- und wirtschaftspolitische Diskussion beherrscht; daß Axiome, die von der Forschung längst über Bord geworfen wurden, immer wieder ehrfürchtig vor der Nation spazieren geführt werden und in der Regel, was man so öffentliche Meinung heißt, hinter unserer dermaligen wissenschaftlichen Erkenntnis um ein Menschenalter zurückgeblieben zu sein scheint. Ist's böser Wille? Angefressene Charaktere gibt's in jedem Beruf und vereinzelt mag auch der wohl vorhanden sein. Aber im allgemeinen wird man sagen können: gerade nach der Richtung hat die deutsche Presse sich immer sauber gehalten. Die Bestechung von Publizisten gehört gottlob bei uns zu Lande noch nicht zu den Mitteln des politischen Kleinkriegs, und auch jene mildere Form, daß irgend ein armer Teufel mit einem Blick auf Frau und Kinder seufzt: „il faut vivre“ und zähneknirschend niederschreibt, was er aus Herzensgrunde verdammt, ist überaus selten. In neunzig von hundert Fällen glauben die Leute ganz ehrlich, was sie verkünden; glauben an all die altersgrauen Schlagworte; nehmen Hinz und Kunz ihre Dutzendargumente von den Lippen und wähnen allen Ernstes, wenn sie mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher in dem seichten Bach der Vulgärökonomie plätschern, gegenüber einer verstiegenen und dem lebendigen Leben ent-

fremdeten Wissenschaft dem „gesunden Menschenverstand" zu seinem Recht zu verhelfen. Das ist's, was auf den Stand unserer politischen Diskussion so verheerend eingewirkt hat; das aprioristische Denken, das ja nur eine andere Form des gesunden Menschenverstandes ist, hat sie niedergezogen.

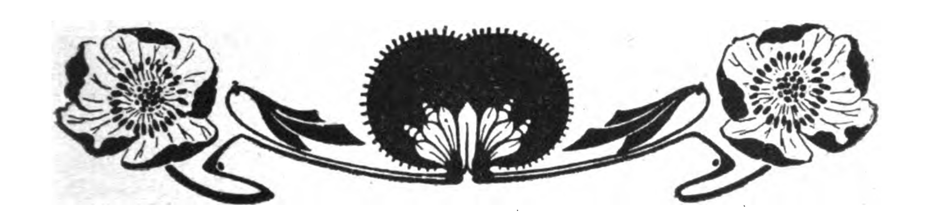
Es ist nicht leicht über diese Dinge unbefangen zu reden. In der Presse fehlt es noch weniger als in anderen freien Berufen an gegenseitigem Haß und Mißgunst, an Eifersüchteleien und Kabale. Aber wann immer einer an offenbare Schäden unseres Zeitungswesens zu rühren wagt, schließen sich wie auf ein Zauberwort die Reihen; der führende Publizist heißt plötzlich in überströmender Gefühlswärme den schäbigsten Zeilenreporter Bruder, und alle beseelt nur noch der eine feurige Wunsch, mit vereinten Kräften den „Angriff auf die Presse" zurückzuweisen. Wir haben das alles noch vor ein paar Monaten erlebt, als die Tisch- und Schiffsgespräche des Kaisers mit dem glückhaften Verschleißer der „Chocolat Menier" bekannt wurden. Und doch hatte der Kaiser in der Hauptsache durchaus recht gehabt. Es ist in der Tat ein Unfug, daß Leute, die häufig genug über keinen anderen Fonds verfügen als ein an sich sehr schätzbares äußeres Formtalent, unbekümmert auf die Nation losgelassen werden, sie zu belehren und zu führen. Man hat im Sommer so viel von dem Talent geredet, das sich selber Bahn breche; von dem Examen, das der Journalist täglich und stündlich vor der Öffentlichkeit abzulegen habe, und wie kein Verleger sich auf die Dauer mit einem unfähigen Mitarbeiter befreunden werde. Aber man vergaß im heißen Atem einer edelen Leidenschaft der Binsenwahrheit, daß unter Blinden schon der Einäugige der geborene König sein kann. Ja, wenn es sich durch die Bank um Prinzen aus Genieland handelte. Das Genie zu zügeln wäre selbstverständlich Vermessenheit; das zimmert sich schon kraft eigenen Rechts das Lebensfloß, auf dem es sich und uns zu neuen Ufern führt. Aber in der großen Mehrzahl sind wir Zeitungsleute doch bloß Handwerker (ich gebe zu: Kunsthandwerker und manchmal wohl auch recht talentvolle), und unsere Lebensaufgabe bleibt, den aufgespeicherten Goldvorrat in kleinen gefälligen Stücken unter das Volk zu bringen. Nun weiß ich wohl, daß man auch außerhalb der Universitäten geistige Besitztümer sammeln kann und daß es noch andere Mittel gibt, sich darüber auszuweisen, als den zopfigen Zwang der Examina, in denen oft gerade die feinsten Köpfe versagen. Prüfungen wenden sich nun einmal immer an den Durchschnitt. Je mehr aber der Journalismus die letzten Reste des Bohèmetums abstreift und zum regulären Beruf wird; je weniger bei dem wachsenden Bedarf und den steigenden Ansprüchen seine Reihen zu ergänzen noch der Zulauf starker Begabungen genügen kann, die sich in keine Schablone fügen mögen, oder (was nützt es, landbekannte Dinge zu beschönigen!) auch

der Gescheiterten, die sich bei ihrem Schiffbruch erinnern, daß sie einst im deutschen Aufsatz eine gute Note erhielten, um so dringlicher wird die Notwendigkeit, auch das Metier des Journalisten auf den Durchschnitt einzustellen. Natürlich ist das „allgemeine Redakteurexamen" Unsinn. Eine große Zeitung ist ein so komplizierter, so kunstvoll verästelter Bau, das Prinzip der Arbeitsteilung hat bei ihm in so weitem Umfange Geltung, daß es schlechthin unmöglich wäre, für alle an ihm Schaffenden die gleichen Bedingungen zu stipulieren. Aber Ähnliches wiederholt sich ja wohl auch auf tausend anderen Lebensgebieten. Auch an unseren Gymnasien wirken studierte und unstudierte Lehrer zusammen, und jede Fabrik kennt neben ihren Ingenieuren von Hochschulbildung so und so viel andere, die nur ein Technikum durchliefen. Wer irgendwo in einem versonnenen Landstädtchen mit Kleister, Schere und der gütigen Mitwirkung des Herrn Landrats ein Kreisblatt redigiert, von dem wird man gewiß, wie Treitschke einmal spottete, nicht viel mehr als die Kunst des Lesens und Schreibens fordern dürfen. Auch wer an einem hauptstädtischen Organ über die lokalen Ereignisse, den Sport oder die unpolitische Chronik wacht, wird nicht unbedingt mit der ganzen Bildung dieses Säkulums ausgerüstet zu sein brauchen. Aber von den Männern, die zu einer hochgebildeten Nation berufsmäßig über das Stolzeste und Heiligste, was wir haben, über unseren Staat zu reden sich vermessen, wird man je länger je mehr verlangen müssen, daß sie sich auch mit den Wissenschaften vom Staat vertraut machten. Daß sie erkennen lernten, wie unser Staat wurde und wie andere vergingen; daß ihnen sein Aufbau in Wirtschaft und Recht in jedem Augenblick präsent ist; daß sie die organischen Zusammenhänge der Volkswirtschaft übersehen, und wenn's not tut, auch wissenschaftlich zu arbeiten vermögen. Es geht nicht an, daß über die tiefsten Probleme unseres staatlichen und gesellschaftlichen Zusammenlebens hoheitsvoll und mit edelem Selbstgefühl Leute zu Gericht sitzen, deren ganze Legitimation in einem zufällig nicht geschwänzten Treitschkekolleg oder einem Registerschrank voll vergilbter Journalliteratur besteht; daß über fremde Staatsmänner und Völker aburteilt, wer nie die Grenzen der engen Heimat verlassen. Je bedeutsamer die Zeitung für das geistige Leben der Nation wird, um so weniger ist die Reform hier abzuweisen.

Und eines Tages wird sie auch kommen. Den Weg, den die Chemiker, die Zahn- und Tierärzte beschritten haben, werden früher oder später auch die Redakteure gehen müssen. Und dann werden sie einsehen, wie sehr sie bisher sich ins eigene Fleisch schnitten. Ihre soziale Stellung wird sich mit dem Moment heben, wo der Redakteur ein akademischer Beruf ist wie andere auch. Aber auch unser gemeines Wesen wird die wohltätigen Folgen spüren. Heute führen die ernsthaften Publizisten gegen die überwuchernde Gebärdenspäherei, gegen

die Jagd nach unbeträchtlichen Informationen und den Unfug der diplomatischen Rechercheure einen schier aussichtslosen Kampf. Das wird besser werden, wenn der in Kolleg und Seminar eingepflanzte kritische Sinn und die von dort überkommene Methode erst Gemeingut aller Redaktionen sein wird. Und in weitem Bogen werden den zuversichtlichen Schlagworten von Gevatter Schneider und Handschuhmacher dann ausweichen, die in eindringenden Studien das Problematische in den Dingen zu erfassen lernten. Nur wenn Tagespresse und Wissenschaft sich vermählen, können die Journalisten, die heute zu gut zwei Dritteln durch ihr verantwortungsschweres und bürdereiches Dasein ein Gefühl unverdienter Zurücksetzung schleppen, werden, was sie doch sein wollen: die Lehrer und Laienprediger der Nation.



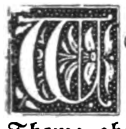


Vererbungsprobleme.

Von

Dr. Ernst Teichmann.

— Frankfurt a. M. —

as man Vererbung nennt, ist ein Konglomerat von allen möglichen Fragen. Es würde schwer sein, sie alle vor einem weiteren Kreise aufzurollen. So gilt es als erstes, das Thema abzugrenzen und bestimmte Fragestellungen zu gewinnen.

Ganz allgemein läßt sich Vererbung definieren als die Tatsache, daß Organismen Nachkommen hervorbringen, die ihnen in hohem Grade ähnlich sind: die Jungen der Katze sind immer wieder Katzen.

Aber sogleich taucht, wenn man sich einen Wurf dieser Tiere vorstellt, die Erinnerung daran auf, daß sie, untereinander und mit der Mutter verglichen, immerhin recht verschieden aussehen. Die Mutter hatte vielleicht ein graues Fell, unter den Jungen finden sich solche, die schwarz und weiß gefleckt, auch ganz schwarz, gelb oder grau und schwarz meliert sind. Bei genauem Vergleich ergibt sich, daß sie alle untereinander zwar sehr ähnlich aber durchaus nicht gleich sind.

Zwei Beobachtungen liegen also vor. Die eine geht dahin, daß der Typus der Art von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wird, der andere zeigt, daß dieser Typ individueller oder, wie man sagt, fluktuierender Variation unterliegt.

Es ist ohne weiteres klar, daß es sich bei der ersten Erscheinung um eine Vererbungsfrage handelt. Aber auch die zweite fällt unter diesen Gesichtspunkt. Man erkennt das, wenn man an folgendes denkt. Die Kinder der Menschen zeigen in ihrem Äußern und in ihrem Charakter

immer eine Mischung elterlicher Merkmale. Wenn uns das Kind von Bekannten vorgestellt wird, so betrachten wir es fast als Pflicht, sofort zu konstatieren, es habe ganz die Augen des Vaters und die Nase der Mutter. Hier wird nun naiv vorausgesetzt, daß es beiden Eltern möglich sei, einen Einfluß auf die Gestaltung des Kindes auszuüben, ihre eigenen Merkmale in irgend einer Weise auf jenes zu übertragen. Und offenbar ist diese Erscheinung, daß nämlich Kinder niemals die genaue Kopie eines ihrer beiden Eltern sind, daß sie, an jedem von ihnen gemessen, gewisse Abweichungen aufweisen, eben auf Vererbung zurückzuführen. Es fragt sich nur, ob sich etwas darüber aussagen läßt, wie diese von beiden Eltern ausgeübte Beeinflussung des Kindes zustande kommt. Worauf beruht es, daß im Kinde individuelle Besonderheiten beider Eltern zutage treten können?

Das sind nun zwei ganz bestimmte Probleme, denen wir uns auf diese Weise gegenübergestellt sehen. Das erste lautet: *Wie erklärt es sich, daß sich der Arttypus von Geschlecht zu Geschlecht vererbt?* Das zweite heißt: *Wie erklärt es sich, daß sich individuelle Besonderheiten beider Eltern auf die Nachkommen vererben können?*

Zu diesen beiden Fragen sollen sich die folgenden Zeilen äußern. Vielleicht ist es nicht viel, was die Forschung zu ihrer Aufhellung bisher geleistet hat. Sicherlich ist es nicht genug. Dennoch lohnt es der Mühe, das wenige zu erfahren, und es ist auch gut, die Grenzen zu kennen, vor denen der menschliche Geist noch immer Halt macht.

I.

Die Ähnlichkeit zwischen Eltern und Nachkommen ist eine so alltägliche Erscheinung, daß gewiß mancher nie auf den Gedanken verfallen möchte, hier liege ein Problem vor. Was ist natürlicher, selbstverständlicher, als daß die Kuh ein Kalb zur Welt bringt! Es wäre absurd zu denken, daß überhaupt eine andere Möglichkeit vorläge. Jedoch, wenn man fragt, warum es denn so völlig außerhalb des Bereichs des Vorstellbaren liege, daß etwa aus dem Ei eines Huhns ein junger Adler auskrieche, so würde es wohl nicht ganz leicht sein, darauf eine halbwegs plausible Antwort zu geben. Und darüber dürfte man sich nicht einmal wundern. Denn es gibt kaum ein größeres Rätsel, als es der Vorgang des ewigen Kreislaufs lebender Wesen ist. Wie sich organisierte Materie immer selbst erneut, in unabsehbaren Reihen Individuum aus Individuum hervorgeht, jedes einzelne dahinschwindet, das Ganze aber, die Art, das Lebende aus der Ewigkeit zu kommen und in alle Ewigkeit zu dauern scheint, erhaben über allen Wandel der Vergänglichkeit, immer und unter allen Umständen sich gleich bleibend, davor steht der menschliche Verstand still. Es ist ihm ein Wunder, und

die Frage nach dem zureichenden Grunde dieser Erscheinung findet keine Antwort.

Wenden wir die Blicke von diesem gewaltigen Bilde ab. Die Forschung muß sich ja an das Einzelne und Einfache heften; am Ursprung beginnt sie die Arbeit, und erst im Zusammenfließen all der Wässerchen spezieller und speziellster Untersuchungen wird schließlich der breit und tief flutende Strom wirklichen Erkennens. Zu den Anfängen des Lebens also gilt es hinabzusteigen und Umschau zu halten, ob sich hier nicht ein ahnender Einblick gewinnen läßt. Vielleicht geben jene kleinen, einfachen Organismen, die man Urwesen oder Protozoen nennt, unserm suchenden Wissen sei es auch spärliche Nahrung. Wie also bewerkstelligen diese Tierchen ihre Fortpflanzung, wie geht dort das Leben von einer Generation auf die andere über?

Es ist bekannt genug, daß Protozoen einzellige Wesen sind. Das Element, aus dessen tausend- und millionenfacher Zusammensetzung sich alle höheren Pflanzen und Tiere aufbauen, tritt in ihnen in selbstständiger Unabhängigkeit auf. Eine einzige, meist mikroskopisch kleine Zelle lebt hier ihr Sonderleben, vollbringt all die verwickelten Leistungen, ohne die Leben nicht Leben wäre. Sie bewegt sich, reagiert auf die mannigfachsten Reize, assimiliert und dissimiliert, wächst und — pflanzt sich fort. Und dies geschieht nun auf sehr einfache Art: sie teilt sich in zwei Hälften. Beobachtet man solche Tierchen längere Zeit, so kann man dem Vorgang beiwohnen, so oft man wünscht. Man sieht dann etwa, wie eines der rastlos umherschwimmenden oder kriechenden Wesen still steht, sich abrundet und ziemlich schnell im Äquator durch eine von der Peripherie zum Zentrum fortschreitende Einfurchung halbiert wird. Ist dies geschehen, so nehmen die beiden Tochtertierchen jedes für sich alsbald die Lebensweise der Mutter auf, beginnen sich zu bewegen, zu nähren und zu wachsen, bis jedes etwa die Größe seiner einstigen Mutter erreicht hat. Dann wiederholt sich an ihm der eben beschriebene Vorgang, und so geht es ohne Unterbrechung in alle Ewigkeit fort, Teilung folgt auf Teilung.

Das Wesentliche liegt in folgendem: hat ein einzelliges Wesen ein bestimmtes Maß erreicht, so zerfällt es in zwei Teile, die wieder jenem bestimmten Maße zustreben, um sich aufs neue zu teilen. Aus einer Zelle werden immer zwei, indem eine genau gleiche Verteilung alles dessen, was jene besaß, auf diese erfolgt. Anfangs sind die zwei Tochterzellen natürlich kleiner als ihre Mutter; aber das ist auch der einzige, alsbald verschwindende Unterschied der beiden Generationen. Im übrigen gleichen sie sich vollkommen. Daß bei dem beschriebenen Modus der Fortpflanzung überhaupt irgend etwas anderes herauskommen könnte, wird billigerweise niemand erwarten. Geben wir nun dem einzelligen Wesen, das wir beobachtet haben, einen Namen, es heiße etwa Amöba

proteus oder **Paramaecium caudatum**, so wird man sagen dürfen: daß aus einer Amöbe immer wieder Amöben hervorgehen, kann nicht wundernehmen. Wie sollte es anders sein, da sich doch die erste Generation einfach zur zweiten auswächst. Hier sind die Jungen im Moment ihrer Entstehung geradezu identisch mit ihrer Mutter; dasselbe aber kann unmöglich von sich selbst verschieden gedacht werden.

Der Übergang der den Art-Typus repräsentierenden Eigenschaften von einer Generation auf die andere vollzieht sich bei einzelligen Organismen durch Zweiteilung. Wollte man fragen, warum denn überhaupt solche Vermehrung stattfinde, so mag etwa auf folgendes hingewiesen werden: Lebende Wesen vermögen nur zu bestehen, indem sie fortwährenden Substanzaustausch unterhalten. Ohne Unterlaß beseitigen sie Stoffe aus ihrem Körper, ohne Unterlaß auch ersetzen sie den Ausfall durch andere, die sie aufnehmen. So stellt sich Leben dar als ein ununterbrochen durch den Körper organischer Wesen hindurchgehender Strom von Substanzteilchen; ohne Stoffwechsel wäre Leben undenkbar. Nun ist es eine durchgehends zu beobachtende Tatsache, daß Organismen während einer bestimmten Periode ihres Daseins mehr Stoffe aufnehmen, als sie abgeben; solange sie das tun, nehmen sie an Umfang zu, sie wachsen. Wachstum wiederum ist nicht ohne Grenzen; es gibt ein bestimmtes Maximalmaß, das nicht überschritten werden kann, ohne daß der Organismus Schaden erlitte, in der Ausübung seiner Funktionen gestört würde, abstürbe. Will er das vermeiden und ist Stoffwechsel mit Stoffzunahme unvermeidlich verbunden, so bleibt kein anderer Ausweg als der, den das Protozoon einschlägt: es muß sich teilen und auf diese Weise von seinem **embarras de richesse** befreien. Fortpflanzung wäre also im letzten Grunde nichts als die Flucht vor den verderblichen Wirkungen eines sich unaufhaltsam steigernden Wachstums. Hat die Amöbe das Maximalmaß der Einzelligkeit erreicht, so verteilt sie sich auf zwei Zellen; so sichert sie sich die Fortexistenz, in der sie sonst ernstlich bedroht wäre. Die Weitergabe der Speziescharaktere von einer Generation an die andere, als welche sich hierbei Vererbung manifestiert, ist also letztlich nur ein Teilproblem, aber es ist deutlich, daß sich die Frage der Vererbung hier gänzlich in die der Fortpflanzung auflöst. Vor ihr aber macht die Forschung Halt, denn sie hat bisher nicht ernstlich in Angriff genommen, den zureichenden Grund dafür zu entdecken, warum Leben an den immer sich wiederholenden Kreislauf der Generationen gebunden sein soll.

Sehen wir in der Vererbung die Weitergabe der Artcharaktere von Generation an Generation, so möchte wohl dieser Vorgang bei einzelligen Wesen dem Verständnis keine Schwierigkeiten bieten, die unüberwindlich wären. Vielzellige Wesen, insbesondere höhere Tiere und mit ihnen der Mensch, scheinen sich aber wesentlich anders zu verhalten. Allein

eben das fragt sich, ob sich nicht vielleicht eine Brücke schlagen ließe, die die komplizierten Verhältnisse der Säugetiere mit dem einfachen Vorgang der Protozoenteilung verbände.

Bei der Suche nach solchem Zwischenglied fällt der Blick auf gewisse Organismen, deren Körper zwar schon aus vielen Zellen aufgebaut ist, die aber doch noch, mit den höchstentwickelten Wesen verglichen, primitive Verhältnisse darbieten. Es sind Organismen, die im wesentlichen einem Schlauche gleichen, dessen eines Ende geschlossen ist. Die Öffnung dient als Mund, durch den die Nahrung in den Hohlraum, den „Magen" gelangt. Manchem mag der zierliche Süßwasserpolyp, die „Hydra" bekannt sein, die unsere Teiche bevölkert und mit ihren feinen langen Armen kleine Krebse und Wimpertierchen einfängt, von denen sie sich nährt. An solch einer Hydra gewahrt man sehr häufig eine kleine Knospe, die aus ihrer Seite hervorsproßt. Zuerst nur eine kaum merkliche Hervortreibung der Körperwand, wird sie bald schlanker, nimmt bestimmtere Gestalt an und wächst sich zu einem kleinen Ableger des Muttertieres aus; er tut am vorderen Ende seinen Mund auf und umgibt ihn mit einem Kranz kleiner Fangarme: schließlich macht er sich von der Mutter los und beginnt auf eigene Faust den Kampf um seine Existenz.

Solche Vermehrung durch Knospenbildung steht der Protozoenteilung nicht fern. Auch bei ihr handelt es sich um nichts als Zellteilung. An irgend einer Stelle des Hydraleibes ist eine Zelle im Begriff, das ihr gesetzte Maß des Wachstums zu überschreiten: sie muß sich teilen. Auch der Hydrakörper hat eine Grenze, die er nicht überschreiten darf; er kann nicht unbeschränkt viele Zellen beherbergen. So muß er denn, wird seiner Fassungskraft zu viel zugemutet, die Überflüssigen abgeben: sie treten ein wenig über die Oberfläche des Körpers hervor und bilden damit den allerersten Anfang des neuen Wesens. Da hat nun, was an überschüssiger Kraft durch den Ernährungsstrom dem Tiere zugeführt wird, einen bequemen Ausweg: Teilung folgt auf Teilung, Zelle reiht sich an Zelle, bis endlich die Knospe sich zum kleinen Polypen ausgestaltet hat, der sich vom Stamme des Muttertieres losmacht und fortan sein Sonderdasein führt. Im Grunde ist das alles von dem Gebaren einzelliger Organismen nicht so sehr verschieden: nur das Auseinandertreten der Teilungsprodukte unterbleibt, die Zellen bilden einen festen Verband.

Freilich ist gerade hiermit ein Moment von tiefeinschneidender Bedeutung verknüpft. Denn während es bei der Protozoenfortpflanzung kaum vorstellbar war, wie sich der Arttypus vom Muttertier etwa **nicht** auf dessen Derivate übertragen sollte, tritt bei der Hydraknospung zum ersten Male das Rätsel der auf eine bestimmte Form zielenden Entwicklung auf. Warum geht aus den überschüssigen Zellen nicht ein

regelloser Haufe hervor? Warum gestaltet sich aus ihnen gerade wieder ein Wesen, das sich sofort als Hydra erkennen und bestimmen läßt? Das sind Fragen, die sich den am Anfang dieser Ausführungen aufgeworfenen zugesellen; wie dort, so fehlt auch hier die Antwort. Das Problem des Formativen liegt noch immer wie in einem Buche mit sieben Siegeln verschlossen.

Und das gleiche Bekenntnis würde abzulegen sein, wenn etwa nun die höheren Tiere der eben angewandten Betrachtungsweise unterworfen würden. Nicht schwer fällt es freilich, von der Knospe der Hydra zu dem Embryo im mütterlichen Leibe zu gelangen. War es dort ein Element der äußeren Schicht, aus der Generationen von Zellen hervorgingen, um sich nach außen hin zum neuen Organismus aufzubauen, so ist es hier eine im Innern des Körpers geborgene Zelle, das mütterliche Ei, aus dem all jene zahllosen kleinen Wesen entspringen, die den Körper des werdenden Organismus zusammensetzen. Und wie das Ei im Innern ruht, so vollzieht sich dort auch seine Entwicklung, bis sie jene Höhe erreicht, die dem Jungen erlaubt, ans Licht des Tages zu treten. Im Prinzip ist hier alles wie bei der knospenden Hydra. Der ganze Verlauf und äußere Hergang von der ersten Teilung des Eies bis zur Vollendung der Frucht kann erforscht werden und ist im wesentlichen bekannt. Aber das alles gibt keinen Aufschluß darüber, was es eigentlich ist, das die Zellen zwingt, diese oder jene Gestalt anzunehmen, dieser oder jener Differenzierung sich zu unterziehen. Und daran hängt es doch, daß aus der Hydra die Hydra und aus dem Menschen der Mensch hervorgeht. Die Frage nach der Weitergabe der Artcharaktere von Geschlecht zu Geschlecht, das ist aber der Inbegriff aller Vererbungsfragen, fällt zusammen mit dem Problem des sich in ewigem Kreislauf selbst erzeugenden und formenden Lebens. So wird sie auch — wenn überhaupt — nur gelöst werden, wenn von dieser Frage der Fragen aller Lebenskunde der verhüllende Schleier hinweggenommen wird.

II.

Protozoenteilung und Hydraknospung bezeichnet man als ungeschlechtliche oder vegetative Vermehrung; sie ist bei einfach organisierten Wesen gewöhnlich. Doch tritt auch bei ihnen schon jene Art der Fortpflanzung, wenn auch nur gelegentlich, auf, die bei den höheren Tieren und Pflanzen fast ausschließlich herrscht: die geschlechtliche Vermehrung.

Worin besteht das Auszeichnende dieser Fortpflanzungsart? Es sind zwei Zellen, durch deren Verschmelzung der Grundstein und Ausgangspunkt für das neue Individuum geschaffen wird. Ei und Samenzelle müssen sich vereinigen, damit eine Entwicklung einsetzen könne. Jenes, die mütterliche Zelle, hat die Fähigkeit verloren, sich spontan

zu teilen; erst durch die Aufnahme der Spermie, die dem Vater entstammt, erwirbt es sich die Möglichkeit zurück, in die Entwicklung einzutreten. Kurz nachdem sich die beiden Keimzellen vereinigt haben, leitet das „befruchtete Ei“ den Prozeß der Zellteilungen ein.

Schon der Befund, daß die Bildung eines neuen Individuums von zwei geschlechtlich differenzierten Zellen abhängig gemacht ist, weist darauf hin, daß beide Eltern dessen Ausgestaltung werden beeinflussen können. Die erste Zelle, mit deren Teilung der Keim in die Entwicklung eintritt, ist ja in ganz eigentlichem Sinne ein Erzeugnis väterlicher und mütterlicher Herkunft. Aber es liegt nahe, sich der Meinung hinzugeben, daß trotzdem der Mutter ein überwiegender Einfluß zustehe. Die Eizelle ist unter allen Umständen viel tausendmal größer als die Spermie. Selbst für Tiere, deren Eier höchst arm an Dotter und daher winzig klein sind, trifft das zu. Der Seeigel z. B. produziert derartige Eier, deren Durchmesser etwa einem mit sehr zugespitztem Bleistift gemachten feinen Pünktchen gleich kommt; sie sind eben noch mit bloßem Auge sichtbar. Und doch wird der Samenzelle desselben Tieres von einem Gelehrten nur etwa der 500 000ste Teil dieses Volumens zugesprochen. Ist nun schon solcher Unterschied in der Größe der Geschlechtsprodukte bedeutend genug, so wird er geradezu riesenhaft bei allen den Organismen, die so dotterreiche Eier hervorbringen, wie z. B. die Vögel. Während nun die Samenzelle dieser Tiere nicht wesentlich größer ist, wie die des Seeigels, verhalten sich die Eier, die hier wie dort eine einzige Zelle darstellen, ganz anders: das Hühner- oder gar das Straußenei ist um viele Millionen mal größer als das Ei des Seeigels. Wollte man nun das Verhältnis der Volumina bei den Geschlechtszellen der Vögel zahlenmäßig ausdrücken, so würde eine ganz abenteuerliche Anzahl von Nullen dem Einer folgen müssen.

Unter diesen Umständen hat der Gedanke einer starken Prävalenz der Mutter in der Vererbung etwas Bestechendes. Dazu kommt, daß sich bei vielen Organismen der Keim in unmittelbarer Abhängigkeit von der Mutter entwickelt und sich erst aus der Verbindung mit ihr löst, wenn er relativ weit in der Ausbildung fortgeschritten ist. Dennoch hat die Forschung unwiderleglich nachgewiesen, daß Vater und Mutter hinsichtlich der Übertragbarkeit ihrer Qualitäten auf die Nachkommen völlig gleichgestellt sind. Beide Eltern haben an sich dieselbe Möglichkeit, ihre individuellen Besonderheiten dem Sprößling ihrer Verbindung aufzudrücken. Wie kann das geschehen?

Die einzige Gelegenheit dazu ist gegeben, wenn sich Ei- und Spermazelle vereinigen. Soll der Vater wirklich seine besonderen Merkmale vererben können, so müssen diese in der von ihm stammenden Spermazelle irgendwie angelegt sein. Denn ist diese einmal mit dem Ei verschmolzen, dann gibt es keinen Weg mehr, auf dem er den werdenden

Organismus erreichen könnte. So ist es denn geboten, den Vorgang der Zellvereinigung genauer zu betrachten, um herauszufinden, ob sich nicht Anhaltspunkte dafür gewinnen lassen, worauf die Gleichheit des elterlichen Einflusses beruht. Die Vorgänge, um die es sich hier handelt, sind äußerst zarter und feiner Natur; sie können nur mikroskopisch, unter Anwendung starker Systeme studiert werden. Hier kann es nur darauf ankommen, das Allerwesentlichste hervorzuheben.

Alle Zellen und so auch die Geschlechtszellen besitzen einen „Kern", der sich als ein helles Bläschen aus dem umgebenden Protoplasma heraushebt. Der Kern ist für die Vererbungsfrage der wichtigste Teil der Zelle. Betrachtet man das Eindringen der Spermie in das Ei, so sieht man, wie jene alsbald nach ihrer Aufnahme in das Ei beträchtlich an Volumen zunimmt, bis sie dem Eikern völlig gleicht: sie stellt in der Tat nichts anderes dar als einen Kern; was sonst noch zur Zelle gehört, ist auf ein Minimum reduziert und kommt kaum in Betracht. Die Verschmelzung von Ei- und Samenzelle ist mithin eine Verschmelzung ihrer Kerne.

Bei dieser Sachlage wird sich das Interesse darauf richten, zu erfahren, was denn diese Kerne enthalten. Sie umschließen mehrere Bestandteile, von denen aber nur einer hier von Wichtigkeit ist. Er kommt besonders deutlich zur Anschauung, wenn sich ein Kern teilt. Das geschieht jedesmal dann, wenn sich auch die Zelle teilt: mit jeder Zellteilung muß ja eine Kernteilung verbunden sein. Bei solcher Gelegenheit sieht man also kleine Stäbchen, die aus winzigen wie Perlen aneinander gereihten Körperchen zusammengesetzt sind. Man hat ihnen, weil sie die Eigenschaft besitzen, gewisse Farbstoffe besonders gut anzunehmen, den Namen Chromosomen (Chroma griech. Farbe) gegeben. Solche Chromosomen treten nun immer in einer ganz bestimmten Anzahl auf, die für alle Zellen einer organischen Art typisch ist: es gibt Organismen, deren Zellen sämtlich vier Chromosomen enthalten, andere haben acht oder sechzehn oder vierundzwanzig usw. Einzig und allein die Keimzellen besitzen nur die Hälfte der typischen Zahl. Haben wir es also mit einem Tiere zu tun, für das acht die charakteristische Chromosomenzahl ist, so finden sich im unbefruchteten Ei ebenso wie in der Spermazelle nur je vier dieser Elemente. Erst durch die Vereinigung der beiden Geschlechtszellen, bei der ihre Kerne verschmelzen, wird die typische Zahl wiederhergestellt. Jeder der beiden Kerne führe in unserem Falle vier chromatische Stäbchen mit sich, so daß das „befruchtete Ei", dessen Kern aus Ei- und Spermakern hervorgegangen ist, wieder acht Chromosomen enthält.

Wenn nun wirklich der mütterliche und der väterliche Organismus gleichen Einfluß auf die Gestaltung des Jungen haben sollen, so ist zu

vermuten, daß die Chromosomen dessen Träger oder Mittler seien, denn sie sind das Einzige, was zur Bildung des Keimes von den beiden Eltern in genau gleicher Zahl und Masse beigesteuert wird.

Aber sind die Chromosomen wirklich die Träger der Vererbung? Diese Frage darf man heute zuversichtlich bejahen. Mühselige und z. T. außerordentlich ingeniöse experimentelle Untersuchungen haben es in hohem Grade wahrscheinlich gemacht, daß die Artcharaktere mittels der chromatischen Substanz von einer Generation auf die andere übertragen werden. Es sei nur auf eine Tatsache hingewiesen, die überzeugend wirkt: Beseitigt man aus dem Kern eines Keimes eines oder mehrere der chromatischen Elemente, so nimmt dessen Entwicklung niemals einen normalen Verlauf; es treten stets Defekte oder pathologische Veränderungen auf, in deren Folge der Keim auf frühen Stadien abstirbt. Für diese Erscheinung läßt sich eine Erklärung nur geben, wenn man annimmt, daß die aus dem Kern entfernten Chromosomen die Anlagen für eben jene Eigenschaften enthalten haben, die der pathologisch gewordene Keim vermissen läßt. Das heißt nichts anderes, als daß Vererbung an chromatische Substanz gebunden ist, bestimmter noch, daß jedes einzelne der chromatischen Elemente eine Individualität darstellt: nicht etwa ist der ganze Komplex der Artmerkmale in jedem von ihnen angelegt, sondern bestimmte Eigenschaften sind an bestimmte chromatische Stäbchen gebunden. Freilich ist nicht für jedes Organ ein ganzes Chromosom verfügbar: es wurde ja schon angedeutet, daß sich kleinere Einheiten an ihnen unterscheiden lassen und es steht nichts im Wege, auch diese wieder als Komplexe aufzufassen.

Schließlich, und das ist für die hier zu behandelnde Frage das Wichtigste: jede der beiden Geschlechtszellen enthält die zur Ausbildung eines normalen Individuums nötigen Chromosomen schon für sich allein. Man kann ein unbefruchtetes Ei durch eine bestimmte Behandlung veranlassen, in die Entwicklung einzutreten, die unter günstigen Umständen bis zur Produktion eines ganzen und normalen Jugendzustandes führt; es ist auch möglich aus einer Spermazelle ein gleiches Resultat zu erzielen, ohne daß sich deren Kern mit einem Eikern vereinigt hätte. Beide Experimente beweisen, daß jede der beiden Geschlechtszellen in der halben für die Art typischen Chromosomenzahl schon alle Anlagen besitzt, die zur Ausbildung eines normalen Sprößlings nötig sind. Daraus folgt unmittelbar, daß das Ei nach der Befruchtung, bei der sich ja die Kerne und damit auch die Chromosomen einer mütterlichen und einer väterlichen Genitalzelle vereinigen, zwei Vererbungskomplexe in sich birgt: jeder geschlechtlich erzeugte Organismus entspringt also einer Zelle, in deren Kern jedes Artmerkmal durch zwei Anlagen vertreten ist, von denen immer die eine vom Vater, die andere von der Mutter herrührt.

Ein einfaches Beispiel mag zur weiteren Erläuterung dienen. Wenn rotblühende mit weißblühenden Erbsen gekreuzt werden, so blüht der Bastard rot. Er tut das einerlei, in welcher Richtung die Kreuzung erfolgt, ob also der Pollenstaub von der rotblühenden auf die weißblühende Pflanze gebracht wurde oder umgekehrt. Der Schluß, der hieraus zu ziehen ist, geht dahin, daß sowohl in der männlichen wie in der weiblichen Keimzelle der rotblühenden Erbse das Merkmal ihrer Farbe angelegt sei: Pollenkern wie Eizelle muß die Anlage „Rot" beherbergen. Wäre es nicht so, dann könnte der Bastard aus rotblühender und weißblühender Erbse nicht jedesmal rot blühen, ob nun seine Mutter oder sein Vater Blumen dieser Farbe besaß. Die Gleichheit des Erfolges bei wechselseitiger Kreuzung zwingt zu der Annahme, daß die Anlage für das bestimmte Merkmal der Blütenfarbe in jeder der beiden Geschlechtszellen vertreten ist.

Aber das Interesse an dem geschilderten Bastardierungsexperiment ist mit dieser Konstatierung noch nicht erschöpft. Im allgemeinen erwartet man, aus einer Kreuzung einen „Mischling" hervorgehen zu sehen. Warum blüht der Erbsenbastard rot und nicht etwa rosa, was einer Kombination von rot und weiß entsprechen würde? Hier liegt in der Tat ein Problem vor, dessen Lösung von großer Bedeutung sein würde. Es ist klar, daß die Keimzellen der weißblühenden Erbsenrasse hinsichtlich der Anlage des Merkmals „weiße Blütenfarbe" genau so gestellt sein müssen, wie es für jene der rotblühenden Erbse gefordert wurde: in jeder von ihnen ist die weiße Blütenfarbe durch eine Anlage vertreten. Bei der Befruchtung kommen nun, da es sich ja um eine Kreuzung der rotblühenden Erbse mit der weißblühenden handelt, die beiden Anlagen für die Blütenfarben zusammen; der Kern der befruchteten Eizelle enthält eine Anlage für „Rot" und eine für „Weiß" — dennoch blüht die Pflanze, die aus solcher Zelle entsteht, immer rot und niemals weiß. Die Anlage für die rote Blütenfarbe läßt die andere nicht aufkommen, sie unterdrückt sie: man bezeichnet daher das durch sie vertretene Merkmal als das „dominierende" gegenüber dem „rezessiven" oder zurückweichenden andern Merkmal. Warum hier „Rot" über „Weiß" dominiert, ist nicht zu sagen. Aber der Fall ist lehrreich, weil er zeigt, wie unter Umständen Merkmale eines der beiden Eltern in dem Kinde völlig ausgeschaltet sein können, obgleich sie doch der Anlage nach im Keim, ja auch, wie sich noch zeigen wird, im ausgewachsenen Individuum vorhanden sind.

Dem rotblühenden Erbsenbastard sei das Produkt einer andern Kreuzung an die Seite gestellt, das sich ganz anders verhält. **Mirabilis Jalapa** kommt ebenfalls in einer weißblühenden und einer rotblühenden Varietät vor wie die Erbse. Aber der Bastard hat hellrosenrote Blüten; er steht also in der Mitte zwischen seinen Eltern: deren Blütenfarben

rosenrot und weiß treten bei ihm zu hellrosa zusammen. Hier dominiert keines der beiden Merkmale; sie sind gleich stark, so daß aus ihrer Kombination eine zwischen den elterlichen Farben stehende Blüte hervorgeht. Der Bastard von Mirabilis bildet das Endglied einer Reihe, die mit dem Erbsenbastard beginnt; zwischen beiden gibt es eine große Zahl aller möglichen Übergänge, die dartun, daß sich das Verhältnis zwischen dominierendem und rezessivem Merkmal bis zur völligen Gleichberechtigung beider in allmählicher Abstufung verschieben kann. Welcher Faktor aber für seine Regelung bestimmend ist, liegt durchaus im Dunkeln.

Die Bastardierungsversuche, deren Ergebnisse bisher dargestellt wurden, zeigten Zweierlei. Einmal ging aus ihnen hervor, daß jedes Merkmal jedes der Eltern der Anlage nach in der Keimzelle vorhanden sein muß. Als die materiellen Grundlagen hierfür bieten sich nun ungezwungen die Chromosomen dar. In ihnen sind die elterlichen Merkmale als der Anlage nach repräsentiert zu denken. Zwar geht es nicht an, für jedes Merkmal ein ganzes Chromosomen in Anspruch zu nehmen, aber es ist schon erwähnt worden, daß die chromatischen Stäbchen aus kleineren Körperchen aufgebaut sind, die wiederum zerlegbar sein könnten. So steht denn nichts im Wege, die Chromosomen als die Träger der Merkmalsanlagen zu betrachten. Und da der Kern der befruchteten Eizelle, wie gezeigt wurde, eine Vereinigung väterlicher und mütterlicher Chromosomen darstellt, so sind in ihnen auch die substantiellen Unterlagen für die Vertretung jedes Merkmals jedes der beiden Eltern entdeckt. Die aus den Bastardierungsversuchen abzuleitenden theoretischen Forderungen werden also durch die morphologischen Befunde vollauf erfüllt; beide stehen in bestem Einklang. Nicht so befriedigend stellt sich das zweite Ergebnis des Bastardierungsexperiments dar. Hier kann eine Tatsache nur einfach konstatiert werden, ohne daß eine weitere Zurückführung möglich wäre. Es zeigt sich nämlich, daß sich die analogen Merkmalsanlagen sehr verschieden gegeneinander verhalten können: einmal dominiert eine Anlage vollständig über die entsprechende des entgegengesetzten Geschlechts, das andere Mal kombinieren sie sich zu einem Mittleren, und dazwischen sind alle möglichen Übergänge einzuschieben.

An diesen Resultaten könnte man sich genügen lassen. Die Frage, worauf es beruhe, daß beide Eltern die Möglichkeit haben, ihre Eigenschaften auf den Sprößling zu übertragen, ist bis zu einem gewissen Grade gelöst. Denn die Antwort lautet: Der Vater sowohl wie die Mutter steuern in den Chromosomen ihrer Geschlechtszellenkerne den ganzen Komplex ihrer eigenen Merkmalsanlagen zum Aufbau des neuen Individuums bei. Jede elterliche Besonderheit ist im Kern der Keimzelle repräsentiert und hat infolgedessen auch die Möglichkeit, in dem werden-

den Organismus zur Entwicklung zu kommen. Daß dies nicht immer geschieht, daß das Kind nicht eine genaue Mittelstellung in allen elterlichen Qualitäten einnimmt, ist eine Tatsache, für die vorläufig keine plausible Erklärung gegeben werden kann. Sie widerspricht aber der andern nicht, daß hinsichtlich der Übertragung ihrer Eigenschaften auf das Kind die Eltern potentiell gleichgestellt sind.

Die Kreuzungsversuche gewähren aber bei etwas tieferem Eingehen Aufschluß über weitere Vererbungsphänomene von erheblichem Interesse. Es sei daher folgendes noch berichtet. Durch die Kreuzung von **Mirabilis Jalapa alba** mit **Mirabilis Jalapa rosea** entstand ein rosa blühender Bastard. Dieser werde nun rein weitergezüchtet, indem zur Bestäubung sein eigener Pollen verwendet wird. Wie wird wohl die aus dem Samen des so behandelten Bastards hervorgehende Generation aussehen? Wird sie aus Pflanzen bestehen, die nur rosa Blüten tragen wie beide Eltern? Man möchte das erwarten. Aber die Wirklichkeit entspricht dem nicht. Unter den Nachkommen des rein gezüchteten Bastards fanden sich Pflanzen mit weißen, mit roten und mit rosa Blüten. Ist das schon auffallend, so mag der Umstand noch mehr Erstaunen hervorrufen, daß, wie die Zählung ergab, unter jedesmal vier Pflanzen immer eine weiß, eine rot und zwei rosa blühten. Wenn nun diese zweite Generation durch Inzucht fortgepflanzt wurde, so lieferten die weißblühenden und die rotblühenden Pflanzen lauter Nachkommen ihrer Farbe; die rosablühenden aber erzeugten eine Generation, die sich genau so verhielt wie die vorhergehende: auch hier traten die drei Färbungen in dem Verhältnis von 1 : 1 : 2 auf. Dasselbe Ergebnis kam bei allen weiteren Versuchen heraus.

Natürlich läßt sich dieses Experiment auch mit dem rotblühenden Erbsenbastard anstellen. Wurde er durch Selbstbestäubung weiter gezüchtet, so traten unter seinen Nachkommen weißblühende und rotblühende Pflanzen auf; es fanden sich unter je vier Pflanzen drei mit roten und eine mit weißen Blüten. Die weißblühende erzeugte bei Reinzucht gleiche Nachkommen; die rotblühenden verhielten sich verschieden: immer eine unter drei Pflanzen hatte nur rotblühende Abkömmlinge, zwei dagegen wiederholten das Spiel der vorigen Generation, indem unter ihren Nachkommen weißblühende mit rotblühenden im Verhältnis von 1 : 3 gemischt waren. Dies Resultat bei den Erbsen ähnelt also dem bei Mirabilis erzielten in hohem Grade; man wird bereits vermuten, daß der Unterschied durch die Dominanz des Merkmals „Rot" im Falle der Erbsen bedingt ist.

Was aber zunächst und ganz unmittelbar aus den beschriebenen Versuchen hervorleuchtet, ist die Tatsache, daß sich die Anlagen für rote und weiße Blütenfarbe in dem Bastard der ersten Generation nicht etwa aufgehoben haben. Der Fall liegt bei den Erbsen klarer. Da hatte sich

gezeigt, daß die Anlage für weiße Blütenfarbe in dem Kreuzungsprodukt erster Generation vollständig unterdrückt war; es schien, als ob sie verschwunden wäre. Nun aber tritt sie in der zweiten Generation wieder hervor; denn hier blüht jede vierte Pflanze wieder weiß, wie es der eine ihrer Großeltern getan hatte. Die Anlage für die weiße Blütenfarbe kann also in dem Bastard erster Generation nicht beseitigt worden sein; sie blieb nur latent, wurde aber an Keimzellen, aus denen die folgende Generation ihren Ursprung nahm, weitergegeben und kam hier zur Entfaltung. Beim Mirabilis Jalapa-Bastard verhält es sich ganz ähnlich. Die Anlagen für „Rot" und „Weiß" haben sich auch hier, trotz des rosa blühenden Bastards erster Generation, selbständig erhalten: die zweite Generation weist ja Pflanzen auf, in denen sie rein zur Erscheinung kommen.

Das große Interesse, das den jetzt mitgeteilten Tatsachen innewohnt, liegt darin, daß hier an ganz einfachen Verhältnissen klar gemacht wird, wie sich ein Merkmal von Großeltern auf Enkel vererben kann, ohne daß es in der elterlichen Generation hervortritt. Von den zur Kreuzung verwandten Erbsen blühte die eine weiß, die andere rot; alle Sprößlinge dieser Verbindung trugen rote Blüten, und dennoch tauchte unter deren rein gezüchteten Nachkommen die weiße Blütenfarbe des einen der Großeltern wieder auf. Die Forschung hat eine Erklärung für diese merkwürdige Erscheinung gefunden. Um sie zu verstehen, ist es nötig, die Genesis der Keimzellen etwas näher zu betrachten. Schon sehr früh, unter Umständen unmittelbar nach der ersten Teilung des befruchteten Eis läßt sich erkennen, welche der entstehenden Zellen zum Aufbau des Körpers verwandt werden und welche der Fortpflanzung dienen sollen. Es ist eine der wundersamsten Erscheinungen organischen Lebens, wie innig die Generationen ineinander greifen. Kaum ist der erste Schritt zur Entwicklung eines neuen Individuums getan, da werden schon in ihm die Elemente gebildet, aus denen das folgende Geschlecht seinen Ursprung nehmen soll. So betrachtet ist nicht der Körper des Organismus, sei er noch so hoch differenziert und aufs feinste ausgebaut, das eigentlich Wichtige, sondern die Keimzellen sind es, um deren Erhaltung willen all jenes da zu sein scheint: sie sind die Träger des Lebens, an sie ist Sein oder Nichtsein gebunden. Während nun die übrigen Zellen sich eifrig vermehren, sich differenzieren und ein Organ nach dem andern aus ihnen sich bildet, bleiben die Keimzellen stets für sich, fest zusammengeschlossen; sie nehmen an Zahl zu, werden hin und her geschoben, bis sie im ausgebildeten Körper an die Stelle gelangen, die ihnen bestimmt ist. Hier bleiben sie liegen und bilden nun ein besonderes Organ, die Keimdrüse. Und nun geht eine tiefgreifende Wandlung mit ihnen vor. Bisher haben sie sich von den körperlichen Zellen nur etwa durch ihre Größe ausgezeichnet. Ihrer Konstitution

nach waren sie nicht wesentlich von ihnen verschieden, vor allem hatten sie noch nicht die Befähigung, in die Entwicklung einzutreten, sie waren noch „unreif". Aber jetzt unterziehen sie sich einem Prozeß, in dessen Verlauf sie eine neue Form und einen neuen Inhalt gewinnen: sie reifen.

In den Zusammenhang der hier behandelten Fragen greift der Reifungsprozeß tief ein. Er betrifft nämlich in erster Linie die Substanz, die sich als den Träger der Vererbung charakterisiert hatte. Es ist schon erwähnt worden, daß die reifen Geschlechtszellen nur die Hälfte jener Zahl chromatischer Elemente besitzen, die als für die Art typisch in den übrigen Zellen gefunden wird. Da das befruchtete Ei aus der Vereinigung der Kerne zweier Geschlechtszellen hervorgeht, so hat dieses die normale Zahl. Und das gleiche gilt für alle seine Abkömmlinge; bei jeder Zellteilung teilt sich auch der Kern mit seinem ganzen Inhalt so, daß jedes einzelne Element sich spaltet und die eine Hälfte diesem, die andere jenem Kerne zugeteilt wird. Auch die Keimzellen verhalten sich in dieser Weise bis zu dem Augenblick der Reifung. Ist dieser gekommen, so verringern sie die Zahl ihrer Chromosomen um die Hälfte. Wie das geschieht, kann hier im einzelnen nicht auseinandergesetzt werden. Es muß aber erwähnt werden, daß der Vorgang nach ganz bestimmten Regeln verläuft, die ein ganz bestimmtes Resultat herbeiführen. Dies besteht in folgendem: Wie schon gesagt wurde, enthält jede reife Keimzelle den für die Ausbildung eines normalen Individuums nötigen Anlagenkomplex einmal; er ist repräsentiert durch eine ganz bestimmte Zahl und Konstellation der chromatischen Elemente. Die unreifen Keimzellen besitzen diesen Komplex zweimal, wie alle anderen Zellen des Körpers auch: jede Anlage ist doppelt vertreten, in einem mütterlichen und in einem analogen väterlichen Chromosom. Soll nun durch die Reifung die Chromosomenzahl auf die Hälfte reduziert werden, so könnte es ganz willkürlich so geschehen, daß beliebige Chromosomen aus dem Kern ausgestoßen würden. Dabei würde es notwendigerweise vorkommen, daß des öfteren zwei analoge Chromosomen, also solche, die korrespondierende Anlagen enthalten, aus dem Kern entfernt würden. Dann wäre die betroffene Anlage im Kern der Geschlechtszelle überhaupt nicht mehr vorhanden, und wenn diese nun in die Entwicklung einträte, so würde der aus ihr hervorgehende Keim der Merkmale entbehren, die in jenen ausgestoßenen Chromosomen angelegt waren. Mit anderen Worten: die Entwicklung würde pathologisch verlaufen. Dieser Eventualität aber muß vorgebeugt sein.

In der Tat sind außerordentlich sinnreiche Einrichtungen vorhanden, durch die gewährleistet wird, daß bei der Chromosomenreduktion die Kombination, an deren Vorhandensein normale Entwicklung gebunden ist, nicht zerstört wird. Man könnte sich denken, dieser Effekt werde

dadurch erreicht, daß entweder die sämtlichen väterlichen oder die sämtlichen von der Mutter stammenden chromatischen Elemente in corpore beseitigt würden: so bliebe eben eine Kombination übrig. Dann würde die reife Geschlechtszelle ganz dieselbe Anlagen-Kombination enthalten wie der eine ihrer beiden Eltern; sie würde nur eine Wiederholung der mütterlichen oder der väterlichen Geschlechtszelle darstellen. Das aber würde den eigentlichen Zweck geschlechtlicher Fortpflanzung, der in der Herbeiführung individueller Mischung liegt, zum Teil aufheben, da ja in den Keimzellen des Kindes die Eltern wieder unverändert auferstünden. Was muß also das Resultat der Chromosomenreduktion sein, wenn all diesen Forderungen Rechnung getragen werden soll? Es wird, so lautet die Antwort, dafür gesorgt sein müssen, daß die im Kern der reifen Geschlechtszelle verbleibende halbe Chromosomenzahl eine aus väterlichen und mütterlichen Elementen gemischte, aber doch den vollständigen Anlagenkomplex enthaltende Kombination darstellt. Und das ist auf ganz einfache Weise zu erreichen. Es ist nur nötig, daß von den beiden jedesmal analogen Chromosomen unter allen Umständen immer das eine, sei es das väterliche, sei es das mütterliche, wie es der Zufall fügt, im Kerne zurückbleibt. Die halbe Chromosomenzahl, die sich nach der Reduktion in der reifen Geschlechtszelle vorfindet, umschließt dann zwar die vollständige Kombination aller Merkmalsanlagen, aber diese selbst stammen in gänzlich willkürlicher Mischung die einen vom Vater, die andern von der Mutter. Die reife Geschlechtszelle besitzt nunmehr in dem Augenblick, da sie sich zu einem neuen Individuum zu entwickeln bereit ist, in ihren chromatischen Elementen die Vermittler von Merkmalen sowohl des Vaters wie der Mutter des Individuums, zu dessen Körper sie gehört. Kommt diese Zelle zur Entwicklung, was dadurch geschieht, daß sie sich mit einer andern Keimzelle vereinigt, so wird das neue Individuum Merkmale aufweisen, die auf seine beiderseitigen G r o ß e l t e r n zurückgehen. Sind diese infolge ihrer Dominanz bereits in den Eltern hervorgetreten, so wird man nur von einer Ähnlichkeit mit diesen reden und sich über das Phänomen nicht weiter erstaunen. Sind aber einige dieser Merkmalsanlagen in der elterlichen Generation infolge ihrer Rezessivität latent geblieben, dann aber durch die bei der Chromosomenreduktion eintretende Spaltung der Merkmalspaare von der dominierenden Anlage befreit worden, so daß sie in der dritten Generation sich wieder zur Geltung bringen konnten, dann steht man der stets Verwunderung erregenden Erscheinung gegenüber, daß ein Kind in irgend einem Merkmal seinem Großvater oder seiner Großmutter gleicht. Selbstverständlich findet das Auftreten einer Eigenschaft, die noch weiter in der Vorfahrenreihe zurückliegt, auf dieselbe Art seine Erklärung. Auch braucht kaum gesagt zu werden, daß unter „Merkmalen" körperliche und geistige Qualitäten inbegriffen sind.

Wirft man von hier einen Blick auf die geschilderten Bastardierungsversuche zurück, so erscheinen sie jetzt dem Verständnis weit zugänglicher als zuvor. Die rotblühende und die weißblühende Erbse heiße die erste Generation; aus ihrer Kreuzung ging als zweite Generation der rotblühende Bastard hervor; aus dessen Selbstbefruchtung entstand die dritte Generation, bei der auf drei rotblühende immer eine weißblühende Pflanze kam. Die zweite Generation enthält die Merkmalsanlagen der ersten Generation gemischt; von dem Anlagenpaar, das die Merkmale der Farbe enthält, dominiert rot, weiß bleibt latent: die zweite Generation blüht also rot. Die Geschlechtszellen dieses Bastards machen inzwischen den Reifungsprozeß durch; bei der Chromosomenreduktion werden die Anlagenpaare getrennt. Dabei gerät von dem Anlagenpaar der Farbe, dessen einer Paarling rote, der andere weiße Blütenfarbe vermittelt, der eine in diese, der andere in jene Zelle. Infolge dieser Merkmalspaltung enthält nun jede der entstandenen zur Entwicklung bereiten, reifen Genitalzellen nur noch entweder die Anlage „Rot“ oder die Anlage „Weiß“. Werden diese Zellen untereinander zur Vereinigung gebracht, was bei Selbstbefruchtung geschieht, so lehrt die Wahrscheinlichkeitsrechnung, daß einmal „Weiß“ mit „Weiß“, einmal „Rot“ mit „Rot“ und zweimal „Weiß“ mit „Rot“ zusammentreffen muß. Damit stimmt die Beobachtung überein. Denn im ersten Fall wird sich aus dem Keim eine weißblühende, im zweiten eine rotblühende Pflanze entwickeln; vereinigt sich eine Zelle mit der Anlage „Rot“ und eine solche mit der Anlage „Weiß“, dann wird eine rotblühende Erbse entstehen, weil ja „Rot“ das dominierende Merkmal ist. So kommt denn eine Generation zustande, bei der unter immer vier Pflanzen eine weiß blüht, während drei rote Blüten tragen; von diesen aber enthält eine die Anlage für „Rot“ doppelt, vom Vater und von der Mutter her, solche Pflanzen bringen nur noch rotblühende Nachkommen hervor; zwei dagegen gleichen dem ersten Bastard, da in ihnen sowohl die Anlage für „Rot“ wie die für „Weiß“ repräsentiert ist, sie verhalten sich demgemäß auch hinsichtlich ihrer Abkömmlinge wie jener. Der weißblühende Teil der dritten Generation kann ein besonderes Interesse für sich in Anspruch nehmen, weil er das einfachste Beispiel für den häufig vorkommenden Fall darstellt, wie sich ein Merkmal von dem Großvater oder der Großmutter auf den Enkel vererbt. Es ist die bei der Reifung der Geschlechtszellen eintretende Chromosomenreduktion, durch die jene Spaltung der Merkmalsanlagen erreicht wird, auf der es beruht, daß ein Merkmal in der Enkelgeneration wieder hervortritt, das in der Elterngeneration latent war.

Es ist ohne weiteres verständlich, daß auch die Vererbung individueller Eigentümlichkeiten aus irgend einer Generation der Vorfahrenreihe sich dieser Betrachtungsweise unterordnet. Alle noch so willkürlich erscheinenden Fälle von Vererbungen lassen sich aus den dargestellten

Verhältnissen theoretisch ableiten. Wüßte man, wovon die Dominanz und Rezessivität elterlicher Merkmale abhängt, so läge die unmittelbar praktische Bedeutung dieser Forschungsergebnisse klar zutage. Denn jede geschlechtliche Fortpflanzung läßt sich als Bastardierung betrachten — besitzt doch jeder der Eltern, mögen sie sich auch noch so sehr ähneln, bestimmte Besonderheiten, deren Anlagen bei der Befruchtung auf den Nachkommen übergehen. Ist nun freilich das Verhalten der analogen Merkmalsanlagen zueinander in seiner Abhängigkeit noch unaufgeklärt, so besteht doch Hoffnung, daß die Forschung mit der Zeit auch hierüber einiges Licht verbreiten wird. Zweifellos würde sie damit einen außerordentlichen Fortschritt nicht nur in der Erkenntnis, sondern auch zur glücklicheren Ausgestaltung der Bedingungen unseres Daseins herbeiführen.





Klein-Rigmor.

Erzählung

von

Charlotte Eilersgaard.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von O. Reventlow.



ott, wie reizend sie ist!" sagten alle Leute in der Stadt von der kleinen Rigmor Karlsen. Und reizend war sie auch mit ihren langen blonden Locken und himmelblauen Augen. Dazu war sie artig und wohlerzogen, wie wenige.

Sie knixte immer, wenn sie grüßte, und ging stille und manierlich ihres Weges. Nie hörte man sie laut lachen oder Lärm machen, nur ein allerliebstes Lächeln spielte um ihren Mund. — Ja, sie war wirklich reizend.

Alle Damen der Stadt waren ganz begeistert von ihr. Sie konnte sich nicht auf der Straße zeigen, ohne eine ganze Schar junger Damen um sich zu versammeln. Sie küßten und streichelten sie, gaben ihr Brustzucker und strichen ihr über die weichen blonden Locken. Von Mund zu Mund erklang die Frage: „Ist sie nicht süß? Ist sie nicht reizend?"

Ihr Weg durch die Stadt glich einem wahren Triumphzuge. Man hätte glauben sollen, sie wäre eine kleine Prinzessin, und doch war Rigmor nur die Tochter der einfachen Bäckerswitwe Karlsen.

Die Zeiten sind nun einmal, Gott sei Dank, demokratisch. Man weiß das Schöne und Wohlerzogene zu schätzen, selbst wenn es aus dem bescheidenen Häuschen armer Leute kommt.

Und Madam Karlsen verstand ihr Glück zu würdigen . . . hatte unser Herrgott ihr ein so reizendes Kind geschenkt, wollte sie auch das ihre tun, es zu hegen und zu pflegen. . . . Von seiner Geburt an hatte sie das Gefühl, daß ihr mit diesem Kinde eine besondere Gabe anvertraut sei.

Sie sorgte gleich dafür, daß das Kind einen angemessenen Namen erhielt, Rigmor war einer der feinsten Namen, die Madam Karlsen kannte. Die nordischen waren ja augenblicklich modern. Und Madam Karlsen wollte auf der Höhe sein. Harriet, Rosa und dergleichen hochtrabende Namen kamen ihr entsetzlich gewöhnlich vor.

Ebenso mit der Kleidung. Gut sollte Rigmor angezogen sein, gut und geschmackvoll, aber nicht überladen. Madam Karlsen hatte selbst vor ihrer Heirat in vornehmen Häusern gedient. Sie wußte genau, wie es sein mußte.

Im Sommer ging Rigmor stets in einfachen weißen Kleidern; aber es war weder ein Fleck noch eine Falte daran zu sehen, denn die Kleine war immer still und artig. Madam Karlsen mußte manche Nacht zu Hülfe nehmen, um die Kleidchen zu waschen. Aber was tut eine Mutter nicht für ihr Kind, besonders für einen so reizenden Engel.

Rigmor trug in einem zierlichen, kleinen Korbe die bestellten Kuchen in die feinsten Familien der Stadt — auf diese Weise wurde sie zuerst mit ihnen bekannt.

Die Damen waren entzückt, wenn sie das allerliebste Kind im weißen Kleide so anmutig knixen und so bescheiden lächeln sahen. Sie begnügten sich nicht damit, ihr den geforderten Preis zu bezahlen. Nein, sie nahmen sie mit ins Wohnzimmer und ließen sie auf ihren Sammetstühlen sitzen. Ja, es kam sogar vor, daß sie zum Frühstück eingeladen wurde. Und es war das reine Vergnügen, Rigmor einzuladen, sie aß so nett und appetitlich. Sie hatte nicht eine einzige schlechte Angewohnheit.

Ja, die Amtmännin mußte zu ihrer Schande gestehen, daß ihre eigenen Kinder nicht annähernd so manierlich aßen, wiewohl sie ihnen ein französische Bonne hielt . . . Ja, Rigmor war wahrhaftig gut daran!

Die alte, reiche Witwe Kaspersen lud Rigmor sogar zum Kaffee ein. Man denke, Rigmor ganz allein zum Kaffee! . . . Und die alte Dame hatte ihren Spaß an dem schönen, altklugen Kinde.

Nun will ich erzählen, wie es kam, daß Rigmor in die Gesellschaft eingeführt wurde. Denn sie machte richtige Kindergesellschaften mit, beim Stadtvogt, beim Amtmann und bei den reichen Kaufleuten. Der Frau des Fabrikanten Holst gebührt die Ehre, zuerst auf den Gedanken gekommen zu sein.

Rigmor war am Vormittage mit Kuchen bei Holsts gewesen. Am Nachmittag gaben sie eine große Kindergesellschaft. Frau Holst hatte selbst die Kuchen abgenommen und Rigmor in die Stube geholt, als es ihr plötzlich einfiel, wie nützlich es für ihre fünf recht wilden und ungezogenen Kinder sein würde, einmal zu sehen, wie artig und manierlich sich das Kind armer Leute benehmen könne.

Und Frau Holst war nicht diejenige, sich lange zu besinnen, wenn

sie einmal einen Entschluß gefaßt hatte. Ohne weiteres lud sie klein Rigmor zum Nachmittage ein.

Während die Kleine nach Hause lief, um ihrer Mutter die frohe Nachricht zu verkünden, rief Frau Holst ihre fünf Kinder zu sich und sprach:

„Liebe Kinder, ich will euch heute eine frohe Überraschung bereiten. Ihr wißt, daß ihr nicht stolz und hochmütig sein dürft, wenn Gott euch auch einen guten Platz im Leben angewiesen hat. Wenn wir in den unteren Klassen Kinder mit angeborener Bildung und wirklicher Schönheit treffen, sollen wir sie zu uns heraufziehen und zu unseresgleichen machen. Ich habe bei euch eine gewisse Neigung beobachtet, euch zwischen ärmliche Kinder zu mischen. Ich will euch deswegen nicht tadeln, aber ihr versteht nicht die rechte Auswahl zu treffen. Darum will ich nun eurem Trieb entgegenkommen und ihn in die rechte Bahn leiten. Zu diesem Zweck habe ich die kleine Rigmor Karlsen zu heute nachmittag eingeladen ... Das will ich euch sagen, liebe Kinder, ihr könnt viel von diesem kleinen Mädchen lernen."

Aber da geschah das Unglaubliche! — — Anstatt ihrer guten Mutter freudestrahlend um den Hals zu fallen, standen die Kinder stumm und verdrießlich da, bis endlich der älteste Knabe, Hans, die Hände tief in die Hosentaschen vergraben, in die Worte ausbrach: „Was sollen wir hier mit der Bettelprinzessin!" Und Julie kicherte und sagte: „Sie tut immer so wichtig und geziert, sie kann nicht einmal ordentlich lachen." — Ja, es ging so weit, daß der kleine Karl Johann bat, dann möge seine Mutter doch lieber die Fine aus dem Hinterhof einladen, die sei immer so spaßig!

Die Fine aus dem Hinterhof! Großer Gott! ... Frau Holst wurde ernstlich böse! Dies ungezogene, wilde Mädchen, das ebenso schwarz aussah, wie sein Vater, der Schmied, und das die Manieren eines ungeratenen Buben hatte ... Ja, die Kinder — die Kinder!

Aber das kam von diesem abscheulichen Hinterhof — der reine Verderb für die Kinder. Sie verbot ihnen strenge, je wieder mit den Kindern des Schmieds in Berührung zu kommen.

Die ganze Freude, die sie den Kindern zugedacht hatte, endete damit, daß sie alle verdrießlich in die Kinderstube zurücktrollten.

Ja, Kinder sind nun einmal undankbare Geschöpfe, die die Fürsorge ihrer guten Eltern nicht zu würdigen wissen.

Von jetzt an wurde es Mode, die kleine Rigmor zu allen Kindergesellschaften einzuladen, und es dauerte nicht lange, so bildete sie überall den Mittelpunkt derselben. Das heißt ... was die Erwachsenen betraf. Sie küßten und liebkosten sie um die Wette und lobten ihre schönen Locken. Bei den Kindern machte sie weniger Glück. Aber mein Gott, man kann von denen auch nicht viel Verstand verlangen.

Ja, das waren glückliche Tage für Rigmor und Madam Karlsen.

Aber wie alles auf dieser Welt vergänglich ist, so auch dieses. Die schönen Tage nahmen ein Ende.

Als Rigmor heranwuchs, glätteten sich ihre Locken mehr und mehr, und der Augenblick kam, wo Madam Karlsen sich genötigt sah, das Haar des Kindes in einen ganz gewöhnlichen Zopf zu flechten.

Sie verlor dadurch etwas von dem Aussehen eines Engels, aber Madam Karlsen tröstete sich damit, daß das Kind doch immer noch sein anziehendes Wesen habe. Das war doch wenigstens etwas, was mit den Jahren nicht abnahm.

Zwar war Rigmors Wesen nicht ganz frei von Wichtigkeit, aber mein Gott, das war doch kein Wunder, wo man immer so viel aus dem Kinde gemacht hatte.

Klein-Rigmor war nun so groß, daß sie in die Schule gehen mußte. Aber in welche?

Madam Karlsen hatte die größte Lust, sie in die allerfeinste Schule der Stadt zu schicken, wo man Gymnastik und Französisch lernte. Aber das war unmenschlich teuer, und sie hatte Angst, daß ihr Geld nicht dazu reichen würde.

Sie dachte an Rigmors viele Freunde, besonders an Frau Holst. Sie war ja die erste, die sich für das kleine Mädchen interessiert hatte.

Madam Karlsen zog ihr schwarzes Kleid an und ging mit klopfendem Herzen zu Frau Holst.

Sie war daheim und nötigte Madam Karlsen mit großer Herablassung ins Wohnzimmer. Die Füße der einfachen Bäckerswitwe versanken in dem weichen Teppich.

Mein Gott, dachte sie, wie sie sich umsah, wie ist es hier schön. Hier war also ihr kleines Mädchen aus- und eingegangen. Ja, es gab doch wahrhaftig noch gute Menschen. Und Madam Karlsen sandte ein stummes Dankgebet zum Himmel für all das Glück, das ihnen widerfahren war.

Frau Holst bat sie Platz zu nehmen, und Madam Karlsen setzte sich auf den äußersten Rand eines Sammetstuhles und rückte mit ihrem Anliegen heraus. Sie wollte mit Frau Holst, die so freundliches Interesse für Klein-Rigmor bewiesen, beraten, in welche Schule sie das Kind schicken solle. Sie sei ja nicht reich, obgleich sie es sich sauer werden lasse. Von der Freischule könne aber doch nicht die Rede sein, und die Volksschule gefalle ihr auch durchaus nicht. Sie sei so gemischt, und Rigmor würde da so viel Häßliches zu sehen und zu hören bekommen. Sie würde auch gerne sehen, daß Rigmor etwas Ordentliches lernte.

Frau Holst machte ein sehr bedenkliches Gesicht. „Ja, Sie haben recht, Madam Karlsen, es ist wirklich eine schwierige Frage. Denn Ihre Rigmor ist kein gewöhnliches Kind.“

„Nein, das ist sie nicht,“ sagte Madam Karlsen, „sie ist der reine, kleine Engel . . . und dann all der feine Umgang, den sie gehabt hat! Sie und die anderen vornehmen Leute in der Stadt sind ja so unbeschreiblich gut zu ihr gewesen.“

„Ja, ja, gute Madam Karlsen,“ sagte Frau Holst beinah gerührt über ihre eigene Güte; „wir haben das Leben eines nicht mit Glücksgütern gesegneten Kindes gerne ein wenig erheitern wollen, um so mehr, da dies Kind es so ganz und gar verdiente. Aber Sie haben recht, die Volksschule ist nichts für Ihre Rigmor, obgleich der Unterricht dort ja nicht schlecht ist. Wir müssen uns etwas anderes ausdenken. . . . . Jetzt habe ich's! — Was sagen Sie zu Fräulein Jensens Schule? Die Schülerinnen lernen dort sehr gut Handarbeit, und obgleich die Schule nur von Kindern besser gestellter Eltern besucht wird, glaube ich nicht, daß es mehr kostet, als zwei Mark im Monat. So viel werden Sie wohl übrig haben, und sollte es einmal schwer halten, so kommen Sie ruhig zu uns, Madam Karlsen. Sie sollen keine Fehlbitte tun.“

Madam Karlsen erstickte einen Seufzer; sie hatte sich mit der kühnen Hoffnung getragen, Frau Holst werde anbieten, Rigmor auf ihre Kosten in dieselbe feine Schule zu schicken, die ihre eigenen Kinder besuchten. Aber sie faßte sich und dankte Frau Holst für ihre Freundlichkeit.

Auf dem Rückweg sah sie selbst ein, daß sie zu hoch gestrebt hatte. Frau Holst war doch sehr freundlich gewesen, und es gibt nun einmal Standesunterschiede in der Welt. Es war gewiß am besten so. Fräulein Jensens Schule war allgemein angesehen, sie wurde von allen Kindern besucht, deren Eltern Wert auf ordentlichen Umgang legten, aber doch nicht das hohe Schulgeld bezahlen konnten. Zum Beispiel die beiden kleinen Mädchen vom Zollassistenten. Ja, es war wirklich nicht so übel. Und dann die schönen Handarbeiten! Sie lernten dort Kunststickerei, englische Stickerei, Häkeln und Filieren. Ehe Madam Karlsen heimkam, war sie völlig mit der Schule ausgesöhnt.

Jetzt begann ein neuer Abschnitt in Klein-Rigmors Leben. Sie fühlte sich nicht recht wohl in der Gesellschaft der Schulkameraden, fühlte sich gleichsam über sie erhaben. Keine unter ihnen hatte ja so feine Bekanntschaften, wie sie. Denn im Anfang ihrer Schulzeit wurde sie mitunter noch zu Amtmanns, Bürgermeisters, Holsts und all den anderen eingeladen.

Aber in dem Maße, wie die Locken sich glätteten, glitt Rigmor mehr und immer mehr aus den feinen Häusern heraus, und schließlich vergaß man ganz und gar sie einzuladen.

Wenn dann die Kameraden neckend sagten: „Heute abend ist große Kindergesellschaft bei Amtmanns, du mußt wohl rechtzeitig aus der Schule zurückkommen, um dich umzukleiden,“ — ging es wie ein Stich durch

ihr kleines Kinderherz. Sie zog sich allmählich scheu in sich zurück. Das Ganze war ihr so rätselhaft, so unverständlich.

Wie kam es nur, daß die jungen Damen der Stadt nun an ihr vorbeistürmten, ohne sie zu küssen, wie früher? Sogar, wenn sie ihnen schon aus weiter Entfernung zulächelte, flogen sie an ihr vorbei, ohne stehen zu bleiben oder auch nur ihren Knix mit einem Kopfnicken zu erwidern.

Im Anfang vertraute sie sich der Mutter an und schüttete ihren Kummer und ihre Enttäuschungen vor ihr aus. Aber Madam Karlsen verstand sie nicht . . . Sie sagte, die Welt sei nun einmal so. Man müsse sich darein finden und noch obendrein dankbar sein, daß man es jahrelang so gut gehabt habe. Das sei mehr, als man es in ihrer Lebensstellung eigentlich verlangen könne.

Es sei der Ernst des Lebens, fügte Madam Karlsen hinzu, der Klein-Rigmor nun entgegentrete. Aber solange sie noch ein behagliches Heim habe, sei kein Grund zur Klage vorhanden. Wie viele gäbe es, denen es viel schlechter ging.

Das konnte Rigmor nicht begreifen. Der Ernst des Lebens mußte etwas sehr Schlimmes sein. Nacht und Tag grübelte sie über die Veränderung ihres Schicksals nach. Es griff sie an. Sie wurde ganz blaß und nahm sichtlich ab.

Keiner hätte in dem langaufgeschossenen, hohlwangigen Mädchen mit der glatten, blonden Flechte auf dem Rücken die einst so strahlende, rotbackige, goldlockige kleine Rigmor wiedererkannt.

Auch in ihrer Kleidung war eine merkliche Veränderung vorgegangen. Das früher so zierlich gekleidete Kind sah jetzt oft zerzaust und unordentlich aus . . . die Mutter tat wohl, was in ihren Kräften stand, um Rigmor sauber und ordentlich zu halten, aber das Kind selbst setzte ihren Bemühungen eine wunderbare Stumpfheit und Gleichgültigkeit entgegen.

Als Rigmor zwölf Jahre alt war, wurde sie eines Tages mit Kuchen zur alten Frau Kaspersen geschickt. Die Witwe hatte wohl längst ihre Leidenschaft für das schöne Kind vergessen. Aber während Rigmor im Vorzimmer stand und auf das Geld wartete, stürmten die Erinnerungen plötzlich auf sie ein und trieben ihr die heißen Tränen in die Augen. Sie dachte an die Zeit, als Frau Kaspersen so freundlich zu ihr war, als sie miteinander in der feinen, behaglichen Stube saßen und Kaffee tranken.

Ach, wenn sie das nur noch ein einziges Mal erleben dürfte!

Das Mädchen kam mit dem Gelde herein. Rigmor sah schüchtern zu ihr auf. Eine stumme Bitte lag in den feuchten Augen.

„Was fehlt dir denn, Kind?" sagte das Mädchen, das jetzt erst auf den traurigen Ausdruck des kleinen Gesichtes aufmerksam wurde.

„Ach, ich möchte so gerne, so gerne —" stammelte Rigmor, „mit Frau Kaspersen selbst sprechen."

„Warum denn nicht," sagte das Mädchen freundlich. „Willst du um etwas bitten, so wirst du bei Frau Kaspersen ein williges Ohr finden; sie hat ein gutes Herz."

Frau Kaspersen trat jetzt aus der Tür und fragte verwundert, was das Kind denn wolle. Als Rigmor ihre fremde, abwartende Haltung sah, verlor sie allen Mut. Zögernd und furchtsam brachte sie die Worte hervor:

„Ach, liebe Frau Kaspersen, laden Sie mich doch noch ein einziges Mal zum Kaffee ein."

Frau Kaspersen war anfangs ganz sprachlos vor Erstaunen über Rigmors wunderlichen Einfall, aber dann sagte sie mit gutmütigem Lächeln: „Herr Gott, Kind, eine Tasse Kaffee möchtest du so gerne haben! Ja, die sei dir von Herzen gegönnt. Gehe nur mit dem Mädchen in die Küche; sie wird schon für dich sorgen."

Frau Kaspersen wollte nun in ihr Zimmer zurückkehren, aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als Rigmor, statt dankend mit dem Mädchen in die Küche zu gehen, mit scheuem, entsetztem Ausdruck zur Türe hinausstürzte, ohne auch nur Lebewohl zu sagen.

Nach dieser Geschichte wurde wieder eine Zeitlang in den feinen Familien der Stadt von Rigmor gesprochen. In einer großen Gesellschaft bei Holsts erzählte Frau Kaspersen von dem wunderlichen Betragen des Kindes.

Frau Holst war so betrübt über die Veränderung, die mit Rigmor vorgegangen war, und die anderen Damen teilten ihr Bedauern.

„Wir haben sie doch alle gern gehabt," sagte Frau Holst.

„Sie gehörte in gewisser Weise zu uns," fügte eine andere der Damen hinzu.

„Ich glaubte wirklich, es würde etwas aus ihr werden," sagte die Amtmännin. „Sie hatte eine gewisse angeborene Feinheit. Aber man sieht einmal wieder, daß alles auf die Erziehung ankommt. Madam Karlsen — Gott bewahre — sie ist ja ehrbar genug, aber immerhin eine ganz einfache, gewöhnliche Person."

— — — — — — — — — — —

Klein-Rigmor sollte der Stadt indessen nicht lange mehr Anlaß zur Sorge geben. Nach jenem Tage, wo sie von Frau Kaspersen heimgestürzt kam, sah man sie nicht mehr lächeln. Die Mutter sah mit Kummer, daß ihr Kind von Tag zu Tag mehr ihr gutes Aussehen verlor, und fragte schließlich einen Arzt um Rat.

Er sagte, Rigmor wachse zu schnell. Madam Karlsen solle sie nur tüchtig mit anderen Kindern herumtoben lassen, das werde ihr schon

gut tun. Rigmor mit anderen Kindern herumtoben! Welcher Gedanke! Mit welchen Kindern sollte sie wohl toben und spielen?

Die Kameraden waren ja hart und unbarmherzig mit ihr und hatten nur Spott und Neckereien für sie.

So blieb Rigmor lieber daheim in ihrem Winkel, im Stübchen ihrer Mutter sitzen. Hier saß sie und grübelte stundenlang.

Endlich blieb sie in ihrem Bette liegen. Und an einem herrlichen Sommermorgen, als die Vögel draußen jubelten, schlief sie stille ein.

Madam Karlsen hatte lange geahnt, daß ihr Kind zu gut und klug für diese Welt war, und doch kam das Ende ihr wie eine schmerzliche Überraschung.

Um den Damen der Stadt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man zugeben, daß die ganze unglückliche Periode in Rigmors Leben mit einem Schlage vergessen schien. Sie entsannen sich ihrer nur noch als des süßen Engelskindes mit den goldenen Locken. Und es war ihnen allen sofort klar, daß hier etwas geschehen müsse.

„Denn im Grunde war es das Kind der ganzen Stadt," sagten die Damen.

„Ja, unser aller Kind," sagte Frau Holst.

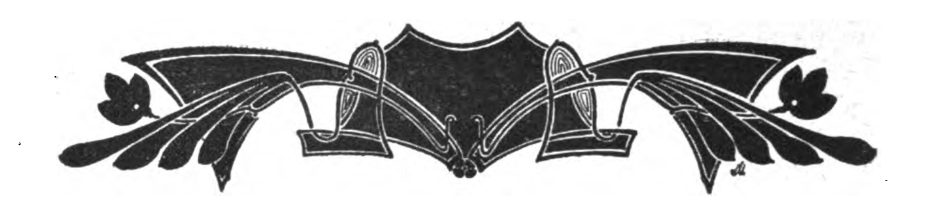
Man bildete ein Damenkomitee und machte unendliche Vorschläge. Endlich beschloß man, die Kosten der Beerdigung zu tragen, und zwar sollte diese so fein, so fein werden, wie man es hier in der Stadt noch nie erlebt hatte.

Weißgekleidete kleine Mädchen sollten vor dem Sarge hergehen und Blumen streuen. Es sollte eine Feier in der Kirche stattfinden, und die jungen Damen der Stadt wollten einen Abschiedsgruß singen.

Der Sarg war mit Blumen überladen; der Pfarrer redete so schön von dem kleinen Engel, der eine kurze Zeit hier unter uns geweilt habe und nun von Gott in die himmlische Herrlichkeit zurückgerufen sei.

Madam Karlsen war tief gerührt und feierlich gestimmt und war sich ganz klar darüber, wie dankbar sie sein müsse; aber als sie in ihr leeres Stübchen zurückkam, fühlte sie sich unaussprechlich einsam und verlassen.





Das altpreußische Heer vor seinem Zusammenbruch.

Von

Prof. Dr. Gustav Krakauer.

— Breslau. —

Die Friderizianische Armee war in den letzten zwei Jahrzehnten ihres Bestehens keineswegs die starre, unbewegte Masse, als die sie nach der hergebrachten Auffassung erscheint. Die Heeresleitung unternahm, wenn auch ohne die rechte Entschiedenheit, allerlei Versuche, die Schäden, die sie erkannt hatte, zu beseitigen oder wenigstens zu mildern. Die wichtigsten militärischen Fragen der Zeit wurden in amtlichen Beratungen und in literarischen Fehden lebhaft erörtert. Noch behielten zwar die Anhänger des Alten die Oberhand, aber die Vertreter des Fortschrittes setzten unentwegt den Kampf fort. Schon vollzog sich in dem erleuchtetsten Kreise der Armee die geistige Umwälzung, aus der nach dem Frieden von Tilsit die folgenschwere Umgestaltung des Heeres hervorgehen sollte. Manche grundlegenden Ideen der Reform entstanden bereits vor dem Zusammenbruch in jahrelanger Erwägung und Prüfung. Besonders war es Scharnhorst, der auf die militärischen Errungenschaften der neuen Zeit, auf die schweren Gebrechen des alten Heerwesens in Wort und Schrift immer wieder hinwies.

Das Grundübel der preußischen Armee, mit dem ihre ärgsten Schäden zusammenhingen, lag in den Ausländern, die ihren Kern, ihren ständigen Stamm bildeten. Sie werden von den Zeitgenossen in den düstersten Farben geschildert, als der Auswurf aller Länder, als eine Gesellschaft von Vagabunden, Trunkenbolden und Zuchthäuslern. Allerdings steckt in solchen Urteilen, die meist unter dem Eindruck des furchtbaren Zusammenbruchs der Armee gefällt wurden, ein gut Teil Übertreibung. Aber immerhin befanden sich unter den Ausländern, seitdem infolge der großen Verluste des siebenjährigen Krieges das sittliche Moment bei der

Auswahl des Ersatzes zurücktrat, viele Schiffbrüchige und Ausgestoßene der bürgerlichen Gesellschaft. Nicht wenige unter ihnen nahmen das Handgeld nur, um es zu vertrinken, und hatten dann keinen andern Gedanken, als auszureißen und das gleiche Manöver in andern Armeen auszuführen, oder sie suchten durch Diebstahl und Betrug ihr karges Einkommen zu vergrößern. Doch gab es unter den Ausländern auch bessere Elemente. Die Werber hatten sie durch allerlei Listen ins Garn gelockt. Nicht selten wurden die jungen Leute als Bediente gemietet, um erst in der Garnison ihre wirkliche Bestimmung zu erfahren. Zwar wurden solche Schliche und Kniffe unter der milderen Regierung Friedrich Wilhelms II. verboten, doch ohne Erfolg. Die preußischen Menschenjäger konnten auf ihre unsaubern Künste jetzt weniger denn je verzichten, denn die Werbung gestaltete sich immer schwieriger, da ihre Bezirke durch die jüngste politische Entwicklung mehr und mehr eingeengt wurden. Durch die Teilungen Polens, die Einziehung der geistlichen Fürstentümer und Reichsstädte Deutschlands und die Einführung der Konskription in den weltlichen Staaten des deutschen Südens hatte sie ihre ergiebigsten Gebiete verloren.

Wenn die Ausländer einer beständigen Ergänzung bedurften, so trug die starke Desertion die Hauptschuld daran. Sie zu verhüten oder wenigstens zu beschränken, war die schwierigste Friedensaufgabe der Heeresleitung. Diesem Übel konnten aber weder die weitgehendsten Vorsichtsmaßregeln, noch die härtesten Strafen steuern. Die unzuverlässigsten Ausländer durften nicht die Kaserne, geschweige denn die Stadt verlassen; bei Tag und Nacht wurden sie aufs schärfste bewacht. Auch die zuverlässigeren, die sich auf den Straßen und in den Wirtshäusern bewegen durften, unterlagen einer beständigen Aufsicht; gingen sie aus dem Tore, so hatte jeder, der sie auf der Landstraße traf, das Recht, sie nach ihrem Passe zu fragen. Wenn trotzdem ein Soldat entwischte, so wurde durch einen Lärmschuß die Bevölkerung der benachbarten Dörfer zur Verfolgung des Flüchtlings aufgeboten. Die Mitwisser und Mithelfer des Ausreißers wurden wie dieser mit Spießruten gezüchtigt. Doch gab es unter den Ausländern wahre Virtuosen der Desertion, die ihre schlauesten Wächter überlisteten; anderen aber verlieh ihr unwürdiges Los jenen Mut der Verzweiflung, den keine Strafe abschrecken konnte. Gerade die unaufhörliche Überwachung scheint nicht selten zur Desertion herausgefordert zu haben, denn am schmerzlichsten vermißten die Soldaten die Freiheit der Bewegung. Für diese Annahme spricht der Versuch des Generals Wildau, den Boyen in seinen Erinnerungen erwähnt. Er gestattete nämlich zum Entsetzen seiner Hauptleute den Soldaten, die Stadt ohne Paß und ohne Begleitung zu verlassen, weil man den Verteidigern des Vaterlandes ein solches Vertrauen schuldig wäre. Sein weitherziges Entgegenkommen wurde durch den Erfolg

gerechtfertigt: in seinem Regimente gehörten die Ausreißer zu den seltenen Ausnahmen.

Ein Teil der Ausländer war mit der neuen Heimat so verwachsen, daß er nur geringe Neigung zur Desertion hatte. Er bestand aus den Beurlaubten, die man Freiwächter nannte, da sie vom Wachtdienst befreit waren. Ihre Zahl sollte etwa ein Drittel der gesamten Ausländer betragen, wurde aber oft genug auf die Hälfte und noch über diese hinaus erhöht. Sie trieben in der Garnison oder wohl auch in den benachbarten Orten ein Handwerk oder irgend eine andere Hantierung und besaßen Weib und Kind. Daher bürgerten sie sich völlig ein und wurden ihrer eigentlichen Bestimmung entfremdet. Obwohl Berufssoldaten, bangten sie vor dem Krieg, der ihr Einkommen verkürzte und ihren Familien den Ernährer entzog. So bildeten die Hunderte von Frauen und Kindern, die sich bei den Regimentern ansammelten, ein bedenkliches Anhängsel der Armee, das ihre Schlagfertigkeit verminderte.

Das Ausländersystem hatte sich überlebt, immer klarer und schärfer traten seine Schattenseiten hervor. Schon in den letzten Jahren Friedrichs des Großen waren schwere Klagen über die Fremden im Heere an der Tagesordnung. Der vertraute Ratgeber des Kronprinzen, Wöllner, verlangte ihre völlige Entfernung aus der Armee, aber für eine so grundstürzende Maßregel, die eine gänzliche Umgestaltung des Heeres bedeutet hätte, war die Zeit noch nicht gekommen. Deshalb begnügten sich andere damit, eine Verminderung der Ausländer bis zur Hälfte ihres Bestandes zu wünschen: nur die zuverlässigsten sollte man beibehalten und ihnen eine größere Freiheit gewähren. Aber auch diese gemäßigte Forderung fand bei den überzeugten Anhängern des Alten einen entschiedenen Widerstand: einerseits erschienen ihnen die Klagen über die Fremden stark übertrieben, andrerseits wollten sie an den Grundlagen der nach ihrer Ansicht besten aller Armeen nicht rütteln lassen. Blieb nun der Kern des Heeres unverändert, so war damit weiteren Reformen der stärkste Riegel vorgeschoben. Neuerungen von größerer Tragweite, wie die Milderung der Kriegszucht, die Einführung des Requisitionssystems und die Umgestaltung der Gefechtsform wurden aus dem Grunde abgelehnt, weil sie die Gefahr der Desertion steigerten.

Die Ausländer allein bildeten das stehende Heer, denn nur sie taten in ihrer Mehrheit das ganze Jahr Dienst. Mit ihnen war eine Miliz vereinigt, die aus den Inländern bestand. Als nämlich Friedrich Wilhelm I. die Zahl der Truppen verdoppelte, ihre Kadres auch im Frieden immer zusammenhielt und an die körperliche Tüchtigkeit der Soldaten erhöhte Anforderungen stellte, reichte die Werbung für die Ergänzung der Armee nicht mehr aus. Deshalb sah er sich gezwungen, zu den Einrichtungen der Miliz, des nur in Kriegszeiten zusammenberufnen

Volksaufgebots, seine Zuflucht zu nehmen. Er entlehnte ihr den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht, den er mit dem Hinweise auf das göttliche und menschliche Recht in den nachdrücklichsten Worten verkündete. In Wirklichkeit aber beschränkte er durch allerlei Exemptionen, nicht nur sozialer, sondern auch örtlicher Art den Dienstzwang auf die untersten Klassen, besonders des flachen Landes. Der Adel kam seiner Wehrpflicht im Offizierkorps nach; die höheren Kreise des Bürgerstandes aber, Beamte, Kaufleute, Fabrikanten, wurden aus Rücksicht auf ihre unüberwindliche Heeresscheu und auf die wirtschaftliche Blüte des Landes gänzlich befreit. So engte Friedrich Wilhelm I. die den Kompagniechefs erteilte Erlaubnis, die junge Mannschaft zu „enrollieren", nach Möglichkeit ein. Friedrich der Große vermehrte noch, obwohl er von den Vorzügen einer nur aus Inländern zusammengesetzten Armee völlig durchdrungen war, die Zahl und den Umfang der Exemptionen, um die Arbeitskräfte der durch den langen Krieg entvölkerten Provinzen zu schonen. Besonders suchte er sie der Industrie, in der er die Hauptquelle für das wirtschaftliche Gedeihen Preußens erblickte, unvermindert zu erhalten. Unter seinem Nachfolger wurde zwar durch eine neue Kantonordnung wiederum der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht mit wohlklingenden Worten verkündet; trotzdem erfolgte eine lange Reihe von Befreiungen, die sich auf die höheren Schichten der Gesellschaft, auf alle größeren Städte und ganze Landschaften, vor allem die Hauptsitze der Industrie erstreckten. Überdies zeigte die bürgerliche Verwaltung immer mehr die Neigung, als Anwalt der erwerbenden Klassen in einem zähen Kampfe gegen die Militärbehörden den Kreis der Eximierten zu erweitern. Bei solchen Konflikten mußten, zumal unter der friedlichen Regierung Friedrich Wilhelms III., die Forderungen des Heeres fast stets vor den Ansprüchen des Wirtschaftslebens zurücktreten.

Diese Haltung der Verwaltungsbehörden hängt mit den rechtlichen Beschränkungen zusammen, denen die Inländer während der zwanzig Jahre, die sie dem Heere angehörten, unterworfen waren. So durften sie erst nach dem Ablauf der langen Zeit ländliche Grundstücke erwerben. Deshalb galt dieses System als ein arges Hemmnis für die Entwicklung des ländlichen Nährstandes. Aber auch von militärischer Seite erfuhr es eine scharfe Kritik, denn die Erleichterungen, die es gewährte, erschwerten die Ausbildung der Soldaten. Die Inländer blieben nämlich als Rekruten statt des ursprünglich vorgeschriebenen Jahres nur etwa 10 Wochen unter der Fahne und wurden später jedes zweite Jahr zu einer kurzen Übung eingezogen, so daß sie im ganzen nicht mehr als zwanzig Monate unter den Waffen dienten. Es wurde daher eine Verlängerung der Ausbildungszeit, wenigstens die unverkürzte Wiederherstellung des Rekrutenjahres gewünscht. Auch wurde durch die steten

und umfassenden Beurlaubungen die Kriegsbereitschaft der Armee arg gefährdet. Da nämlich in Friedenszeiten die Kompagnie nicht mehr als 40 bis 50 Mann unter den Waffen hatte, also die bei weitem überwiegende Mehrheit des Heeres im Kriegsfall erst einberufen und wieder eingewöhnt werden mußte, so erforderte die Mobilisierung eine zu lange Zeit, ein bedenkliches Moment der Schwäche angesichts eines schlagfertigen Gegners, der die Überrumpelungen liebte. Es unterblieb aber jede, auch die geringfügigste Umgestaltung dieses Systems, teils aus unangebrachter Sparsamkeit, teils aus gewohnter Scheu vor jeder tiefer eingreifenden Störung des Erwerbslebens.

Die Inländer bildeten also nach wie vor eine bloße Miliz; aber, wenn sie auch in militärischer Routine hinter den Ausländern zurückstanden, so stellten sie doch den zuverlässigeren Teil des Heeres dar. Sie zeigten sich, obwohl sich schon hier und da in ihren Reihen eine steigende Unzufriedenheit über die Begünstigung der oberen Klassen regte, im ganzen willig, treu und nur selten zur Desertion geneigt. Doch mit den Ausländern vereinigt, konnten sie nicht immer vor deren verderblichem Einfluß bewahrt werden, eine Menge „gereifter Verführer“ lockte sie in ihre Netze. Auch wurden sie derselben entwürdigenden und entsittlichenden Kriegszucht unterworfen wie die Fremden.

Diese Kriegszucht erschien wie ein Überbleibsel einer längst vergangenen Zeit, noch gänzlich unberührt von der Aufklärung und der Humanität des Jahrhunderts. Alle die Schutzwehren des Rechts, die die moderne Gesetzgebung der bürgerlichen Gesellschaft zu gewähren begann, wurden den Soldaten vorenthalten. Es bestand in der Armee weder eine sorgfältige Abstufung der Strafen nach dem Grade der Vergehen, noch eine gleichmäßige Handhabung der Zuchtmittel. So war es möglich, daß ein geringfügiger Fehler im Dienst bisweilen schwerer als Diebstahl gerügt wurde, daß dieselbe Art der Verfehlung eine völlig verschiedene Beurteilung und Sühne fand. Die Höhe der Strafe hing in vielen Fällen von dem Temperament und der Bildungsstufe der Vorgesetzten ab. Die Mehrheit der Offiziere neigte aber von Haus aus zu schonungsloser Härte, in der sie durch die sittliche Verkommenheit eines Teils der Ausländer noch bestärkt wurde. Gegenüber diesem Abschaum der Menschheit hielt sie sich zu jeder Ausschreitung berechtigt, ohne zu bedenken, daß sie das Gefühl der Menschenwürde in diesen Unglücklichen vollends zertrat und sie erst recht dem Verbrechen in die Arme trieb.

In der Armee bestand noch ungebrochen das System der Prügelstrafen, deren entwürdigende Wirkung durch die öffentliche Vollstreckung gesteigert wurde; schwere Freiheitsstrafen wurden gemieden, um nicht die mit großen Kosten angeworbenen Fremden längere Zeit dem Dienste zu entziehen. Mit der Befugnis, Stockhiebe zu erteilen, trieben viele

Vorgesetzte den schändlichsten Mißbrauch. Zwar erließ Friedrich Wilhelm II. das Verbot, mehr als 30 Schläge ohne standrechtliches Erkenntnis zu verhängen. Aber welcher Offizier befolgte es in dem Dünkel seiner Machtvollkommenheit oder in zorniger Erregung! Es spielten sich noch immer auf den Exerzierplätzen die empörendsten Szenen ab. Den Gipfel unmenschlicher Härte erreichte das militärische Strafsystem in dem Spießrutenlaufen. Die Mißhandlung des Verurteilten durch die Kameraden, sein zerfleischter, blutüberströmter Rücken, sein „winselndes Angstgeschrei", sein Zusammenbrechen, die barschen Befehle der Offiziere, die trotzdem die Soldaten zu kräftigerem Zuschlagen antrieben, all dieses gab ein so entsetzliches Schauspiel, daß die umstehende Menge in die höchste Erregung geriet. Offiziere von zarterem Empfinden verließen den Frontdienst, um nicht das gräßliche Henkeramt übernehmen zu müssen. Diese schmähliche Bestrafung war nicht etwa eine seltene Ausnahme; nach einem zuverlässigen Zeugnis aus dem letzten Regierungsjahre Friedrichs des Großen hatten sie zwei Drittel der Ausländer der Berliner Garnison erlitten. Über eine nicht geringe Zahl von Soldaten mußte sie wiederholt verhängt werden. Und der durch einen solchen Schimpf Entehrte durfte weiter des Königs Rock tragen, die Kameraden mußten ihn ferner in ihren Reihen dulden. Wie konnte sich angesichts einer solchen Erniedrigung ein stolzes Selbstgefühl in den Soldaten entwickeln, und wie mußte der ganze Stand in der öffentlichen Achtung sinken!

Neben den Prügelstrafen hatten die Haftstrafen nur eine geringe Bedeutung, zumal sie nach Boyens Mitteilung so lässig gehandhabt wurden, daß sie dem Zwecke der Abschreckung durchaus nicht entsprachen. Die Gefangenen, die gemeinsam in einer Wachtstube untergebracht wurden, hatten keine schwere Entbehrung zu tragen; sie durften trinken, rauchen, spielen, nach Herzenslust plaudern. Aber noch bedenklicher mußte es erscheinen, daß durch das ungestörte Beisammensein die alten abgefeimten Soldaten die beste Gelegenheit hatten, an den jungen, noch nicht ganz verderbten Kameraden die Pädagogik des Lasters zu üben.

Selbst innerhalb dieses zurückgebliebenen und verkehrten Strafsystems gelang es einigen einsichtigen Vorgesetzten, milde Mäßigung und besonnene Gerechtigkeit zu betätigen. Besonders gab der Feldmarschall Möllendorf, der Gouverneur von Berlin, obwohl sonst einer der eifrigsten Verteidiger der alten Armee, das schöne Beispiel edler Menschlichkeit. Vor allem ermahnte er die Offiziere, gegenüber den zur Übung eingezogenen Inländern Geduld und Ruhe an den Tag zu legen, sie durch vernünftiges Zureden, durch gelassenes Verbessern ihrer Fehler auf den rechten Weg zu führen. Eine schonende Behandlung der Landeskinder ließen sich auch andere Generale angelegen sein, jedoch blieb

7*

dieses Bemühen ohne rechten Erfolg. Wenn nach einem Jahrhundert, das dem Heere eine menschliche Gesetzgebung und ein wesentlich verbessertes Gerichtsverfahren gebracht hat, es noch immer nicht gelungen ist, die Soldaten gegen rohe Mißhandlungen zu schützen, um wie viel schwieriger war die Aufgabe unter einem drakonischen Strafrecht und in einer aus Söldnern und den niedrigsten Volksklassen gebildeten Armee! Trotzdem ließen sich die Vorkämpfer der Humanität unter den Offizieren nicht entmutigen. Der Oberst Grawert setzte es durch, daß seine Soldaten für Fehler, die sie bei den militärischen Übungen machten, nicht mehr geprügelt wurden, und wenn sie sich bei Jena so wacker hielten, so war dies nicht zum mindesten ihrer einsichtigen Behandlung zu verdanken. Auch einer der Reformatoren des preußischen Heeres, der treffliche Boyen, betrat damals diese Bahn. Er hatte früh erkannt, daß man die jungen Soldaten mit „Güte und Gelindigkeit" behandeln müsse, wenn sie die schwierigen Übungen begreifen und nicht, sobald sie unter das Gewehr träten, „die Besinnung verlieren" sollten. Deshalb schaffte er in seiner Kompagnie die körperliche Züchtigung beim Exerzieren ab, und doch war sie nicht „die letzte im Regiment". Seine Vorgesetzten spendeten ihm im Gegenteil reiches Lob, und er erwarb sich zugleich die Zuneigung seiner Untergebenen, die ihm „noch mehr wert war".

Boyen kam auch schon zur Überzeugung, daß das ganze militärische Strafsystem einer gründlichen Umgestaltung bedürfe. So unterzog er es einer Kritik, die sich zugleich durch ruhige Sachlichkeit und einen warmen, herzlichen Ton auszeichnete, und veröffentlichte sie um die Wende des Jahrhunderts in den „Annalen der preußischen Monarchie". Er weist in seinem Aufsatz der militärischen Gesetzgebung vor allem die Aufgabe zu, „den freien Aufflug militärischer Tugenden zu befördern". Deshalb müsse sie auf das Ehrgefühl der Soldaten einzuwirken suchen und müsse die Strafen nicht nur nach der Art der Vergehungen, sondern auch nach der Art der Individuen scharf auseinanderhalten. Aus diesem Grunde verlangt er auch die sparsamste Anwendung der körperlichen Züchtigung. Besonders wendet er sich gegen das Gassenlaufen, das den Soldaten vor sich selbst erniedrige, dem ganzen Stande die Achtung des Volkes raube, aller Menschlichkeit Hohn spreche. Als zweckmäßigste Strafe erscheint ihm die Einzelhaft, die den Gefangenen von aller Verführung entferne, ihm Gelegenheit gebe, „in der Stille der Einsamkeit die Kette seiner Vergehungen zu überdenken", und den Vorsatz der Besserung herbeiführe, der „so besser haften bleibe, als wenn ihn Spießruten . . . eingebleut hätten." Auch befürwortet er die Einführung ehrender und schändender Abzeichen, die trefflich geeignet wären, zur Tugend anzuspornen und von dem Laster abzuschrecken.

In diesen Ausführungen verlieh Boyen den Ansichten und Wünschen

Ausdruck, die von allen fortgeschritteneren Elementen des Offizierkorps vertreten wurden. So hatte schon vor einer geraumen Zeit der Oberst von Diericke in der Schrift „Fragmente über die Veredelung der Soldaten" die verkehrte Behandlung der Soldaten gerügt, die sie „zu Sklaven, zu seelenlosen Automaten" erniedrige, die „man nur durch Geißel und Strafe zur Erfüllung ihrer Pflichten antreiben könne". Man sollte „ihnen vielmehr jenen Enthusiasmus einflößen, der nicht selten einzig und allein große Dinge bewirke". Auch die Denkschrift des Oberstleutnants Lecoq, die auf die Anregung des Königs Friedrich Wilhelm III. zurückgeht, betont mit aller Entschiedenheit, daß eine lediglich auf unerbittliche Strenge begründete Disziplin oft nur an einem seidenen Faden hänge. Der Verfasser wünschte eine Kriegszucht, die in erster Linie auf sittlichen Fundamenten ruhe: man solle den Soldaten Liebe für König, Staat, Offiziere einflößen, ihre Lage so gestalten, daß sie mit ihrem Zustande zufrieden wären.

Immer gebieterischer verlangte der Geist der Zeit die Milderung der Kriegszucht, zumal sie im schroffen Widerspruch zum Gesetzbuch der bürgerlichen Gesellschaft, dem allgemeinen Landrecht, stand. Es war doch ein unerträglicher Zustand, daß ein Untertan wegen des gleichen Vergehens als Soldat zu Spießruten und vielleicht kurze Zeit darauf, wenn er aus dem Heere ausgeschieden war, zu einer Freiheitsstrafe verurteilt wurde. Deshalb befahl der König nicht lange vor der Schlacht bei Jena eine Umarbeitung der Kriegsartikel.

Auch die materielle Lage der Soldaten erheischte eine durchgreifende Umgestaltung, aber die Kraft des alten Staates versagte auch hier. Schon unter Friedrich dem Großen wurde über den knappen Sold und die unzureichende Ernährung der Truppen Klage geführt. Dieser Übelstand verschlimmerte sich noch infolge der allgemeinen Preissteigerung unter seinen Nachfolgern. Man begnügte sich aber mit einer geringfügigen Aufbesserung, die in keinem rechten Verhältnis zum Bedürfnis stand. Einst war, wie Lecoqs Denkschrift ausführt, der Soldat besser gestellt als der Tagelöhner. Jetzt aber war er infolge der Verteuerung der Lebensbedürfnisse auf einen Nebenerwerb angewiesen. Wenn er jedoch an einem Orte stand, an dem die Gelegenheit zu einem solchen Verdienst fehlte, mußte er darben. Die materielle Lage der Truppen war so kläglich, daß man in einer amtlichen Denkschrift sogar die Befürchtung aussprechen konnte, bei einem Kriege mit Frankreich würden alle Ausländer zu dem viel besser versorgten Heere des Feindes überlaufen. Der General Courbière bezeichnet in einer Denkschrift, die er über diesen Gegenstand einreichte, die Not der Soldaten als ein „namenloses Elend". Er verlangte deshalb wenigstens eine Brotzulage für sie. Aber wie sollten in einem egoistischen Geschlecht, dem die Opferwilligkeit für den Staat so gänzlich mangelte, unter einer Regierung,

die jede Erhöhung der Steuern zu meiden suchte, um nicht die öffentliche Meinung zu verstimmen, die wenn auch geringfügigen Mittel für ein solches Mehrbedürfnis des Heeres beschafft werden! Courbière schlug eine stärkere Belastung der Grundbesitzer vor, deren Einnahmen sich in den letzten 30 Jahren verdoppelt hätten. Und um dem Vorwurf zu entgehen, daß er eine Abgabe empfehle, die ihn selbst nicht treffen würde, erklärte er sich bereit, sein Vermögen in ländlichem Besitz anzulegen. Und in der Tat zeigte sich Friedrich Wilhelm III. bereit, den Adel zur Grundsteuer heranzuziehen. Da trat aber der General Rüchel, der militärische Mentor des Königs, als Verteidiger des bedrohten Standes auf. Schon setzten sich einige ritterschaftliche Verbände, besonders der Kurmark, zur Wehr; sie wiesen in einer Immediateingabe an den Monarchen auf die verbrieften Rechte der Stände hin. So unterließ es der König, das Grundsteuervorrecht des Adels anzutasten. Die Scheu vor größern Opfern für den Staat, zumal für die Armee führte sogar zu dem seltsamen Vorschlage, das stehende Heer zu verringern, um so die Mittel für die Aufbesserung des Soldes zu gewinnen. Erst nach langwierigen Verhandlungen in der für die Heeresangelegenheiten eingesetzten Kommission, erst nach Überwindung eines starken Widerstandes gelang es, eine dürftige Sold- und Brotzulage für die Truppen durchzusetzen. Aber nach wie vor herrschte ein großes Elend unter den Soldaten, besonders unter den verheirateten. Ihre Kinder waren so schlecht ernährt, daß viele von ihnen schon früh hinwegstarben, die Überlebenden aber nur selten für den väterlichen Beruf kräftig genug waren. Die meisten von ihnen suchten Beschäftigung in den Fabriken, wovor damals noch die kleinbürgerlichen Klassen zurückschraken. Zwar hatte der General Rodich die Gewährung von Erziehungsgeldern an die Soldatenkinder durchgesetzt, ein Verdienst, das ein Scharnhorst höher schätzte, als die wichtigste militärische Tat. Wohl nahmen sich einzelne humane Offiziere und Feldprediger mildtätig ihrer an, auch griff die Armenpflege der Städte hilfsbereit ein, aber all dies konnte die arge Not dieses Proletariats nur wenig mildern.

Ein noch traurigeres Schicksal hatten die Invaliden. Die Fürsorge für sie war unter Friedrich dem Großen noch völlig unzulänglich. Eine Verordnung Friedrich Wilhelms II. gibt zu, daß viele von ihnen ihren Unterhalt erbetteln mußten; noch unter seiner Regierung gab es allein im Kammerbezirk Minden über 1800 unversorgte Invaliden. Dieser König erst gründete für sie eine Kasse, zu der er selbst jährlich eine größere Summe spendete und jeder Offizier einen monatlichen Beitrag zahlen mußte. Auch glaubte man den Invaliden so wenig Achtung zu schulden, daß man kein Bedenken trug, sie mit den Militärsträflingen zu Kompagnieen zu vereinigen. Man sah sie eben wie diese nur als unnütze Nebenglieder der Armee an und, um sie nicht ganz unverwendet

zu lassen, bürdete man ihnen wohl die Ausbildung der Rekruten auf. Zur Beseitigung dieser ungeheuerlichen Einrichtung bedurfte es selbst nach dem Zusammenbruch bei Jena erst eines ausführlichen Gutachtens aus Gneisenaus Feder, der mit markigen Worten die würdelose Behandlung der Invaliden geißelte.

Es zeigt sich auch in diesem Falle, wie weit man in Preußen vor der Katastrophe trotz aller schönen Worte über den Beruf der Vaterlandsverteidiger von der Wertschätzung des Soldatenstandes entfernt war. Die Armee galt vielmehr als eine Art von Strafanstalt, eine Auffassung, die selbst bei den Staatsbehörden gang und gäbe war. Wenn sie die Befreiung eines Untertanen vom Kriegsdienst durchgesetzt hatten, so fügten sie wohl die Bestimmung hinzu, daß er, wenn er liederlich würde, in das Heer eintreten sollte. Die gemeinen Soldaten erschienen eben als eine seelenlose Masse, die, der Not und der Gewalt gehorchend, in den Kampf geht, eine Ansicht, die selbst ein Scharnhorst noch einige Jahre vor der Schlacht bei Jena gegen Berenhorst vertrat, der in seinen berühmten „Betrachtungen über die Kriegskunst" Ehrgefühl und Patriotismus als die treibenden Mächte des Krieges bezeichnet hatte. So entbehrte denn das Heer der idealen Grundlage; es ruhte nicht auf dem Gedanken der Vaterlandsverteidigung, wenn auch dieser mit nachdrücklichen Worten vom Throne aus verkündet wurde.

Nur die Organisation des Offfizierkorps wurzelte in einem höheren, edleren Triebe, der aber nicht dem Staate, sondern nur dem Monarchen galt, in der ritterlichen Lehnstreue. So war es fast ausschließlich aus dem Adel zusammengesetzt, der im Alleinbesitz dieser Hingebung für den Kriegsherrn erschien. Das Übergewicht, das dieser Stand schon unter Friedrich I. im Offizierkorps erlangt hatte, erfuhr unter Friedrich Wilhelm I. eine weitere Verstärkung, obwohl er noch Unteroffiziere zu Leutnants beförderte. Erst Friedrich der Große schloß von dessen Reihen die Rotüre grundsätzlich aus, denn er schrieb allein dem Adel das für einen Offizier unerläßliche Ehrgefühl zu. Auch war die Stellung, die er diesem Stande im Heere gewährte, ja nur die Konsequenz der von ihm bis zum äußersten gesteigerten ständischen Gliederung in Staat und Gesellschaft. Die Junker, die über die untertänigen Bauern geboten, mußten nun einmal als ihre geeignetsten Zuchtmeister im Heere gelten. Der König ging in der Durchführung seines Grundsatzes so weit, daß er den Offizieren die Ehe mit nichtadligen Frauen, ja den Umgang mit Angehörigen anderer Stände verbot. In der Not des siebenjährigen Krieges beförderte er auch Bürgerliche, aber nach dem Frieden verabschiedete er sie rücksichtslos oder behielt sie nur in den Regimentern bei, die als minderwertig galten; von den Feldregimentern blieben sie ausgeschlossen. An dieser Friderizianischen Tradition wagten seine Nachfolger trotz der steigenden Bedeutung, die der dritte Stand für das

geistige Leben der Nation gewann, nicht zu rütteln. Wohl gab es kurz vor dem Zusammenbruch gegen 700 nichtadlige Offiziere in der Armee, aber nur in untergeordneten Truppengattungen und untergeordneten Stellungen.

Friedrich der Große durchbrach in seiner Abneigung gegen die Rotüre sogar den nationalen Charakter des Offizierkorps. Den Bürgerlichen des eigenen Landes zog er fremde Adlige vor. Unter diesen befand sich mancher der deutschen Sprache fast gänzlich Unkundige, der seine Befehle in einem lächerlichen Kauderwelsch erteilte, und mancher ehrlose Abenteurer, der den preußischen Namen schändete. Boyen hat in seinen Erinnerungen einige Vertreter dieses Typus gar anschaulich geschildert, wie den General Favrat, einen modernen Grafen von Gleichen, den General Amaudritz, der kein Bedenken trug, aus dem bischöflichen Palais in Pultusk die besten Möbel für die eigene Einrichtung zu entführen, oder den Obersten Szekuly, den Magyaren, der sich im Feindeslande die schamlosesten Erpressungen und Plünderungen gestattete. Erst Friedrich Wilhelm II., der König, der im Ministerrate ausrief: „Wir sind Deutsche und wollen es bleiben!" ging daran, dem Offizierkorps seinen nationalen Charakter wiederzugeben.

Die ausschließliche Zulassung des Adels zum Offizierkorps erzeugte in dessen Reihen einen unerträglichen Standeshochmut. Unter Friedrich dem Großen wagten es die Herren vom Degen, selbst hohe Beamte gröblich zu beschimpfen, auch maßte sich das Militär bei Streitigkeiten mit Bürgerlichen das alleinige Entscheidungsrecht an. Der Nährstand ertrug zunächst diese Übergriffe wie ein unvermeidliches Schicksal. Seine geduldige Fügsamkeit schwand erst infolge der freiheitlichen Bewegung des Nachbarlandes. Jetzt wagte es sogar das Volk, das einst so gefürchtete Militär herauszufordern. Schon wurden bisweilen Offiziere und Wachen beleidigt, ein unter dem großen König ganz unbekanntes Vergehen. Die aufständischen Schneidergesellen Breslaus verhöhnten geradezu die Truppen, dank der schlaffen Haltung der Behörden, die doch im Grunde schlecht verhehlter Revolutionsfurcht entsprang. Die Bürgerlichen zeigten jetzt ein viel reizbareres Ehrgefühl. Wagte es ein Leutnant, einen Studenten mit „er" anzureden, so konnte er nicht nur eine Erwiderung in derselben geringschätzigen Form, sondern auch ein Eintreten der ganzen Korporation für ihr beleidigtes Mitglied gewärtigen. Nun verloren auch die Offiziere unter Friedrich Wilhelm III. den Rückhalt, auf den sie zur Zeit Friedrichs des Großen gepocht hatten. Der bürgerlich gesinnte König erließ jene geharnischte Verfügung, in der er ihnen begreiflich machte, daß es der Nährstand sei, der durch seine Arbeit die Armee erhalte, und daher die Herausforderung dieses Standes mit aller Entschiedenheit verbot. Wohl mochten jetzt viele Vorgesetzte mit empfindlicher Strenge gegen den militärischen Übermut vorgehen; wenigstens

behauptet Scharnhorst, daß ein Offizier, „wenn er mit dem Bürger Streit bekam und nicht gleich nachgab, wenn er gegen die Zivilobrigkeit einen kleinen Fehler machte, weit stärker als der Bürger bei gleichem Vergehen bestraft" wurde. Trotzdem gelang es nicht, den Lieblingssport heißblütiger Leutnants völlig zu unterdrücken, zumal es in der Armee immer noch hohe Herren gab, die ihn in Schutz nahmen. „Es wurden," wie Boyen in seinen Erinnerungen erzählt, „oft Streitigkeiten zwischen Zivil und Militär bekannt, in dem die Offiziere nicht so streng, als sie es verdienten, bestraft, hin und wieder sogar durch parteiische Vorgesetzte beschützt wurden. Dies erzeugte viel böses Blut." Die heftige Spannung zwischen Zivil und Militär blieb bestehen.

Die Vereinzelung des Offizierkorps wurde von dessen einsichtigen Mitgliedern tief beklagt. Der Oberst Diericke ermahnte in seinen Fragmenten seine jungen Kameraden zu liebenswürdiger Bescheidenheit im Umgang mit den übrigen Ständen; der Soldat sei ja auch nur Mensch und Bürger und dürfe sich deshalb von seinem Mitbürger nicht hochmütig trennen. Solche Mahnungen mußten jedoch wirkungslos verhallen, solange das Offizierkorps aus einer bevorrechteten Kaste bestand. Aber schon erhoben sich aus dessen eigenen Reihen gewichtige Stimmen für die unbeschränkte Zulassung der Bürgerlichen. Der Major von Knesebeck erblickte darin das beste Mittel, nicht allein die beiden Stände zu versöhnen, sondern auch die Bildung der Offiziere zu heben.

Dann mußte aber auch mit der Einrichtung gebrochen werden, daß die Offiziere dem Heere schon in einem Lebensalter angehörten, in dem sie sich kaum die Elemente des Wissens hatten aneignen können. Die Junker oder Freikorporale leisteten bereits als Knaben von 13 Jahren den Fahneneid. Von diesem Zeitpunkte an wurden sie durch den Dienst völlig in Anspruch genommen, so daß nur wenige unter ihnen noch den Trieb zu geistiger Fortbildung zeigten. Es wurde darüber geklagt, daß ihnen ohne Rücksicht auf ihren unentwickelten Körper dieselben Anstrengungen wie den Gemeinen zugemutet wurden. Ihre unangenehmste Pflicht bestand aber in der Aufsicht über die unzuverlässigen Ausländer; einmal in jeder Woche mußte der Junker sie übernehmen. Dann galt es, den ganzen Tag bis zum späten Abend immer wieder durch die Straßen zu eilen und auch die Wirtshäuser zu durchsuchen, um ein Ausreißen zu verhüten. Zu den schweren Anforderungen des Dienstes gesellte sich noch bisweilen eine unglimpfliche Behandlung. Die Vorgesetzten durften sogar die Junker mit der flachen Klinge züchtigen. Auch in ihrer Besoldung unterschieden sich die Freikorporale nur wenig von den Gemeinen. Damit hing es zusammen, daß sie zu einem Unteroffizier oder Soldaten in Wohnung und Kost gegeben wurden. So kamen die künftigen Offiziere in zu nahe Berührung mit den rohesten Elementen des Heeres und konnten nicht immer dem verderblichen Einflusse dieser

argen Umgebung widerstehen. Gemeine Denkungsart, Abstumpfung des Ehrgefühls, entnervende Laster wuchsen aus diesem Boden hervor. Boyen erinnerte sich zwar gern jener Zeit, die ihm einen Einblick in die Verhältnisse der niederen Klassen gewährte, aber nur wenige seiner Kameraden waren schon früh so gefestigt, wie diese tief sittliche und zugleich so warmherzige Natur, die gegen alles Unlautere gefeit war und mitten in der Verworfenheit noch den edlen menschlichen Kern fand.

Die Junker ließen sich schon 1 bis 2 Jahre, bevor sie den Fahneneid leisteten, in die Listen der Regimenter eintragen, weil ihnen diese Zeit für die Beförderung angerechnet wurde. Das Avancement richtete sich im ganzen und großen nach dem Dienstalter. Während Friedrich der Große seit dem siebenjährigen Kriege über die Führerstellen der Armee vom Obersten an nach freiem Ermessen verfügte, so daß er selbst so verdiente Generale wie Zieten und Tauentzien jüngeren Befehlshabern unterordnete, lenkten seine Nachfolger in die von ihm durchbrochene Tradition wieder ein. Wich man von dem Grundsatz der Anciennität ab, dann entschieden gar oft Nepotismus und Konnexion. Nicht wenige Obersten und Generale waren durch unwürdige Kriecherei emporgekommen. Auch herrschte über die Erfordernisse eines höheren Offiziers an der leitenden Stelle eine ganz irrige Anschauung. Wer sich in den Künsten des Drills und der Parade auszeichnete und eine vorteilhafte äußere Erscheinung und gesellschaftlichen Schliff damit verband, erschien Friedrich Wilhelm III. als der geeignetste Regimentschef. Alle fortgeschritteneren Mitglieder des Standes mußten in einer solchen Beförderungsart die größte Gefahr für Heer und Staat erblicken. Den entschiedensten Wortführer fanden sie in Scharnhorst. Schon früh vertrat er die Ansicht, daß das Aufrücken der Offiziere sich vor allem nach den durch eine Prüfung zu erweisenden Kenntnissen und nach der militärischen Tüchtigkeit richten müsse. Bereits in dem Aufsatz „Über die Entwickelung der allgemeinen Ursachen des Glückes der Franzosen in den Revolutionskriegen", den er im Jahre 1797 im militärischen Journal veröffentlichte, verlangte er sofortige Verabschiedung der Befehlshaber, die sich beim Manöver oder im Kriege untüchtig zeigen, dagegen Belohnung, außerordentliche Beförderung derjenigen, die sich durch Scharfblick und Entschlossenheit hervortun. „Je gefährlicher eine höhere Stelle ist," fährt er fort, „desto weniger hat sie von Nepotismus und anderen unedlen Nachstellungen zu befürchten, desto mehr steht sie dem Manne von höheren Gefühlen, von innerem Bewußtsein seiner Kräfte und von Energie offen." In ähnlichem Sinne spricht er sich in seiner im Jahre 1806 verfaßten Denkschrift über die Errichtung einer Nationalmiliz aus. Auch hier eifert er gegen den Einfluß der „Kriecherei und Konnexion" auf die Beförderung der Offiziere und befürwortet das rücksichtsloseste Vorgehen gegen die Führer, die nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen;

er fordert ihre Entfernung aus dem Heere vor dem Ausmarsch gegen den Feind. Auch Boyen beschäftigte sich noch kurz vor dem Zusammenbruch eingehend mit dieser Frage und verfaßte über sie eine Denkschrift, die er wahrscheinlich dem Könige einreichen wollte. Er schlug eine Zerlegung der militärischen Laufbahn in drei Abschnitte vor, den ersten bis zum Hauptmann, den zweiten bis zum Stabsoffizier, den dritten bis zum General. Innerhalb der einzelnen Stufen wünschte er ein Aufrücken nach dem Dienstalter, die Beförderung in die höhere Stufe machte er aber von einer Prüfung abhängig, die sich jedoch nicht auf den Erweis gedächtnismäßigen Wissens, sondern wirklicher militärischer Tüchtigkeit richten sollte. Auch er vertrat mit aller Entschiedenheit die Ansicht, daß bei dem Avancement der Offiziere der Grundsatz „gewöhnlicher und weichlicher Billigkeit" schweigen müsse. „Der Schutz des Vaterlandes," erklärt er, „dies ist der einzige große Zweck eines stehenden Heeres, und indem die Zucht unablässig dahin wirken muß, die einzelnen Mitglieder der Korporation für jenen erhabenen Gedanken mitten im Frieden durch Ehre und Furcht zu enthusiasmieren, können keine subalternen Rücksichten, selbst wenn sie sich im täuschenden Gewande erborgter Menschlichkeit verhüllt zeigen, anmaßend ihr den Weg vorzeichnen wollen."

Wenn das Aufrücken lediglich durch den „Schub der Jahre" erfolgen konnte, so fehlte der Mehrheit der Offiziere der wirksamste Antrieb, sich allgemeine und fachliche Kenntnisse zu erwerben. Doch regte sich immerhin unter den jüngeren Mitgliedern des Standes ein stärkeres Bildungsbedürfnis. Der mächtige Aufschwung, den das geistige Leben der Nation in den letzten Jahrzehnten genommen, begann auch in diesem Kreise das rohe Banausentum zurückzudrängen. Es mehrte sich die Zahl der Offiziere, die mit lebhafter Teilnahme dem Siegeszuge der deutschen Dichtung und auch den Fortschritten der deutschen Wissenschaft folgten. Schon suchten einzelne unter ihnen ihren Wissensdurst an der reichen Quelle der Universitäten zu befriedigen; zu Kants Hörern gesellten sich auch Jünger des Mars. Mit tiefer Beschämung empfanden es diese strebsamen Elemente, daß der erste Stand Preußens wegen seiner Rückständigkeit verspottet wurde. Auch die Heeresleitung erkannte die Notwendigkeit, ein kenntnisreicheres Offizierkorps zu gewinnen, doch begnügte sie sich auf diesem Gebiete mit einem gelegentlichen Eingreifen, wie es das augenblickliche Bedürfnis gerade verlangte. Zu einer umfassenden Organisation des Unterrichtswesens der Armee aus einem Gusse konnte sie sich nicht entschließen. Besonders mußte ihre Fürsorge für die Fortbildung der Freikorporale als unzureichend erscheinen. Die Mehrheit der Junker, die auf dem Lande erzogen war, zeigte eine solche Unwissenheit, daß zunächst ihre Unterweisung in den Anfangsgründen erfolgen mußte. Zu diesem Zwecke errichteten wohl einige Regiments-

chefs Unterrichtskurse bei ihren Truppenteilen, aber ihr Vorgehen fand keine allgemeine Nachahmung. Da regte sich der Wunsch, daß die Heeresleitung diese wichtige Angelegenheit nicht dem guten Willen der Obersten und Generale überlasse, sondern einheitlich und planmäßig solche Schulen für die ganze Armee begründe. Aber wie so oft in dem letzten Jahrzehnt vor dem Zusammenbruch vermochte auch diesmal die Regierung für das neue Bedürfnis nicht neue Hilfsquellen zu finden. Sie begnügte sich mit einem Notbehelf; die Feldprediger wurden verpflichtet, die Freikorporale im deutschen Stil, in Geschichte, Geographie, Mathematik zu unterrichten. Da ihnen jedoch die nötige Autorität gegenüber den jungen Edelleuten mangelte, mußten Offiziere die Aufsicht übernehmen. Aber weder die militärischen Leiter, noch die geistlichen Lehrer zeigten den rechten Eifer in der Erfüllung ihrer nebenamtlichen Aufgabe. Auch die Schulen, die für die fachliche Fortbildung der Offiziere bestimmt waren, steckten noch in den Anfängen der Entwickelung und ließen den planmäßigen Aufbau und die einheitliche Leitung vermissen. Die Grundlage hatte Friedrich der Große geschaffen; er hatte in den Hauptorten der Provinzen Kurse für die Unterweisung in der Terrain- und Befestigungslehre eingerichtet, den Zweigen der Kriegskunst, mit deren Hülfe er sich in der letzten Periode des siebenjährigen Krieges gegen übermächtige Gegner behauptet hatte. Diese Kurse kamen aber nur einem kleinen Teil der Offiziere zugute; von jedem Regiment wurden in der Regel nicht mehr als zwei Leutnants zugelassen. Dann hatte Friedrich Wilhelm II. zwar für die Spezialwaffen, für das Ingenieurwesen und die Artillerie, Akademieen gegründet, aber eine allgemeine militärische Hochschule, „die Akademie für Offiziere“, wurde erst auf das Betreiben Scharnhorsts errichtet, der zugleich ihr Direktor und ihr hervorragendster Lehrer wurde. Er hielt die Vorträge über Taktik und Strategie, in denen er von kriegsgeschichtlichen Beispielen ausging, die er mit solchem Geschick behandelte, daß sich nicht nur die einzelnen Vorgänge mit voller Anschaulichkeit vor den Hörern entwickelten, sondern sich ihnen auch die allgemeinen Grundsätze wie von selbst ergaben. Dabei würdigte er immer den besonderen Fall mit völliger Unbefangenheit, das hochmütige Meistern der Vergangenheit lag ihm fern; auch mied er alles Systematisieren und Schablonisieren. Zugleich unterwies er die jungen Offiziere in der Herstellung von Plänen und Entwürfen, die sich auf „die wirkliche Natur“ bezogen, und er verstand es, die Besprechung dieser Arbeiten aufs nutzbringendste zu gestalten. Als echter Pädagoge befolgte er immer den Grundsatz, nicht ein fertiges Wissen mitzuteilen, sondern die Selbsttätigkeit seiner Schüler anzuregen, sie durch ihr eigenes Denken auf den richtigen Weg zu führen. Durch diese musterhafte Methode hat er in den wenigen Jahren, in denen er die Akademie leitete, eine Reihe trefflicher Offiziere herangebildet, unter

ihnen auch den bahnbrechenden Denker auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft, Clausewitz, der ihn den Vater seines Geistes nennt. Scharnhorst begründete auch, um einen weiteren Kreis von Kameraden für die Behandlung kriegswissenschaftlicher Gegenstände zu gewinnen, die „militärische Gesellschaft". Binnen wenigen Jahren erreichte sie eine stattliche Anzahl von Mitgliedern und vereinigte in ihrer Mitte die zähen Verteidiger der alten und die entschiedenen Vorkämpfer der neuen Richtung, unter ihnen schon fast alle die zukünftigen Reformatoren des Heeres. So kamen in ihren Verhandlungen die militärischen Fragen, die die Zeit bewegten, unter lebhaftem Für und Wider zum Austrag. Und manche Erörterung warf grelle Streiflichter auf die ärgsten Schäden des Heeres und klang schon wie eine düstere Ahnung des nahen Verhängnisses. Die Gesellschaft entfaltete eine rege Tätigkeit: es wurden Vorträge gehalten, neue literarische Erscheinungen besprochen, Preisaufgaben gestellt, und so groß war die Zahl der eingesandten Aufsätze, daß der Beschluß gefaßt wurde, zu ihrer Veröffentlichung eine Zeitschrift zu gründen, das „Berlinische militärische Journal"; er sollte aber nicht mehr zur Ausführung kommen.

Ein wie starker Bildungsdrang sich auch im Offizierkorps regte, er beschränkte sich doch auf die Minderheit des Standes; die Mehrheit verlor in der Enge und Dürftigkeit ihres Lebens die Schwungkraft des Geistes, die sich höhere Ziele steckt. Ein glänzendes Elend harrte der jungen Edelleute, die nicht von Haus aus begütert waren, auf den ersten Stufen ihrer militärischen Laufbahn. Denn der Sold war trotz seiner Erhöhung unter Friedrich Wilhelm II. immer noch sehr karg, zu einer Zeit, als die Lebensansprüche infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs eine bedeutende Steigerung erfuhren. Auch trat in der gegen die bejahrten Offiziere allzu duldsamen Friedensarmee ein völliges Stocken des Avancements ein. Zwar kamen manche Vorgesetzte den jüngeren Kameraden durch die Gewährung von Freitischen zu Hülfe, aber diese Vergünstigung mußte jeder edler empfindenden und selbstbewußten Natur wie eine Erniedrigung erscheinen. So erklärt es sich, daß diese Offiziere in der Denkschrift Lecoqs, die zugleich über das Elend der Soldaten klagt, als die bedürftigsten Glieder der Armee bezeichnet werden. Auch hebt sie den engen Zusammenhang zwischen der wirtschaftlichen Not und der geistigen Rückständigkeit so vieler Offiziere hervor; man solle sie besser stellen, damit „sie selbst auf Bildung etwas wenden und die Gesellschaft gebildeter Menschen suchen können". Erst durch die Ernennung zum Stabskapitän kamen sie in eine günstigere Lage, denn mit dieser Stellung waren große Nebeneinkünfte verbunden. Ursprünglich war nämlich der Hauptmann der Führer einer Waffenschar, der sich mit seinen Leuten einem Fürsten verdang. Damit hängt die große Selbständigkeit zusammen, die einst jede Kompagnie in der Verwaltung

ihrer wirtschaftlichen Angelegenheiten besessen hatte. Jetzt war sie zwar wesentlich eingeschränkt, aber es bot sich immer noch den Hauptleuten und Rittmeistern manche Gelegenheit zu erlaubtem und unerlaubtem Nebenerwerb. So ließen sie einen ansehnlichen Teil der ihnen angewiesenen Werbegelder in ihre Kasse fließen; sie stellten nämlich statt der teureren Soldaten aus dem Reich russische Überläufer ein, oder sie ließen heimatlose Leute in ihrem Kanton aufgreifen und zwangen sie zum Heeresdienst. Auch zogen sie aus der Einrichtung der Freiwächter, deren Sold sie zurückbehalten durften, großen Vorteil, denn sie trugen kein Bedenken, mehr Ausländer, als ihnen gestattet war, zu beurlauben, obwohl infolgedessen die übrigen zum Schaden der Armee mit Wachtdienst überbürdet wurden. Den ärgsten Mißbrauch trieben sie aber mit der Besorgung der kleinen Montierungsstücke, wie Schuhe, Hemde, Halsbinde, für die ihnen eine bestimmte Summe ausgesetzt war; sie ließen diese Kleidungsstücke über die vorgeschriebene Zeit hinaus tragen oder verlangten ihre Anschaffung von den Soldaten. So wurde, wie Boyen es ausdrückt, der Kapitän oder der Rittmeister, der ein Vater seiner Leute sein sollte, „ein wuchernder Krämer", der die Liebe seiner Untergebenen und die Achtung der übrigen Stände verlor. Diese veralteten Institutionen und die übliche Art ihrer Ausbeutung führten zu einer bedenklichen Abstumpfung des sittlichen Gefühls der Offiziere, viele „sonst brave Männer" beteiligten sich an dem gewissenlosen Treiben; nur wenige verurteilten es entschieden. So fest hatte sich dieser Mißbrauch eingewurzelt, daß noch während der Belagerung von Kolberg einige Hauptleute ihre Soldaten vom Dienste befreiten, um deren Sold einzuhalten. Der Gewinn aus dem Nebenerwerb war so groß, daß er gar oft das feste Gehalt überstieg. Es standen ihm aber schwere Lasten gegenüber, wie Zulagen an Adjutanten, Feldprediger, Chirurgen. Der Staat trug also kein Bedenken, Verpflichtungen, die er selbst erfüllen sollte, auf die Kompagniechefs abzuwälzen und damit an ihrem unrechtmäßigen Gewinne teilzunehmen. Das veraltete Wirtschaftssystem der Armee hatte aber eine noch schlimmere Folge: es entfremdete viele Offiziere ihrer eigentlichen Bestimmung. Denn die Nebeneinnahmen fielen im Kriege weg, der Inhaber der Kompagnie sah sich dann nur auf seinen Sold angewiesen, von dem er noch erhöhte Ausgaben zu bestreiten hatte, eine düstere Aussicht, die seinen Mut, seine Tatenlust niederschlagen mußte. Wohl wurde die Verkehrtheit dieser Einrichtung in ihrer ganzen unheilvollen Bedeutung erkannt, und ihre Abschaffung sowohl aus den Reihen des Heeres als auch von bürgerlicher Seite verlangt, aber zu einer so durchgreifenden Neuerung, die geharnischte Beschwerden und einen erbitterten Widerstand hervorgerufen hätte, konnte sich das alte Preußen nicht mehr aufraffen. Erst nach dem Frieden von Tilsit gelang es, auch diese Reform durchzusetzen; Scharnhorst und

Gneisenau legten vor allem darauf einen großen Wert, daß Soldaten und Offiziere in Kriegszeiten durch Zulagen bedeutend besser als im Frieden gestellt wurden.

Der Nebenerwerb der Kompagniechefs, der schroffe Unterschiede des Einkommens schuf, die sich nicht mit der Abstufung der militärischen Laufbahn deckten, mußte die soziale Kluft innerhalb des Offizierkorps noch erweitern. Auch auf diese adlige Körperschaft hatte in einer Zeit gesteigerten Wohllebens der Gegensatz der Vermögensverhältnisse einen zersetzenden Einfluß ausgeübt, das Gemeingefühl des Standes zurückgedrängt, selbst hochmütige Absonderung im geselligen Umgange erzeugt. Das treue Zusammenhalten der Kameraden, ihr hilfsbereites Einstehen füreinander, waren im Schwinden begriffen. Ihre Reihen erschienen wie in zwei Lager gespalten: hüben Überhebung und Genußsucht, drüben unter dem Drucke der Dürftigkeit gar oft Dumpfheit und Verdrossenheit. Dieser tiefe Riß sollte in den Tagen der Entscheidung und des Zusammenbruchs einen unheilvollen Einfluß auf den Verlauf der Ereignisse ausüben; er erschwerte das Zusammenwirken im Kampfe, beschleunigte die Auflösung auf dem Rückzuge. Immer wieder trat während jener unheilvollen Zeit im Offizierkorps der Mangel an innerer Einheit und Geschlossenheit hervor; nicht selten zeigten sich unverhüllt schnöde Selbstsucht und völlige Gleichgültigkeit gegen die Genossen des Unglücks.

Die Verdrossenheit, die sich vieler Offiziere bemächtigt hatte, hing auch mit der unerfreulichen Art des Dienstes zusammen. Lust und Liebe zum Berufe hatten nach einer Aufzeichnung Friedrich Wilhelms III. aus dem Anfange seiner Regierung merklich unter ihnen abgenommen. Sie mußten sich ja mit Ausnahme der kurzen Exerzierzeit im Frühjahr, in der auch die beurlaubten Inländer und die Freiwächter unter die Waffen traten, das ganze Jahr immer wieder mit derselben kleinen Zahl von Ausländern plagen, die meist widerwillig und gezwungen ihre Pflicht erfüllten. Schon der stete Verkehr mit dieser anrüchigen Gesellschaft war ganz dazu angetan, ihnen ihr Tagewerk zu verleiden. Welches abstumpfende, geisttötende Einerlei bot auch ihre Lehraufgabe dar! Über hundert Gewehrgriffe wurden eingeübt, auf das schnurgerade Marschieren wurde ein solcher Wert gelegt, daß der führende Unteroffizier sich einer Art von Astrolab bedienen mußte. „Maschinenhafte Regelmäßigkeit", „automatenhafte Präzision" galten als das höchste Ziel der militärischen Ausbildung. Zugleich trieb die „Militärästhetik", die ihr Ideal in einer unbedingten Gleichförmigkeit erblickte, die seltsamsten Blüten; der König selbst war völlig in ihren Anschauungen befangen, die „égalité" bezeichnete er als „die Schönheit des Militärs". Das Heer schien eben vor allem die Aufgabe zu haben, glänzende und rauschende Vorstellungen zu geben, das Auge durch „Eleganz" und „Symmetrie" zu befriedigen. Die eigentlichen Felddienstübungen traten immer

mehr in den Hintergrund, sie galten als „unsoldatische Gepflogenheiten". Deshalb mußten die Truppen manchen Anforderungen gegenüber, die im Kriege an sie herantraten, völlig versagen. So bereiteten ihnen in den letzten Tagen vor der Entscheidung die Aufstellung von Feldwachen und die Bildung von Seitenpatrouillen während des Marsches die größten Schwierigkeiten. Eine gänzliche Verkennung der militärischen Aufgabe zeigte sich auch in der übertriebenen Strenge und der lächerlichen Peinlichkeit, mit der die Vorschriften über Kleidung und Haartracht der Truppen durchgeführt wurden. Ein kleiner Fehler gegen die Anzugsordnung wurde wohl mit 50 Stockschlägen bestraft. Selbst in den drangvollen Tagen, kurz vor dem Zusammenbruche, wurde auf so unbedeutende Dinge geachtet. Sogar der König kümmerte sich damals noch trotz düsterer Ahnungen und unheilverkündender Anzeichen um nichtige Äußerlichkeiten. Boyen erzählt in seinen Erinnerungen einen dafür recht bezeichnenden Vorgang. Er war bei dem Einzuge in Weimar damit beschäftigt, die Proviant- und Gepäckwagen, die sich zu einem labyrinthischen Knäuel gestaut hatten, zu ordnen, um den Weg für die Truppen frei zu machen. Da löste sich sein Zopfband, und seine Haare flatterten ungefesselt über seinen Rücken. Dieser Anblick störte den König so sehr, daß er eigens einen Adjutanten absandte, um den Offizier auf das Vorschriftswidrige seiner äußeren Erscheinung aufmerksam zu machen. „Ich mag es nicht leugnen," bemerkt Boyen im Anschluß an diese Mitteilung, „daß dies bei meiner Art, den Krieg anzusehen, eine unangenehme Empfindung bei mir hervorbrachte."

Diese Richtung des Militärs auf das Kleinliche und Äußerliche hatte in dem letzten Jahrzehnt die entschiedensten Angriffe erfahren. Männer aus entgegengesetzten Lagern, Scharnhorst, der Vorkämpfer der stehenden Heere, und Berenhorst, ihr heftigster Gegner, stimmten in dem Verdammungsurteil über das Scheinwesen der alten Armee überein. Scharnhorst wandte sich schon in den ersten Aufsätzen, die er zur Verteidigung des stehenden Heeres schrieb, gegen den übel angebrachten Eifer, mit dem die Truppen nur für die Parade abgerichtet wurden. „Ich habe schon lange geglaubt," erklärte er, „daß durch die übertriebene Aufmerksamkeit auf das Äußere der Soldat von seiner eigentlichen Bestimmung entfernt würde, daß dadurch ein nachteiliger Plis in ein Korps Truppen sich einschleiche. Kann man ihnen nicht für nützliche Dinge ein point d'honneur erwecken? . . . Es kommt nur darauf an, daß die Vorgesetzten jene Pointillen verachten; der Geringere bildet sich nach denen, die im Ansehen stehen." In seinem Aufsatze über die Ursache des Glücks der Franzosen, in dem er auch Verbesserungsvorschläge für die stehende Armee macht, dringt er auf eine Umgestaltung des Dienstes; man solle sich auf das für den Krieg unbedingt Notwendige beschränken, solche Dinge wie das Verhalten auf Vorposten, Patrouillengänge, Rekognos-

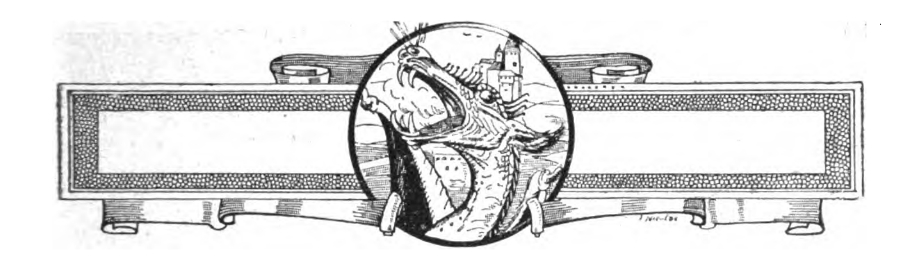
cieren immer wieder einüben. Die Vorschläge, die er damals als Schriftsteller machte, suchte er einige Jahre später in der preußischen Armee durchzusetzen. Mit dem Schreiben, in dem er sich bereit erklärte, der Berufung nach Preußen zu folgen, übersandte er Friedrich Wilhelm III. zugleich eine Denkschrift über die Truppenübungen. Der König äußerte wohl seine Zufriedenheit mit Scharnhorsts Darlegungen, doch hing sein Herz zu sehr an dem glänzenden Flitter der Parade, als daß er ernstlich an der hergebrachten Art des Dienstes hätte rütteln wollen. Diese Sucht der alten Armee, sich mit windigen Dingen abzuplagen, nennt Berenhorst „das Fieber der Kleinigkeiten". Er betont besonders die völlige Wertlosigkeit aller jener schwierigen und blendenden Übungen für den Krieg. „Was dem Offizier", erklärte er, „die gröbsten Verweise und dem gemeinen Manne die derbsten Schläge zuzieht, ist gerade das, was im Ernst nie gebraucht werden kann." Auch Knesebecks berühmte Denkschrift über die Bildung einer Landmiliz gestaltet sich zu einer Kritik all der „Friedenskünste" des stehenden Heeres, die er von dem Volksaufgebot fernzuhalten sucht, der „Eleganz", der „Pedanterie", der „großen Gezwungenheit und wahrlich zum reellen Kriegsdienst nicht nötigen Pünktlichkeit der Gewehrhandhabung und Bewegungen, die dem doch einmal selbständig geborenen Menschen in dem Verhältnis als Soldat jede Selbstständigkeit raubt." Er verurteilt also die bisherige militärische Unterweisung nicht nur wegen ihrer Richtung auf den äußeren Schein und der für den Krieg unnötigen Übungen, sondern auch wegen der Abrichtung der Soldaten zu einem unfreien Gliede der Masse, und damit trifft er den Kardinalpunkt, in dem die alte Armee hinter der modernen Entwicklung zurückgeblieben war.

Denn diese lief doch im wesentlichen auf die Entfesselung des Individuums hinaus. Die Unterordnung unter den Kreis, in den die Geburt den einzelnen stellt, sollte aufhören; losgelöst von den Schranken der Körperschaft, des Standes, sollte er seine Kräfte ungehemmt entfalten. Was die Losung der geistigen Bewegung fast eines ganzen Jahrhunderts gewesen war, das suchte die große Revolution zu verwirklichen. Auch der Soldat sollte von nun an nicht lediglich als ein willenloses Werkzeug innerhalb seiner Abteilung verwendet werden, sondern es sollte ihm auch gestattet sein, im Felde nach seinem eigenen Ermessen zu handeln, vorzugehen oder zurückzuweichen, Deckung zu suchen und zu feuern, wie es ihm der Augenblick gebot. Im Freiheitskriege der Vereinigten Staaten hatte sich zum ersten Male die Überlegenheit der individuellen Kampfesweise über die militärische Massendressur gezeigt; den schnell eingeübten Landleuten war es gelungen, als Schützen im zerstreuten Gefecht die in geschlossenen Linien vorrückenden Berufskrieger aus dem Felde zu schlagen. Diese Kampfesweise, die sich auf den Geist freier Hingebung gründet, wie er nur nationalen Heeren eigen ist,

fand aber erst den rechten Boden für ihre Entwicklung in den Armeen der Revolution, die die gesamte Volkskraft gegen den Angriff des alten Europa aufbot. Die flammende Begeisterung und der glühende Haß, von denen jeder einzelne unter den Kriegern erfüllt war, kamen besonders in dem zerstreuten Gefecht zur Geltung. Die Schützen bildeten die wirksamste und gefürchtetste Waffe der Franzosen; mit unerschrockenem Mute und zäher Beharrlichkeit gingen sie immer wieder gegen den Feind vor. Sie wichen nur zurück, um von neuem zu erscheinen, und hielten den Gegner beständig in Atem. Scharnhorst hat sie während der Belagerung der kleinen belgischen Festung Menin, an deren Verteidigung er einen so glorreichen Anteil genommen, bewundern gelernt, und er kommt in seiner Untersuchung über die Erfolge der Franzosen zu dem Ergebnis: „Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß die französischen Tirailleurs den größten Teil der Affären in diesem Kriege entschieden haben."

(Schluß folgt.)





Der Jungferraub.

Von

Ott. Stauf v. d. March.

— Wien. —

Das war der Markgraf Bretislav, der Herr im Mährerland,
Ob seines Armes wilder Kraft Achilles zubenannt,
Der ritt im schlechten Knechteswams dereinst in Schweinfurt ein,
Schön-Jutta, sei's auch mit Gewalt, zum Weibe sich zu frei'n.

Vorm Kloster im Gebüsch versteckt sein Volk er lagern ließ
Und ging als Klosterknecht durchs Tor mit Roß und Jägerspieß,
Im Schatten eines Lindenbaums jetzund im Hof er steht,
Gleich wie ein Königsaar zu schau'n, der aus nach Beute späht.

Ein süßer Maienabend war's, auf Hof und Heck und Hag
Des hingewelkten Tages Rot gleich einem Hauche lag,
Ein würziger Duft schwang sich zu Tal, und in den Rosen tief
Die Nachtigall voll Zärtlichkeit und Sehnsucht klagend rief.

Sich zu ergehn vom Tagewerk im linden Abendhauch,
Zog in den Park der Schwestern Schar und mit den Frommen auch
Zugleich die Maide, anvertraut der treuen Zucht und Hut
Zu lehren und zu leiten mild das junge Edelblut.

An der Äbtissin Seite schritt Graf Ottens Kind gemach
Und wie ein munt'rer Bienenschwarm die andern hintennach,
Und silberhelles Lachen klang und Schäkern weit hinein
In die vielholde Dämmerung voll Duft und Sternenschein.

Da pfiff der Wärtel hoch vom Turm die achte Abendstund',
Und mahnend rief zum Engelgruß der Klosterglocken Mund,
Und jählings schwieg die Schar und schlug ein Kreuz und eilt' empor
Die Staffeln ins Kapellenhaus zum frommen Abendchor.

Siehst du den Habicht, wie er gier ob seiner Beute kreist
Und blitzgleich dann herniederfährt, mit Macht sie an sich reißt?
Der Markgraf flog mitsamt dem Roß auf Gräfin Jutta zu
Und faßte sie und sprang hinauf und jagt' von dann' im Nu.

Sprachlos stand da und sinnbetäubt vom Schreck, so wild und jach,
Im Augenblick die ganze Schar und stiert' dem Dreisten nach,
Dann aber scholl weit in die Rund' ein irr und wirr Geschrei:
„Entführung! Frevel! Sakrileg! herbei und helft! herbei!"

Ein Rufen, Rennen überall, Pechpfannen, Fackeln lohn,
Und Knechte, Mägde drängten sich zum Vogt von Himmelskron,
Ein Fragen, Deuten, und dann klirrt der Vogt zum Tore hin
Und brüllt: Halloh! die Zugbrück' hoch! mir nach! wir fahen ihn!

In wilden Sätzen stürmt er vor und schwingt den wuchtigen Speer,
Ihm stürzt der Troß der Knechte nach mit mancherlei Gewehr,
Und tobend jagt hindann der Trupp, die Köpfe tief gesenkt
Gleich wie zum Stoß dem Reiter nach, der just ins Burgtor schwenkt.

Im linken Arme hält er fest an sich gedrückt die Maid,
Und in der rechten blitzt sein Schwert zu Hieb und Stoß bereit,
Da springt von rechts und springt von links je ein Gesell ihn an,
Er haut nach rechts und haut nach links, und stracks ist frei die Bahn.

Und in des Torwegs dunklen Schlund taucht itzo Roß und Held,
Hell wiehert auf der edle Rapp' — er wittert freies Feld —
Was stöhnt und ächzt mit einem Mal? — die Brücke wankt und schwankt
Langsam hinauf und — weh! — der Vogt ist just auch angelangt.

Und wirft den Spieß, der sausend fährt durch Juttas Schleiertuch,
Da hebt sich in den Bügeln hoch mit einem wilden Fluch
Der Markgraf und haut hinter sich und schnaubend weiter klirrt
Der wackre Hengst dem Zwielicht zu, das immer kleiner wird.

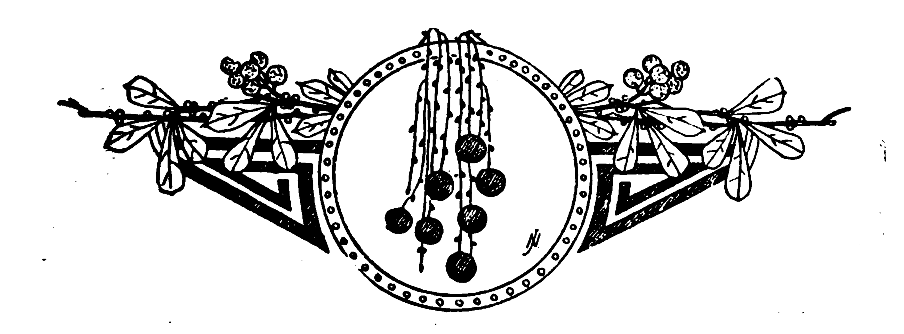
Und als er kam zum Tor, war fast gesperrt die Klosterburg,
Da schwang der Held sein Schwert und hieb — die Kette mittendurch,
Nach vorn und rückwärts schlug ein Stück mit donnerndem Geroll,
Die schwere Brücke wie ein Klotz zum Grunde niederscholl.

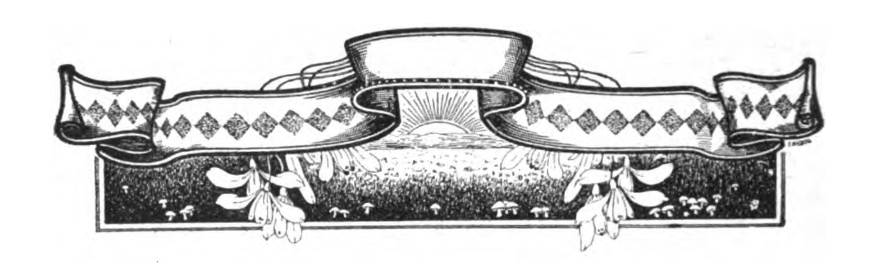
Aufwieherte zum andernmal gar frohgemut das Roß
Und reckte sich und streckte sich, und drüber weg es schoß
Mit einem einzigen Satze schier hinaus ins freie Land,
Wo Břetislavs Gefolge schon voll Bangen harrend stand.

Und jubelnd ward der Held begrüßt von seinem treuen Bann,
Und rasselnd ging die frohe Fahrt gen Mährerland hindann,
Ob Stock und Stein, durch Korn und Dorn, im weißen Sternenschein,
Und zornig hallten, heulten weit Sturmglocken hinterdrein.

Und schwächer, immer schwächer ward der rauhe heisre Hall,
Bis daß zuletzt nur noch erklang der Rossehufe Schall,
Und als sich von der Lagerstatt erhob der junge Tag,
Von Himmelskron die Klosterburg in weiter Ferne lag.

Da sprang von seinem müden Roß Herr Břetislav zu Tal
Und beugte tief zum Gruß sein Knie vor seinem Ebgemahl:
„Heil dir, heil dir, Vieltraute du, nimm dieses Ringlein hin
Und werde meine Gräfin hold, bald meine Herzogin!"





Von dem ersten Verkünder einer Europäischen Union.

(L'Abbé St. Pierre.)

Von

Dr. Hans Lindau.

— Berlin-Charlottenburg. —

Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen.
Vauvenargues.



Es gibt mancherlei Siege, Siege des Schwertes, des Geistes, der Überlegenheit des rechnenden Verstandes, der Großmut und Liebe. Die Schönheit des Sieges läßt sich vielleicht allein am Zustande des Unterliegenden bemessen, ähnlich wie die wirkliche Ersprießlichkeit einer Antwort an ihrem Aufklärungsgehalt und nicht an ihrem blendenden Glanze. Es gibt eine Art zu siegen, bei der alle Häßlichkeiten des Unterliegenden aufgezehrt zu werden scheinen in den Licht- und Liebesflammen des bleibend Stärkeren. Das Vernichtungswerte liefert solchen Flammen nur den schätzbaren Brennstoff.

Menschen, die so zu siegen verstehen, gelten freilich nicht immer bei Lebzeiten als die vorzüglichsten Parteiführer oder Feldherren. Die kleine blinde Menschenastronomie braucht Zeit, um die unauslöschlichen Strahlen leuchtender Gestalten zu erblicken. Die Lichtquellen im Geistesleben blitzen in die Ferne mit anschwellendem Funkeln wie die Leuchtturmsfeuer. In der Nähe unterscheiden sie sich wenig von der Umgebung.

Die edle Friedenskunst, Mißhelligkeiten im Keime zu ersticken, wußten François de Sales und Nicole zu pflegen. Sie hatten gelernt, giftige Fragen gleichsam wie Pfeile im Fliegen aufzuhalten, ehe dieselben etwa Menschenseelen verletzen könnten. Die klugen Zeilen der brieflichen Antwort des heiligen Franz auf ein lauerndes Anliegen bilden noch heute den Gegenstand einer hellen Bewunderung bei allen, die

im Belauschen der feindlichen Niederlagen auf das linde Nichtverletzen Wert legen.

Ein Bild Tizians stellt Christus dar, wie er auf die verfängliche Frage nach der Berechtigung des Zinsgroschens seine himmlisch ausweichende Antwort gibt. Man gewahrt die etwas bleiche, feine Hand des zarten Denkers, die still deutende Siegerhand, die das Ansinnen des großen, starkknochigen Gesellen, der den Leuchtenden verdunkeln, in die Enge hatte treiben wollen, zurückweist ohne allen Schmerz, sachgemäß, herrlich.

Das Bild zeigt einen Sieg des einfältigen Herzens über den ränkevollen, groben Verstand. Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart sind arme Worte für das so viel Höhere, das sich hier abspielt. Es ist Herzensgegenwart, Gegenwart des Göttlichen im Menschen, — Bewußtsein Gottes.

In den Augen der damaligen Welt war der so Antwortende schwerlich ein Himmelsbote, wie er vielen heute erscheint. Wenn Anatole France mit geschichtlichen Seherblicken uns Paulus als einen kleinen, den stolzen Römern lächerlichen und verächtlichen Juden zu schildern und es wahrscheinlich zu machen weiß, daß Pontius Pilatus die Kreuzigung des Stifters der christlichen Religion bald als einen unwesentlichen Umstand — eine der vielen, vielen gleichgültigen Regierungserledigungen des ehemaligen Landpflegers — aus dem Gedächtnis verloren hat, so gibt uns dieser feine Künstler und Menschenkenner den Schlüssel zum Verständnis mancher geschichtlichen Wertwandlungen. Die Ruhmeserhellung ist von bisweilen unenthüllbaren Folgeerscheinungen ausgegangen. Die lebenden Menschen pflegen sich die Bildnisse ihrer längst entschlafenen Seelenfreunde zu vergolden und zu verklären; und die längste Ruhmesunsterblichkeit besitzt wohl der, den die Geister der fernen Zukunft am längsten als ihresgleichen fühlen werden.

Sollten die schwächlichen philosophischen Baumeister zur Einleitung und Anbahnung des (vielen oder allen) Erfreulichen unwirksamer als die machtvollen politischen Handlanger den Völkern helfen? — Alles Urteilen wirft ein Scherflein in die beweglichen, Wert und Gewicht abwägenden Schalen des unablässigen Gerichtes, der Weltentwicklung.

Ein Alexander der Große, ein Cäsar, ein Moltke gelten vielfach als Mittelpunkte der liebenden Bewunderung, schon von ihrem Leben an. Es sind Kraftgestalten, die sich vielleicht auch zu erzieherischen Wohltaten eignen. Gelegentlich hebt auch wohl ein Schriftsteller solchen Liebling durch seine veredelnde Liebe noch in neue Höhen. Alexander wird für Montaigne und die ihn glaubend lesen ein strahlender Heldenmensch, Cäsar der Normalmann für Mommsen; in Luther scheint Gustav Freytag den Inbegriff vaterländischer Kraft und Größe zu erblicken.

Und umgekehrt schmiedet sich der Götzenzerhämmerer geistvoll verführerisch die Zerrbildnisse seines Sokrates und seines Platon zurecht.

Denn tief in unser innerstes Leben hinein langen die Hände der unvergessenen Toten, im Glücklichen: uns und denen, die uns folgen, zum Seelenheile, im Schlimmen: uns und denen, die uns erblicken, zum Klugwerden für später. Alles Leben ist ein langes Moralerproben, und die Ideen, die aus der Natur der jeweiligen Lage erhellen, sie blühen immer aufs neue mit Unverwelklichkeitsgelüsten. Sie schweben wie Goethes Dichterworte immer leise klopfend an der Himmelstüre und erbitten sich ein ewiges Leben. In solchen Flehgebeten ums Dasein vollziehen die Ideen ihre geistige Geschichte.

Sollen wir am Überleben der wahrhaft Bleibenswerten zweifeln?

* * *

Glaubend oder zweifelnd, im Handeln wollen wir jedenfalls der befehlenden Stimme unserer persönlichen Wünsche folgen. Die bleibendsten und die allen willkommensten Anliegen werden auch wohl am längsten ihre Lieblingsgestalten in den Göttersälen des Ruhmes dulden. Ich glaube, der halb verschollene Vorläufer der politischen Friedensbewegung, der oft verlachte und liebenswürdige Abbé St. Pierre gehört zu solchen Gestalten; er ist die lebendige Verkörperung einer kindlichen, waffenlosen Philosophenseele — integer vitae — ein Mann „halb Philosoph, halb Narr". Voltaire, der sich in seiner geistsprühenden Weise der Ansichten des Abbé bediente, um aus ihnen gelegentlich Funken zu schlagen, würde den friedlichen Tolstoi ja heute längst gleichermaßen betiteln.

In Hermann Hettners Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts heißt es, das Wesen des lieben, schwärmerischen Abbé würde am besten dadurch bezeichnet, daß von ihm der französischen Sprache das Wort „bienfaisance" geblieben ist. Er liebte in Gesprächen und Schriften den Satz zu wiederholen: „Das Himmelreich gehört wohltuenden Seelen." (Le paradis est aux bienfaisants.)

Hettners Bemerkung ist so hübsch, daß es einem beinahe leid tut, daran die ergänzende Berichtigung zu schließen: schon bei älteren Schriftstellern, z. B. bei dem alten Balzac (1597—1654), finde sich dies kleine Wörtlein. —

Herder weiht dem Abbé St. Pierre in der Briefsammlung „Zur Beförderung der Humanität" edelklingende Zeilen. Er stellt ihn mit Comenius zusammen, der auch meinte: „Menschenregierung sei die Kunst der Künste; ihr Zweck sei **Friede**. Mithin zeugen alle Kriege und Unordnungen der menschlichen Gesellschaft, daß diese Kunst noch nicht da sei; weder zu regieren noch regiert zu werden wüßten die Menschen;

von welchen Verderbnissen er sowohl die Ursachen als die Schändlichkeit und den Schaden klar vorlegt.“ Herder nennt Comenius „unseren St. Pierre“. — Allein der Abbé St. Pierre, der ein Franzose war, gehört auch uns, er gehört allen Völkern.

Der Feder des Charles-Irénée (der Friedliche!) Castel, Abbé de Saint-Pierre ist einer der allerersten mit der verwunderlichsten Ausdauer ausgetüftelten Vorschläge zum Völkerfrieden entflossen. Vom 1. September 1711 datiert eine Skizze dazu. Im Jahre 1712 war in Köln sein Buch erschienen: „Mémoires pour rendre la Paix perpétuelle en Europe“ („Denkschrift zur Einführung eines ständigen europäischen Friedens“), und der Erfolg dieser Schrift ermutigte den Verfasser, ihr im folgenden Jahre ein größeres Werk folgen zu lassen, den vielgenannten „Projet“, der in Utrecht bei Antoine Schouten in zwei Bänden erschien. Im Jahre 1716 kam noch ein dritter Band, der einige Erweiterungen und Änderungen enthält, hinzu.

Der Abbé von Saint-Pierre (1658—1743) hat eine lange Reihe von gemeinnützigen Denkschriften veröffentlicht. Schon mit 20 Jahren beschäftigte ihn ein Plan, die Anzahl der Rechtsstreitigkeiten zu verkleinern, doch wurde dies Büchlein erst 1725 in Paris herausgegeben. Er war im Jahre 1695 in die Académie française aufgenommen worden, durfte in dieser erlauchten Versammlung aber nach seiner Abhandlung „sur la polysynodie“, einer Denkschrift mit konstitutionellen Vorschlägen und waghalsigen Urteilen über Ludwigs XIV. Regierung, nicht länger bleiben. Lustig ist zu sehen, daß eine Lobrede auf den Abbé (von Prévost-Paradol) von derselben Akademie, die ihn einst verstieß, gekrönt wurde. In der Akademie hielt ihm auch d'Alembert Februar 1775 einen Lobgesang.

Die Vielseitigkeit seiner löblichen Bestrebungen wäre nur durch eine vollständige Aufzählung der vielen veralteten Denkschriften, Vorschläge und Abhandlungen zu veranschaulichen: gegen Duellunwesen, Prozesse, Finanzmißstände usw. St. Pierre war ein Vorläufer der gewaltigen revolutionären Bewegung im damaligen feudalen Frankreich, ein „solliciteur pour le bien public“, wie man ihn genannt hat; das quälend böse Gewissen seiner Zeit.

Er stammte aus einer alten adligen Familie. „Il est homme de qualité“, schrieb sein Verleger Schouten und glaubte durch Beleuchtung einiger vornehmer Familienmitglieder dem Werke des Abbé zu blendenderem Glanze verhelfen zu sollen. — Einer ein klein wenig unfreundlichen, aber überaus lustigen und genialen Darstellung des Abbé begegnen wir in La Bruyères „Charakteren“.

Es ist Monsieur Mopse, der Mann, der in eine Gesellschaft tritt und sich irgend wohin setzt, ohne darauf zu achten, daß er den Platz einnimmt, der für eine hochgestellte Persönlichkeit bestimmt ist, — der,

ohne zu merken, daß er ein Gespräch unterbricht, zu sprechen beginnt, ohne Verlegenheit und ernst bleibend, wenn alle über ihn lachen. —

Es fehlte ihm zur vollen Erdenmenschlichkeit die namentlich bei einem Franzosen empfindlich vermißte Eigenschaft, sich durch den leisen Spott der Umwelt leiten und lenken zu lassen. Weil er keinen Sinn für Spott besaß, ist er zeitlebens ein Sonderling geblieben — den eleganten Leuten, die mit eleganter Blindheit geschlagen waren, ewig ein Mensch im schlechtsitzenden Gesellschaftsanzuge, denen, die ihn mit stiller Rührung über seine edle Einfalt und lauteren Gesinnungen gewähren ließen, eine Gelegenheit freundlichen Lächelns, jenes seelenreinigenden Lächelns, über dessen befreiende Wirkung noch keine Aristotelischen Lehren zu lesen sind.

Unbeirrt sprach das Männlein von allen Ideen, die seinen hilfsfreudigen Sinn erfüllten. Er sprach ungelenk und war gesellschaftsunmöglich langweilig. Allein dieser auffallende M a n g e l a n E r z i e h u n g d u r c h S p o t t kann dies wohl erklären und entschuldigen. —

Als der glänzende Künstler La Bruyère den albernen Mopse in seinen schlimmen, goldenen Menschenkäfig eingesperrt hatte, er, der in unzähligen Einfällen schillernde, lachende Schriftstellerkönig einen salzlosen, armseligen, espritverlassenen Einfaltsmenschen — da geschah doch das Liebenswürdige, daß der von solchen Spottpfeilen unversehrt gebliebene Mann dem auf allen menschlichen Eitelkeitspfaden Gebildeten und Klugen eine Antwort gab, deren Glühen und Leuchten auf einen Sieg in unvergleichlichen Regionen schließen lassen mag.

Der Abbé hatte von der stillen, herzlichen Liebesfreude gesprochen, mit der jemand aufgenommen werde, von dem allgemein bekannt sei, er könne von allen Persönlichkeiten nur die holden Seiten für der Rede wert halten . . . .

Sainte-Beuve bemerkt in seiner nachdenklichen Art zu dieser Antwort: „Das Herz findet bisweilen dergleichen Wendungen, die sogar sieghaft gegen den Geist sind!“ —

* * *

So war dieser älteste Anwärter auf den Nobelpreis beschaffen, kein Sänger und kein Held, ein Don Quichotte mit schwachen Gliedern; an ihm war nichts genial als das Herz; aber — sagt der weisheitsvollste der Franzosen: **Le coeur fait tout: le reste est inutile.** Ja, La Fontaine sagt ähnliches zu wiederholten Malen. **A qui donner le prix? Au coeur, si l'on m'en croit.** — Und welchen wertvollen Preis kann der Mensch erhalten außer jener ewig sich verjüngenden Liebe, die der An-

blick des unvergänglich Liebenswürdigen auch in der glücklichen Nachwelt veranlassen muß!

So war dieser Mann. — Und das Werk?

St. Pierre will den bleibenden Völkerfrieden auf einer europäischen Staatengesellschaft begründen. Zunächst hatte er an eine Vergesellschaftung der ganzen Menschheit gedacht. Keine grundsätzlichen Überlegungen hielten ihn von so weitfliegenden Vorschlägen zurück, allein die lebhaften Bedenken, durch solchen Plan auch mit den Vorschlägen in ihren verhältnismäßig leichter erlangbaren Teilen Gefahr zu laufen und allen Zweiflern das Ganze unsicher erscheinen zu lassen. So gelangte er zu seiner Aufstellung einer christlichen europäischen Völkerunion.

Es war um die Zeit, als man sich in Utrecht um einen Frieden von möglichster Dauerhaftigkeit bemühte. Die Verbündeten wünschten sich vor französischer Vergewaltigung in Religions- und Staatsangelegenheiten zu flüchten und in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung unverschlossen zu entfalten. Der Abbé St. Pierre war 1712 bei der Friedensschließung neben dem geschulten klerikalen Staatsmann Kardinal Melchior von Polignac zugegen gewesen, neben Polignac, diesem literarischen Feinschmecker und scharfblickenden Diplomaten, den die Geschichtsschreiber als „gelegentlich herausfordernden Tones fähig", allein „für gewöhnlich geglätteten Wesens" schildern. (Noorden.) Neben diesem klugen Diplomaten der damaligen Zeit sah man den phantasievollen Idealisten wandeln.

Der Abbé war des Glaubens, daß man entweder die Kraft des Starken zu verkleinern oder den Schwächlichen zu stärken habe, und für diesen letzteren Weg möchte er sich entschließen.

Mit klaren Klängen wohlwollender Überlegung trägt er sein Sprüchlein vor. Schon in den Titelworten glaubte er mit einem hellen Tone der völligen Gewißheit, der Vertrauen einflößen könnte, sich vernehmen lassen zu sollen, um nur ja nicht etwa durch eine übelangebrachte Bescheidenheit der heiligen Sache schädlich zu sein. Die lange Reihe der Argumente für den Frieden, für die Erreichbarkeit des verlangten Zustandes, gegen alle Einwände wider die geplanten Möglichkeiten füllen die folgenden vielen fleißigen Zeilen.

Allen vorläufigen Verträgen fehlten die vollständigen Sicherheiten; denn die Staaten lebten noch nicht in einer geregelten Gesellschaft unter der Herrschaft eines für jeden unbedingt verbindlichen Völkerrechts. Ein Staaten-Staat würde dem einzelnen Staate erst jene sichere Existenz verleihen, die die Staaten den Einzelnen erhalten lassen. Nur eine überlegene Gewalt könne für die Bündigkeit aller Verträge bürgen. Die Furcht vor dem Gesetze, das im Grunde allen nützlich sei, lindere die Leidenschaften und gefährlichen Gelüste der Einzelnen. Zwischen Per-

sonen, die nicht Mitglieder einer auf guten Gesetzen gegründeten hinlänglich starken und dauernden Gesellschaft wären, könnten Rechtsansprüche niemals vollkommen erlöschen.

Zur Aufrechterhaltung des Friedens diente bisher das Gleichgewichtsverhältnis. Da konnte es sich jedoch immer nur um einen labilen Zustand handeln, bei dem schon die kleinsten Mißhelligkeiten eine ausgleitende Lagenverschiebung befürchten ließen. Bei gleichen Gewalten bilden zudem die Furchtvorstellungen einer Niederlage kein genügendes Gegengewicht gegen allerhand trügerische Lockungen. Die Pflanzung eines soliden Völkerverbandes würde einen stabilen Gleichgewichtszustand einleiten, und die Klugheit würde, wie es die Gestalten in Goethes Faust II. symbolisch schildern, die beiden gefährlichsten und schlimmsten Menschenfeinde — Furcht und Hoffnung — fesseln und den Lebenden fernhalten.

Für seinen Staatenbundesplan will St. Pierre besonders zwei Umstände sprechen lassen: das Vorbild Deutschlands (1712! société Germanique!) — ein Vorbild, das nicht lange mehr verlockend wirken sollte — und die angebliche Tatsache, daß Heinrich der Große (IV.) von Frankreich denselben Plan gefaßt und damals von vielen Seiten beifälligen Bescheid erhalten habe.

Dieselben Gründe und Mittel, die zur Bildung der deutschen Staatengesellschaft geführt haben, gelten auch für die Bildung der allgemeinen christlichen Völkervereinigung. Um sich über die Möglichkeiten einer solchen Bundesgliederung zu belehren, möge man das Schweizer Land, Belgien, vor allem aber Deutschland betrachten, da es sich hier um ein Vorbild von nicht mehr kleinem Maßstabe handle. —

Die unbefangene Reflexionspsychologie des 18. Jahrhunderts, das fortwährende Hineinglauben vernünftiger Überlegungsgründe und Nützlichkeitserwägungen in die geschichtliche Entwicklung, spielt in den Erörterungen des vortrefflichen Abbé bereits die Rolle, die sie in so vielen folgenden geschichtlichen Darstellungen der Aufklärungszeit noch spielen sollte. — Er hegt den Glauben, daß die Vergegenwärtigung eines realen Nutzens in vielen Fällen die unüberwindlichsten Hindernisse beiseite geräumt habe. Und das gelinge nicht etwa einer übermenschlichen Weisheit, sondern — meint St. Pierre — schon einem normalen Grade von Lebenseinsicht.

St. Pierre gehört zu den etwas ängstlichen Herolden aller klaren Ordnungsbestrebungen. Nicht vom frei sich entfaltenden Widerstreite der menschlichen Willensregungen verspricht er sich glücklichen Aufstieg. Er traut der vernünftigen Belehrung und Regulierung sehr viel zu. Er lebt in einer eigentümlichen Überschätzung des Einflusses von Denkschriften, was allerdings bei einem Verfasser von zahlreichen Denkschriften am Ende nicht allzu auffallend scheinen könnte. Er meint, nur der

Krieg sei schuld daran, daß man sich so wenig um die guten, fleißigen Denkschriften kümmere. Fällt die Ablenkung durch den Krieg fort, so würden die Wohlwollenden mit ungeschmälerten Geistesgaben ihre Augen auf die klugen, kleinen Denkschriften lenken, und mit solchen Denkschriften — meint St. Pierre — sei außerordentlich viel zu erlangen.

Nichts würde z. B. in leuchtenderem Maße zum Glücke des Volkes und der Fürsten beitragen, als wenn man das Geheimnis ausfindig machen könnte, die Menschen zu veranlassen, an ihr eignes Bestes zu denken, sich in ihrer Lage zu vervollkommnen und täglich mehr ihrem Glückszustande aufzuhelfen. Der Stein der Weisen sei hier zu finden. Man müßte den Fürsten die verschiedenen Grade der Befähigung bei allen Bewerbern um die öffentlichen Ämter erkennbar machen können. Das Problem der Menschenerkenntnis ist durch Denkschriften, zu denen nur ein dauernder Friede die rechte Muße gewährt, zu lösen! —

In allen Städten wimmeln die vielen schriftstellerischen Talente, die sich mit wohltätigen Neuerungen abgeben sollten. Was veranlaßt, daß solchen Intelligenzen das Zusammenwirken in der lästigsten Weise erschwert wird? Der allen Einklang störende Krieg! Im lieben Frieden würden sich nicht nur mehr kleine Denkschriften schreiben, sondern vor allem auch mehr kleine Denkschriften lesen und vergleichen lassen. —

Unermüdlich ist der gute Abbé im endlosen Beleuchten und Klarstellen der Dinge von allen möglichen Seiten. Er schöpft die Verteidigung seiner Lebensanschauung aus den verschiedensten entlegensten Überlegungen. Ihm ist erfinderische Phantasie verliehen im Herausklügeln von allen möglichen Einwänden sowohl wie in deren glänzender Widerlegung. Er rennt viel offene Türen ein mit einer bisweilen kurzweiligen, selten nachlassenden Leidenschaft. Man würde ihn heute im unhöflichen Vaterlande einen schlimmen „raseur“ schelten — wenn man sich angelegen sein lassen wollte, so unehrerbietige Lästerungen gegen einen heiligen Mann zu schleudern.

Es ist auf die Länge, als erklinge uns die Stimme eines frommen Einsiedlers, der sich vollständig abgeschlossen hat von dem wilden, wirrevollen Treiben des Erdenlebens. Wohl umschlingt er die weltlichen Interessen aller Herren und Länder, aber es ist doch eigen damit bestellt. Etwas Weltenfernes, Kindliches scheint in seiner ganzen Art und Weise zu liegen, erhaben unpraktisch, großartig von Nebeln und Wolken umhüllt, allein vom klaren Lebenssinn verlassen, so schlau und stirnrunzelnd wichtigtuend er sich auch anstellen mag. Der Entwurf zum ewigen Frieden ist im Grunde einer beschaulichen Mönchsarbeit zu vergleichen — ohne Fühlung mit den vollen, lebendigen Möglichkeiten des Alltags in sonntäglichen Herzenswallungen vollendet. Auf solchen Blättern mag wohl das Licht erdenferner Sterne in wundervoller Abgeklärtheit glänzen und gleiten; allein in der wirklichen Erdenwelt mußte das Büchlein noch

in den nächtlichen Schoß der Erde zurücksinken ohne politische Folgen. Darf darum aber nicht doch die alte sinnige Sage wahr bleiben, daß es unbescholtenen Händen gelingt, Schätze zu heben? Sind dergleichen schlummernde Ideen nicht doch Köstlichkeiten, auch wenn sie noch so oft am stählernen realen Sachverhalt zerschellen sollten? — —

— Da liegen nun die alten kleinen Büchlein; tausendmal widerlegt und zurückgewiesen, blüht der Geist doch im stillen in der ewigen Entwicklung fort. Er blüht und duftet als ein freilich seinesgleichen voreilendes Pflänzlein. St. Pierres Buch trägt die Inschrift: **Gloria in excelsis Deo et in terra pax.** Wie Leibniz mit seiner Theodicee hat sich der Abbé St. Pierre im Problem verstiegen. — Allein das **Gloria in excelsis** wird nicht mit dem Goldschnitt auf solchen Blättern erblassen.





Politischer Monatsbericht.

Von

Dr. Hugo Böttger,

Mitglied des Reichstags.

— Steglitz. —

Um die Jahreswende spukt in der internationalen Politik wieder das Marokkoproblem herum mit einem großen Gefolge von Alarmnachrichten und Falschmeldungen, und allerhand beunruhigenden Prophezeiungen ist damit Tür und Tor geöffnet. Wir sitzen bei dieser Frage au bout du banc und vorläufig ziemlich weit vom Schuß; immerhin hat auch unsere Diplomatie hier wichtige Aufgaben zu erfüllen, damit die spanisch-französische „Beruhigungsaktion" nicht einen kleinen Weltkrieg entfesselt. Nach der Algecirasakte haben Frankreich und Spanien den Auftrag, die Polizei in acht Hafenstädten Marokkos auszuüben. Obwohl nun aber diese Akte noch nicht von allen Mächten ratifiziert worden ist, haben sich doch schon Spanien und Frankreich an die Arbeit begeben, das von Zeit zu Zeit von Unruhen heimgesuchte Land unter europäische Polizeiaufsicht zu stellen. Sie erklären die Situation für so kritisch, daß sie dem Sultan, dem Magzhen und dem Aufrührer Rais Uli mit einer Flottendemonstration eine heilsame Lehre geben müßten. Beide Nationen haben darum Schiffe nach Tanger geschickt, nachdem vorher die europäische Presse mit übertreibenden Nachrichten von der gefährlichen Lage der Europäer in Marokko angefüllt worden war. In diesem großen Lande sind freilich die Zustände niemals völlig normal; die Stämme schlagen und vertragen sich und fangen von neuem Händel an. Dabei haben jedoch bisher die europäischen Geschäftsleute immer noch ihre Interessen selbständig zu wahren verstanden. Wenn jetzt Frankreich und Spanien das Polizeiamt nicht durchzuführen vermögen ohne Flottendemonstration und ohne Beunruhigung von ganz Europa, so hat man ihnen offenbar Funktionen zugemutet, wozu die Kräfte fehlen. Die gegenwärtige Aktion, bei der Spanien wohl nur die Rolle des guten Kameraden spielt, der sich später den Mund wischen darf, hat deswegen die Aufmerksamkeit der Mächte wieder auf das marokkanische Problem

gerichtet, weil bei dieser Polizeiaufsicht mit nachfolgender Flottenansammlung vor Tanger und endlicher Landung in Tanger das Beispiel von Tunis und Ägypten drohend in das Gesichtsfeld der internationalen Politik rückt. Auch in Ägypten und Tunis sollte ursprünglich nur demonstriert und Ruhe für die Europäer geschaffen werden, und am Ende blieben England in Ägypten und Frankreich in Tunis kleben. Die Balgereien der Marokkaner sind nicht so tragisch zu nehmen, daß sich daraus eine Tunifizierung Marokkos zu ergeben brauchte, und Rais Uli, den die Franzosen als Räuberhauptmann und Revolutionär bezeichnen, scheint weit eher ein Ruhestifter als das Gegenteil zu sein. Er wird wohl in der Pazifizierungsarbeit für das Land mehr leisten, als die spanisch-französische Sicherheitspolizei, die Unruhen in Marokko haben muß, um ihre Existenzberechtigung vor dem europäischen Forum zu erweisen. Die beiden in Frage kommenden Mächte haben an die übrigen Signatarmächte der Algecieraskonferenz eine aufklärende Note geschickt, die von Deutschland einfach zu den Akten genommen worden ist, weil man sich bei uns ein endgültiges Urteil noch vorbehält.

In der österreichischen Delegation hat der neue Minister des Auswärtigen, Baron von Aehrenthal, Erklärungen über die auswärtige Politik abgegeben, die die Festigkeit des Dreibunds dartun sollten und im übrigen so friedlich wie möglich lauteten. Besonders warme Worte fand der Minister für Rußland, das ja, wie es scheint, zur Zeit von allen Mächten mindestens platonische Unterstützung erfährt. Rußland erweist sich in der europäischen Mächteverteilung eben als konservatives Element unentbehrlich. Zwar gibt es ja Reibungsmöglichkeiten zwischen Österreich-Ungarn und Rußland, nämlich die Balkanfrage. Aber indem Rußland genügend mit seinem inneren Aufbau zu tun findet und andererseits die österreichische Leitung der mazedonischen Reformen jedenfalls nichts Überstürzendes an sich hat, so ist das Verhältnis zwischen Österreich und Rußland den Darlegungen des Barons von Aehrenthal entsprechend ungestört und vortrefflich zu nennen.

Bei uns in Deutschland waren die Kolonialdebatten, mit denen der letzte Monat des Jahres parlamentarisch bei uns eingeleitet wurde, reich an Sensationen. Es handelte sich dabei in erster Linie um den Nachtrags-Etat für Deutsch-Südwestafrika; aber darüber wurde am wenigsten in der sechstägigen Debatte verhandelt. Teils mußten die kolonialen Denkschriften des neuen Kolonialdirektors Dernburg die Kosten der Unterhaltung tragen, teils wurde im Stile der sommerlichen Preßauslassungen weiter „enthüllt“ und an der Diskreditierung unserer Kolonialpolitik mit den Fällen Poeplau, Wistuba, Peters ꝛc. gearbeitet. Es kam dabei zu einem scharfen Zusammenstoß des Kolonialdirektors mit dem Zentrum; die neue Exzellenz deckte das Treiben gewisser Missionen und der damit zusammenhängenden klerikalen Partei bei uns auf, welche Kolonialskandale künstlich aufbauschen und konservieren, um sie in dem für sie geeigneten Augenblick als politische Pressionsmittel zu benützen. Der Anwalt dieser Kreise im

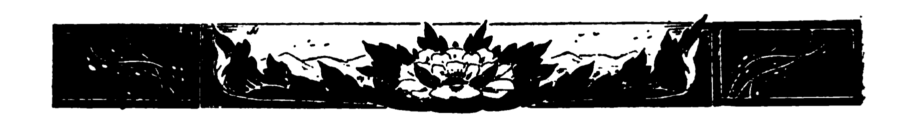
Reichstag, der Abg. Roeren, bekannt durch den hochentwickelten Sittlichkeitsbetrieb, versuchte durch unglaubliche Grobheiten die neue Kraft einzuschüchtern. Diese jedoch, sekundiert vom Chef der Reichskanzlei und später gedeckt durch den Reichskanzler selbst, warf den alten Parlamentsstrategen aus allen Positionen und eroberte sich im Handumdrehen die Sympathien nicht nur des hohen Hauses, sondern auch des Volkes, wobei er zugleich dem Zentrum zu bedeuten Gelegenheit fand, daß seine Anmaßungen nicht unerschöpflich sein dürfen. Die politischen Folgen des Renkontres sind noch nicht klar zu übersehen, aber allgemein wird die kräftige Aussprache als heilsam und als Gewinn geschätzt. Sachlich war bei den Debatten weiter noch von Belang, daß erstens der Kolonialdirektor erklären konnte, es sei mit allen Monopolverträgen geräumt worden, und zweitens, daß die freisinnige Volkspartei durch den Abg. Müller-Meiningen ihre Bereitschaft mitteilen ließ, demnächst mehr als bisher positiv und fördernd an der Kolonialpolitik mitzuwirken, also die Tradition Richter und Müller-Sagan verlassen zu wollen, ohne natürlich auf das Recht einer energischen Kritik zu verzichten. Sicherlich ein Beschluß, der der Partei neue Sympathien zuwenden wird, falls er nicht ein wenig zu spät kommt. Für die politische Parteikonstellation bedeutet er die Isolierung der Sozialdemokratie, die nunmehr „endlich allein" die Fahne der absoluten Kolonialfeindschaft hochhält. Der Kolonialdirektor hatte entsprechend seiner kaufmännischen Provenienz mit einer möglichst gründlichen Inventuraufnahme das Geschäft eröffnet, mit einer Inventur, die auch sehr vorgeschrittene Sozialpolitiker von der volkswirtschaftlichen Bedeutung unserer Schutzgebiete überzeugen konnte. Er hatte es ziffernmäßig dargestellt, daß wir in unserm Schutzgebiete rund 370 Millionen Mark an deutschem Reichs-, Korporations- und Privatkapital investiert haben, und er hatte ferner den Nachweis zu erbringen versucht, daß der Kapitalwert der kolonialen Produktion sich auf etwa 620 Millionen Mark belaufe. Mag nun an diesen Rechnungen auch der Optimismus ein wenig beteiligt sein, so wird dadurch doch nichts an der Tatsache geändert, daß die Schutzgebiete schlechterdings unentbehrlich sind für unsere Nation, die jährlich etwa um 1 Million Einwohner wächst und gerade hinsichtlich der kolonialen Rohstoffe in starke Abhängigkeit vom Auslande geraten ist. Die zweite Denkschrift beleuchtete die finanzielle Seite unserer Kolonialpolitik und stellte fest, daß die Einnahmen unserer afrikanischen Besitzungen von 1888 bis 1906 im Durchschnitt 61 Prozent der Ausgaben gedeckt haben. Günstigere finanzielle Ergebnisse namentlich in Südwest könnten wir, so resolvierte die Denkschrift, nur durch den rationellen Ausbau unseres Eisenbahnwesens erzielen. Zunächst wird darum die Fortführung des Eisenbahnbaus Lüderitzbucht-Keetmanshoop gefordert. Diese Position und die Summen für die Truppenverpflegung — alles in allem zirka 30 Millionen Mark — gaben alsdann der Budgetkommission Gelegenheit, interne Aufschlüsse über die Lage in Afrika in Empfang zu nehmen und sich dafür mit Abstrichen zu revanchieren.

Die sozialpolitisch bedeutsamste Aufgabe des deutschen Reichstags in dieser Session ist die Regelung der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine. Es soll damit den beruflichen Organisationen der Arbeiter und Arbeitgeber der Rechtsverkehr erleichtert und die Rechtssicherheit erhöht werden. Die besonders markanten Erscheinungen des Gesetzentwurfs sind die Beschränkung der Rechtsfähigkeit auf die gewerblichen Berufsvereine, welche lediglich wirtschaftliche Zwecke verfolgen, sodann eine sachgemäße Regelung der Vereinszugehörigkeit für den Einzelnen, damit die Vereinszugehörigkeit nicht zum drückenden Vereinszwange wird, ferner die Haftbarmachung der Vereine für den Schaden, den ihr Vorstand durch gesetzwidrige Handlungen begeht, und schließlich die Entziehung der Rechtsfähigkeit der Vereine in den Fällen, daß die Staatssicherheit, die Versorgung der Allgemeinheit mit Licht und Wasser oder Menschenleben durch einen Streik in Gefahr geraten. Die Sozialdemokratie verwarf ohne weiteres die ganze Vorlage als ein Raupennest von reaktionären Einfällen und schob die Debatte auf das weitabliegende Feld der Frage eines Koalitionsrechtes für die Landarbeiter; die Partei verweigerte mit anderen Worten auch hier die Mitarbeit. Die Rechte ist dagegen merkwürdig enthusiasmiert für den Entwurf, während die übrigen Parteien sich wesentliche Verbesserungen durch die Kommissionsberatung vorbehalten und etwaigen Ausflüssen eines Polizeigeistes den Weg in die Gesetzgebung verstellen wollen. Hoffentlich gelingt es, die notwendigen Verbesserungen vorzunehmen und, nachdem seit Jahrzehnten die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine verlangt worden ist, zu verhindern, daß das Gesetz noch im Hafen scheitert. Ob die Versöhnungsaktion alsdann den vom Grafen Posadowsky angestrebten Zweck erreichen wird, nämlich die dem Frieden dienenden Arbeitervereine zu stärken und dementsprechend der Utopie und dem Fanatismus in der Arbeiterbewegung Boden abzugewinnen, das mag die Zukunft lehren.

Der preußisch-deutsche Staat hat mit Versöhnungsversuchen nicht immer gleichmäßig Glück gehabt; des ist der am Totensonntag dahingeschiedene Erzbischof von Posen, Florian von Stablewski ein unzweifelhafter Zeuge. Er war als Nachfolger Dinders in der Zeit der Caprivischen prästabilierten Harmonie in Preußen berufen worden; er hat auch erst versucht, die Polenfrage in ein glatteres Fahrwasser zu bringen. Sogleich verlor er aber an Vertrauen bei der polnischen Irredenta, und nun suchte er durch forcierten Polonismus verloren gegangene Sympathien wieder einzubringen. Nach der preußischen Seite deckte ihn ja die Zentrumspartei, und die Gazetta Bachemski, zu deutsch Kölnische Volkszeitung. So gedieh denn unter ihm die Propaganda der Geistlichkeit bis zu jenem Kinderkreuzzug unserer Tage, der wohl das Höchste an Verquickung von Politik und Religion und von klerikal-polnischer Agitation darstellt, was auszudenken ist. Stablewski ist vom Schauplatz abgetreten in dem Augenblick, wo die preußische Regierung eine scharfe Abrechnung mit ihm vornehmen mußte, wollte sie nicht in der Ostmark kapitulieren. Unter solchen Umständen ist die Frage nach

dem Nachfolger von erhöhtem politischen Interesse; der neue Erzbischof muß den Grundsatz unserer Schulpolitik: Anwendung der deutschen Sprache im Religionsunterricht, wo sie verstanden wird, anerkennen. Findet sich in dieser Frage nicht sogleich eine Verständigung mit dem Vatikan, so brauchen wir die Sache nicht zu überstürzen. Wer warten kann, kommt auch zurecht.

Das ist kein unangebrachter Optimismus, von dem zur Zeit viel bei uns die Rede ist, sondern ein einfaches Gebot der Klugheit gegenüber einer Macht, die die Kunst des Wartens bis zum richtigen Augenblick zu einem System erhoben hat. Ad vocem Optimismus wurde es von der öffentlichen Meinung sehr bemerkt, daß sich Kaiser Wilhelm II. in einer Unterredung mit dem Schriftsteller Ganghofer, was die Politik angeht, schrankenlos zu dieser Weltanschauung bekannt hat. Das gab zu vielen Erörterungen Anlaß, die fast sämtlich darauf hinauskamen, daß zu einem solchen Optimismus sowohl internationale Lage als auch Stimmung und Verhältnisse im Reiche keine festen Handhaben böten. Die Wirkung der kaiserlichen Auslassung war also wieder einmal eine völlig andere, als der Kaiser wahrscheinlich erwartet hatte, denn die Schwarzseherei will jetzt kein Ende nehmen. Und besonders laut tönen die Klagen über das persönliche Regiment, mit anderen Worten über das Versagen einer ausreichenden Ministerverantwortlichkeit. Fürst Bülows Bemühen, konstitutionell, also Hand in Hand mit den Parlamenten und Selbstverwaltungsorganen zu regieren und Politik zu machen, werde allzu häufig durch kaiserliche Entschließungen ohne alle Fühlungnahme mit den Ministern, mit Bundesrat und Reichstag durchkreuzt. Das Empfinden ist in der Tat stark und ganz gewiß nicht unberechtigt; der Träger der Krone geht schweren Konflikten entgegen, wenn ihn nicht seine Räte rechtzeitig auf die Stärke solcher Empfindungen im Volke aufmerksam machen. Wo das nicht in ausreichendem Maße geschieht, hat das Parlament die doppelte Pflicht, auf die offenkundigen Schäden hinzuweisen, und das ist letzthin mit anerkennenswerter Loyalität und mit vornehmem Freimut vom Abg. Bassermann im Reichstage besorgt worden. Was im übrigen die Frage des Optimismus in der Politik angeht, so ist doch wohl so viel richtig, daß ohne eine gesunde Dosis davon kein haltbares Staats- und Gesellschaftsleben möglich ist. Denn die Ansicht von dem absoluten Übergewicht des Leidens über das Glück des Lebens, das ist der Pessimismus, jene Lehre, daß das Glück das bloße momentane Aussetzen des Leidens sei, ist zur Grundlage irgend welcher Politik, die auf positive Ergebnisse abzielt, nicht zu gebrauchen. Darum wird man als Politiker immer bei voller Anerkennung des Wertes der Kritik, wenn man die Wahl hat zwischen Optimismus und Pessimismus, gleich dem Kaiser die erstere Weltanschauung begünstigen, und in diesem Zeichen muß man auch dem deutschen Vaterlande ein gedeihliches neues Jahr 1907 wünschen.



Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Übersetzungen.

Gustav af Geijerstam: „Karin Brandts Traum." — Knud Hjortö: „Zwei Welten." — Agnes Henningsen: „Die vier Liebsten des Christian Enevold Brandt." — C. de Jong: „Frauen, die den Ruf vernommen." — Franz Herczeg: „Die Scholle." — Catherine Cecil Thurston: „Der Herr Abgeordnete." — Beatrice Harradan: „Katharine Frensham." — Fiona Macleod: „Wind und Woge." — „Im Reich der Träume." — Upton Sinclair: „Der Sumpf." — E. N. Westcott: „David Harum." — Henry Murger: „Die Boheme." — Claude Farrère: „Kulturmenschen." — René Bazin: „Die blaue Krickente." — „Schwester Pascale." — Leo Balet: „Im Banne der Berufung." — Antonio Fogazzaro: „Der Heilige."

Die stärkste Beeinflussung hat unsere deutsche Literatur in den letzten beiden Jahrzehnten durch die nordischen Völker erfahren, eine Beeinflussung, der sich sowohl in Einzelleistungen, als auch in gewissen Tendenzen der Gesamtheit nachspüren läßt. Mag diese Beeinflussung auch erst möglich geworden sein durch die vornehmen, ästhetischen Qualitäten der neueren skandinavischen Dichtung, wirksam und eindringlich wurde sie nur durch das wundersame, intuitive Erfassen der Individualpsyche in allen, auch ihren subtilsten und verborgensten Regungen. Dazu kommt noch ein echt germanisch anmutendes und unser Empfinden darum besonders sympathisch berührendes Naturgefühl, das die stillen Seen und dunklen Wälder, das Baum und Blume und Strauch von innen heraus zu beseelen weiß und den Dichtungen einen weichen lyrischen Grundton gibt, der wie ein Mittönen der Natur in den Stimmungen der Einzelpsyche ist.

Wir erinnern uns aber, daß bei nicht wenigen skandinavischen Dichtern dieses tiefste Erschöpfen psychischen Lebens verbunden ist mit einer gewissen Lebens- besser gesagt: Wirklichkeitsfremdheit, mit einem leisen aristokratischen Widerwillen gegen das Leben der Masse und die großen sozialen Strömungen. Dies fällt uns besonders auf bei dem neuen Buche Gustav af Geijerstams: „Karin Brandts Traum", das in vorzüglicher, von Gertrud Ingeborg Klett besorgter Übersetzung in S. Fischers Verlag in Berlin erschienen ist. Die einfache Handlung führt uns den alten Konflikt zwischen Eltern und Kindern vor. Magnus Brandt, der letzte seines Geschlechtes, steht vor finanziellem Ruin, und nur durch die Hilfe seines Nachbars vermag er sich zu retten. Dieser liebt Cäcilie, die ältere Tochter Brandts, und begehrt, ohne seine Hilfe davon abhängig zu machen, deren Hand, und Brandt hält es für seine Ehrenpflicht, diesen Antrag anzunehmen. Cäcilie aber sträubt sich und flieht zu ihrer Großmutter. Als der Nachbar später um die Jüngste, Karin, wirbt, die eine heimliche Liebe im Herzen trägt, opfert diese ihren süßen Jugendtraum um ihres Vaters willen, den der Älteren Ungehorsam ganz vergrämt und alt gemacht hat. Diese Karin hat der Dichter mit der ganzen Liebe und Innigkeit seines Herzens gezeichnet und einen wundersamen Hauch von Poesie über sie gebreitet. Wie in dieser Versonnenen und Kindlichen sich ganz allmählich die Wandlung vollzieht vom Traum zum Wachen, das hat der Dichter mit eindringlicher Meisterschaft darzustellen verstanden. In der Art aber, wie er die Geschichte der helläugigen, selbstsicheren Cäcilie, die dem Willen des Vaters ihren eigenen entgegensetzt, nur behandelt, soweit es für Karins Geschichte notwendig ist, zeigt sich, wie

sehr Geijerstam bestrebt ist, dem aus dem Wege zu gehen, was unserer Zeit das Interessantere gewesen wäre, und wie er ganz in dem Abseitigen und Zeitfremden aufgeht. Darum auch hat der Dichter die Handlung wohl in die Zeit um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert gelegt. So ist „Karin Brandts Traum" ein stilles und zartes, manchem vielleicht ein zu stilles und zartes Buch geworden, ein Stimmungsbild von seltener Verträumtheit und Innigkeit.

In seinem Roman: „Zwei Welten" (Axel Junckers Verlag in Stuttgart) hat der Däne Knud Hjortö zwei verschiedene Welten, zwei entgegengesetzte Kulturen in zwei Menschen zur Darstellung gebracht, die ewig sich anziehen um ihrer Gegensätzlichkeit willen und doch nie ganz ineinander aufgehen, nie in ungetrübtem Glücke ganz einander gehören können. Zwischen den zwei Menschen dieser Geschichte spielt sich der uralte Kampf zwischen Kultur und Barbarei, zwischen Weisheit und Kraft, zwischen Intellektualismus und Impulsivität ab. Er mit seinem großen Wissen und seiner hohen Kultur repräsentiert das beschauende Element, die Welt der Betrachtung, deren Vertreter vor lauter Betrachtung und Weisheit nicht zum Handeln kommen können. In ihr dagegen verkörpert sich die Welt der Phantasie und Stimmung, bei ihr ist der Weg zwischen Beobachtung und Handlung der denkbar kürzeste, von ihr gehen darum alle Entschlüsse aus. Sie lebt im Reiche der Schöpferischen, im Reiche der Kunst. Hjortö zeigt in einfacher Handlung, wie diese beiden Dinge: Handlung und Betrachtung, Kraft und Weisheit voneinander entwickelt und — voneinander verzehrt werden. Wohl scheint bei diesem Dichter die Weisheit der gestaltenden Kraft überlegen zu sein, gegen den Schluß hin wird seine Darstellung um vieles abstrakter; die erste Hälfte aber ist mit eindringlicher Lebendigkeit dargestellt, und man darf begierig sein, wie stark sein künstlerisches Gestaltungsvermögen sich an einem Werke beweisen dürfte, in dem das Leben stärker zu seinem Recht käme.

Eine bei weitem größere Unmittelbarkeit und Kraft der Darstellung besitzt Agnes Henningsen. In ihrem Roman: „Die vier Liebsten des Christian Enevold Brandt" (Axel Junker, Stuttgart) schildert sie eine bestimmte Art erotischer Menschen, die ihre ganze Umgebung mit dem Zauber ihrer Liebenswürdigkeit zu gewinnen und zu beherrschen wissen. Was diesem Buche seinen Wert und einen eigenen Zauber verleiht, das ist das überaus feine psychologische Verständnis seiner Verfasserin, das in die verstecktesten Tiefen der Seele mit jenem feinen Spürsinn zu dringen weiß, den nur Berufene besitzen. Mir ist fast zu viel Psychologie in dem Buch, und die Handlung erscheint zu oft als nebensächlich und entrückt.

Weniger der Kunst als der modernen Frauenbewegung zuliebe schrieb eine Holländerin: C. de Jong van Beek en Donk ihren Roman: „Frauen, die den Ruf vernommen". (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin W.) Und die Frauenfrage ist das Problem, das von allen Seiten beleuchtet und beredet wird. Leider viel zu viel beredet wird. Die Verfasserin hat vergessen, daß in einem Roman der Dichter vor allem Leben zu geben hat und nicht Kompendiumsweisheit. Will sich jemand theoretisch über die Frauenfrage orientieren, so greift er lieber zu gründlicheren Werken als einem Roman, will aber jemand sehen, wie das Problem der Frauenfrage unter den verschiedensten Lebensbedingungen Gestalt gewinnt, so verlangt er nach lebendigem Leben und nicht nach einer abgestandenen Bücherweisheit, die sich in hundert Namen und Zahlen austobt und jedes lebendige Interesse totschlägt.

Wenn Franz Herczegs Roman: „Die Scholle" (Wien, Carl Konegen) nicht aus dem Ungarischen ins Deutsche übersetzt worden wäre, würden wir keinen Verlust zu beklagen haben. Es wird uns darin die Geschichte eines ungarischen Edelmannes erzählt, der in einer Nacht sein ganzes Vermögen und sein Familiengut verspielt und sich durch ein Leben der Arbeit entsühnt, so daß er am Ende sein Gut wieder zurückerwerben kann. Diese Handlung ist mit solcher Lässigkeit, so wenig lebendig und eindringlich erzählt und romanhaft ausgeputzt, daß man wenig Freude an dem Buche hat.

Catherine Cecil Thurstons Roman: „Der Herr Abgeordnete" (Egon Fleischel & Co., Berlin W.) ist ein Buch, das recht zwiespältige Empfindungen hervorruft. Man weiß nicht, soll man sich darüber ärgern, in welch raffinierter Weise der Sensationsgeschmack eines verbildeten Lesepublikums, das in England und Amerika genau so vielköpfig und nimmersatt sein soll wie in Deutschland, ausgenützt wird, oder soll man sich freuen, daß dies wenigstens mit so viel künstlerischem Vermögen, mit einer solch verblüffenden Kraft der psychologischen Motivierung geschieht. Jedenfalls werden zunächst die Leser auf ihre Rechnung kommen, die bei ihrer Lektüre sich über den Stoff nicht zu er-

heben vermögen oder nicht erheben wollen. Sollte es aber das Schicksal wollen, daß nach diesem Buche jemand greift, der mehr in ihm sucht als den Stoff, der wird nicht gerade über verlorene Zeit zu klagen haben, denn es ist interessant zu beobachten, wie ein starker Geist diesen Stoff belebt und alle die äußerlichen Willkürlichkeiten und Unmöglichkeiten vergessen macht.

Vor Jahren erschien in deutscher Übersetzung das Buch einer englischen Schriftstellerin, die sich Beatrice Harradan nannte. Dieses Buch hatte einen Titel voll weichen lyrischen Klanges, der begierig machte, es zu lesen, und der gewiß nicht wenig zum Erfolge des Romans beitrug. Ich habe es damals auch gelesen, aber mir ist heute von dem Inhalt nicht mehr viel in der Erinnerung. Damit will ich nicht sagen, daß der Roman nichts wert war, jedenfalls aber war der Eindruck nicht stark genug, um nachhaltig zu sein. Der Titel aber ist mir geblieben und ist noch manches Mal in meiner Seele aufgewacht und hatte immer jenen vollen dunklen Klang wie das erste Mal, als ich ihn hörte. Ich meine den Roman: „Schiffe, die nachts sich begegnen". Von dieser Dichterin ist jetzt ein neuer Roman ins Deutsche übertragen worden: „Katharine Frensham" (J. C. C. Bruns, Minden i. W.), der weniger durch seinen Titel blendet, dafür aber um so tiefer wirken dürfte. Es ist ein starkes und frisches Buch, das die Dichterin uns in die Hand gibt. Sie hat in diesem Roman einen Frauentypus gestaltet, den man nicht leicht aus dem Gedächtnis verlieren wird: gerade, einfach, gütigen Herzens und klaren Verstandes und begabt mit jenem stillen, starken Empfinden, das sich alles zu eigen zwingt. Der Roman behandelt ein eigenartiges Problem, das an das tiefste, geheimste Erleben der Menschen rührt. Die ganze Darstellung ist von dem stillen, vornehmen, edlen Geiste einer in sich reichen und kraftvollen Persönlichkeit durchdrungen und entbehrt ebenso wenig der Frische und Lebendigkeit, als des Glanzes im Ausdruck und landschaftlichen Kolorit.

Man hat sich in England und auch anderswo lange den Kopf zerbrochen, wer Fiona Macleod sei, und hat vergeblich versucht, den Schleier zu lüften, den diese Persönlichkeit über sich gebreitet hatte, bis der Tod allen Neugierigen offenbarte, daß sich hinter diesem Pseudonym der kürzlich verstorbene englische Schriftsteller William Sharp verborgen hatte. Es ist eine seltene und darum wohl seltsam anmutende Erscheinung, daß ein Dichter mit solcher Konsequenz seine Persönlichkeit hinter seinem Werk verbirgt. Bei Sharp mag es aber mehr gewesen sein, als allzu geringes Gefallen an Ehre und Ruhmeserweisungen, die ihn veranlaßt haben, sein Geheimnis so wohl zu bewahren, es mag ihn zu diesem überaus bescheidenen Zurückstellen seiner Person das Bewußtsein getrieben haben, daß in ihm und durch ihn die große, einsame und seltsame Natur seines Landes, seiner keltischen Heimat dichtet; er mag sich mehr als Medium gefühlt haben, in dem sich diese größte und urgewaltigste Dichterin offenbarte, denn als Eigenschöpfer. Diese rührende, stille Bescheidenheit ehrt diesen Mann fast ebenso hoch wie sein Werk. Dieses Werk, von dem uns in deutscher Übersetzung von W. Mey zwei Bücher: „Wind und Woge" und „Im Reich der Träume" (Eugen Diederichs, Jena 1905) vorliegen, ist kein geringes. In den beiden eben erwähnten Büchern werden Gefühle und Ahnungen laut, von denen unsere von Lärm und Lust und Leidenschaft betäubten Seelen nichts mehr wissen, Gefühle und Stimmungen, für die es keine Worte gibt, die aber in unsern Herzen Auferstehung feiern, wenn wir diese Dichtungen lesen, und die wie seltsame Träume aus einer besseren Zeit der Menschheit sind, da die Menschen noch nicht losgerissen waren vom mütterlichen Boden. Und ein Heimweh wird in uns wach nach Wind und Wald und Woge, nach jenem Einssein mit der Natur, das wir heute nicht mehr kennen. Und darum wohl wirken diese Bücher wie eine Offenbarung auf uns: sie öffnen Blicke in Reiche, die voll einer wundersamen und schwermütigen Schönheit sind, sie lassen Laute wach werden, die aus dem Innersten der Weltdinge emporzuquellen scheinen. Es sind Bücher, die eine stille Kraft auszuüben, die eine Sehnsucht wach zu halten vermögen nach einer bewußten Wiedervereinigung mit der Natur.

Von allen amerikanischen Romanen des vergangenen Jahres hat Upton Sinclairs Roman aus den Chikagoer Schlachthäusern: „Der Sumpf" um seiner großen sozialen Bedeutung willen das größte Aufsehen erregt. Das Werk liegt jetzt auch in deutscher Übersetzung vor, die im Verlage von Adolf Sponholz in Hannover erschienen ist. Wer dieses düstere Gemälde auf sich wirken läßt, wird bald erkennen, daß die ungeheure Wirkung dieses Buches in Amerika, die in der Absatzziffer von 1 Million Exemplaren noch nicht einmal in ihrer wahren Bedeutung zum Ausdruck kommt, wesentlich beeinflußt wurde durch seine künstlerischen Qualitäten. Ich bin überzeugt, daß gerade die realistisch wahre Darstellung des bis dahin fast unbekannten Verfassers, die überall die Menschen und ihr

Los reden läßt und niemals von sozialen Tiraden unterbrochen wird, die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf die Gemeinschädlichkeit des Fleischtrusts gewendet und zu Untersuchungen und Maßregeln geführt, die für die Zukunft eine Aenderung versprechen; das Buch Sinclairs wirkt wie die Darstellung von Selbsterlebnissen, und es beruht auch tatsächlich auf solchen. Der Dichter hat, ehe er das Werk schrieb, die Verhältnisse so eingehend und von allen Seiten aus studiert, daß die Lebensechtheit seines Bildes schon dadurch verbürgt erscheint.

Einen gleichfalls ungeheuren Erfolg, freilich nur im buchhändlerischen Sinne, hat ein Roman aufzuweisen, der unter besonders tragischen Umständen abgefaßt wurde. E. N. Westcott vollendete seinen Roman: „David Harum, Amerikas ungekrönter König“ (Leonh. Simion Nchf., Berlin) auf dem Sterbebette. Wenn diesem prächtigen Buche auch die soziale Bedeutung des vorigen mangelt, so ist es dennoch ein echt amerikanisches Buch, und David Harum, der Typus jener Amerikaner, „die ihrem Vaterlande zu höchster Macht und Reichtum verholfen haben“. Es ist viel sonniger Humor in dem Buche, und keiner wird es aus der Hand legen, ohne sich an seiner Frische und seiner Urwüchsigkeit erfreut zu haben.

Die französische Literatur ist in diesem Bericht weniger durch markante Neuerscheinungen, als vielmehr durch die Neuübersetzung eines älteren Meisterwerkes vertreten. Gemeint sind Henry Murgers Szenen aus dem Pariser Künstlerleben: „Die Boheme“. Es ist nicht notwendig, erst noch ein langes Loblied diesen genialen Schilderungen aus dem Leben eines immer geldbedürftigen, immer leichtsinnigen, aber auch immer vergnügten Künstlervölkchens zu singen. Der Insel-Verlag in Leipzig, der sich das Verdienst dieser Neuausgabe nicht hat entgehen lassen, hat das Werk wundervoll ausgestattet.

Der Titel: „Kulturmenschen“ (Budapest, Verlag von G. Grimm), den ein junger französischer Dichter: Claude Farrère seinem Roman gegeben hat, ist nur ironisch zu verstehen. Er schildert in seinem sonderbaren, bizarren, aber in allen seinen Teilen interessanten Buche das Leben und die Sittenlosigkeit jener Kolonisatoren, die auf dem heißen Boden Südasiens die Kultur ihres Vaterlandes vertreten sollen. Ich kann hier nicht auf die große kolonialpolitische Bedeutung dieses Romans eingehen, nur soviel sei gesagt, daß der Dichter, der als Marineoffizier seine Beobachtungen an Ort und Stelle hat machen können, mit starkem künstlerischem Vermögen, das an Vorbildern (wie Zola und Tolstoi) sich gebildet hat, ein so farbiges, lebendiges Kulturbild zu geben vermochte, daß wir meinen, dieses entnervende, demoralisierende Leben jener Tropenmenschen, die sich meist aus solchen Elementen rekrutieren, die in ihrem Vaterlande Schiffbruch gelitten haben, aus nächster Nähe mit anzusehen. Das Buch Farrères ist ein lehrreiches Buch für jeden Kolonialpolitiker, es ist aber auch ein überaus ethisches Buch, und wenn die Akademie Goncourt es mit ihrem Preise von 5000 Francs auszeichnete, so war wohl neben den starken ästhetischen Qualitäten des Romans sein kultureller Wert ausschlaggebend.

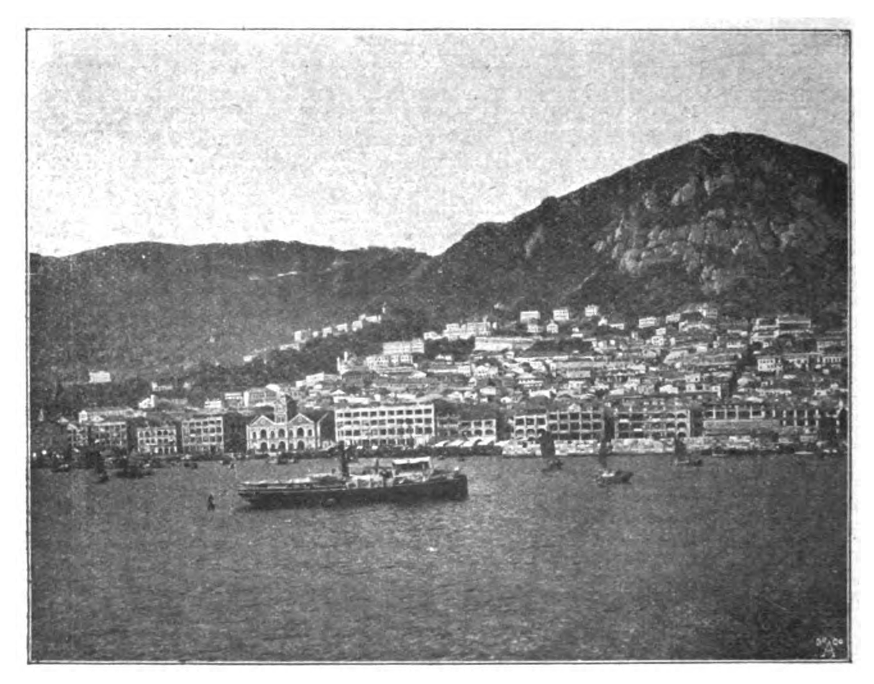
Als der bedeutendste Vertreter der spezifisch katholischen Literatur des heutigen Frankreich gilt René Bazin, von dem der Jos. Köselsche Verlag in Kempten zwei Romane in deutscher Übersetzung herausbringt: „Die blaue Krickente“ und „Schwester Pascale“. Bazin ist ohne Zweifel ein feiner, sinniger Künstler, dem besonders idyllische Genrebilder trefflich gelingen. Ich habe mich aber vergeblich bemüht, in seinen sonst so gut und mit einem feinen künstlerischen Maßhalten geschriebenen Romanen Größe und Bedeutung zu entdecken. Ebenso wenig vermag der Roman eines jungen holländischen Priesters Leo Balet: „Im Banne der Berufung“ (im gleichen Verlage erschienen) die Wagschale der katholischen Belletristik durch sein künstlerisches Schwergewicht bedeutend zum Sinken zu bringen, wenn damit auch nicht geleugnet werden soll, daß manche gut dargestellten Szenen, manche feinen psychologischen Motivierungen wohl zu interessieren vermögen. Ihren künstlerischen Höhepunkt hat die katholische Weltliteratur ohne Zweifel in dem neuen Romane Antonio Fogazzaros: „Der Heilige“ (München, Georg Müller) erreicht, einen Höhepunkt, der nicht nur relativ, sondern auch absolut als ein bedeutender anzusehen ist. Es ist mir als Protestant und als Deutscher freilich nicht möglich, mich ganz in den Gemütszustand der von Fogazzaro geschilderten Reformkatholiken und in seine Reformideen hineinzufühlen, trotzdem stehe ich nicht an, diesem Werk um seiner glänzenden dichterischen Vorzüge eine hohe Bedeutung zuzuerkennen, eine ästhetisch wie ethisch bei weitem höhere Bedeutung als den um so vieles „objektiveren“ Romanen der Baronin Handel-Mazzetti. Aber eben, weil dieser Roman von so hoher Bedeutung für den Katholizismus und seine beste Leistung auf dem Gebiet der modernen Literatur ist, hat die katholische Kirche ihn auf den Index gesetzt.



Illustrierte Bibliographie.

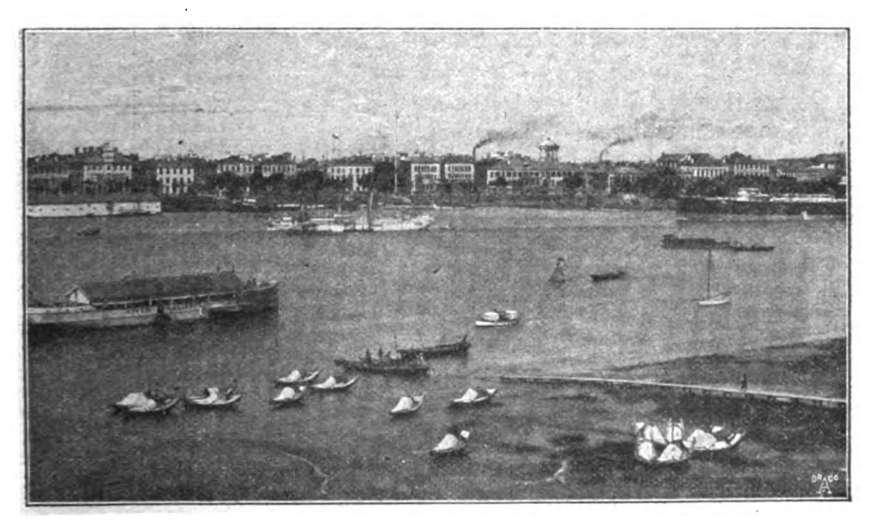
Ostasienfahrt. Ergebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in China, Japan und Ceylon. Von Dr. Franz Doflein. — Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 18 Tafeln, sowie mit 4 Karten. — Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

In den letzten Jahren ist die Literatur über den fernen Osten erheblich angewachsen. Das hat sich wohlbewußt der Verfasser bei Abfassung seines Werkes vorgehalten; es konnte



Im Hafen von Viktoria (Hongkong).
Aus: „Ostasienfahrt". Von Dr. Franz Doflein. — Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

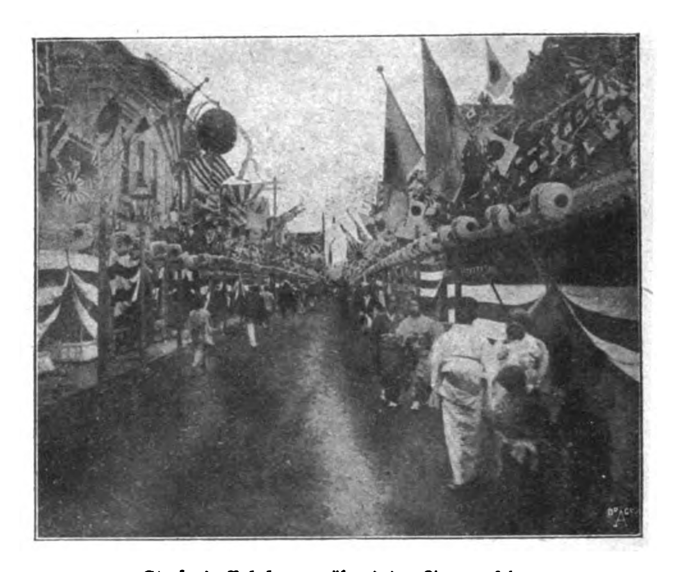
ihn das aber nicht hindern, seine eigenen, als Naturforscher auf einer Studienreise nach Ostasien empfangenen Eindrücke und Erlebnisse niederzuschreiben und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wie er in der Vorrede betont, wollte er in der Auffassung von Natur und Menschheit durchaus subjektiv verfahren und glaubte um so mehr dadurch das allgemeine Interesse anzuregen, als über die Erforschung der Natur, im Speziellen über die Tiefseefauna im fernen Osten bisher verhältnismäßig wenig berichtet worden ist. Aus dem überreichen Stoff, den der Verfasser in 22 Kapiteln bearbeitet hat, kann hier natürlich nur Einzelnes hervorgehoben werden. — Die Reise ging im Sommer 1904 von München aus über Neapel und an Bord des „Prinzen Heinrich“ durch den Suezkanal, den der Verfasser als eine der wichtigsten und schärfsten Grenzen der Tierverbreitung bezeichnet, nach dem Indischen Ozean. Mit dem Durchstich des Suezkanals war nicht nur für den Welthandel eine Großtat, sondern auch für die Tierwelt ein folgenreiches Ereignis geschehen, denn wie die Schiffe gehen und kommen, nehmen auch die Tiere ihre Wanderungen vor. Infolge Schiffbruchs des „Prinzen Heinrich“ bei Point de Galle mußte auf dem französischen Postdampfer „Polynesien“ die Fahrt fortgesetzt werden. Erwähnenswert ist der Eindruck, den die Hauptstadt der französischen Kolonie in Cochinchina



Der „Bund“ von Shanghai vom Wusungfluß gesehen.
Aus: „Ostasienfahrt“. Von Dr. Franz Doflein. — Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

— Saigon — durch ihre unendlichen Alleen und Boulevards mit mächtigen, schattenspendenden Bäumen auf den Reisenden ausübt. Das Hotel, in welchem der Verfasser abgestiegen, war ähnlich gebaut wie die meisten tropischen Gasthäuser, recht gut und elegant angelegt, aber schmutzig gehalten. Aus der nächsten Umgebung der Stadt sei des botanischen Gartens gedacht, in welchem auch eine Sammlung lebender, einheimischer Tiere untergebracht ist und der in seinen entfernteren Teilen wundervolle Gruppen alter Riesenbäume aufweist. Das Straßenbild von Saigon wird nicht von Anamiten, sondern von Chinesen beherrscht. Bei der geringen Zahl von Europäern wirkt die Menge von Cafés, Bierhäusern und Tingeltangels geradezu staunenerregend. Der Verfasser gibt eine interessante Schilderung von dem, den Europäer oft abstoßenden Großstadtleben Saigons. Weiter ging es nach China, nach der Insel Hongkong mit ihren malerischen Formen. Der Peak, die höchste Erhebung der Insel, besitzt dieselben Umrisse wie die Berge der Riviera, und die Stadt Viktoria baut sich wie Genua und Neapel an den Abhängen des Berges auf. (S. Abb.) Beim Landen fällt sofort das europäische Leben und Treiben auf. An den gepflasterten Straßen entlang ziehen sich Kolonnaden und Läden, in denen die Produkte von Asien, Amerika und Europa feilgeboten werden. Viktoria zählt 200 000 Einwohner und genießt den traurigen Ruhm, die dichtbevölkertste Stadt der Erde zu sein. Imposant sind die Anlagen

an den Abhängen des Peaks. Von Hongkong aus unternahm der Verfasser Ausflüge nach Kanton und Makao und schildert Land und Leute daselbst. Die vom Verfasser in feinsinniger Weise gemachten Beobachtungen sind höchst bemerkenswert. Wie Kenner Chinas ihm versicherten, hat er in Kanton das chinesische Leben, wenigstens das Großstadtleben noch in der idealsten und unberührtesten Form gesehen. Daß aber dort auch schon die neue Zeit mit Macht einzuziehen beginnt, hat der Verfasser am deutlichsten in den Straßen bemerkt, in denen mit europäischen und amerikanischen Produkten gehandelt wird. Von Kanton nach Hongkong zurückgekehrt, mußte der Verfasser seine Absicht, an der japanischen Küste Lotungen und Tiefseenetzzüge zu unternehmen, infolge des damals gerade stattfindenden Seekriegs zwischen Rußland und Japan aufgeben. Bei der weiteren Fahrt wurde in den Wusungfluß eingebogen und in Shangai gelandet. Schon aus weiter Ferne bieten Stadt und Hafen einen unerwarteten, merkwürdigen Anblick dar. Man glaubt, nicht in China zu sein, sondern sich einer Hafenstadt Nordamerikas oder Europas zu nähern. Der Fluß liegt voll europäischer Dampfer, und man sieht am Ufer eine endlose Reihe von Palästen liegen, welche den „Bund" von Shangai bilden. (S. Abbild.) — Geht man von diesem modern angelegten



Straße in Yokohama während der Liaoyangfeier.
Aus: „Ostasienfahrt" Von Dr. Franz Doflein. — Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Stadtteil in die Chinesenstadt von Shangai, so empfängt man wieder die Eindrücke des alten China. Eine steile, hohe Stadtmauer umschließt die schmutzige, stinkende Stadt mit ihren engen, dunklen Gassen. Im August 1904 verließ der Verfasser Shangai, das ihm eine Vorschule für das Verständnis von Japan gewesen. Mit aller Macht wurde er an die Geschichte des Ostens erinnert, welche die Entwickelung Japans viel mehr beeinflußt, als wir in der neuesten Zeit in Europa in der Regel annehmen. Der gebildete Japaner hängt mit seinem ganzen Herzen am chinesischen Altertum; auf dieses führen die wichtigsten Wurzeln seiner Kultur zurück. Das nächste langersehnte Ziel war für den Verfasser Nagasaki und Yokohama, wo er sich ernster naturwissenschaftlicher Arbeit hingeben wollte. Was er über die ersten in Japan empfangenen Eindrücke schreibt, ist höchst interessant. Freilich begegnete er bezüglich der für seine naturwissenschaftlichen Arbeiten zu treffenden Einrichtung und Ausrüstung großen Schwierigkeiten, die zunächst überwunden werden mußten. Während seiner Anwesenheit in Yokohama traf die Nachricht von dem Siege der Japaner bei Liaoyang ein, der die Einwohner zur Vorbereitung der Siegesfeier in fieberhafte Unruhe versetzte. Der Pöbel von Yokohama und Tokio befand sich tagelang in einem fortgesetzten Siegess-

taumel. An der Ausschmückung der Stadt hatte sich jedermann beteiligt, und so boten die Straßen ein buntes, schön geschmücktes Aussehen. (S. Abbild.) Dabei herrschte überall Ordnung, alle Menschen waren harmlos und vergnügt. — Es folgen nun Schilderungen über einen Ausflug ins Rikuzen und an die Bucht von Sendai, über den Aufenthalt bei japanischen Fischern, in Aburatsubo, in der Sagamibucht und die in letzterer auf dem Gebiete der Tiefseefauna vorgenommenen Arbeiten. In einem besonderen ausführlichen Kapitel behandelt der Verfasser die Tiefseefischerei, sowie die Rassetypen, die Fauna und Flora auf der Halbinsel Miura. Was der Verfasser über die Tiefseefauna und ihre Erforschung erörtert, beansprucht in hohem Maße naturwissenschaftliches Interesse. Die in der Hauptstadt Tokio vom Verfasser gemachten eigenen Beobachtungen, sowie seine dortigen Erlebnisse hat er, mit speziellem Augenmerk auf das neue Japan, in einem besonderen Kapitel beschrieben. Eisenbahnen, das Straßenleben, die Universität in Tokio, die japanische Armee werden in den Kreis näherer Betrachtung gezogen. In den Hauptstraßen Tokios



Verkehrsreiche Straße in Tokio.
Aus: „Ostasienfahrt". Von Dr. Franz Doflein. — Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

hat das Straßenleben kaum noch einen Hauch orientalischen Gepräges. Alles drängt und hastet. (S. Abbild.) Nach einer Besprechung der Schulverhältnisse in Japan folgt noch die Beschreibung der Reise ins Hakonegebirge, ferner Betrachtungen über Natur und Kunst, über den Abschied von Japan mit einer Beurteilung der dortigen Bevölkerung, sowie über die von dort drohende gelbe Gefahr. Die Rückfahrt von Japan ging über Nagasaki und Ceylon nach der europäischen Heimat. Den Aufenthalt in Ceylon beschreibt der Verfasser in den letzten 5 Kapiteln, die in ethnographischer und naturwissenschaftlicher Beziehung sehr schätzbare Aufzeichnungen enthalten. Er zählt das Hochland von Ceylon zu den schönsten Landschaftsbildern der Erde und namentlich die „Eisenbahnfahrt von Colombo in die Berge hinein gehört zu den großen Genüssen, welche des Weltwanderers harren." — Das umfangreiche Werk (497 S.) ist vorzüglich ausgestattet und am Schluß mit Anmerkungen sowie mit einem Register versehen. Bei der vortrefflichen Darstellungsweise des Verfassers, durch die das Interesse des Lesers bis zum Schluß angeregt und gefesselt wird, sei auf das Werk hiermit besonders aufmerksam gemacht und dasselbe warm empfohlen. K.

Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Im Auftrage des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst herausgegeben von Friedrich Curtius. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 2 Bde. 440 und 565 S.

Fürst Chlodwig Hohenlohe hatte im März 1901 den Herausgeber aufgefordert, ihn bei der geplanten Bearbeitung seiner Memoiren zu unterstützen. Sein Tod vereitelte die Ausführung dieses Planes, und es wurden nunmehr im Auftrag des Prinzen Alexander, der die Verfügung über den väterlichen Nachlaß erhielt, die hinterlassenen Aufzeichnungen, „soweit sie zur Veröffentlichung geeignet sind, gemäß dem Willen des Entschlafenen" publiziert. Es ist das Rohmaterial für eine Autobiographie: tagebuchartige Aufzeichnungen, die seit dem Jahre 1866 in fortlaufender Reihe vorliegen, Korrespondenzen, Abschriften und Konzepte von Berichten, Reden, Zeitungsartikeln und Briefen. Nur was von tatsächlichen Notizen für das Verständnis des Gebotenen unentbehrlich schien, ist im Text oder Noten hinzugefügt worden. Auch ein Personenregister ist dem Werke beigegeben.

Die Aufzeichnungen erstrecken sich über die Zeit von 1836—1901. Aus den Jahren der Reichskanzlerschaft sind „aus unabweisbaren Rücksichten" nur wenige Auszüge mitgeteilt; für die frühere Zeit aber haben der Herausgeber und sein Auftraggeber nicht geglaubt, irgendwelche Rücksichten bei der Auswahl des zur Veröffentlichung Geeigneten nehmen zu müssen. Die starke Indiskretion, die in der Publikation der Aufzeichnungen aus den Jahren 1888—94 liegt, hat mit Recht ziemlich einstimmig die schärfste Verurteilung gefunden. Es war in Preußen und Deutschland bisher in der Tat nicht üblich, die vertraulichsten Gespräche mit dem regierenden Monarchen in solcher Weise zu veröffentlichen, und es ist dringend zu wünschen, daß die Publikation in dieser Beziehung nicht Schule machen wird.

Als historische Quelle sind die Denkwürdigkeiten natürlich vom größten Wert, da sie durchweg gleichzeitige Aufzeichnungen und Aktenstücke enthalten. Dennoch ist der Wert der einzelnen Partieen naturgemäß ein sehr verschiedener. Wohl am wichtigsten sind die Materialien aus der Epoche des bayrischen Ministeriums (1867—1870), während die Aufzeichnungen der späteren Zeit doch vielfach Klatsch enthalten. Nicht zum wenigsten gilt das für manche Aufzeichnungen, die den Fürsten Bismarck betreffen. Freilich sind auch diese Partieen insofern von einem gewissen Wert, als sie den kolossalen Niveauunterschied zwischen Bismarck und den dii minorum gentium anzeigen.

Für die Beurteilung der Persönlichkeit Hohenlohes wird man gerade bei diesen Partieen nicht außer acht lassen dürfen, daß er vielfach bloß Gehörtes niederschreibt, ohne selbst dazu Stellung zu nehmen, und daß er selbst vieles jedenfalls von der Veröffentlichung ausgenommen haben würde.

Eine ausführlichere Würdigung des Werkes und des Mannes behalten wir uns für später vor. Ernst Salzer.

Bibliographische Notizen.

Vom Donauquell zum Hellespont. Reisebilder von Paul Lindenberg. Berlin, Ferd. Dümmler.

Es sind vortreffliche Reisebilder, die der Verfasser in der ihm eigenen gewandten und anziehenden Schreibweise dem Leser vorführt. Die Reise geht teils zu Wasser, teils zu Land, von der Donauquelle zunächst bis Wien, alsdann über Serbien nach dem Europäischen Wetterwinkel, nach Saloniki, Wodena, Monastir, über Konstantinopel nach Kleinasien und zurück durch Bulgarien und Serbien nach Rumänien, wo die Reise abschließt. Ueberall schildert der Verfasser in höchst ansprechender Weise Land und Leute und verknüpft hiermit infolge seiner Bekanntschaft in hochstehenden Kreisen auch interessante Reflexionen auf politischem Gebiet. K.

Kameruner Bananen. Von Eberhard von Schkopp. Berlin, Winkelmann und Söhne.

Der bereits durch seine „Kameruner Skizzen" bekannt gewordene Verfasser liefert in dem vorliegenden Buche gleichsam eine Fortsetzung und Ergänzung der in den Skizzen niedergelegten Schilderungen über das Leben und Treiben in unseren westafrikanischen Kolonien. Es handelt sich dabei

nicht um wissenschaftliche Erörterungen, sondern um Erzählungen von Erlebnissen, die der Verfasser in anziehender Weise zu schildern versteht. Besonders ist das letzte Kapitel: „im Lande der Bakoko" als interessant hervorzuheben, da der Verfasser längere Zeit als Kaufmann in diesem Negerstamme zugebracht hat. Wie die vorgenannten „Skizzen", werden auch die „Bananen" dem Verfasser sicherlich viele Freunde zuführen.
K.

Neueste Armee-Einteilung. Vollständige Uebersicht und Unterkunftsliste des gesamten deutschen Reichsheeres, der Kaiserlichen Marine und des ostasiatischen Detachements nebst Angabe der Chefs und Kommandeure, der Bezirkskommandos u. s. w. — Als Anhang: eine Buntdrucktafel und die Kriegsartikel für das Heer. — Bearbeitet nach amtlichen Quellen. — 157. Auflage nach dem Stande vom 1. April 1906. — Berlin, Schröder.

Jedem, der mit dem Heere in geschäftlicher Beziehung steht oder sich für die Armee interessiert, ist hier ein wertvolles Nachschlagebüchlein geliefert, das bei seiner Uebersichtlichkeit des Inhals bestens empfohlen sei.
K.

Das Problem der Ebenbürtigkeit. Eine rechtsgeschichtliche und genealogische Studie von Dr. jur. Otto Freiherr von Dungern. München und Leipzig, R. Piper & Co.

Gestützt auf gründliche Sachkenntnis und frei von jedem Vorurteil stellt der Verfasser der vorliegenden Schrift die Entwickelung der Ebenbürtigkeit in Deutschland dar, „von der Zeit an, wo sie als Recht in das Leben des ganzen Volkes eingriff, bis heute, wo sie das Privileg weniger Familien ist". An der Hand der Ergebnisse der neuesten Geschichtsforschung und umfassender genealogischer Studien weist er überzeugend nach, daß es in Deutschland in ältesten Zeiten ein bestimmtes Gewohnheitsrecht gegeben hat, das die Ebenbürtigkeitsfrage ganz allgemein regelte. Dann hat sich das Geltungsgebiet dieses Gesetzes allmählich verringert, nicht räumlich, sondern durch Verringerung des Personenkreises, für den es galt. Endlich ist es durch die Praxis immer häufiger durchbrochen worden. Mit der Verschiebung der Machtverhältnisse, mit dem Wachsen des demokratischen Empfindens hat es endlich seine Allgemeingültigkeit selbst für den zusammengeschmolzenen Kreis, für den es galt, verloren und besteht heute nur noch als Hausgesetz einzelner Familien. Die Ehebeschränkungen, denen die männlichen Mitglieder der meisten Familien des heutigen Adels in Hinsicht auf die Herkunft ihrer Gemahlinnen unterworfen sind, beruhen indes auf ganz verschiedenartigen, vielfach inkonsequenten und sinnlosen Hausgesetzen. Die moderne Praxis hat sich wiederholt selbst über die liberalsten derartigen Ebenbürtigkeitsforderungen hinweggesetzt, so daß diese Hausgesetze nicht mehr als ein logisch befriedigender Niederschlag des tatsächlichen Rechtes erscheinen können. Dieses Ergebnis der Untersuchungen des Frhrn. von Dungern stimmt durchaus mit den von anderen Forschern festgestellten Tatsachen überein, die vorliegende Schrift hat aber den Vorzug, daß sie das weit zerstreute Material in einer einheitlichen Betrachtung zusammenfaßt und die Ebenbürtigkeitsfrage auf Grund eigener Studien zu einer abschließenden Lösung bringt. Es ist eine Schrift, an der tatsächlich die Kritik nichts auszusetzen finden wird.
O. K.

Das Frauenwahlrecht. Von Elisa Ichenhäuser. Berlin W 35, Verlag von Karl Dunker.

Eine der eifrigsten und begeistertsten unter den radikalen Vertreterinnen der Frauenbewegung, die bereits mit einer Reihe sehr beachtenswerter Schriften über die Gleichstellung der Frauen, insbesondere auf politischem Gebiete hervorgetreten ist, verlangt mit der ganzen Kraft und Wärme ihrer Überzeugung in dem vor uns liegenden Büchlein für die deutschen Frauen uneingeschränktes Wahlrecht. Selbst diejenigen Frauen, die den Standpunkt der Verfasserin nicht teilen, müssen ihr vollste Anerkennung für die Klarheit, mit der sie ihre Ansichten entwickelt, zollen.
R. N.

Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. Von Heinrich Keiter. 2. Auflage. Durchgesehen von Dr. Anton Lohr. Köln, J. P. Bachem.

Daß die Abhandlung bereits in zweiter Auflage vorliegt, spricht schon zu ihren Gunsten, wenn man bedenkt, daß solche Einzelschriften im allgemeinen leider nur in Fachkreisen Interesse erwecken, während sich das große Publikum meistens mit den Biographien begnügt, die der Herausgeber den „Werken" voraufschickt. Die vorliegende Abhandlung verdient die weiteste Verbreitung: der Verfasser hat eingehende Studien gemacht und die neuesten Schriften der Fachliteratur herangezogen. Es ist nicht leicht, bei einer so umstrittenen Persönlichkeit wie Heine völlig sine ira et studio zu schreiben; manches,

was er geschaffen hat, ist unstreitig derart, daß es mehr nach Vorliebe oder Abneigung, als nach streng künstlerischen Grundsätzen beurteilt werden kann; man wird ihm öfters in der Sache recht, in der Form unrecht geben, andererseits die Form bewundern, aber den Gegenstand ablehnen. Hier hat es nun der Verfasser verstanden, in durchaus ruhiger, vornehmer und sachlicher Weise ohne jede scharfe Polemik eine Grenze zu finden, die Gegner wie Freunde Heines, wenn sie sie auch nicht immer als richtig anerkennen, jedenfalls aber beachten müssen. Referent gehört nicht zu den Gegnern Heines und wünscht, daß seine Schriften sich in jeder Hausbibliothek vorfänden, daneben aber auch unbedingt die vorliegende Biographie des Dichters von Anton Lohr. H. Sch.

Kleist und die Romantik. Von Ernst Kayka. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Muncker. Band XXXI.) Berlin, Alexander Duncker.

Zu den Dichtern, an denen die Mitwelt ziemlich gleichgültig oder ablehnend vorüberging und die erst unsere Zeit zu würdigen beginnt, gehört Heinrich von Kleist. Eine ganze Reihe von Schriften ist in den letzten Jahren erschienen, die den Dichter von den verschiedensten Gesichtspunkten betrachten, teils im Zusammenhange einer bestimmten literarischen Richtung, teils im besonderen, wie z. B. Rahmer vom psychopathischen Standpunkte aus. Das vorliegende Buch von Ernst Kayka sucht die Frage zu lösen, welchen Platz H. von Kleist in der Romantik einnimmt. Der Verfasser geht bei seiner Untersuchung mit seltener Objektivität vor; er begnügt sich nicht damit, den Dichter nur aus seinen Werken zu beurteilen, sondern geht seiner Entwicklung nach, bespricht seinen Verkehr mit den beiden Schlegel, Tieck, dem „romantischen" Naturforscher G. H. Schubert, dem „romantischen" Maler Hartmann, Adam Müller, dem Mitredakteur des „Phöbus" u. a. Dann gibt er uns ein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Bild von des Dichters Welt- und Kunstanschauung, faßt dann seinen Charakter, Lebenslauf und Tod zusammen und gelangt am Ende zu dem Ergebnis, daß man Kleist den Romantikern nicht zugesellen darf. — Das Buch, das der Verf. sehr bescheiden als einen „Versuch" bezeichnet, verdiente wohl eine eingehendere Würdigung, als an dieser Stelle möglich ist. Es sei jedem Verehrer Kleists zum Verständnis des Menschen und Dichters angelegentlich empfohlen. H. Sch.

Kaltenbachs. Eine heitere Geschichte aus Berlin W. Von Robert Misch. 6. Tausend mit Illustrationen v. Walter Caspari. — Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Die überwältigende Komik, durch die einstens Stindes erste Buchholziaden so große Triumphe feierten, ist Misch allerdings nicht in gleichem Maße zu eigen; dafür entschädigt er durch den strafferen Zusammenhang und einheitlicheren Aufbau seiner Geschichte, sowie durch die Fülle trefflich und amüsant geschilderter Gestalten. Trotz aller humoristischen Vergrößerung und Vergröberung ihrer Eigenheiten sind sie doch nicht zu Zerrbildern geworden, sondern stehen als lebensvolle Typen aus dem Berliner Bürgertume vor dem Leser: neben dem stark drastischen Geizhalse Kaltenbach selbst vor allem die köstlich und fein gezeichnete Figur der Tante Charlotte, bis hinab zu dem nur episodenhaft auftretenden, aber naturwahren Einjährigen Ahlers. Der Gang der Handlung ist ein durchaus logischer und spannender. Eine größere Humoreske mit all diesen Vorzügen zählt heut mehr denn je zu den Seltenheiten und wird von jedem, der aus den Sorgen des Alltags Aufheiterung und Erholung nicht bei bizarren Sinnlosigkeiten, sondern bei einem gediegenen Werke sucht, freudig begrüßt werden. Und die hübsche Ausstattung und die ergötzlichen Illustrationen lassen das Buch als ein ebenso originelles wie überall gern willkommenes Festgeschenk erscheinen. S. B.

Polnische Geschichten. Von Leopold von Sacher-Masoch. 2. Auflage. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Sacher-Masoch ist zu Lebzeiten wie nach seinem Tode viel gelobt, aber auch viel angefeindet worden; in dem uns in zweiter Auflage vorliegenden Bande, der elf Erzählungen enthält, finden wir alle seine Vorzüge ohne seine Fehler. Auf zumeist historischem Hintergrunde schildert er in anschaulichster Weise das Leben, Empfinden und Handeln der sarmatischen Rasse, und wir folgen ihm gern, ob er uns an den Königshof oder in das Lager der „wilden Frauen" führt, um so mehr, als seine sonst etwas schlüpferige Art in diesen Erzählungen ganz vermieden ist. R. N.

Das Glossarium eines Menschen. (Ein Vermächtnis.) Von Dagobert von Gerhardt Amyntor. Leipzig, Walther Fiedler.

„Der Strom der Zeit führt Gold mit sich. Wasche dir aus den Niederschlägen dieses Stromes täglich ein winziges Goldkörnchen aus, und du wirst mählich reich werden an seelischen Schätzen.“ Dieser gute Rat, den uns D. v. G. A. auf S. 19 seines Buches gibt, ist von ihm selbst befolgt worden. Das Glossarium ist ein edles, wertvolles Vermächtnis des fünfundsiebzigjährigen Dichters. Es enthält lautere, in langjähriger Erfahrung gereifte und erprobte Lebensweisheit, deren Gedankenreichtum, frei von Talmigold, von jeder falschen, erquälten Geistreichelei ist. Z. B.: „Wir grübeln zu viel und lachen zu wenig, weil wir nach Weisheit streben. Echte Weisheit erstickt unfruchtbares Grübeln und geht lachend durch Leben und Sterben.“ „Der Angelpunkt aller politischen Bewegungen ist das Mein und Dein; der Angelpunkt der philosophischen: Schein und Sein.“ „Die echte liebende Frau will sich selbst opfern, die unechte will, daß sich andere für sie opfern.“ „Willst du jemandes formale Erziehung kennen lernen, so iß mit ihm; willst du sein Temperament kennen lernen, so trink mit ihm; seinen Charakter, so spiele mit ihm um Geld; seine geistige Bildung, so disputiere mit ihm.“ N.

Herbst. Schauspiel von Ernst Hoos. Berlin, „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Ein Einakter, mit Poesie und Stimmung für fünf Akte. Leider auch mit soviel Handlung. Das nimmt dem Drama seine Wirkungskraft und dürfte ihm die Bühne verschließen. Aber es ist nicht die Aufgabe des Kritikers, zu prophezeien. Er hat das Recht, zu konstatieren, zu analysieren. Und da muß gesagt sein: Wirkt der Anfang wahr und ergreifend, wenn der Rechtsanwalt Braun sagt: „Ich mag jene Frauen nicht, die im Alter zu mir passen würden, ich bin nicht müde genug für sie . . . sie reichen uns die Hände über die Leiche ihrer Vergangenheit“ . . . sind die Gestalten der Lilli und des Prof. Kraft gut und gesund gesehen, so wirkt der Sohn Robert und seine Mutter Else etwas schemenhaft; man begreift kaum den Schluß: „Deine Sinne werden nimmer blühen . . . aber die Liebe, die über die Sinne und über den Instinkt geht.“

Schade um die Entwickelung, die dem Dichter aus den Händen geglitten ist. Er versteht künstlerisch zu formen und dichterisch zu gestalten. Wer das Buch liest, wird sich freuen, wird genießen, auch wenn er ihm die Wirkungskraft als Drama wird absprechen müssen. A. Halbert.

Garben. Neue Gedichte von Leo Heller. — Berlin W. „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

L. H. hat bereits durch seine „Volkslieder“ bewiesen, daß er wie Arno Holz denkt: „Die Poesie ist keine Pfütze, sie brennt nicht wie ein Lampendocht, und nichts gilt uns ein Kopf voll Grütze, wenn sie das Herz nicht weich gekocht.“ Er gehört weder zu den tiefen, müden Gefühlsstammlern noch zu den hohen, exzentrischen Artistenlyrikern; er liebt das Einfache, Klare, Gesunde, Gemütvolle. Seine Gedichte wirken, wie alles Wahre und Warmherzige, befreiend. In wenigen wohlklingenden Versen entrollen sie ein heiteres oder ernstes Lebensbild. Z. B.: Es ist so still. Der Pianist. In Ewigkeit Amen. Volkslied. Hätt' die Frau Mutter . . . Wo ich mein Herz vergessen. Marie. Im Volkston. N.

Dem Meere zu. Nachgelassene Gedichte von Ernst Scherenberg. Mit einem Bildnis des Dichters. Elberfeld, A. Martini u. Grüttefien.

Die Hinterlassenschaft des bekannten patriotischen Elberfelder Poeten ist nicht groß, reiht sich aber seinen früheren warmherzigen Dichtungen würdig an. Der Titel und die Zusammenstellung rühren von E. Sch. selbst her. Er beabsichtigte, die Sammlung in wenigen Jahren zu vermehren, wurde jedoch durch den Tod an der Ausführung dieses Planes gehindert. Das in die drei Abschnitte: Stimmungen — Vermischte Gedichte — Zeitgedichte geteilte Büchlein enthält daher nichts Minderwertiges, sondern nur, was der Autor wählte und für würdig erachtete. N.

Musikalischer Haus- und Familien-Almanach für das Jahr 1907. (Harmonie-Kalender 7. Jahrgang). — Berlin, „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Der vorliegende Jahrgang des bekannten und beliebten Kalenders ist in stark vergrößertem Formate erschienen; er ist reichhaltiger, eleganter und interessanter als je. Vor allem fällt die prächtige und reiche Illustrierung ins Auge, die mehr als 75 Porträts, 50 Rollenbilder, ca. 30 Szenenaufnahmen aus modernen Opern und Operetten 2c. bietet. Auch die Artikel selbst sind geeignet, nicht nur musikalische, sondern die weitesten Kreise zu interessieren; es seien nur folgende erwähnt: Robert Schumann und das Theater; Das Schloß der Adelina Patti; Richard Strauß' Salome; Die Kinderzeit Lortzings; Etwas über neue

Operetten; Mozart. Wenn wir noch hinzufügen, daß der Unterhaltungsteil eine längere musikalische Novelle „Die Venus von Olim“ aus der Feder Ernst von Wolzogens enthält, so dürfte der volle Beweis erbracht sein, daß der Harmonie-Kalender es in hervorragendem Maße verdient, von allen musik- und theaterliebenden Familien besonders berücksichtigt zu werden. v.

Das große Welt-Panorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. VI. Jahrgang. 1907. — Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Der neue Jahrgang dieses Werkes, das als prächtige und nützliche Gabe speziell für die reifere Jugend sich schon weite Anerkennung erworben hat, übertrifft an Reichhaltigkeit und Wert der einzelnen Beiträge noch die früheren Bände. Selbst die mehr novellistisch gehaltenen Erzählungen — Abenteuer- und Reisegeschichten und dergl. — geben eine Fülle des Belehrenden und Wissenswerten, wie denn überhaupt die Schilderungen von Land und Leuten der verschiedensten Erdgegenden einen großen Teil des Inhaltes bilden. Hieran schließen sich naturwissenschaftliche Artikel und, heutzutage von ganz besonderem Interesse, solche über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik, wie „Die neuesten Nord- und Südpolarexpeditionen“ von Dr. G. Dierks, „Die Entwickelung der Lokomotive“, „Die Entwickelung des lenkbaren Luftschiffes“. Schon diese kurze Andeutung des Inhaltes dürfte genügen, um zu zeigen, daß das Buch eine auch für den Erwachsenen geeignete Lektüre zu gewähren vermag. S. B.

Vreneli und Joggeli. Abenteuer in den Schweizerbergen. Von Zina Wassiliew. — Preis 3 Mk. — Bern, A. Francke.

Wie in der gesamten Literatur macht sich auch auf dem Gebiete der Jugendschriften eine immer gesteigertere Produktion geltend. Daß sich darunter vieles Minderwertige befindet, darf nicht wundernehmen. Unter den wirklich hübschen und dankeswerten Neuerscheinungen der letzten Zeit aber treffen wir auf ein höchst originelles, prächtiges Bilderbuch: „Vreneli und Joggeli“ von Zina Wassiliew. Es schildert in kurzen Verschen und in launiger Weise die Erlebnisse der beiden kleinen Geschwister Vreneli und Joggeli auf ihrer Alpenfahrt, mit allen Freuden und Leiden, kleinen und großen Gefahren, die Erwachsenen eine wirkliche Gebirgsreise mit sich bringt, sogar mit einem veritablen, doch glücklich verlaufenden Absturz beim Edelweißsuchen. Die Bilder sind künstlerisch-geschmackvoll ausgeführt, humoristisch und dem kindlichen Geiste trefflich angepaßt. Unsere Kleinen werden an dem Buche ihre rechte Freude haben, die Bilder immer und immer wieder betrachten und die niedlichen, leicht faßlichen Reime bald auswendig wissen. S. B.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

„Ästhetische Weltanschauung“ und „Erziehung durch die Kunst“. Von Theodor Lipps. Deutschland V, 1 (Oktober 1906).

Amerikas Sturm- und Drangperiode, Aus. Von Beda Prilipp. Preussische Jahrbücher 126, 2 (November 1906).

(Antike Philosophie.) — Das treibende Prinzip in der Entwickelung der antiken Philosophie und Religion. Von Prof. Dr. Arthur Drews. Preussische Jahrbücher 126, 2 (November 1906).

Bayreuth und die religiöse Entwickelung unserer Zeit. Von Tina Pfeiffer-Raimund. Das Blaubuch I, 44 (8. November 1906).

Belgische Bildhauer der Gegenwart. Von Paul Schumann. Die Kunst VIII, 2 (November 1906).

Bernstorffs, Die. Die Grenzboten 65, 44 (1. November 1906).

Brahms und das Volkslied. Von Dr. von Graevenitz. Deutsche Rundschau 33, 2 (November 1906).

Britischen Inseln und die Briten, Die. Von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 29, 1 u. 2 (Oktober u. November 1906).

Dehmel, Richard. Von Gustav Landauer. Das Blaubuch I, 43 (1. November 1906).

Francesco da Sant' Agata. Von Wilhelm Bode. Kunst und Künstler V, 2 (November 1906).

Friede von Altranstädt, Der. Von Konrad Sturmhoefel. 1. Die Grenzboten 65, 47 (22. November 1906).

Ganghofer, Ludwig. Von Karl Fuchs. Deutschland V, 1 (Oktober 1906).

Goethes Kindergestalten. Von August Hackemann. (Teil II). Deutschland IV, 12 (September 1906).

Heyse, Paul, und Italien. Von Victor Klemperer. Bühne und Welt IX, 4 (November 1906).

Huysmanns, J.-K. Von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Aus fremden Zungen XVI (1906), 19.

Keyserling, Graf Eduard. Von Kurt Martens. Das literarische Echo. IX, 5 (Dezember 1906).

König Wilhelm und Bismarck in Gastein 1863. Ein neuer Beitrag zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen“. Von Max Lenz. Deutsche Rundschau 33, 2 (November 1906).

Konzertkunst. Von A. Jaumann. Deutschland V, 2 (November 1906).
Kultur- und Sittenbild aus dem 18. Jahrhundert, Ein. Von Ernst Consentius. Deutschland V, 2 (November 1906).
Levertin, Oscar. Von Marie Franzos. Das Blaubuch I, 45 (15. November 1906).
Maria Stuart. Die Katastrophe und die Kassettenbriefe, 1566—1568. Von Lady Blennerhassett. IV. Deutsche Rundschau 33, 2 (November 1906).
Meuniers religiöse Bildwerke. Von Georg Treu. Kunstwart 20, 3 November 1906).
Mittelalterlichen Drama, Vom. Von Prof. W. Wetz. Preussische Jahrbücher 126, 2 (November 1906).
Mitterwurzer, Friedrich. Von Anton Lindner. Bühne und Welt IX, 1 (Oktober 1906).
Munthe, Gerhard, und seine Arbeit für die künstlerische Kultur Norwegens. Von Andreas Aubert. Die Kunst VIII 2 (November 1906).
Das neunzehnte Jahrhundert im Spiegel der klassischen Dichtung des achtzehnten. Von Bernhard Suphan. Deutsche Rundschau 33, 2 (November 1906).
Oper der Lebenden, Die. Von Wilhelm Kleefeld. IV. Französische Neu-Romantik. Bühne und Welt. IX, 4 November 1906).
(Papst Gregor VII.) — Die Niederlage Papst Gregors VII. in Canossa, ihre Ursachen und Folgen. Essay von Karl Bruno Halse. Deutschland V, 2 (Nov. 1906).
Personenselbstfahrer in militärischer Benutzung. Von W. Stavenhagen. Die militärische Welt. II, 7 (Oktober 1906).
Plotin und Hegel. Von A. Döring. Preussische Jahrbücher 126, 2 (November 1906).
Renaissance der Marionette, Die. Von Paul Legband. Das literarische Echo. IX 4 (November 1906).
Rossetti, Dante Gabriel. Von Otto L. Jiriczek. Hochland IV, 2 (November 1906).
Schiessen aus Küstenbatterien gegen Kriegsschiffe, Über das. Von W. Stavenhagen. Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- u. Geniewesens. 1906, 10.
Schiller, Charlotte von. Von Amanda Sonnenfels. (Fortsetzung.) Magazin für Literatur des In- u. Auslandes 77, 1 (Oktober 1906).
Schumann, Robert, und Richard Wagner. Von Kurt Mey. Bühne und Welt. IX, 1 (Oktober 1906).
Städtebilder aus dem Nordwesten von Nordamerika. Auf Grund eigener Reisen von Prof. Dr. A. Oppel. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 29, 3 (Dez. 1906).
Traum und Kunst. Von Arthur Bonus. Kunstwart 20, 4 (November 1906).
van de Velde, Henry. Von Karl Scheffler. Kunst und Künstler V, 2 (November 1906).
Weimar und Jena. Von Karl Lamprecht. Kunstwart 20, 3 (November 1906).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Bändchen 87 und 118. Leipzig, B. G. Teubner.
Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.
Bjoernson, Bjoernstjerne, Mary. Roman. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Cläre Greverus-Mjoen. München, Albert Langen.
Boden, Friedrich, Über Moral und Religion vom Standpunkt der Geschichte und der Kunst. Ein Beitrag zur Philosophie der Persönlichkeit. Hamburg, Otto Meissners Verlag.
Boelicke, Walter, Über Freiheit und Liebe, Freude und Freundschaft. Zwei Essays. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Bölsche, Wilhelm, Was ist die Natur? Berlin, Georg Bondi.
Böttcher, Karl, Drei menschliche Tragikomödien. Einakterzyklus. Wegen Pressvergehen. — Dämonen. — Die berühmte Tragödie. Leipzig-Stötteritz, Max Zieger.
Brand, Karl, Festungs-Jeremiaden eines ehemaligen Feuerwerkers. Gedichte. Oberhausen (Rhld.), Karl Brand.
Brandes, Georg, Erinnerungen. Kindheit und Jugend München, Albert Langen.
Buchner, Dr. Wilhelm, Leitfaden der Kunstgeschichte. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Mit 281 in den Text eingedruckten Abbildungen. 10., sehr bereicherte Auflage. Essen, G. D. Baedeker.
Buber, Martin, Die Geschichte des Rabbi Nachmann. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening.
Charon. Monatsschrift. Dichtung, Philosophie, Darstellung. Herausgeber Rudolf Pannwitz und Otto zur Linde. III. Jahrgang. Heft 6 und 7. Leipzig, Charonverlag K. G. Th. Scheffer.
Cottasche Handbibliothek Nr. 131—140. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.
Croner, Else, Fontanes Frauengestalten. Berlin, F. Fontane & Co.
Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Im Auftrage des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst herausgegeben von Friedrich Curtius. 2 Bände. Mit zwei Bildnissen. 4. Abdruck. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Diez, Prof. Dr. Max, Allgemeine Ästhetik. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen.
Doberenz-Eberlein, M., Goldhaar. Roman. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Drachmann, Holger, Kirche und Orgel Eine Dorf-Elegie. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen. München, Albert Langen.
Drescher, Dr. Adolf, Kosmisches Leben im Werden und Vergehen. Spiralnebel und Sternhaufen. Ein Vortrag. Mainz, Kommissionsverlag Hermann Quasthoff.
Edel, Edmund, Berlin W. Ein paar Kapitel von der Oberfläche. Berlin, Boll & Pickardt.
Edwardson, Harald, Woher kam das Leben? Eine Abhandlung über die Herkunft, Entstehung und das Vergehen des Lebens. Mähr.-Ostrau, R. Papauschek.
Ehrenberg, Hermann, Handbuch der Kunstgeschichte. 6. Auflage, mit 314 in den Text gedruckten Abbildungen vollständig neu bearbeitet. Leipzig, J. J. Weber.
Eisler, Dr. Rudolf, Geschichte der Wissenschaften. (Webers Illustrierte Handbücher Band 256.) Leipzig, J. J. Weber.
Endres, Dr. Jos. Ant., Honorius Augustodunensis. Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens im 12. Jahrhundert. Kempten Jos. Köselsche Buchhandlung.

Erdmann-Jesnitzer, Selma, Bekenntnisse eines jungen Mannes. Novellen. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Etzel, Theodor, Der Rohrspatz. Ein neues Fabelbuch. Mit Zeichnungen von C. O. Petersen. München, Albert Langen.
Falk, Freya, Blüten. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Feder-Zeichnen. Vorlagen von K. Walter. Heft 1. Ravensburg, Otto Maier.
Fellner, Bruno, Verkauft! Lebensbild in vier Aufzügen. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Feucht, Paul, Wegwarte. Neues Fabel-A-B-C. Berlin, Modernes Verlagsbureau. Curt Wigand.
Findlater, Mary, Susan Crawford. Roman. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von E. v. Kraatz. Berlin, Albert Goldschmidt.
Fischer, Mathilde, Im Zeichen der Sitte. Novelle. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Friedens-Blätter. Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens u. Friedens. XI. Jahrg. Heft 2. November 1906. Würzburg, Göbel und Scherer. (Heinr. Klemmer.)
Fries, Carl, Gedichte. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Fuchs-Liska, Robert, Blinde Scheiben. Ein Skizzenbuch in Vers und Prosa. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Galland, Georg, Die Perleninsel. Eine nordische Mär. Buchschmuck von Franz Stassen, Leipzig, Abel & Müller.
Ganghofer, Ludwig, Damian Zagg. 1. bis 12. Tausend. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.
Gjellerup, Karl, Der Pilger Kamanita. Ein Legenden-Roman. 1. u. 2. Tausend. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt, Rütten u. Loening.
Goethe-Kalender auf das Jahr 1907. Göttingen, Dieterich.
Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. 29. Band. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.
Gregorovius, Ferdinand, Lucrezia Borgia. Nach Urkunden und Korrespondenzen ihrer eigenen Zeit. Mit einer Tafel und drei Facsimilebeilagen. 4. Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.
Grelle, Frido., Bühne und Welt. Schauspiel in vier Akten. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Gumppenberg, Hanns von, Das teutsche Dichterross in allen Gangarten vorgeritten. München, Georg D. W. Callwey.
Gurlitt, Ludwig, Erziehung zur Mannhaftigkeit. 3. Auflage. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.
Hamsun, Knut, Unter dem Halbmond. Reisebilder aus der Türkei. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Gertrud Ingeborg Klett. München, Albert Langen.
Harmonie-Kalender 1907. Musikalischer Haus- und Familien-Almanach für das Jahr 1907. Berlin, Harmonie. Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.
Heller, O., Luigia Merelli. Erzählung etc. Berlin, Albert Goldschmidt.
Hesse-Risch, Marie Luise, Hans von Degenberg. Historischer Roman aus dem XV. Jahrhundert. Marburg, N. G. Elwert.
Hoos, Ernst, Herbst. Schauspiel. Berlin, „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.
Hornig, F., Über Berg und Tal. Gedichte. Leipzig, Max Altmann.
Hübner, Otto R., Lichte Sommertage. Eine neue Sammlung dichterischer Gebilde. Dresden, C. A. Kochs Verlag.
Huch, Rudolf, Komödianten des Lebens. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co.
— **Friedrich,** Mao. Ein Roman. Berlin, S. Fischer.
Jekyll, Gertrude, Wald und Garten. Aus dem Englischen übersetzt von Gertrud v. Sanden. Leipzig, Julius Baedeker.
Immermanns Werke. 5 Bände. Herausg. von Harry Maync. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Joël, Käte, Frühlings-Einzug. Singspiel für 14–26 Kinder im Alter von 6—10 Jahren. Mit vier Abbildungen. Zürich, Artist. Institut Orell Füssli.
— Jahreswende. Einakter mit anschliessendem Reigen für 7 oder 15 Kinder. Mit drei Abbildungen und Musik. Zürich, Artist. Institut Orell Füssli.
— Ein Küchenabenteuer. Kleiner Einakter mit Musik für 3 Kinder. Zürich, Artist. Institut Orell Füssli.
— In der Rumpelkammer. Kleines Lustspiel für 20 Kinder von 6—12 Jahren. Mit einer Abbildung. Zürich, Artist. Institut Orell Füssli.
Keckeis, Gustav, Von jungen Menschen. Eine Erzählung. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.
Keller, Helen, Optimismus. Ein Glaubensbekenntnis. Autorisiert. Deutsch von Dr. Rudolf Lautenbach. 10. Auflage. Stuttgart, Robert Lutz.
— **Heinrich,** Streber. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Kiefer, Wendel, Feucht-fröhlicher Kling-Klang Magdeburg-N., R. Zacharias.
Kirchner, J., Kindheitsglaube und Liebesglück. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des schlesischen Dichters J. Chr. Günther. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Klingebeil, Hermann, Höchste Güter. Streifzüge eines Wahrheitsuchers. Berlin, Conrad Skopnik.
Kling-Klang-Gloria, Deutsche Volks- und Kinderlieder ausgewählt und in Musik gesetzt von W. Labler, illustriert von H. Lefler und J. Urban. Wien, F. Tempsky.
Klose, Bernh., Starke Nerven, Frischer Geist, Überströmende Lebensfreude durch Willensübungen. Magdeburg-N., R. Zacharias.
Koch, Max, Richard Wagner. I. Teil. 1813—1842. Mit drei Abbildungen. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Konrad, Karl, Eninchli. Götter- und Heldenlieder. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Kunstschatz, Der. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Lieferung 37—50 Stuttgart, W. Spemann.
Kürschners Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuch des Reichs und der Einzelstaaten. Bearbeitet von Gerhard Reuter. 1907. Mit Porträts, Flaggen-, Wappen- und Ordenstafeln. München, E. Ertel.
Lasswitz, Kurd, Was ist Kultur? Ein Vortrag. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.
Leixner, Otto von, Die letzte Seele. Aufzeichnungen aus dem 17. Jahrhundert. Leipzig, Georg Wigand.
Littmann, Leo, Gedanken in Liedern. Erlebtes und Durchlebtes in Gedichten. Leipzig, C. Grumbach.
Loosli, C. A., Bümpliz und die Welt. Bümpliz-Bern, A. Benteli.

Lombard, Louis, Betrachtungen eines amerikanischen Tonkünstlers. Einzig berechtigte Übersetzung des amerikanischen Originals. Berlin. Modernes Verlagsbureau. Curt Wigand.
Marti, Fritz, Die Schule der Leidenschaft. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel.
Massenbach, M. von, Schicksal. Dramatische Dichtung. Berlin, Modernes Verlagsbureau. Curt Wigand.
Melde, M., Gunnlöd. Ein dramatisches Gedicht. Wien, Wilhelm Braumüller.
Mentschel, Theo, Elbklänge. Ein Lieder-Zyklus. Berlin, Mod. Verlagsbur., Curt Wigand.
Mercier, D., Psychologie. I. Band. Aus dem Französischen übersetzt von L. Habrich. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung.
Merrick, Leonard, Die Sünde. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Anna Kellner. Berlin, Albert Goldschmidt.
Meyers Historisch-geographischer Kalender für 1907. Elfter Jahrgang. Leipzig. Bibliographisches Institut.
Meyers Kleines Konversations-Lexikon. 7. gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 130000 Artikel und Nachweise auf über 6000 Seiten Text mit etwa 520 Illustrationstafeln (darunter 56 Farbendrucktafeln und 110 Karten und Pläne) und etwa 100 Textbeilagen. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.
Michaelis, Karin, Der Mönch geht auf die Wiese. Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Stuttgart, Axel Junckers Verlag.
Misch, Robert, Kaltenbachs. Eine heitere Geschichte aus Berlin W. Neue illustrierte Ausgabe. 6. Tausend. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.
Mitteilungen der Musikalienhandlung Breitkopf & Härtel. Leipzig.
Möbius, P. J., Über Scheffels Krankheit. Mit einem Anhang: Kritische Bemerkungen über Pathographie. Halle a. d. S., Carl Marhold.
Moll, Dr. med. Albert, Der Hypnotismus. Mit Einschluss der Hauptpunkte der Psychotherapie und des Okkultismus. 4. vermehrte Auflage. Berlin, Fischers medizin. Buchhdlg.
Musik-Mappe, Die. Eine Sammlung von Original-Kompositionen moderner Meister nebst einer Textbeilage und weiteren vier Gratis-Notenbeigaben. Band I. Heft 26. Salonstücke. Leipzig, W. Vobach & Co.
Najmájer, Marie v., Hildegund. Ännchen von Tharau. — Der Goldschuh. Dramatischer Nachlass. Wien. Wilhelm Braumüller.
Naumann, Gustav, Vom Lärm auf dunkeln Gassen. Berlin, S. Fischer.
Nebelong, Edith, Madame Gioconda. Roman. Stuttgart, Axel Juncker.
Olfers, Sibylle von, Etwas von den Wurzelkindern. Ein neues Bilderbuch. Esslingen, J. F. Schreiber.
Ompteda, Georg Freiherr von, Ein Glücksjunge. Roman. Berlin, Egon Fleischel u. Comp.
Ortmann, Reinhold, Reine Hände. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt.
Oertzen, Georg von, Aus den Papieren eines Grüblers. Freiburg (Baden), J. Bielefelds Verlag.
— Memoiren des Zufalls. Freiburg (Baden), J. Bielefelds Verlag.
Paap, W. A., Max Dannenberg. Roman. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Palten, Robert, Vom „Dr. Hons" und andere Wiener Geschichteln und Gedichteln für alle Freunde echten Wiener Humors. Band 1—2. 2. Auflage. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Perfall, Karl von, Um die Familie. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Pistorius, Fritz, Aus den Unglückstagen von 1806. Kriegserlebnisse eines preussischen Jungen. Berlin, Trowitzsch & Sohn.
Popper, W., Kleine Münze. Skizzen und Parabeln. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Presber, Rudolf, Von Kindern und jungen Hunden. 1. Auflage. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.
Prydz, Alvilde, Das gelobte Land. Roman. Allein berechtigte deutsche Ausgabe von Heinrich Zschalig. Dresden, Heinrich Minden.
Reicke, Der eigene Ton. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Revel, H. A., Ihr Problem. Die Geschichte des sexuellen Problems Einer. 1.—2. Aufl. Leipzig, Scholz & Maerter.
Reventlow, Graf E., Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner. 8. Auflage. München, J. F. Lehmanns Verlag.
Roda Roda, Eines Esels Kinnbacke. Schwänke und Schnurren. Satiren und Gleichnisse. München, Albert Langen.
Röhrig, Karl, Unter der Fahne des ersten Napoleon. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel Verlag.
Rudloff, Erich, Vom Wege. Gedichte. Magdeburg-N., R. Zacharias.
Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung anderer herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. XXIX. Jahrgang. Heft 3. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Salter, Siegbert, Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer. Band II: Die Rothschilds. Berlin, Arnold Heyne.
— Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer. Band III: Ferdinand Lassalle. Berlin, Arnold Heyne.
Schanz, Frida, Gedichte. Gesamtausgabe. Bielefeld, Velhagen & Klasing.
Schlaf, Johannes, Kritik der Taineschen Kunsttheorie. Wien, Akademischer Verlag.
Schlicht, Freiherr von, Mobil. Roman. München, Albert Langen.
Schmidtbonn, Wilhelm, Der Heilsbringer. Eine Legende von heute. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Schroeder, C., Unter sengender Sonne. Roman. Dresden, C. Heinrich.
Schubart, Arthur, Hochlandskämpfe. Geschichten. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.
Schultzky, O. (Wiesbaden.), Schauspiele 4. Bd. Mainzer Verlags-Anstalt u. Druckerei A.-G.
Schweiger-Lerchenfeld, A. Freiherr von, Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben. Mit 41 Tafeln und 614 Text-Abbildungen. In 40 Lieferungen. Lieferung 31—35. Wien, A. Hartlebens Verlag
Seewald, Wilhelm von, Geschick und Wille. Morena. Familien-Tragödie in fünf Aufzügen. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Semmig, Berta Jeanne, Silhouetten. Altenburg, Stephan Geibel.
Sieburg, Erich, Verlorene Spiele. Drei Studien. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand
Sienkiewicz, Heinrich, Auf dem Felde der Ehre. Roman aus der Zeit des Königs Johann Sobieski. Mit 6 Vollbildern von B. Konrad. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria".
Sinclair, Upton, Der Industriebaron. Geschichte eines amerikanischen Millionärs. Autorisierte Übersetzung aus dem Amerikanischen. Hannover, Adolf Sponholtz Verlag.
Sommer, Anna, Heimweh. Roman. 2 Bde. Berlin, Gebr. Paetel.
Spemanns Alpen-Kalender für 1907 Stuttgart, W. Spemann.

Spemanns Kunst-Kalender für 1907. Stuttgart, W. Spemann.
Spemanns historischer Medizinal-Kalender für 1907. Bearbeitet von Prof. Dr. J. Pagel und Prof. Dr. J. Schwalbe in Berlin. Stuttgart, W. Spemann.
Spiess, Karl von, Von den Ufern des Lebens. Wien, Akademischer Verlag.
Steffen, E., Sternschnuppen. Hundert Bilder, Skizzen und Gedanken. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Stegemann, Die als Opfer fallen. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Stein der Weisen, Der. 19. Jahrgang 1906. Heft 22. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Strauss und Torney, Lulu von, Der Hof am Brink. Das Meerminneke. Zwei Geschichten. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Streuvels, Stijn, Sommerland. Novellen. Autorisierte Übersetzung aus dem Vlämischen von Martha Sommer. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Susmann, Walter, Gedichte. Stuttgart, Axel Juncker.
Traducteur, Le. Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. XIV. Jahrgang. No. 19. 20. 21. 22. La Chaux-de-Fonds (Schweiz).
Translator, The. Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. III. 1906. No. 19. 20. 21. 22. La Chaux-de-Fonds (Schweiz).
Über das eheliche Glück. Erfahrungen, Reflexionen und Ratschläge eines Arztes. Wiesbaden, J. F. Bergmann.
Verne, Julius, Der Goldvulkan. Autorisierte Ausgabe. 2 Bde. (Kollektion Verne. Bd. 89.) Wien, A. Hartlebens Verlag.
Viereck, Georg Sylvester, Ninive und andere Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachflgr.
Volland, Hans, Eigner Herd. Eine Sittengeschichte. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Vorwerk, Dietrich, Wipfelrauschen. Gedichte. Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.
Wagner, Christian, Warmbronn. Ein Blumenstrauss. Gedichte. Mit Bildern. Schwäb.-Hall, Wilhelm Germans Verlag.
Wassiliew, Zina, Vreneli und Joggeli. Abenteuer in den Schweizerbergen. Ein buntes Bilderbuch von 24 Quartseiten. Bern, A. Francke.
Wegner-Zell, Bertha, Lebende Bilder. Geschichten für die Jugend. Mit 4 farbigen Vollbildern und andern Illustrationen. Stuttgart, Levy & Müller.
Weitz, Hans, Gott und die Götter. Ein nordisches Lied. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Werkkunst, Die. II. Jahrgang. Heft 1. 2. Berlin, Otto Salle.
Wied, Gustav, Tanzmäuse. Ein Satyrroman. Autorisierte Übersetzung von Ida Anders. Stuttgart, Axel Juncker.
Wilde, Oscar, Dorian Grays Bildnis. Deutsch von Felix Paul Greve. (10.—12. Tausend.) Neue, billige Ausgabe. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
Wulffen, Staatsanwalt Dr. Erich, Ibsens Nora vor dem Strafrichter und Psychiater. Halle a. S., Carl Marhold.
— Kriminalpsychologie und Psychopathologie in Schillers Räubern. Halle a. S., Carl Marhold.
Zabel, Rudolf, Meine Hochzeitsreise durch Korea während des russisch-japanischen Krieges. Mit Titelbild, einer Karte und 200 Abbildungen im Text, zumeist nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel.
Zillenius, Der Wille. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Antonio Fogazzaro

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXX. Band. — Februar 1907. — Heft 359.

(Mit einem Portrait in Radierung: Antonio Fogazzaro.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Antonio Fogazzaro

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXX. Band. — Februar 1907. — Heft 359.

(Mit einem Portrait in Radierung: Antonio Fogazzaro.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Siegerin Zeit.

Roman

von

Mite Kremnitz.

— Berlin-Wilmersdorf. —

(Fortsetzung.)

XI.

Der regierende Fürst hatte eigentlich der Ansicht gehuldigt, des Kriegsministers Entlassungsgesuch müsse abgelehnt werden. Laskar Toleadu war ihm sympathisch, er hielt ihn auch für einen ausgezeichneten Minister; sollte der Staat ihn wegen einer Liebesaffaire verlieren? Es sprach doch eigentlich nur für Toleadus Bedeutung und Persönlichkeit, wenn die reichste Erbin des Landes sich so in ihn verliebt hatte, daß sie ihn um seine Hand gebeten, und wenn eine vernünftige Frau sich seinetwegen umbrachte.

Im Ministerrate herrschte freilich eine andere Auffassung der Frage; Meri, der Minister des Innern, meinte, es könne während der Beerdigungsfeier zu Straßendemonstrationen kommen, wenn Toleadu Minister bliebe. Die öffentliche Meinung sei sehr erregt und nenne ihn unverhohlen den perfiden Mörder der Baronin Dalmo. Jedenfalls würde er, Meri, auch nicht eine Stunde länger Kollege eines Toleadu bleiben. — Das klang ernst, aber Meri war ein Heißsporn und sagte leicht ein Wort zu viel.

Die übrigen Minister drückten ihre Antipathie zahmer, aber dennoch ziemlich deutlich aus, so schob der Fürst die Entscheidung heraus. Seine eigene Meinung war aber stark erschüttert worden, und er begann mit der Möglichkeit zu rechnen, daß Toleadu ersetzt werden müßte, vielleicht konnte seine Kraft indessen in einer anderen Stellung der Regierung erhalten bleiben.

Weit unentschiedener als der Fürst war das Ehepaar Laroche. Sie quälten sich, seit sie vom Selbstmord der Baronin Dalmo erfahren, damit,

ob sie Hella gegenüber die im Umlauf befindlichen Gerüchte erwähnen sollten? Anna würde die Verlobung am liebsten aufgelöst haben. Laroches fühlten sich unschuldig an allem Vorgefallenen, aber sie hatten das ganze Odium zu tragen; in jedem Blick lasen sie einen Vorwurf.

Alexander hatte nicht gewußt, wie er aus dem Landtage kommen sollte, so peinlich war ihm der Auftritt gewesen, Anna war sogar von einem Journalisten, als sie in ihren Wagen hatte steigen wollen, fast beleidigt worden. Gut, daß einige Polizisten herbeigeeilt und den Weg frei gehalten hatten. Bis jetzt schob Hella dies alles auf eine rein politische Erregung, sie hielt es für erbitterten Parteikampf, und es erfüllte sie mit einem berauschenden Wohlgefühl, daß auch sie, als künftige Frau eines hervorragenden Staatsmannes, so viel Wichtigkeit erlangt habe. Sollte man Hella in diesem Glauben lassen?

Bis zum Abend konnte das Ehepaar zu keinem Entschlusse kommen; als aber die Abendzeitungen hereingebracht wurden und in jeder eine neue, unangenehme Version des „neuesten Skandals" enthalten war, stieg ihre Erregung. Ohne daß man Namen nannte, wurde die Verlobung Toleadus als Veranlassung zum Selbstmord der Baronin hingestellt. Anna erklärte, Laskar dürfe fürs erste nicht zu ihnen ins Haus kommen, das sei man der öffentlichen Meinung schuldig. In demselben Augenblicke fuhr aber sein Wagen schon vor. Laroches waren so verblüfft, daß sie kaum die Geistesgegenwart hatten, die den Minister wütend angreifenden Zeitungen unter die herabwallende Decke eines Tisches zu werfen.

Auch nicht die geringste Spur des Erlebten war im Antlitz des Fürsten zu entdecken; er sah genau so aus wie vor drei Tagen. Dem Ehepaar Laroche fiel eine Last vom Herzen, es war fast, als hätten sie die Landtagssitzung und die Zeitungsartikel nur geträumt. Fürst Laskar meinte, er entsänne sich kaum eines so kalten Februar; nur einmal, aber es sei freilich schon lange her, hätten er und sein Bruder gerade am Aschermittwoch einen großen Schneemann verfertigt . . . Übrigens erinnere ihn die Statue, die dort hinten in der Ecke stehe, und die er zum erstenmal betrachte, in Haltung und Bewegung peinlich an jenen Schneemann! Anna protestierte, etwas gezwungen lachend, gegen dies Urteil, nannte ihn einen Barbaren, da er das Meisterwerk eines jungen, von ihr protegierten Künstlers einem Schneemann vergliche! . . . Natürlich brachte Laskar das Gespräch auf Hella, seine lichte Herrin, sollte sie zu allen Eigenschaften auch noch die liebenswürdigste der Frau — immer zu spät zu kommen, besitzen? Oder mußten die Puppen erst zu Bett gebracht werden, ehe die junge Dame zum Essen erschiene?

Anna meinte, Spott wäre hier gar nicht angebracht, sie hätte ihre Lieblingspuppen noch mit in die Ehe gebracht, und Hella habe in einem verborgenen Winkel ihres Herzens sicher noch mehr, als er ahne, für die süßen Lieblinge ihrer Kindheit übrig.

In demselben Augenblick trat sie ein; sie hatte aus Kinderei, die sie für witzig hielt und die ihr großen Spaß gemacht hatte, eine schwarze Toilette angelegt.

„Ich traure um meinen Minister," rief sie mit ihrer unwiderstehlichen Sicherheit und machte ihm eine tiefe Verbeugung. „Aber Sie werden die Leute doch Raison lehren — niederschießen muß man die Schreier!"

An der Miene der Geschwister merkte sie, daß sie irgend eine wunde Stelle berührt, und fuhr nun doppelt lebhaft fort: „Ich hielt Sie bisher für einen Menschen, Fürst Laskar, wenn auch für einen besonders vollkommenen! Jetzt habe ich erfahren, daß Sie unerreichbar über uns stehen, daß die Hölle Ihnen huldigt! Nun werd' ich mich bemühen, eine Teufelin zu werden! Und dann wollen wir vereint die Welt regieren, gänzlich unbekümmert um die Narren, die sich selbst entleiben."

Ein eisiger Hauch fuhr durchs Zimmer. Was wußte sie?

„Miß Hella," sagte Laskar schnell mit erzwungener Ruhe, „wie konnten Sie in einen so wenig für Damen berechneten Raum wie den Landtag gehen?"

„Um Sie zu bewundern," unterbrach sie ihn.

Er fuhr unentwegt fort: „Mir ist nichts so zuwider wie Frauen, die sich für Politik interessieren — und nun 'gar Mädchen! Wenn Sie mich mit Ihrer Gnade auch ferner verwöhnen und auf meine Wünsche Rücksicht nehmen wollen, Miß Hella, so tun Sie hinfort, als gäbe es kein Gebäude, das Ministerium oder Landtag heißt!"

Ihr war, als ob eine feste Hand sie ergreife, und nie war er ihr so anbetungswürdig erschienen wie in diesem Augenblicke.

Das war ein Mann, ein Gebieter! Es war das höchste Frauenglück, sich von einer so starken Hand führen zu lassen, er würde alle Feinde meistern.

„Muß ich mich nun umziehen?" fragte sie wie ein gescholtenes Kind, „oder darf ich so bleiben?"

Er lächelte versöhnt; sie konnte aus ihm doch machen, was sie wollte, gut, daß sie es nicht ahnte. Besser aber noch war, daß sie nicht ahnte, was der Opposition gegen ihn zugrunde lag! Er stellte sich vor, daß dies temperamentvolle Kind alles erfahren könnte — sie würde keinen Augenblick zögern, sich von ihm loszusagen, ihn zu verdammen! Aber vor ihren keuschen Mädchenohren konnte man seine Beziehung zu Hortense doch nicht erwähnen? Laroches selbst hatten Interesse daran, sie totzuschweigen.

Laskar bat sie, in dieser reizenden Toilette zu bleiben; er nähme an, sie habe die zarte Aufmerksamkeit, die Familientrauer, die durch den Tod seines Vetters Dalmo und den seiner Frau über ihn gekommen, zu teilen, obgleich er noch nicht das Recht hätte, sie darum zu bitten.

Alexander blieb mit offenem Munde vor dieser Sicherheit, vor diesem gesellschaftlichen Takte Laskars. Anna ergriff mit weiblicher Klugheit das Rettungstau und sprach mit ihm über das tragische Ereignis; ihr traten dabei die Tränen in die Augen: welch furchtbarer Schlag für den Sohn, beide Eltern zugleich zu verlieren, der arme junge Mann.

Hella nahm nun an der Unterhaltung teil; als kleines Mädchen hatte sie mit Henri Dalmo Tanzstunde gehabt, er war immer ihr besonderer Freund und Vertrauter gewesen, obgleich viel älter als sie! . . Viel älter? Es fiel Laskar unangenehm auf, wie jung Hella, als nun mit tödlicher Sicherheit berechnet wurde, Henri sei fast vier Jahre älter — in den Kinderjahren erscheine das schwerwiegend. Hella meinte scherzend: „Vier damals war mehr als dreißig jetzt!“ Laskar fragte, ob das etwa heißen solle, in seinen Jahren falle man wieder in die Kindheit. Hella entgegnete: er wisse nur zu genau, daß sie ihn gar nicht hätte lieben können, wenn er ihresgleichen gewesen wäre . . . Anna sprach von Henris schrecklich langer Fahrt, von Reisen überhaupt und fragte schließlich, wohin Laskar seine Hochzeitsreise machen wolle. Er entgegnete, seinen Neigungen entspreche die in Tzarigrad übliche großartige Hochzeitsfeier mit sofortiger Abreise nicht, sein Ideal sei, vorher fortreisen und eine Trauung auf einer Gesandtschaft in Wien oder Paris.

Anna war feinfühlig, wo es ihr eigenes Interesse galt; nichts konnte ihr erwünschter sein, als wenn diese Hochzeit im Auslande stattfände. Sie ging begeistert auf Laskars Worte ein, stimmte ihm ganz bei, auch sie hätte sich eigentlich eine kleine stille Hochzeit im Auslande gewünscht, aber ihre Eltern wären zu konventionell gewesen. Alexander fiel ein, ihre Hochzeit wäre aber eine besonders schöne gewesen — Anna stieß ihn unter dem Tische an, er merkte es aber nicht.

Hella hatte sich bisher eine große Schaustellung, sowohl bei der standesamtlichen wie bei der kirchlichen Trauung, gewünscht, aber Laskars Vorschlag, der wie ein plötzlicher Einfall klang, gefiel ihr. Während des Diners wurde er scherzhaft ausgesponnen, aber ehe der Abend verronnen, war alles festgesetzt und Hella begeistert von der geplanten Hochzeitsfeier in dem ihr unbekannten Paris. Für ihre Toiletten, für Ausstattung und Einrichtung konnte es keinen besseren Ort geben. Schließlich begriff sie nicht, daß sie je etwas anderes gewünscht hatte. Der Figaro würde zwei Spalten mit ihrer Trauung füllen, und welch andern Widerhall würde sein Bericht finden als ein in Tzarigrad gedruckter! Laskar war genial; sie war überschäumend vor Freude und stimmte in jugendlicher Ungeduld dafür, daß man möglichst bald abreise. Es wäre die richtige Antwort auf die beleidigende Kammerverhandlung. Aber Laskar wünschte nicht, daß die Abreise in den Augen irgend eines Menschen den Charakter einer Flucht bekam. Er überlegte: die Beerdigung des Dalmoschen Ehepaares war auf Sonnabend festgesetzt. Wenn Laroches denselben Mittag ab-

reisten, war es zeitig genug. Käme es zu Straßenkundgebungen während der Beerdigung, der er jedenfalls beiwohnen mußte, so war Hella schon unterwegs. Was sie davon erführe, könnte man als Zeitungsgewäsch hinstellen. Infolgedessen meinte er seiner Braut gegenüber, eine gar zu plötzliche Trennung würde ihm zu schmerzlich fallen, er bäte doch noch um einige Tage des Glücks. Sie sei augenscheinlich ein kleiner Eiszapfen.

Einen Augenblick starker Enttäuschung verspürte Hella, als sie im Laufe des Gesprächs erfuhr, Laskar habe seine Entlassung als Minister eingereicht. Sie fuhr förmlich auf, das sei feige, wenn man vor solchen Angriffen zurückwiche! Laskar wiederholte seine Bitte, seine reizende Braut möge sich nicht mit politischen Dingen den Magen verderben. Er sah, daß sie bitter enttäuscht war, und fragte sich bang, ob seine Stellung ihr lieber gewesen als seine Person? Sollte ihr phantastischer Kopf sich eine politisch einflußreiche Rolle gewünscht haben? Sollte irdische, weltliche Berechnung in seinen Lebenstraum hineingespielt haben?

Hella empfand seine Zurechtweisung diesmal nicht als einen wonnigen Schauer, sie lehnte sich dagegen auf. Vor allem aber empörte es sie, daß er nicht Minister geblieben, ihr war, als müsse sie weinen. Sie konnte es nicht vertragen, ihn unterliegen zu sehen!

„Ich möchte nicht Laskar Toleadus Frau sein," sagte Anna zu ihrem Manne, als sie beide allein geblieben waren.

„Warum nicht," entgegnete er höchst erstaunt, „er ist ja über alle Maßen verliebt in Hella!"

„Verliebt vielleicht, aber ich glaube, er hat überhaupt kein Herz!" meinte sie mit einer bei ihr nicht häufigen Entschiedenheit. „Sieh, wir alle wissen ja nur zu genau, wie er mit der armen Hortense stand, sie ist noch nicht vierundzwanzig Stunden tot, und er denkt überhaupt nicht mehr an sie. Ich verlange gewiß nicht, daß man einer Frau ewig nachtrauere, aber dies ist mir zu cynisch!"

Alexander war anderer Meinung; er hatte aus Laskars Benehmen nur ersehen, daß zwischen Toleadu und Hortense eine rein verwandtschaftliche Zuneigung bestanden habe, nichts anderes. „Ihr Frauen seid alle romantisch und bildet euch ein, das ganze Leben drehe sich um Liebe und Leidenschaft," schloß er seine Erwiderung, „dadurch werdet ihr kurzsichtig und einseitig!" Er war in der Freude, daß seiner Schwester Hochzeit im Auslande stattfinden sollte, ganz gesprächig geworden.

Nichts konnte ihm angenehmer sein, auch in rein praktischer Beziehung. Obgleich, oder weil er sehr begütert war, gab Laroche ungern größere Summen für unnötige Dinge aus und hatte sich schon in peinlicher Verlegenheit vor seinem eigenen Gewissen befunden, ob er die Hochzeit auf seine oder Hellas Kosten ausrichten sollte. Nun fiel diese Schwierigkeit überhaupt fort, und Laskars Vorschlag einer Trauung im Auslande schien eine wahre Erlösung. Nichts ist so angenehm wie Takt,

Laskars Takt war allen Lagen gewachsen, und Anna konnte diesen zartfühlenden Mann herzlos nennen!

XII.

Natürlich hatten sich viele am Bahnhofe eingefunden, um den jungen Dalmo zu empfangen; die meisten aus wirklicher Teilnahme, manch einer aber auch aus Neugier und Sensationslust. Damen und Herren, mehr als dreißig Personen, die ihm verwandt waren, standen auf dem Perron flüsternd zusammen; eine alte Großtante weinte laut vor Erregung: „Wie wird der arme Junge es ertragen! Denkt nur dies Kind! So plötzlich ist alles für ihn vorbei!" Die ganze Stadt sprach heute noch mehr als gestern von Dalmos, sie waren das Ereignis des Tages.

Henri hatte schon unterwegs telegraphisch die Nachricht von einer Erkrankung seiner Mutter erhalten, einige Stunden später die ihres Ablebens. Er faßte es aber nicht, es schien zu viel; zwei Unglücksfälle innerhalb von vierundzwanzig Stunden! Es war ihm, als sei er nur im Traum. Fast zwölf Stunden war er in dieser Verfassung auf der Eisenbahn weitergefahren; er wußte nicht, ob Wochen, Tage oder nur Stunden vergangen, seitdem er die letzte Nachricht erhalten — er fühlte sich wie eine Maschine oder wie ein Stück Holz.

Als er am Bahnhof seine Onkel, Tanten, Vettern, Cousinen, alte Freunde des Hauses erblickte, alle mit dem Abzeichen tiefer Trauer, brach er, nachdem er halb irren Auges sie angestarrt, lautlos zusammen. Eigen, daß das Äußerlichste, Kreppschleier, ein Chaos schwarzer Gestalten, verweinte Frauengesichter, ihn um die letzte Kraft, mit der er sich bisher aufrecht gehalten, brachte. Er hatte im ganzen Leben niemand ihm Nahestehenden verloren. Als er aus der Ohnmacht erweckt, immer noch im Eisenbahncoupé, all die bekannten Gesichter um sich sah, starrte er wie von Sinnen auf sie. Und dabei wußte er das Schlimmste, den freiwilligen Tod der Mutter, noch nicht. Er schien auch nicht imstande, noch etwas zu erfassen.

Auf seines Onkels Arm gestützt, verließ er den Waggon — ein großer Kreis von Neugierigen hatte sich um die durch ihre Trauerkleidung erkenntliche Schar der Zugehörigen gebildet, und es ging wie Murmeln durch die Menge. „Der arme junge Mann!" und „So bleich und schön!" Er merkte nichts von allem; man umarmte ihn, die Damen und selbst viele Herren weinten, keine Träne trat in sein großes schwarzes Auge; wachsgelb, aber hochaufgerichtet in seiner ganzen jugendlichen Schlankheit bewegte er sich von einem zum andern — es war rein mechanisch. Schließlich saß er im Wagen mit seinem Onkel. Es war vorher unter den Verwandten abgemacht worden, daß er mit dem Bruder der Mutter ins Trauerhaus fahren sollte, und unterwegs solle er das Notwendige erfahren . . . „Noch mehr?" fragte sich Henri, als

der Onkel die einleitenden Worte gesprochen. „Was konnte es denn eigentlich noch geben?“ „Alles Vermögen verloren und öffentliche Schande,“ fuhr ihm durch den halb irren Sinn. Ja, es gibt immer noch mehr an Unglück, immer noch mehr, wenn man es erschöpft zu haben meint, nur das Glück ist leicht erschöpft, ist ganz flach; „ganz flach,“ murmelte er vor sich hin. Der Onkel glaubte einen Augenblick, der Junge spräche irre, aber er merkte bald, daß er mit gespanntester Aufmerksamkeit ihm folgte. Und doch schien er nicht zu verstehen, schien es nicht zu fassen, daß seine Mutter freiwillig aus dem Leben geschieden sei! Ihm fehlte ein Ring in der Kette, seine Logik versagte, er konnte den Sprung von seiner bisherigen Auffassung in eine so andere Wirklichkeit nicht machen! . . Bei den Zweifeln seines Neffen fing der Onkel an, von den Verdachtsgründen zu sprechen, von den Gerüchten, welche die Stadt durchschwirrten. Junge Gemüter neigen zum Glauben an Geheimnisvolles. Es war ein Mord, kein Selbstmord! Das stand in Henris Seele fest. Ihm war, als sähe er im Dunkel der Nacht vermummte Gestalten die Hintertreppe zu seiner Mutter Schlafzimmer hinaufschleichen — gedungene Mörder, wie er sie in Theaterstücken erblickt, und nun kam er, der Sohn, um sie zu rächen . . .

Aber wer konnte ein Interesse an ihrem Tode haben? Das Blut stieg ihm in die Wangen; er war ein anderer, als er aus dem Wagen ausstieg und die Treppe hinaufeilte . . . Unten im großen Saal erwartete ihn der Polizeidirektor, der ihm den gleich beschlagnahmten Brief seiner Mutter nun feierlich und vor Zeugen aushändigen wollte. Aber Henri war eben wieder zusammengebrochen — die entseelte Hülle beider Eltern, das war zu viel, es war selbst für Fremde überwältigend, dies Totenhaus in seiner düstern Pracht, in ein Treibhaus verwandelt!

Es war kein junger Mann, es war ein hülfloses Kind, das hinten im kleinen Boudoir in der alten Fanny Armen lag.

„Mama kann es nicht freiwillig getan haben,“ stöhnte er. „Es ist ein Mord; liebe einzige Fanny, sie ist gemordet worden!“

Fanny sagte nicht ja noch nein. Ihr Herz zog sich zusammen: O, hätte Hortense dies gesehen, dies arme, schmerzverwirrte Kind! Dann flößte sie ihm flüssige Nahrung ein, sprach zärtliche Worte und sagte schließlich: „Warte nur noch eine halbe Stunde, dann sind die andern fort, dann dürfen wir weinen und klagen! Geh hinunter, sei Mamas tapferer Sohn, das da unten ist ja Komödie, spiele sie zu Ende!“ . . .

Wie die einfache Frau in ihrer großen Liebe die richtigen Worte fand!

Er vermochte es, sich aufzuraffen, er ging mitten durch all die schwarzen Gestalten, jedem, der ihm die Hand ausstreckte, sie dankbar schüttelnd, hinab zu der feierlichen Übergabe des Briefes, auf die eigentlich die ganze Stadt in Spannung wartete.

Henri öffnete mit zitternder Hand das versiegelte Kuvert, der

Polizeidirektor reichte ihm ein Messer — aber er hatte es schon aufgerissen. Er las, er las zweimal die eine beschriebene Seite, die ihm das Unbegreifliche erklären sollte.

Er wußte, daß alle erwarteten, er solle es laut lesen. Aber ihm stieg etwas in die Kehle, ihm wurde so merkwürdig zu Sinn, er öffnete die Lippen — kein Laut wollte sich lösen. Es war ein Krampf; er schluckte und schluckte, er fand keine Stimme, keinen Ton. — Sie hatte es freiwillig getan! Großer Gott!

So reichte er wortlos dem Polizeidirektor seiner Mutter Brief. Dieser überflog erst einmal rasch den Inhalt. Es war eine atemlose Stille im Saale, hunderte hatten sich hineingedrängt. Henri sah, hörte und fühlte nichts. Er schaute nur immer geradeaus, wo sich etwas bewegte, irgend etwas, Gott weiß was. War es ein Schleier am Hut einer Dame, war es der Pendel einer Uhr — es ging immer hin und her, her und hin.

Der Brief der Baronin Dalmo wurde nun zur öffentlichen Kenntnis genommen, zwei Schreiber kopierten ihn — halblaut las der Polizeidirektor; nein, es war seiner Mutter Bruder. Der Kopf war ihm ganz steif im Nacken geworden, Henri konnte ihn nicht wenden. Er hörte jetzt das einfache Wort, das ihm die Fassung geraubt: „Mein geliebter Sohn“. Wie oft hatte sie ihn so angeredet, wie oft — und nun klang es so ganz anders, nun war es das letzte Mal und drang zu ihm von jenseits des Grabes . . . Große Tränen sammelten sich in seinen Augen, aber er konnte sich nicht rühren, um sie fortzuwischen, sie rollten über die bleichen Wangen, denn die Augen blickten immer noch starr auf das, was sich da hinten bewegte — immer hin und her, her und hin. Hätte er etwas sagen können, hätten seine Lippen wohl geformt: „Hin und her, her und hin.“ Es war ihm, als ob er das sagen mußte.

Frau Meri, seiner Mutter Freundin, stand in der ersten Reihe der Damen, die das Zimmer anfüllten. Sie wandte keinen Blick von Henri. Wie hatte Hortense je sagen können, ihr Sohn habe kein Herz! Oder hatte er es jetzt, wo es zu spät war, erst gefunden? Waren sein Herz und seine Seele erst in dieser Stunde geboren oder wenigens entwickelt worden? Dies arme, von Schmerz zermarterte junge Antlitz — man mußte weinen, wenn man es ansah!

„Mein geliebter Sohn!

Ich habe Dir den Schmerz angetan, von Dir zu gehen, um Dir den größeren Schmerz meines langsamen, qualvollen Todes zu ersparen. Seit dem vorigen Sommer weiß ich, daß ich eine unheilbare Krankheit in mir trage; ich habe es mir in Wien und Paris von anerkannten Ärzten bestätigen lassen. Solange Dein Vater mich brauchte, habe ich nicht an mich gedacht, jetzt denke ich an mich. Aber auch an Dich und beschleunige

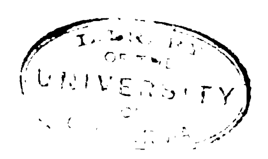
meine Erlösung. Du bist freilich noch sehr jung, mein heißgeliebtes Kind" — wieder schien es Henri, als müsse er aufschluchzen, aber der Krampf in seiner Kehle hielt qualvoll an — „aber Deiner Eltern treue Freunde werden auch Dich nicht verlassen. Unter ihnen ist der treueste Laskar Toleadu, an ihn verweise ich Dich!" . . . Wie ein lautes Staunen ging es durch die Versammelten. Henri merkte jedoch nichts davon — „Auf ihn kannst du bauen wie auf den Herrgott im Himmel. Toleadu hat durch mehr als zwanzig Jahre mit Deinem Vater und mir Freud und Leid geteilt; er wird auch über Deiner Jugend wachen. Ihm lege ich Dich ans Herz" . . . Dann kamen kurze Angaben über Vermögensbestimmungen, die alte Fanny wurde ihm noch empfohlen, und schließlich wurde die Unterschrift „Deine Dich namenlos liebende Mutter Hortense Dalmo" verlesen.

Henri stand noch immer regungslos da, aber die Spannung wich aus seinen Zügen. Aller Anwesenden hatte sich eine mehr oder minder große Überraschung bemächtigt. Der Inhalt des Briefes brachte die meisten in starke Bewegung, und man beachtete kaum, daß Henri wieder nach oben gegangen war. Einige äußerten laut ihre Entrüstung, daß der Brief nicht eher geöffnet, daß die öffentliche Meinung irre geführt, Toleadu direkt verdächtigt habe. Frau Meri ersah aus diesen Zeilen nur eine unangebrachte Großmut ihrer Freundin, sie erklärte laut, für sie würde Laskar immer der Mörder von Hortense bleiben. Eine zweite Dame ekstasierte sich über die edle Tote: „Ja, das ist Frauenliebe! Sterbend entschuldigt sie noch den geliebten Mörder!" —

Bei den Fernerstehenden machte sich ein starkes Gefühl von Enttäuschung geltend. Man hatte etwas Sensationelles erwartet, für die morgige Beerdigung waren große Manifestationen in Aussicht genommen — nun hatten die keinen rechten Vorwand! Außerdem empfanden viele ein Gefühl von Demütigung; sie hatten sich eines groben Irrtums schuldig gemacht, als sie Laskar Toleadu in Acht und Bann getan.

In der peinlichsten Lage befand sich der Polizeidirektor. Er hatte, wie er beabsichtigt, wirklich am nämlichen Morgen bei seiner Meldung dem Fürsten das Schriftstück vorgelegt, durch das Toleadu anerkannte, die Gerichtssiegel erbrochen zu haben. Es hatte entschieden Eindruck gemacht, wenn der Fürst auch, vornehm und zurückhaltend wie immer, sofort mit Bestimmtheit gesagt hatte: Wenn Toleadu sich auch entschieden in der Form verfehlt habe, der Beweggrund, der ihn zu solch außerordentlichem Schritt getrieben habe, könne nur in einer Rücksicht auf die Verstorbene liegen. Der Polizeidirektor hatte darauf betont, die öffentliche Meinung bezichte ihn unverhohlen als den wenigstens moralisch Schuldigen.

Seitdem hatte der Fürst, wenn auch in schmeichelhaften Formen, das Entlassungsgesuch des Ministers angenommen. Der Polizeidirektor wußte, daß sein Dokument den Ausschlag gegeben. Sollte er jetzt dem Fürsten



die neueste Phase, in die die Sache getreten, melden? Nein, lieber nicht. Denn das Faktum, daß Toleadu die Siegel erbrochen hatte, blieb doch bestehen. Was Hortense in einer letzten ironischen Laune, oder in Edelmut, wie Frau Meri meinte, auch niedergeschrieben hatte, kein Faktum wurde dadurch umgestoßen. An die Fabel ihrer Krankheit glaubte niemand.

XIII.

Es war spät am Abend. Laskar Toleadu hatte es nicht für richtig gehalten, zu Henris Empfang ins Dalmosche Haus zu gehen. Er würde ihn ja bei der Beerdigung sehen. Die Gerüchte, welche die Stadt seit drei Tagen durchschwirrten, hatten sich zu einer feindseligen Atmosphäre verdichtet, die er gar nicht mehr ignorieren konnte. Es war ein Sport geworden, den unsympathischen Minister totzuhetzen. Wenn nur erst Hella über die Grenze war, konnte geschehen, was wollte. Aber was sollte schließlich geschehen? Vom Reden zum Handeln ist für die meisten ein gar weiter Weg. So würde sich gar nichts ereignen, wie meist, wenn die Zeitungen Gott weiß was angekündigt hatten. Diese gräßliche Sitte, daß alle Leidtragenden zu Fuß folgen mußten, bot zwar eine leichte Handhabe für eine persönliche Beleidigung, und der schmutzige Schnee eine willkommene Waffe . . .

Da er gern als Gesandter nach Petersburg gehen wollte, mußte er vorsichtig sein. Hella mußte sich im Rahmen einer offiziellen Stellung besonders schön machen. Es fehlte ihr freilich noch recht viel an weltlicher Erziehung, aber einen besseren Lehrmeister konnte sie schwer finden. Nur durften die Taktlosigkeiten anderer ihm keinen Strich durch die Rechnung machen. Gerade ihm, dem korekten Manne, mußte so etwas drohen!

Er ging in seinem großen Arbeitszimmer auf und ab — er stellte sich Hella schon dort vor, alle Gedanken schweiften immer zu ihr, so oft er sie auf Faktisches konzentrieren wollte — auf die Beerdigung, auf die dreimal verfluchte Frau, der er als Leidtragender folgen mußte, weil man ihn sonst der Feigheit zeihen würde. Und dieses Vorurteils wegen mußte er sich vielleicht einem Affront aussetzen, der ihm seine ganze Zukunft kosten konnte. Bisher hatte er doch stets Auswege gefunden. Für ihn gab es keine unentwirrbaren Knoten; was geschlungen, ließ sich auch entschlingen. Freilich, hier war eine der Schlingen, Hortense, seinem Willen entrückt und ließ sich nicht mehr zwingen; all sein Haß machte sie ihm nicht mehr dienstbar. Was konnte morgen geschehen? . . . Er malte sich die Szene deutlich aus: seine Uniform würde ihn kenntlich machen . . . Auch ein Duell konnte in der weiteren Folge entstehen, denn das Volk, das gegen ihn schrie, war nicht sozial, nur politisch „Volk“.

Und all das gerade, ehe sein Leben begann; den eben angesetzten Becher, Hella, wollte man ihm von den durstigen Lippen reißen. Ihm

schien, als sei er überhaupt mit dieser jungen Leidenschaft erst Mensch geworden, als habe er nie geahnt, was Liebe und Sehnsucht seien. Nichts Früheres hatte Bedeutung gehabt, alles waren nur die Hindernisse vorm Ziel gewesen. Jetzt hatte er es erreicht, hatte gewonnen. Ein Fieber nach Hella verzehrte ihn, er haßte all die blöden Formen, die noch zwischen ihnen standen, zum ersten Mal sah er, daß Formen blöde sein können. Aber gerade die Formen waren immer seine Stärke gewesen, sein Panzer, ihrer mußte er sich bedienen.

Er setzte sich hin und sann. Die öffentliche Meinung bezeichnete ihn als verantwortlich für den Selbstmord der Baronin, dem Sohne könnte das zu Ohren kommen. Wie töricht war er doch gewesen, sich nicht gleich Henris versichert zu haben . . . Ihm stieg förmlich das Blut in den Kopf, und er griff mit der Hand an die Stirn. Warum war er dem Jungen nicht entgegen gefahren? Er war durch seine Leidenschaft für Hella doch schon benebelt, hatte das einzige, was ihm zu tun übrig geblieben war, nicht getan. Nun war es zu spät. In demselben Augenblick war ihm, als höre er ein leises Klingeln, ein unheimliches Grauen erfaßte ihn, ehe er sich von ihm erholt, stürzte ein bleicher, junger Mensch ins Zimmer und direkt auf ihn zu. „Onkel Laskar."

Im ersten Augenblicke war der Gedanke an ein Attentat ihm durch den Kopf geflogen, denn er hat das hohläugige, überregte Gesicht nicht erkannt.

Henri hatte einen langen Kampf mit sich gekämpft, seitdem er seiner Mutter letzte Worte, die ihn an Laskar Toleadu verwiesen, gelesen hatte. So nah ihm Fanny stand, darüber konnte er mit ihr nicht sprechen. Es war eigentlich das Geheimnis seines Lebens, seines verschlossenen Charakters, dies eigentümliche, innerliche Verhältnis zu Laskar Toleadu. Er liebte ihn mit so eifersüchtiger Liebe, daß dies Gefühl die Form des Hasses annahm. Er warf ihm im Herzen vor, er habe zwischen ihm und seiner Mutter gestanden, und doch war er eigentlich nur eifersüchtig, daß er bei Laskar weniger Geltung hatte als sie. Laskar war für ihn ein Männerideal, er wollte von ihm geliebt sein, und doch beneidete er ihn um all das, was er an ihm bewunderte, suchte es vor andern herabzusetzen. Man hätte sein Gefühl eine verkannte, unglückliche Liebe nennen können, denn Henri dachte bei allem an Laskar, jedes seiner Worte hat eine besondere Wichtigkeit. Er pflegte sich oft auszumalen, daß diesen interessanten Mann etwas Schweres befallen sollte, daß er sein Vermögen verlieren, von Räubern angegriffen oder sonst einer Gefahr zu Wasser oder zu Lande ausgesetzt sein konnte, und dann wollte er, Henri, ihn retten und ihm sagen, er sei glücklich, sein Leben und Sein ihm zu opfern.

Nun schien solch ein Augenblick gekommen — aber unter wie gräßlichen Umständen. Seiner Mutter Bruder hatte ihm mitgeteilt, eine

politische Erregung, die sich wegen einer Kammerdebatte der Stadt bemächtigt habe, würde, da es sich ursprünglich um einen Selbstmord gehandelt, mit dem Unglück im Dalmoschen Hause zusammengeworfen. Man erwarte Demonstrationen gegen den Minister und wollte diese bei Gelegenheit der Beerdigung machen. Auf Henri war seit seiner Ankunft so viel eingestürmt, daß er nicht nach weiteren Erklärungen geforscht, sondern nur den Eindruck behalten, es drohen Laskar Gefahren. Er wollte zu ihm, ihm seiner Mutter letzte Zeilen bringen und ihm einmal alles sagen, was er für ihn das Leben lang gefühlt habe. Aber dunkel mußte es sein, bei Tageslicht konnte er für das, was ihm das Herz abdrückte, keine Worte finden.

Nun war es spät am Abend, und nun war er da.

„Ich bringe dir Mamas letzten Gruß,“ stieß Henri, vor Erregung zitternd hervor und zog Hortenses Brief aus seiner Brusttasche.

Laskars starres Gesicht blieb unbeweglich. Aber was war das? Er streckte die Hand aus und las es, las, was ihn betraf, daß die Tote ihn für den treuesten Freund erklärte, ihren Sohn an ihn verwies! . . . . Welch angenehme Überraschung — die Dinge fingen an, sich an die richtige Stelle zu schieben.

Keinen Augenblick hielt er der Toten Wort für Ironie, kein Gewissensbiß durchzuckte ihn. Nein, eine wohltätige Wärme durchlief seinen ganzen Körper. Es war wahr, vollkommen wahr, was sie niedergeschrieben: er war der treueste Freund der Dalmos gewesen! Gott sei Dank, daß sie dies im rechten Augenblick vorm Sterben noch betont hatte! Die arme Frau hatte sich in einem Augenblicke krankhafter Erregung über das Brandunglück ihres Gatten den Tod gegeben — an ihre eigene Krankheit zu glauben, fiel ihm schwer. Aber als sie den Verzweiflungsakt getan, war sie geistig nicht ganz normal gewesen. So etwas kommt leicht bei sonst equilibrierten Naturen vor, wenn zuviel auf sie einstürmt.

Er erklärte es Henri: seine Mutter sei der Typus einer equilibrierten Natur gewesen — ebenso viel Herz wie Kopf, ein ganz unvergleichlicher, seltener Mensch! — Man habe doch dafür gesorgt, daß ihr rührender Brief — so recht ein Brief, wie nur sie ihn schreiben konnte — schon in den Abendblättern veröffentlicht werde? Es sei nötig, denn die unglaublichsten, ihre Persönlichkeit entstellenden Gerüchte durcheilten die Stadt . . .

Er las den Brief noch einmal. Nun war alles erklärt, nun war ein Alp von ihm genommen! Natürlich so erkannte er seine verehrte Freundin wieder. Dies war Hortense, wie sie leibte und lebte. „Ach, Junge,“ sagte er erschüttert, „solch eine Frau trägt die Erde nicht zum zweitenmal!“ „Ich,“ fuhr er fort, „habe mir den unseligen Schritt nur aus einer körperlichen Depression erklärt. Sie kam in die Jahre,

welche für Frauen gefährliche sind — so um die Vierzig herum — und in einem besonders unseligen Augenblick mußte das Schicksal wollen, daß dein Vater sich Brandwunden zuzog. Du hast ihre rührende, ihre einzige Gewissenhaftigkeit gekannt. Sie warf sich vor, nicht achtsam genug gewesen zu sein, die Schuld an dem Unfall zu tragen. Diese Schuld steigerte sich in ihr zum Unerträglichen. Nun mußte durch die Morphiumlösungen auch noch eine leichte Gelegenheit sich darbieten, einen flüchtigen Gedanken auszuführen. Es ist entsetzlich, von was für kleinen Zufälligkeiten solch ein Unglück oft abhängt . . . Ich kann es mir alles erklären — aber begreifen kann ich es nicht." Er bedeckte seine Augen mit der Hand.

Henri saß da, während Laskar auf und ab ging. Ja, das war der Onkel Toleadu, wie er ihn immer gekannt. Mit jedem Satze, den er aussprach, markierte er die innere Entfernung zwischen sich und ihm. Henri hatte ein peinlich klares Gefühl davon, daß hier von einer Großmut gegen den Angegriffenen keine Rede sein konnte. Dieser Mann stand immer über den andern, unantastbar, immer gab er, nie nahm er, stets behielt er sein starkes Selbstbewußtsein.

Henri hatte daran gedacht, ihm seinen, des Sohnes, Schutz beim Leichenbegängnis anzubieten. Er wagte es kaum mehr. Er konnte sein Angebot nur so drehen, als ob er, Henri, um die Vergünstigung bäte, Laskar in seiner Nähe zu haben.

Sofort überblickte Laskar alle Vorteile, die es ihm böte, neben dem Sohne der Entschlafenen der Feierlichkeit beizuwohnen. So sagte er nach kurzem Bedenken: „Du hast recht, Henri, ich war deinen Eltern, wenn auch nicht dem Blute so doch dem Herzen nach, der Liebste nächst dir. Ich nehme deinen Vorschlag an; ich folge neben dir und steige, sowie wir aus der Stadt, in deinen Wagen . . ."

Darauf klingelte Laskar und zwang Henri, einen Imbiß zu sich zu nehmen; seelische Erregungen verzehren die körperliche Kraft vollständig. Dann sprach er von anderen Dingen.

Es wurde Henri allmählich zu Sinn, als fiele ein Todesbann von ihm, als sei die ganze Welt noch nicht, wie es ihm in den letzten Stunden geschienen, untergegangen. Die ruhige Sicherheit Laskars tat ihm in seiner namenlosen Erschütterung wohler denn je. Die Jugend in ihm drängte von der Verzweiflung fort. Er wagte es selbst, andere Dinge zu berühren. Ihm fiel ein, was seiner Mutter Bruder ihm im Lauf der Fahrt erzählt — Toleadu sei im Begriff, sich zu verheiraten — und so sagte er plötzlich: „Du bist mit der kleinen Hella Laroche verlobt — wie mich das freut!"

„Die kleine Hella!" Das klang peinlich in Laskars Ohr. Aber er sagte sich, da die große Altersdifferenz zwischen ihm und Hella sein

wunder Punkt sei, müsse er sich hüten, eine Empfindlichkeit zu zeigen, etwas zu suchen, wo nichts gemeint war.

Da Laskar schwieg, fuhr Henri fort: „Wie hätte Mama sich gefreut! Sie hatte Hella immer besonders gern, nannte sie gern ein Engelsköpfchen.“ —

Es durchzuckte Laskar wie damals, als Hella geäußert hatte, Henri sei in der Tanzstunde ihr Anbeter gewesen, besonders als er jetzt lächelnd hinzusetzte: „Das Engelsköpfchen war aber ein rechtes eingebildetes Teufelchen im Grunde.“ Laskar zwang sich auch zu einem Lächeln. Nichts war natürlicher, als daß Kinder desselben Kreises sich mit ihren Vornamen nannten.

Nur mit Hella beschäftigt, hatte Laskar die Auffassung, Hortense würde sich über diese Verlobung gefreut haben, gar nicht weiter beachtet. Schließlich würde er es selbst noch glauben!

Er war der Toten nicht mehr feindlich gesinnt; er hatte vorhin so schöne Worte über sie gesprochen, die ihm selbst noch im Ohre klangen. Sie hatte ihm außerdem Veranlassung gegeben, sich großmütig zu zeigen, und das hatte seine Stimmung wesentlich gebessert. Er hatte in diesem Augenblicke Henri förmlich lieb und beschäftigte sich mit seiner Zukunft. Natürlich müsse er Diplomat werden, da er im dritten Studienjahr war, konnte er im nächsten Jahr schon eintreten.

XIV.

Es schien Henri einen Augenblick, als wäre der ganze Tag ein schwerer Traum gewesen, als würde sein Unglück von ihm genommen. Aber als er aufstand und das leere elterliche Haus, der Saal mit den beiden Särgen plötzlich wieder im Geiste vor ihm auftauchten, mußte er laut aufstöhnen.

„Mein armer Junge, immer vorwärts; nur vorwärts, nie zurückschauen,“ sagte Laskar und umarmte ihn flüchtig. „Wenn der morgige Tag erst vorbei ist, kannst du wieder Licht sehen — und vergiß nie Mamas letzte Worte — fortan mußt du in mir Vater und Mutter sehen.“

Es war eine Phrase in Laskars Mund, aber in Henris Ohr war es eine ganze Zukunft, die sich vor ihm entrollte. Gerade dieser beneidete, bewunderte, gehaßte und geliebte Mann sollte ihm hinfort das Nächste auf Erden sein — so sagte er sich, als er im Dunkel der Häuser wie gejagt in das ausgestorbene Heim zurückkehrte.

Fanny wartete auf ihn. In bangen Sorgen hatte sie seit Stunden wie erstarrt am Fenster gestanden. — Wohin konnte der Junge gegangen sein? Entsetzliche Bilder stiegen vor ihr auf — immer war ihr, als sähe sie sein rotes Blut weit draußen auf dem Felde, wo der Schnee noch lag, auf die weiße Erdendecke rinnen. Immer war ihr, als sei

alles nun zusammengebrochen, als müsse sie Unglückselige allein alle, die sie geliebt, überleben!

Es wurde später und später. Sie überlegte, daß etwas geschehen müsse. Da sah sie ihn mit seinem schnellen, federnden Schritt in den Hof einbiegen. Zu Fuß und ihr Junge! Ein Strom von Liebe durchflutete sie. Aber sie durfte ihm nicht entgegengehen, das hätte ihn vielleicht vor den Dienern geniert. Oben wartete sie auf ihn, führte ihn in sein altes Schlafzimmer, in dem der Schrank mit all seinem Spielzeug noch stand, sogar sein kleines Billard. Dorthin brachte sie ihm den Tee.

Aber er wollte nichts genießen, er sagte ihr, wo er gewesen und daß er bei Toleadu etwas gegessen habe.

Ihr wäre beinah der Teller aus der Hand gefallen — sie dachte an Hortenses letztes Wort, „gib es ihm nicht zu früh.“ Noch durfte sie nichts sagen. Und als nun Henri anfing, ihr zu erzählen, wie gut Onkel Laskar gegen ihn gewesen, wie glücklich er sei, diesen Freund auf Erden zu besitzen, da setzte sich Fanny in einen Lehnstuhl, bekreuzigte sich heimlich und starrte vor sich hin. Henri beachtete es nicht. Er mußte seine Sachen, die Fanny ausgepackt hatte, inspizieren; er mußte die Trauergewänder, die sie ihm bestellt hatte, anprobieren. Die kleinliche Äußerlichkeit mußte besprochen werden, tausenderlei hatte er zu fragen, und sie nahm seine Befehle entgegen. Freilich modifizierte sie sie stets, so daß es manchmal anders klang, als er es gesagt . . .

Endlich, gegen zwei Uhr nachts war er so weit, daß sie hoffen konnte, er werde schlafen, und da ging sie mit all ihren Seelenqualen in ihr Zimmer.

Sie haßte Laskar Toleadu, aber weit mehr noch liebte sie ihren Jungen. Sein Wohl war jetzt ihr einziger Lebenszweck. Sie hatte Hortense geschworen, daß sie ihrem Sohne den großen Kasten — sicherlich Laskars Briefe — aushändigen würde — „aber nicht zu früh!“ — Und was würde dann geschehen? Fanny sah nur eins als Folge: Henris Untergang! Laskar war mächtiger und geschickter in den Waffen wie im Wort. Wer ihn sich zum Feinde machte, war verloren. Sie, für ihre Person, wollte gern sterben, wenn sie sich dadurch an ihm rächen könnte. Aber Henri, ihr Junge, nein!

Was sollte sie nun tun? Sie saß unschlüssig da, als ein heftiges Klingeln sie zu ihm rief.

Henri hatte gehofft, er würde schlafen können, aber schon nach fünf Minuten leisen Schlummers wachte er wieder auf. Und nun war es ihm, als sei er überhaupt zum erstenmal, seit das Unglück ihn getroffen hatte, ganz bei sich. Es war entsetzlich, was ihn befallen hatte, seine ganze Zukunft hatte er innerlich auf seiner Mutter aufgebaut, und nun war sie, die Grundlage aller seiner Pläne, ihm entzogen. Er war kein

zärtlicher Sohn gewesen, das fiel ihm mit zermalmendem Bewußtsein aufs Herz. Aber eigentlich doch nur, weil er immer auf ihre heiße Liebe gebaut, die die Basis seines Lebens war. Man dankt nie für die Luft, die man atmet. Sie hatte vielleicht nicht einmal geahnt, welchen Wert jeder Tag ihres Daseins für ihn hatte, sonst hätte sie es nicht verkürzen können.

Und neben seiner Verzweiflung, seinen Selbstanklagen erwachte eine Art Unwillen gegen sie, daß sie sein Herz nicht durchschaut, daß sie sich durch seine kühle Äußerlichkeit hatte täuschen lassen, daß sie nicht klüger als er selbst gewesen. Ach, er hatte ja nur auf den Tag gewartet, wo er ihr würde sagen können: „Nun bin ich etwas, nun will ich dir mehr sein, als je ein Sohn seiner Mutter gewesen! Dein Leben, das so grenzenlos traurig war, soll Glanz und Jugend durch mich erlangen!"

Wie oft hatte er sich das ausgemalt, daß er nach seinem letzten Examen ihr das sagen würde! Und nun hatte sie nicht gewartet, hatte geglaubt, ihm entbehrlich zu sein, und alles war umsonst gewesen . . .

Er stöhnte laut; er drehte das Licht an — seine Qual war unerträglich! Er hielt sie nicht aus . . . Was sollte er machen? Was tun nur Menschen, um sich von solchen Zuständen der Angst zu befreien? Es war einfach unmöglich so weiter zu leben, ihm schien, als müsse er ersticken. An solchem Leid muß man sterben, muß das Herz brechen! —

Er wußte sich nicht zu raten; er klingelte, wie als Kind, nach Fanny. Und als sie kam, warf er sich in ihre Arme und sagte, er könne es nicht aushalten . . .

Sie redete ihm zu, sich wieder niederzulegen, und rückte sich dann einen Stuhl neben sein Bett. Sie begann ihm allerlei zu erzählen: aus seiner Mutter Jugend, aus seiner eigenen Kindheit. Alle dummen Streiche, die er als Knabe gemacht, all seine kleinen Schalkhaftigkeiten schien sie im Gedächtnis bewahrt zu haben . . .

Und er mußte lächeln. Ein Hauch jener wohltätigen Ruhe der Kinderzeit flog über sein Gesicht, und allmählich füllte sich das ganze Zimmer mit sonnigen Bildern . . .

Und immer, wenn er daran denken wollte, daß vorn aufgebahrt alles lag, was sein Leben ausgemacht, fiel der alten Kinderfrau etwas Neues ein, und sie sprach davon, daß er bald heiraten müsse, sie sehne sich danach, seine Kinder im Arm zu tragen. Er müsse viele Kinder haben, ein ganzes Haus voll, das große Gebäude rufe in allen Ecken danach. Und er lächelte müde: Ob sie etwa schon eine Frau für ihn wüßte? Nein, die solle er selber suchen, die wäre nicht schwer zu finden. „Sehr schwer," meinte er, „denn, siehst du, Fanny, ich bin anders als die andern, als meine Kameraden . . . Ich verzettle mich nicht, ich warte auf die große Leidenschaft!"

„Das hab' ich auch nie anders von Mamas Jungen erwartet," ent-

gegnete sie. „Schön braucht sie nicht zu sein, nur gut, schrecklich gut, Henri!“

Und als der Morgen graute, war er wirklich eingeschlummert. Fanny rührte sich nicht, um ihn nicht zu stören, aber ihre Gedanken wanderten, und aus ihren Augen rannen die Tränen.

Dies war der letzte Sproß zweier Familien, die sie beide treu geliebt, denen sie hingebend gedient hatte — Hortenses Bruder war kinderlos. Was konnte sie nur tun, um dies schöne Menschenkind glücklich zu machen? Wie konnte sie ihn behüten? Die Botschaft seiner Mutter, ihr Versprechen an die Tote, alles verblaßte. Sie wollte die schwere Sünde des Wortbruchs im Jenseits gern büßen, alles wollte sie auf sich nehmen, wenn sie dies Kind nur vor neuem Leid bewahren könnte!

O, hätte Hortense ihn so gesehen, sie hätte ihn nie verlassen können! Was vermochte sie, Fanny, die ungebildete Frau, für ihn zu tun? Wie konnte sie ihm raten, was nutzte ihre Liebe ihm im fernen Paris, in der großen Welt, in die seine Mutter ihm hätte folgen können?

Und wenn Fanny nun einen Irrtum beginge und dem lieben Jungen unwissentlich gerade dadurch schadete, daß sie ihn behüten wollte? In einem Märchen hatte sie einmal etwas ähnliches gelesen. — Wenn das, was seine Mutter ihm in jener Nacht anvertraut hatte, zu seinem Besten wäre? Fanny rief sich Hortenses Zustand zurück! Ihr Gefühl täuschte sie nicht, ihre Herrin war damals unzurechnungsfähig gewesen. Nichts Gutes, nichts Weises, nichts Mütterliches konnte sie in jener Nacht ihrem armen Sohne geschrieben haben. — Heute schon würde sie selbst es zurücknehmen; die gekränkte Menschenseele hatte damals nach Rache geschrien. Fanny fühlte es ihr nach.

Aber die Rache würde nie auf den herzlosen Schurken, der sie verraten hatte, fallen. Solche Menschen können gar nicht getroffen werden, da sie kein Organ zum Leiden, keinen Sinn für Gerechtigkeit haben. Auf Henri selbst würde neuer Schmerz fallen! . . .

Und wie kindlich sah er aus, als er eben im Schlafe die Brauen zusammenzog. . . . Fanny wußte jetzt, was sie tun sollte: Vernichten konnte sie Hortenses Legat noch nicht, doch in die Hände ihres Sohnes würde sie es auch nicht legen. —

XV.

Es war beinah, als hätte der Mißerfolg, den die Gegner Toleadus bisher verzeichnen mußten, den Haß gegen ihn verdoppelt.

Die Beerdigung des Dalmoschen Ehepaares war ohne den geringsten Zwischenfall verlaufen — hämische Zeitungsartikel betonten nur, Toleadu hätte doch nicht gewagt, sich in Uniform im Gefolge zu zeigen, sondern habe sich scheu in Civilkleider verkrochen. — Es entsprach nicht einmal der Wahrheit, wurde aber allgemein geglaubt.

Einige Tage nach der feierlichen Bestattung war er abgereist und zwar in Begleitung Henri Dalmos, der seine Studien in Paris beendigen sollte.

Henri hatte zwar schon lange keine Lust, die sogenannten politischen Wissenschaften und die Jurisprudenz weiter zu studieren. Er fühlte sich unwiderstehlich zu den Naturwissenschaften hingezogen, Toleadu hatte ihm aber energisch abgeraten, noch jetzt, im dritten Studienjahre, kurz vor dem Schlußexamen umzusatteln.

Drei Wochen nach der Dalmoschen Beerdigung brachte der Figaro die Beschreibung der glänzenden Vermählungsfeier Fürst Laskar Toleadus mit Hella Laroche. Sie wurde in Tzarigrad viel gelesen und kommentiert und fachte alle Neidgefühle an. Man wußte eigentlich nicht, wen von den beiden man mit den wenigst schmeichelhaften Beiworten beehren sollte. Es schien empörend, daß diesem gewissenlosen Manne alles durchgehen, alles gelingen sollte! Und dies freche, eingebildete Mädchen sollte jeder Laune, jedem Einfalle frönen dürfen, nur weil sie reich und schön? Denn daß ihre sogenannte Leidenschaft für Toleadu nichts als weltliche Eitelkeit war, stand bei allen ihren Freunden fest. Fremde sahen klar, was ihr selbst nie zum Bewußtsein gekommen war.

Und wie protzig ihre Toilette — ein Damastkleid, auf dem mit Silber Orangenblüten gestickt — sie gebärdete sich wie eine regierende Fürstin! Der Preis war sogar im Figaro angegeben — dreizehntausend Frank. — Das sah ihr ähnlich. Hätte sie nicht eins, so meinten die mildherzigen Neider, für zweitausend tragen und die Differenz den Armen schenken können?

Der Polizeidirektor hielt diesen Augenblick allgemeiner moralischer Empörung gegen Toleadu für günstig, um gegen ihn eine Aktion einzuleiten. Der Fürst hatte ihm zwar den Rat gegeben, im Interesse der Partei und des Landes das Dokument, das Laskar Toleadu kompromittierte, nicht weiter zu zeigen oder zu benutzen. Aber schließlich war ein Rat kein Befehl, und man brauchte ihm nicht Folge zu leisten. Der Fürst hätte sich wohl gehütet, in einer so unsauberen Angelegenheit irgend eine bestimmte Willensäußerung zu tun. Man hätte ihm sofort vorgeworfen, Toleadu zu bevorzugen. War doch einer der Gründe, warum Fürst Laskar so besonders gehaßt wurde, der, daß er für einen erklärten Liebling des Hofes galt. Der Polizeidirektor hielt diese Gelegenheit also für eine recht günstige, um einmal öffentlich sich seiner großen Unabhängigkeit zu rühmen und seinen Bürgerstolz vor Fürstenthronen zu beweisen.

Toleadu hatte sich neben allem andern auch noch eines Mißbrauchs der Amtsgewalt schuldig gemacht, denn er war aktiver Kriegsminister gewesen, als er den Befehl erteilte, die von ihm erbrochenen Gerichtssiegel im Boudoir der Baronin Dalmo neu anzulegen! . . . Man darf

nie großmütig gegen einen Feind sein, sagte sich der Polizeidirektor; Laskar war sein Feind, besonders seitdem sich das Gerücht verbreitete, er sei zum Gesandten in St. Petersburg in Aussicht genommen. Die Spalten im Figaro über die glänzende Vermählungsfeier seien schon in Hinblick darauf in so anerkennendem Tone geschrieben. Nun hatte der Polizeidirektor einen Schwiegersohn, für den er sich schon lange um diesen glänzenden Posten bewarb. Aus allen diesen Gründen ging er zum Minister des Innern Meri und zeigte ihm privatim das von Toleadu unterschriebene Dokument, teilte ihm zugleich mit, daß er die Staatsanwaltschaft zu benachrichtigen gedächte. Was Meri zu einer sofortigen Verbreitung durch die Presse meine? Meri besann sich nicht lange, er hielt jede Veranlassung Toleadu zu schaden für willkommen, ihm schien eine Veröffentlichung des Dokuments durch die Tageszeitungen das einzig sichere Mittel, um die Staatsanwaltschaft zu einem Vorgehen gegen den angesehenen Mann zu bringen. Sie war sonst imstande, aus purer Feigheit sich durch ein vorgeschobenes Parteiinteresse zu decken, um der eingereichten Klage keine Folge zu geben. Aber Meri hielt den Augenblick für schlecht gewählt. Er bat, noch etwas zu warten. Der Frühling stand vor der Tür, der Landtag war vertagt, Jeder dachte an seine eigenen Interessen. Im Herbst, kurz vor Beginn der Wintersession mußte die Aktion gegen Toleadu beginnen. Aber dann mußten sofort einige wuchtige Schläge geführt und er politisch ein für allemal tot gemacht werden. Mit diesem Dokumente konnte er auf die Anklagebank gezerrt werden, eventuell, hetzte man stark, war eine Gefängnisstrafe möglich. Dann wäre er vernichtet, die Maske war ihm, dem Korrekten, für immer abgerissen. Nur warten muß man können! Was gemein ist, dokumentiert sich schließlich von selbst, ohne daß Freund oder Feind dazu beitragen.

XVI.

Hella hatte während der Zeit ihrer Verlobung immer gedacht: wie muß es sein, wenn die Scheidewand einmal fällt, wenn du bis ans feinste Rad des großartigen Getriebes in deines Helden Brust blicken kannst! Wie muß es sein, wenn er sich einmal gehen läßt, wenn alle Schleusen seines Innern sich öffnen! Aber sie wartete vergeblich auf diesen Augenblick. Er scherzte galant mit ihr, er wußte immer etwas zu sagen, über jede Kleinigkeit des Tages und der Stunde, aber er war ihr fremd, wie in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft. Der Prospekt öffnete sich nie in unergründliche Fernen.

Das, was sie erwartet hatte, dies Überströmen, Überfluten von all dem, was er ein Leben lang für sie aufgespeichert haben sollte — das kam und kam nicht! Sie hatte sich mit ihrer Freundin Hetty Green mehr zu sagen, als er sich mit ihr. Er liebte nur die Dinge an ihr, auf die sie kein Gewicht legte, die sie für unwesentlich hielt. Ihr war seine

zu allen Stunden des Tages begehrende Leidenschaft manchmal zuwider, sie ließ seine Zärtlichkeit nicht immer gern über sich ergehen. Und wenn er es merkte, nahm er es ihr so übel, daß er tagelang schweigsam und verstimmt blieb, bis sie das nicht ertrug und ihm Zärtlichkeiten heuchelte, die sie nicht empfand. Aber es war das einzige Mittel, ihn auszusöhnen. Sie hatte sich einen Herrn gewünscht, aber sie fühlte sich verletzt, jedesmal, wenn er irgend etwas, was sie sagte oder tat, nicht richtig fand. Sie war natürlich in gesellschaftlichen Formen nicht so abgeschliffen wie er, sie hatte sich sogar darauf zugute getan, sich nicht allen zu beugen. Mit leisem Spott verlangte er, als er einmal einen etwas formlosen Brief von ihr zu Gesicht bekam, daß sie jedes Schreiben ihm vorlege — da sie seinen Namen trage, fühle er sich für sie verantwortlich. Er blieb stets freundlich, wenn er solche Vorschriften machte, aber sie fühlte sich gedemütigt. Natürlich gab es daneben viele Stunden, wo sie maßlos stolz war, seine Frau zu sein. Aber ihre Sicherheit hatte sie etwas verloren, und ihre Erwartungen waren nicht erfüllt worden. Sie sehnte sich nach der Heimkehr, nach der Rolle, die sie spielen wollte. Unter vier Augen Fürstin Toleadu sein, hatte wenig Reiz. Aber wenn sie über seine politische Stellung, über den Zeitpunkt der Ankunft in Tzarigrad etwas erfahren wollte, merkte sie, daß ihr Reich enge Grenzen hatte.

Sie beobachtete, daß er sie viel lieber hatte, wenn sie mit ihrem kleinen Fuß ungeduldig aufstampfte, als wenn sie die vernünftigsten Dinge redete. Sollte sie ihren Mann zu hoch genommen haben? Sollte er wirklich nicht mehr Ernst haben als all die andern, von denen sie gehört und gelesen, die ihre besten Überzeugungen hinopfern um die zweifelhafteste Weiblichkeit? Nein, solch einen Gedanken konnte sie nicht ertragen. Sie wollte nicht nur ein schönes und anziehendes Weib sein — daß sie das war, schien ihr selbstverständlich — sie wollte auch ein ganzer Mensch für ihn sein. Sie war doch klug und gebildet.

Manchmal verglich sie den Laskar, der im vergangenen Winter in ihrer Einbildung gelebt hatte, mit dem, dessen Gattin sie nun war. Sie fand kaum eine Verbindungsbrücke zwischen ihrer Vorstellung und der Realität. Und daß die Schuld daran in ihr selbst liegen könnte, schien ihr ausgeschlossen.

Laskar liebte sie auf seine Art, manchmal schien ihr, obgleich keine Veranlassung dazu vorlag, als sei es eine Othello-Art, eine düstere, fast schmerzhafte Leidenschaft, die immer nach etwas Unmöglichem dürstet.

Nein, die Liebe, die sie geträumt und einmal für ihn zu empfinden geglaubt, die in hunderttausend kleinen Tropfen berauschenden Duft in das Leben träufelt, die hatte und kannte er nicht! Die seine war ihr bedrückend, schien ihr unpoetisch, schauerlich, brutal, voll Erdenschwere.

Sie hatte mit Hetty in endlos langen Abendgesprächen festgesetzt,

wie sie sich ihren Haushalt einzurichten gedachte. Die Villa bei Genf, in der sie das erste Heim betrat, war aber vollständig möbliert und Laskars Kammerdiener als Haushofmeister tadellos. Sie mochte ihn aber nicht leiden und sagte schon in den ersten Tagen ihres dortigen Aufenthaltes zu ihrem Manne, sie könne diesen Haremswächter — denn als solcher erschiene er ihr — durchaus nicht vertragen. Sie war überzeugt, diese Äußerung würde genügen, um die sofortige Entlassung des Dieners zu bewirken — so hatte sie sich wenigstens den Einfluß einer angebeteten Frau vorgestellt! Ihr Stirnrunzeln und Lippenkräuseln sollte über Tod und Leben ihrer Untergebenen entscheiden.

Aber die Wirklichkeit bot ein anderes Bild. Der Haushofmeister blieb im Amte, obgleich sie ihn Haremswächter genannt. Als sie es zum zweitenmal tat, entgegnete Laskar, der Mann stehe seit zwanzig Jahren in seinem Dienste und erfreue sich seines vollen Vertrauens.

Damit hielt er die Sache für erledigt, aber sie kam bei einer dritten Gelegenheit auf sie zurück. Mit überlegener Ruhe erwiderte er, indem er nicht einmal von seiner Zeitung aufsah, er möge so kindische Bezeichnungen nicht leiden. Es sei einer vornehmen Frau auch nicht ganz würdig, so oft dasselbe zu sagen, noch dazu, wenn es jeden Geists ermangle.

Hella war dunkelrot geworden, sie hielt diese Bemerkung für einen moralischen Peitschenhieb, er aber las ruhig weiter. Seine Bücher waren ihr schon ganz zuwider; sie hätte lieber den Tag mit ihm vertändelt; wenn aber seine Leidenschaft rastete, fand er nicht viel zu sagen, war sogar gern allein.

Sie sehnte sich nach Zerstreuungen, nach der großen Welt, nach rauschenden Festen, nach täglicher Abwechslung, nach Menschen. Er wollte dort bleiben, bis er zum Gesandten ernannt sei. Er erwähnte nichts davon Hella gegenüber, wußte aber, daß die Ernennung sie freuen würde. Ihr ganzer Sinn stand nach Glanz und weltlichem Erfolg. Die Beschreibung eines Kostümfestes an irgend einem Hofe konnte sie zwei-, dreimal lesen. Er fühlte keine pädagogische Ader in sich, um sie über die Nichtigkeit der Welt aufzuklären. Glauben würde sie ihm ja doch nicht — erst die Jahre würden sie es lehren.

Manchmal fiel es ihm schwer, sie nicht für ganz oberflächlich zu halten. Oder kannte er sie nicht? Leidenschaftlicher als je war er in sie verliebt, und er sagte sich, man könne eben nicht alles von einer Frau verlangen. Da Hella die unersättliche, unstillbare Gier in ihm auslöste und im Gewähren immer noch reizvoller wurde, so durfte er nicht daneben noch Seelen- und Geistesübereinstimmung verlangen!

Zum ersten Male dachte er an Hortense; sie hatte nie etwas vermißt, wenn er bei ihr gewesen war. Aber er verscheuchte die Erinnerung. Er hatte auch keine Zeit dazu, denn an demselben Tage traf die Benach-

richtigung aus Tzarigrad ein, daß er wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt angeklagt sei. Die Zeitungen brachten zugleich faksimiliert seinen Befehl, die von ihm erbrochenen Siegel im Boudoir der Baronin Dalmo neu anzulegen.

Augenscheinlich war es ein Vorstoß gegen ihn, eine politische Intrige, deren Motiv er sofort durchschaute; seine Ernennung sollte im letzten Augenblicke noch hintertrieben werden.

Er mußte sofort nach Tzarigrad, aber seine Frau durfte nicht mit ihm reisen. Was er vor der Ehe gefürchtet hatte, fürchtete er jetzt noch mehr. Sie sollte von seinen früheren Beziehungen zu Hortense nichts erfahren. Er mußte sie hier lassen und ihr die unausstehliche englische Freundin zur Gesellschaft kommen lassen. So schlecht deren Einfluß, er war besser als das, was sie allein ausbrüten könnte — zumal, wenn sie etwas erführe. Er kannte jetzt ihren Eigenwillen und Trotz und glaubte nicht mehr an ihre Liebe. Sie wußte gar nicht, was Liebe war, vermißte es auch derweil nicht. Aber wehe ihm, wenn sie einmal zur Erkenntnis kam. Er knirschte mit den Zähnen. Erwürgen würde er den, der ihr gefiel. Faktisch sollte und konnte sie ihm nicht verloren gehen, wie eine Türkin würde er sie behüten . . . Aber jetzt mußte er fort, trotz allem.

XVII.

Laskár teilte seiner Frau fast wie etwas Nebensächliches beim Frühstück mit, daß er wichtige Telegramme erhalten und auf einige Tage nach Tzarigrad fahren müsse. Hella war so überrascht, daß sie die Frage, in welcher Angelegenheit er reisen müsse, fast drohend hervorstieß, jedenfalls in keiner liebenswürdigen Form. Sie wollte nicht immer wie ein Kind behandelt sein, dem man nur die vollendete Tatsache mitteilt.

Er entgegnete, es handle sich um politische Dinge, die für sie kein Interesse hätten.

„Was soll denn für mich Interesse haben, wenn nicht einmal Angelegenheiten, die dich von mir fortrufen,“ sagte sie lebhaft, ärgerlicher über sich selbst als über ihn, da sie sich in die Lage gebracht hatte, eine Abweisung zu erfahren.

„Ich fühle mich geschmeichelt, wenn es dir so schwer fällt, mich ein paar Tage zu entbehren,“ versetzte er mit seiner formellen Unnahbarkeit, die ihn wie ein Panzer umhüllen konnte und vor der sie sich immer gedemütigt fühlte.

„So nimm mich mit.“

Er hatte eine Fülle zarter Ausflüchte.

„Ich kann in einer Stunde reisefertig sein“ . . . meinte sie, dringender werdend.

Er lächelte sie an. Sie sah so besonders schön in ihrem Eifer aus, und das Morgenlicht stand ihrer Jugend so gut.

„Du hast alle guten Eigenschaften," antwortete er ausweichend.

Ihr stieg der Ärger immer mehr zu Kopf und Tränen in die Augen. „Das soll Liebe sein!" sagte sie sich bitter, aber laut sagte sie noch nichts.

Das kindliche Schmollen stand ihr sehr gut. Von ihr zu müssen, war ihm ein wahrer Schmerz. Sie war so ganz die Frau, um einen Mann von Sinnen zu bringen.

Er stand auf, schlang seinen Arm um sie und zog sie neben sich auf den Diwan.

Sie haßte es, geküßt zu werden, wenn sie gerade ärgerlich war, sie wehrte sich mit Händen und Füßen, und mit dem Vorwand, sie höre des Dieners Schritt auf dem Flur, entwand sie sich seinem Arm.

Da dachte sie plötzlich an den Tag ihrer Verlobung, wie sie es sich kaum hatte vorstellen können, daß sie je wagen würde, ihn zärtlich zu berühren. — Und jetzt entzog sie sich unter jedem Vorwand seinen Zärtlichkeiten. Gehörte sie etwa zu den Frauen, die nur das reizt, was sie nicht haben? Die, wenn es ihnen zuteil geworden, ihm keinen Wert mehr geben? Sie hatte in Romanen von solchen Wesen gelesen. Wie schrecklich, wenn sie zu ihnen gehören sollte. Sie wollte sich ganz gewiß ändern, so wollte sie nicht sein, sondern wie eine ideale Frau, treu und beständig. Aber sie trug nicht allein die Schuld, auch er.

Wenn er ihr mehr Zeit ließe, sich nach ihm zu sehnen, so würde alles besser sein; wenn er stundenlang mit ihr scherzte, ihr den Hof machte wie als Verlobter, dann könnte sie auch diese süßen, unbestimmten Gefühle für ihn haben, wie damals. Aber er erstickte jede keimende Empfindung durch ein Übermaß seiner Zärtlichkeit, die sie nun einmal, soviel Mühe sie sich gab, dankbar dafür zu sein, nicht leiden mochte. Darin konnte sie sich beim besten Willen nicht ändern. Es war ihr schrecklich, wenn seine Augen diesen fremden, weltverlorenen Ausdruck bekamen. Aber sagen konnte sie ihm das nicht. Waren alle Männer so, dann schienen ihr die Frauen schlimm daran. Eine unendliche Kluft lag zwischen Mann und Weib. Was sie unter Liebe verstand, war etwas ganz anderes, als was er so nannte. Und darum war sie nicht so glücklich, wie sie gedacht hatte, daß sie sein müßte. — Der Traum war zerstoben.

Und nun reiste er ab, obgleich Hella sich vorgenommen hatte, sie wollte in der letzten Stunde die Gewalt ihres Einflusses und seine Liebe daran erproben: ob er bliebe oder sie wenigstens mitnähme.

Er nannte es kindisch, als sie leise begann, es läge ihr viel daran, er möge ihr diesen Gefallen tun. Sie erinnerte ihn daran, wie er gesagt, sein ganzes Leben läge in ihrer Hand. Sie habe bisher geglaubt, die geliebteste Frau auf Erden zu sein — und nun schlage er ihr die erste ernsthafte Bitte ab.

Es war merkwürdig, wie gut sie alle zärtlichen Versprechungen aufgespeichert hatte und ihm nun vorwarf. — Er entgegnete: ihr Gedächtnis mache ihn stolz. — Wie sie aber heftiger und heftiger wurde, als er nur Lächeln und wohlwollenden Spott für sie hatte, wurde er ernst: zum Streiten gehörten zwei, in seinem Wörterbuche stünde das Wort nicht, er würde sich nie einer Dame gegenüber so viel vergeben.

Sie bat noch einmal, dann stieß sie eine Drohung aus: Es würde nie wieder zwischen ihnen werden, wie es gewesen sei, sie könne das nicht vergessen . . . Was die Welt denken würde, wenn er sie nach so kurzen Monaten der Ehe allein ließe, er demütige sie . . .

Er versuchte es noch einmal mit Vernunftgründen, politische Rücksichten . . .

Das erbitterte sie ganz: Für einen liebenden Gatten gebe es keine politischen Rücksichten, wenn seine Frau im Spiele sei, sie glaube nicht daran, er verberge ihr etwas . . .

Laskar meinte, sie sei ein reizendes Kind, aber heute doch zu sehr Kind, er wolle warten, bis sie sich wiedergefunden. . .

„Niemals," stieß sie heraus, während er das Zimmer verließ. Sie weinte vor Zorn und Zerknirschung, sie hatte die ganze Kehle voll von Dingen, die sie ihm sagen wollte. Das sollte Liebe sein? So sah die Rücksicht aus, die ein Mann seiner Frau schuldete! Hätte sie das gewußt — aber was weiß ein Mädchen von Liebe.

Einen Augenblick hoffte sie noch, er würde seine Abreise verschieben, er würde nach einer solchen Szene nicht sie verlassen können. In Romanen hatte sie oft gelesen, was Männer, die wirklich lieben, tun. — Sie erwartete, daß er den Wagen, der vor der Tür stand, fortschickte, ins Zimmer träte und vor ihr niederkniete mit den Worten: „Die ganze Welt ist nicht so viel wert wie eine Träne von dir. Alles mag zugrunde gehen, wenn du mir nur nicht zürnst!"

Wozu war sie denn schön und berückend, wenn nicht wenigstens ihr Mann alles in ihr sah?

Aber nichts dergleichen geschah. Er glaubte womöglich, er müsse sie erziehen.

Sie horchte, dann sah sie durch die Gardine auf den Vorhof. Der Lakai trug das Reisegepäck in den zweiten Wagen, der Kammerdiener fuhr damit voran. Nun trat Laskar aus dem Haus; der Schlag wurde aufgerissen, der Diener sprang auf den Bock.

Einen Augenblick glaubte sie, es könne nicht möglich sein. Aber es war möglich! Er fuhr zum Bahnhof ohne weiteren Abschied. Alles Blut stieg ihr in den Kopf: Das konnte und wollte sie nicht dulden!

Sie raste in ihr Zimmer, klingelte der Kammerfrau, bestellte einen Wagen und zog sich mit Windeseile an. Der Fürst habe etwas vergessen, sie müsse ihm nachfahren. Die Kammerfrau sagte nicht, daß es schon zu

spät sei; sie sagte, da sie weltklug war, ihrer Herrin nie etwas, was diese nicht hören mochte.

So fuhr Hella zum Bahnhof, ohne recht zu wissen, was sie Laskar sagen wollte, nur um ihn zu kränken, von ihm gesehen zu werden.

Das gelang ihr auch. Der Zug, der ihn davon trug, war zwar schon in Bewegung, als sie auf den Perron eilte, er sah sie aber noch, und es wurde ihm schwarz vor Augen . . .

Hella stand dann allein, preßte die Lippen aufeinander, warf den Kopf in den Nacken und hielt sich für eine gereizte Löwin.

XVIII.

Laskar hatte, als er vor seiner Hochzeit in Paris längeren Aufenthalt nahm, absichtlich vermieden, Henri mit Hella zusammenzubringen. Des jungen Mannes tiefe Trauer bot ihm den nötigen Vorwand; aber Henri empfand es schwer. Von einer Einladung zur Hochzeit mußte natürlich auch Abstand genommen werden. Henri wohnte der kirchlichen Trauung dennoch in der Menge bei, es wäre ihm zu unnatürlich erschienen, fern zu bleiben. Hellas Schönheit machte einen großen Eindruck auf ihn, — sie hatte die leuchtende Lieblichkeit der Blondinen, die durch alle Märchen spukt. So vornehm der schwarze, schlanke Mann in der Generalsuniform neben ihr aussah, Henri mußte doch an den auf Toleadu jetzt allgemein angewandten Ausdruck „Mephisto" denken. Und ein Gefühl von Feindschaft gegen ihn erwachte. War es Neid? War es wieder der alte Groll? Vielleicht war es mehr. Henri war jetzt zumut, als müsse er alles abstreifen, was ihn an den Mann band, dessen Taten nie seinen Worten entsprachen. Ein Entschluß, mit dem er lange schon gespielt hatte, reifte in ihm. Er wollte nicht zur politischen Gefolgschaft jenes Mannes gehören. Zu seinen Gegnern überzugehen, wäre taktlos gewesen, und irgendwie mußte er Stellung zu ihm nehmen. Wollte er sich der Notwendigkeit entziehen, gab es für ihn nur eins: Noch jetzt im dritten Jahre seine juridischen und staatswissenschaftlichen Studien aufgeben und sich eine andere Laufbahn suchen.

Die Naturwissenschaften hatten ihn stets angezogen. Und jetzt, wo er ein Grauen vor allem Vergangenen empfand, sich allein und losgelöst fühlte, fing er wieder an, sich eine Zukunft wie Darwin zu träumen. Von klein auf hatten ihn Insekten und Käfer besonders interessiert; er hatte schon seine Bonne damit erschreckt, daß er alles Getier liebevoll aufsammelte und in der Hand trug. Da er großenteils auf dem Gute aufgewachsen, hielt man dies für den Einfluß der Umgebung. Aber das Interesse war auch in der Stadt, war auch in späteren Jahren geblieben. Unter dem Eindrucke der letzten Ereignisse, eigentlich im Gefühl, sich Toleadu entfremden zu wollen, tat er die ersten Schritte zur Verwirklichung.

Ohne irgend jemand um Rat zu fragen, sattelte er um.

Für ihn war es zu einer Kraftprobe vor seinem eigenen Gewissen geworden. Er freute sich dieser ersten, dokumentierten Selbständigkeit und warf sich mit Übereifer in die neue Arbeit, mit einem ungekannten Genuß an all dem, das sie ihm darbot. Als unabhängiger Großgrundbesitzer riskierte er eigentlich nur in seinen eigenen Augen etwas.

Immer mit dem Lebensgange Darwins vor seinem Geiste, vernahm er durch Studiengenossen mit Entzücken, daß in anderthalb Jahren eine Südpolarexpedition von Frankreich ausgerüstet werden sollte.

All sein Streben war darauf gerichtet, an ihr teilnehmen zu können. Die nötige Gesundheit und Kraft, auch genügende Mittel hatte er; würde er aber in anderthalb Jahren so weit sein, auch an den wissenschaftlichen Arbeiten teilnehmen zu können?

Man machte dem sympathischen und fleißigen Ausländer an maßgebender Stelle Hoffnung.

Und nun fing er an, seine Verlassenheit nicht mehr zu fühlen. In ihm lebte eine Hoffnung, ein festes Ziel. Ihm war, als fülle seine Seele sich von neuem, als bekäme das Leben einen ungeahnten Sinn, er ahnte eine innere Zufriedenheit, die er bisher so schwer vermißte. O, wäre die Einsicht doch früher in ihm erwacht, daß die Tretmühle, in die er sich gedankenlos begeben, nur weil es die Tradition so mit sich brachte, ihn zu einem unfähigen, unzufriedenen Menschen gemacht hatte.

Was hätte er seiner Mutter sein können, wenn er überhaupt etwas gewesen wäre. — Er hatte sich ihr immer nur verschlossen, verstimmt gezeigt. — Wenn er zurückdachte, sah er sich immer nur unausstehlich, nie liebenswürdig oder dankbar. Sie hatte ihn mit Güte überhäuft — er hatte alles hingenommen, als gebühre es ihm. Ein Weh umfing ihn, das er Reue nannte, und das er nur in eifrigster Arbeit ersticken konnte. Aber manche Nacht erwachte er vor Sehnen — er hatte von ihr geträumt. Ach, als sie lebte, hatte er sie nie so geliebt wie jetzt.

Seiner Mutter Bruder schrieb ihm, er müsse in Jahr und Tag den Kreis, in dem die Familiengüter lagen, im Landtage vertreten.

Er antwortete ausweichend, in Jahr und Tag hoffte er, wo anders zu sein, und ihm schauderte vor der Enge jener heimatlichen Gesichtspunkte. Er hörte ein Kolleg über Anatomie und ihm war oft, als hätte er bisher von Leben und Welt nichts verstanden, als sei er ein Träumer gewesen, dem sich die Wirklichkeit jetzt erschloß.

Und natürlich war ihm zugleich, als müsse er neue Daseinsformen finden, als harrten hunderttausend unerklärte Tatsachen seines Denkens, seiner Arbeit, um erforscht und in die Wissenschaft eingeführt zu werden.

Dann fragte er sich wohl manchmal, wenn er todmüde aus dem Seziersaal kam, ob das neue Sein, das ihn jetzt ganz erfüllte, wirklich nur in Opposition zu Laskar Toleadu in ihm erstanden, ob die Er-

schütterung über der Mutter furchtbaren Tod ihn erst aufgerüttelt habe? Er wußte es nicht, er wußte nur, daß er zu etwas ganz Neuem aufgewacht war. Er kannte nichts als seine Arbeit, nahm an nichts anderem Interesse, begriff seine Altersgenossen nicht, die ihre kostbare Zeit fortwarfen um nichtige, schale Zerstreuungen, wo so viele Menschenleben nicht ausreichen würden, um alles Gedachte nachzudenken.

Er spürte nicht, daß es Sommer geworden. Wo andere Ferien machten, arbeitete er verdoppelt, froh der geringeren Konkurrenz. Die Südpolarexpedition stand vor ihm als sein Ziel; er zeichnete sich vor allen Genossen nicht nur durch größeren Fleiß, sondern durch eine fast unbegreiflich schnelle Fassungskraft, in der er den Westländern weit überlegen war, aus. Und ein seinem Alter vorauseilender praktischer Sinn fiel allgemein auf. Ja, er war ein Mann geworden in jungen Jahren.

XIX.

Das große Dalmosche Haus lag verlassen da. Im Vorhof wucherte Gras und Unkraut so hoch zwischen den Steinen, daß es wie ein Feld im Winde wogte. Es galt allgemein für ein schlechtes Omen, wenn die Gräser es zu solcher Höhe brachten. Aber Fanny ließ es geschehen. Sie sorgte für Haus und Einrichtung, lüftete und säuberte dort unaufhörlich; der Hof beunruhigte sie nicht. Da Henri ihr alles überlassen, hatte sie in haushälterischer Sorge um sein Vermögen, das sie gern vermehren wollte, alle Dienstleute bis auf ein Mädchen entlassen. Sie wußte, zwei Erntejahre waren schlecht gewesen, und das ganze Dalmosche Vermögen bestand in Liegenschaften. Sparsamkeit war also angebracht.

Den ganzen Tag machte sie sich im Hause zu schaffen, aber die Nächte wurden ihr lang und immer länger. Es war eigen: nicht nur in den ersten Wochen, auch jetzt, nach Monaten noch, machte sie allnächtlich die Todesstunde ihrer Herrin von neuem durch. Und mit jeder Nacht lastete der Druck jenes nicht eingelösten Versprechens mehr auf ihrem Sinne.

Sie hatte anfangs, mit sicherem Gefühl, worin ihre Pflicht lag, Henri das Legat seiner Mutter vorenthalten. Sie war noch überzeugt, Hortense habe in einer dem Irrsinn verwandten Überregung damals Beschlüsse gefaßt, die ihrer ganzen Wesenheit fremd gewesen. Bei Tage wiederholte Fanny sich stets von neuem, daß sie im Geiste der Treue gehandelt, wenn sie auch das Wort ihres Schwurs gebrochen. Aber bei Nacht! Keine Logik hielt stand. Ihr klarer, unverbildeter Verstand schwand, sowie die Sonne untergegangen. Dann regte sich etwas in ihr; sie wußte nicht was. Wie ein physischer Krampf am Herzen begann es, wie eine namenlose Angst packte es sie.

Zuerst hatte sie gemeint, ein körperliches Leiden befiele sie, und hatte

sich dabei klar gemacht, daß sie schon über siebzig Jahre alt und jeden Tag sterben könnte ... Sollte sie Hortenses Kassette vorher vernichten?

An sich selbst dachte Fanny nie; sie hatte nur für ihre Herrschaft gelebt; auch ihr Tod hatte nur in bezug auf diese Wert. Sie ging in ihrer geliebten Herrin Todeszimmer, stellte sich an das Lager, wo sie damals gestanden, als könne ihr dadurch eine Eingebung kommen.

Aber nur ein neues Grauen erwachte.

Sie sah Gespenster mit wachen Augen, sah ihrem Henri ein Unglück nahen und wußte es nicht zu bannen. Die Wände schienen ihr Leben zu gewinnen und etwas zuzuraunen ...

Nur das durfte nicht geschehen! Dieser letzte Sproß von allem, was sie geliebt, durfte nicht zugrunde gehen. Er mußte am Leben bleiben und Nachkommen haben; endlich mußte etwas von Erdenglück und Erdensegen in dies arme, von Leid verfolgte Haus kommen.

Fanny dachte nichts anderes mehr als Henris Zukunft; sie zermarterte ihr Gehirn, wie sie etwas für ihn tun könnte. Alles, was das ganze Leben lang an heißer Glut in ihr geschlummert hatte, erwachte für dies Kind ihrer Hortense.

War es nicht grausam, daß sie ausersehen worden, seinen Frieden zu stören? Er schrieb ihr so schöne Briefe, er war plötzlich ein Mann geworden. Das Bewußtsein der eigenen Verantwortung, des nicht unbedeutenden Besitzes und noch irgend etwas, was Fanny unbestimmt fühlte, hatte ihn so viel älter als seine Jahre gemacht. Wenn er je in Versuchung gewesen, ein leichtsinniger Mensch zu werden, so war das für immer abgetan. Fanny fürchtete etwas anderes: daß er nicht glücklich werden könnte.

Sechs Monate und mehr waren nach Hortenses Tod vergangen, als eine neue Zeitungsfehde über die Art ihres Ablebens ausbrach. Alle hatten die Sache für aufgeklärt und erledigt gehalten; nun schienen plötzlich neue Tatsachen ans Licht zu kommen.

Fanny, die keine Zeitungen las, erfuhr es zuerst durch ihrer Schwester Mann. Dieser kam eines Tages zu ihr und meinte, sie würde wohl nächstens wieder Besuch von den Herren des Gerichts bekommen; in der „Wahrheit" hätten Dinge gestanden, die ein Einschreiten der Justiz absolut notwendig machten.

Es kam aber schlimmer. Eines Morgens bekam sie selbst eine Vorladung; sie sollte in Sachen der erbrochenen Siegel aussagen.

Bisher hatte sie sich oft klar gemacht, daß ihr Haß gegen Laskar lange nicht so stark war wie ihre Angst um Henri. Sie hätte Toleadu alles vergeben können, wenn er nur jetzt ein aufrichtiger Freund des Sohnes der toten Frau geworden wäre. Es hatte ihr sogar einmal durch die Seele gezuckt, ob sie nicht etwa die Waffen, die sie in der Hand

hatte, ihm selbst ausliefern sollte. Wenn er dafür heilig verspräche, Henri zu schützen? . . .

Doch etwas warnte sie. Was war das heiligste Versprechen aus diesem Munde, der Hortense so oft belogen hatte, wert! Wer die Mutter in den Tod getrieben, würde auch den Sohn mitleidslos aus dem Wege räumen. Mit Bitten oder mit Großmut war bei diesem harten Ichsüchtler nichts auszurichten. Er mußte Angst haben. Nur dann war bei ihm etwas zu erlangen. Angst für sich, für seine eigene, von ihm so idealisierte Person!

Fanny dachte schon seit Wochen kaum etwas anderes als die Briefkassette. Schlief sie, so träumte sie, daß man sie ihr gestohlen habe, und fuhr mit lautem Schrei auf. Nacht für Nacht wanderte sie durch die leeren Zimmer, um vermeintliche Diebe und Einbrecher zu überraschen. Bei dieser Ruhelosigkeit schwand ihr oft der Zeitbegriff. Sie sah Hortense als Kind. Sie sann über das jammervolle Dasein dieser schönen Menschenblüte nach, sie empörte sich gegen das Schicksal, das Hortense viel versprochen, nichts gehalten hatte.

Und immer wieder brach der Eine heiße Wunsch aus Fannys Herzen: Wenigstens den letzten Sproß der Familie sollte das Unglück verschonen.

Und nun kam diese Vorladung vor Gericht. Für sie, die altmodische Frau des Volks, stand eines fest: Lieber als vors Gericht ginge sie in den Tod. Die Schmach, dort öffentlich sich zeigen, etwas beschwören zu müssen, würde sie nicht überleben. Für sie war Gericht, Gefängnis, Folter ein und dasselbe. Nicht mit zwölf Pferden würde sie, eine in Ehren ergraute Frau, sich in das düstere, unheimliche Gebäude ziehen lassen. Gut, daß diese Benachrichtigung ihr drei Wochen vor dem Termine zugestellt worden war, so hatte sie Zeit, sich mit Henri darüber zu verständigen. Sie hielt das Ganze für einen bösen Streich, den Fürst Laskar ihr aus Rache gespielt hatte.

Aber die große Frage: was sollte mit Hortenses Legat geschehen, war jetzt akut geworden, und sie hatte niemand, mit dem sie sich beraten konnte. Aus sich selbst mußte sie es entscheiden. Und ihr Hirn war schon wie wund von dem ewigen Überlegen, von all dem, was sie bedenken und berechnen mußte, ehe sie einen Schritt tat. Und sie fühlte sich so engsichtig, so weltunkundig. Immer sah sie vor sich eine Kugel rollen, die sie hätte anhalten können, die nun Gott weiß, welche Richtung nahm und den Einen zu Tode traf, den sie hätte bewahren wollen. —

XX.

Henri war vielleicht noch unangenehmer berührt als Laskar Toleadu oder die alte Fanny, als ihm die erste Zeitung mit seiner Mutter Namen vor Augen kam. Die gesamte Presse seiner Heimat schleuderte die entsetzliche Anklage des Giftmords an der Baronin Dalmo dem Urheber

ins Gesicht. In derselben Stunde erhielt er ein aufgeregtes Schreiben von Fanny, das in ihm den Verdacht erweckte, als sei seine gute Alte irrsinnig geworden. Sie beschwor ihn, heimzukommen.

Nichts konnte ihm in diesem Augenblicke schrecklicher sein. Er war mitten in seinen anatomischen Übungen, alle Vorlesungen hatten — es war Anfang Oktober — begonnen, und nun mußte er alles im Stich lassen und sollte zurück, aus seiner Arbeit fort, in das alte, unheimliche Leben. Schon jetzt, bei der Erinnerung, legte es sich wie ein Alp auf seine Brust. O, nur das nicht, nur nicht mehr das Abgeschlossene, Vergangene, das so beängstigend die schwarzen Schwingen um seine Seele gelegt. Selbst vor den Steinen seines Elternhauses graute es ihm beim bloßen Gedanken. Was er dort durchlitten, erwachte in zehnfacher Stärke. Wie furchtbar war doch die düstre, unheimliche Vergangenheit, die die Fängen wieder nach ihm ausstreckte. Konnte er denn nicht neu beginnen, den Alp des Sterbens und Mordens ganz abschütteln? Er las einige der ihm übersandten Zeitungen, und ihn fröstelte, wenn ihm auch das Blut vor der Schmach dieser Öffentlichkeit in die Stirn stieg. Alle seine Landsleute und noch manche andere würden heute dasselbe lesen. Es war nicht möglich, daß er sich passiv verhielte, als ginge ihn der Name, den er trug, nichts an.

Als er die Anklagen gegen Toleadu gelesen, war ihm auch etwas anderes nicht mehr möglich: an Laskars Unschuld zu glauben! Das Dokument war faksimiliert wiedergegeben. Zweifelsohne hatte Toleadu es geschrieben und damit zugestanden, im Boudoir der Baronin Dalmo die Siegel erbrochen zu haben. Wozu? Ein Schwindel wollte Henri befallen, doch er beherrschte ihn. Nur kein Mißtrauen. Mißtrauen ist unvornehm, entehrt den, der es hegt. Sicher hatte er nur im Interesse der Toten irgend etwas vernichten oder suchen wollen. Vielleicht nur den Grund ihres entsetzlichen Entschlusses? Und daß er, Henri, von diesem Intermezzo mit den Gerichtssiegeln nichts erfahren hatte, konnte Zufall, reiner Zufall sein . . . Nur kein kränkendes Mißtrauen.

Henri mußte sich mit Toleadu ins Einvernehmen setzen, um den Sturm zu bannen. Vielleicht war das brieflich möglich, vielleicht durch eine kurze Reise. Die lange Fahrt nach Tzarigrad wollte er so gern vermeiden. Was sollte er, da er damals nicht anwesend gewesen, auch bei diesen peinlichen Verhandlungen. Laskar Toleadu würde sich schon selbst zu verteidigen wissen. . .

Henri besaß leider Laskars augenblickliche Adresse nicht. Er wußte wohl, daß er nach seiner Vermählung die übliche italienische Reise angetreten hatte, aber nicht, wo er jetzt weilte. Die Zeit war ihm im Eifer für seine neue Wissenschaft so schnell vergangen, daß es ihm Mühe machte, zu glauben, sieben Monate seien übers Land gezogen, seit jener Hochzeits-

feier und mehr als acht seit den entsetzlichen Ereignissen, die ihn innerlich umgestaltet hatten.

Henri fuhr zur Gesandtschaft und erfuhr dort, daß Fürst Laskar eine Villa bei Genf bezogen, um wahrscheinlich den ganzen Winter dort zu verbringen. Die Herren auf der Gesandtschaft hatten die neueste Skandal-Affaire aus der Heimat auch eben gelesen; Henri empfand es an der verlegenen Art, mit der sie ihm halb lauernd Auskunft erteilten. Dachten sie, er wolle von Toleadu Rechenschaft fordern? Jedenfalls war Henri nicht imstande, ein erklärendes Wort zu äußern; er nahm den Bescheid auf seine Frage hin und verabschiedete sich sofort. Wie peinlich seine Lage geworden, empfand er zum erstenmal. Ach, könnte er nur erst heraus aus dieser Welt, die ihn bedrückte, hinaus auf den weiten Ozean, auf ein unerschöpfliches Feld des Erforschens.

Er faßte den Entschluß, mit dem nächsten Zuge nach Genf zu fahren; schriftlich wußte er nichts zu machen. Persönlich konnte er die drohenden Wolken vielleicht noch verscheuchen und Klarheit in die Lage, wenigstens in seine eigene Auffassung, bringen.

Hella kam von einer langen Ausfahrt heim, als ihr Henri Dalmos Karte überreicht und zugleich bestellt wurde, der Herr sei schon vor einer Stunde vergeblich da gewesen und warte jetzt im Salon. Er sei eilig, so habe er gesagt, und müsse am Abend fortreisen. Da er den Fürsten nicht mehr angetroffen, bäte er die Fürstin um eine Unterredung.

Henri hatte unwillkürlich an einen häufig wiederholten Traum denken müssen, in dem der Gefoppte immer das fast Erreichte verschwinden sieht, als er erfuhr, Toleadu sei vierundzwanzig Stunden vor seiner Ankunft nach Tzarigrad abgereist. Nur um einen kurzen Tag zu spät kam er. Sollte das Mißgeschick ihn zwingen wollen, auch den weiten, so gern vermiedenen Weg zu machen? Vorher wollte er jedenfalls versuchen, ob die junge Frau ihm nicht Auskunft, vielleicht sogar genügende Erklärungen zu geben imstande war.

Wie lange war es her, daß er sie gesehen? Mindestens acht Jahre! Ob sie ihn erkennen würde? Er hätte sie an ihrem Hochzeitstage wohl nicht erkannt, er hatte nicht einmal Züge von Ähnlichkeit mit der kleinen Hella gefunden.

Als sie aber jetzt, ohne Hut und Mantel abzunehmen, ins Zimmer stürzte und beide Hände ihm hinstreckend: „Henri Dalmo“ rief, „wirklich Henri Dalmo?“ da glich sie doch wieder dem Tanzstunden-Mädchen.

Hella wäre vielleicht in einer anderen Stimmung, vielleicht noch vor acht Tagen, sehr würdig und gnädig-herablassend dem Freunde aus der Kindheit entgegengekommen. Sie war eine ihrer Laune stark unterworfene Frau. Vierundzwanzig Stunden allein, mit Groll gegen ihren Mann und bei starker Langeweile hatten sie fast zärtlich gegen den ersten Besucher gestimmt, der ihr unvermutet ins Haus kam.

„Aber Sie haben sich ja gar nicht verändert,“ sagte sie nach ihrer ersten Begrüßung. „Nur noch ein bißchen schöner sind Sie geworden! Eine förmliche beauté!“ stieß sie lachend heraus.

„Das klingt wie Hohn aus Ihrem Munde,“ fiel er ein.

„Ich wollte mir selbst nicht zu nahe treten, weiß schon, daß ich schön bin! Freu' mich nur, daß Sie auch gut aussehen! Meist werden schöne Knaben häßliche Männer. Ich erwartete Sie mit einer zu langen und zu breiten Nase, mit dicken Kußlippen und derartigen Scheußlichkeiten wiederzufinden! Und häßliche Menschen mag ich gar nicht leiden,“ zwitscherte sie weiter.

Sie war maßlos kokett, aber noch mehr schön und bezaubernd! Welche Stimme! —

Wie sollte er vor dieser Fee die schreckliche Frage stellen, die ihm auf der Seele brannte?

„Ich bin recht froh, daß mein Mann verreist ist,“ fuhr sie fort, „denn er hätte uns nicht fünf Minuten allein gelassen. — Er ist blödsinnig eifersüchtig — alte Männer mit jungen Frauen sind das immer!“

„So! Sind sie das?“ entgegnete er spöttisch. „Sie sind ja in der Ehe schnell weise geworden!“

„Ach, ich war viel weiser, d. h. impertinenter, ehe ich heiratete; Schade, daß Sie mich damals nicht gekannt haben. — Mein Mann hat mich schon sehr geduckt . . . Aber nun legen Sie ab! Sie müssen natürlich bei mir essen!“

Währenddem hatte sie schon geklingelt und warf ihrerseits Hut, Schleier, Handschuh, Boa, Jacke von sich und jeden Gegenstand in eine andere Ecke des Zimmers, glückselig wie ein Kind, in seinem aufmerksamen Blicke Bewunderung zu lesen.

„Das Urbild der Koketterie“, sagte er sich, während er laut ihre Diner-Einladung ablehnte; er sei nicht in Toilette. Sie entgegnete, er müsse bleiben, sie würde sich ihm zu Gefallen auch nicht umziehen. Die Kammerfrau kam unterdessen, suchte alle fortgeworfenen Gegenstände zusammen und entfernte sich schweigend. Es war, als ob ihr Eintritt Hella ernster gestimmt hätte, denn kaum hatte die Tür sich geschlossen, als sie sagte:

„O, Henri, wie viel ist doch geschehen, seitdem wir zusammen Kinder waren!“ Ihm wurde ganz heiß bei ihrer unvermuteten Vertraulichkeit, besonders als sie ihm plötzlich die Hand reichte. „Das Schicksal hat Sie gar zu hart getroffen — beide Eltern beinah an demselben Tage!“ —

Sie war doch keine Kokette, wie hatte er das nur denken können! Sie war ein Kind! Aber nun fuhr sie fort, so flach, daß es ihm weh tat:

„Sehen Sie, ich bin beneidenswert! Mir starben die Eltern so früh, daß ich nichts davon weiß. Ich habe noch nie einen Toten

beweint — und einen Lebenden erst recht nicht! Damals hätte ich Sie gern gesprochen, ich glaube, ich hätte Ihnen durch mein Mitgefühl geholfen! Glauben Sie, daß jeder sich das einbildet? Oder glauben Sie, daß wir ausersehen sind, Freunde zu werden? . . . Seit ich damals hörte, wie namenlos erschüttert und trostlos Sie gewesen, sehnte ich mich, Sie zu sehen!"

Er war ergriffen und verlegen, auch etwas unwillig über ihre Art und Weise, in die er sich gar nicht finden konnte, alles zu berühren. Aber er war auch benommen von ihrer unbeschreiblichen Schönheit und ihrer Grazie. — So intim hatte noch nie eine junge Frau mit ihm gesprochen — und daß Schönheit so schön sein konnte, hatte er auch noch nicht gewußt. Er konnte die Augen nicht von ihr nehmen — diese Farben, dieser Glanz — diese kleinen, weißen Zähne!

„Sehen Sie," fuhr sie fort — er lauschte, ob sie nicht noch einmal „Henri" sagte — es war so süß gewesen und hatte ihn so stolz und heiß gemacht. — „Sehen Sie, wir Menschen errichten zu viele künstliche Scheidewände zwischen einander! Ich habe mir vorgenommen, dagegen anzustürmen! Sie wissen doch, wie ich mich verheiratet habe?"

Er wußte nicht, daß es mit ihrer Heirat eine besondere Bewandtnis gehabt hätte . . .

„Aber das wissen alle bei uns daheim. — Es hat Sensation gemacht! Ich habe mich einfach um meinen Mann beworben, er dachte nicht daran zu heiraten, meine Verwandten fanden ihn zu alt. . . Ich hatte mich aber sterblich in ihn verliebt und sah nicht ein, warum ich warten sollte, bis eine andere mir zuvorkam? Was ich haben will, nehme ich mir einfach!"

Von ihrer Wortkühnheit angesteckt, fragte er, ob sie denn noch immer sterblich verliebt sei? Er errötete, als er es herausgebracht.

„Na!" entgegnete sie. „Nach sieben Monaten Ehe gibt es schon manche Enttäuschung!" Sie dachte an ihres Mannes Abreise und fuhr etwas bitter fort: „Glauben Sie mir, unter uns gesagt, es ist nicht viel dran an der sogenannten Liebe . . . Vorher bildet man sich Gott weiß was ein! Aber ich bin jetzt eine alte erfahrene Frau!"

Wäre es nicht so kindlich, so drollig gewesen, es hätte ihn verletzt. Doch lachend — und mit welchem silbernen Lachen! — wie alles aus diesem Kirschenmunde herauskam — konnte es nicht anders als reizvoll wirken. Henri Dalmo war im Begriff zu vergessen, zu welchem Zweck er in dies Haus gekommen, als sie fortplauderte. Sie sprach ohne Aufhören, wie mit sich selbst, kaum eine Entgegnung erwartend.

„Das war also die erste Scheidewand, die ich einriß, und seitdem ich verheiratet bin, gebe ich mir das Recht, allen Leuten ins Gesicht zu sagen, ob sie mir gefallen oder nicht . . . Ist das nicht vernünftig?"

„Das ist nicht gerade Onkel Laskars Art."

„Onkel? Nennen Sie ihn Onkel?“ Sie schüttelte sich vor Lachen.

„Er ist doch meines Vaters Vetter!“

„Da müssen Sie Tante zu mir sagen! Wie reizend! Eigentlich müßten wir auch gleich Bruderschaft trinken!“

Hella fühlte erst jetzt, wie schändlich sie sich in letzter Zeit gelangweilt hatte. Sie fand mit ihrem Manne nie einen Gesprächsstoff, sie mußte ihn immer erst mühsam suchen, und dann war der Faden doch gleich wieder abgerissen! Mit Henri geriet sie vom Hundertsten ins Tausendste. Selbst wenn er ihr keine Antwort gab, las sie in seinen Augen, was der Mund nicht formte — daß ihm alles, was sie sagte, zu Herzen ging und eine Erleuchtung schien! Und sie mußte es sich selbst gestehen: so klug wie heute war sie nicht oft. Was ihr nicht alles einfiel! Wie die Worte sich geschickt aneinander reihten. Alles paßte zusammen, sie war förmlich beredt. Und was hatte sie ihm alles zu sagen. Es war elf Uhr, ehe einer von beiden gemerkt, daß die Nacht eingebrochen.

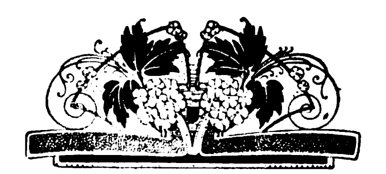
Henri wußte nicht mehr, daß er am Abend hatte weiter reisen wollen. Keine Andeutung über den Zweck seines Besuchs war ihm entfahren, er hatte ihn eigentlich ganz vergessen . . .

Versunken, wie die Zeit seiner ersten Kindheit, von der er wußte, daß er sie durchlebt haben mußte, die aber keine Erinnerung festgehalten, schien ihm plötzlich sein ganzes bisheriges Leben. Gewiß, er, Henri Dalmo, war im Elternhaus aufgewachsen, hatte in Paris studiert, hatte einmal etwas Furchtbares durchlitten, war dann fast glücklich in seinem neuen, mit fieberhaftem Eifer aufgenommenen Studium gewesen. Aber zu sich gekommen war er erst in dieser berauschenden Atmosphäre, im Duft dieses Wintergartens. Wie weit hinter ihm lag alles andere. Hier hatte für ihn die Lebensquelle zuerst geplätschert . . . Eine Quelle? Ja, nun wußte er, wie ihre Stimme, wie sie selbst wirkte! Gleich einer Quelle — melodisch, frisch, hell. Man wurde nie satt dieses süßen Naturlauts.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr sollte er wieder bei ihr sein. Zehn Uhr hatte sie angesetzt, damit sie die große Rundfahrt auf dem See zusammen machen konnten. Zehn Uhr wäre ihr sonst zu früh gewesen — sie schlief gern lange . . . Er sah sie in der goldenen Wiege liegen wie ein Feenkind und schloß schnell die Augen. Wie indiskret, wie unzart von ihm, ihr weiter zu folgen in Gedanken, als sie erlaubte.

Also morgen um zehn Uhr früh. Er und sie allein unter Fremden, unerkannt und einen ganzen langen Tag . . .

(Schluß folgt.)





Antonio Fogazzaros Romantrilogie.

Von

Dr. Max Krieg.

— Freiburg i. Br. —

ennt ihr die Abgründe der Seele? Habt ihr schon schwindelnd hinabgeblickt? Furchtbarer und düsterer sind die Klüfte, die Schlünde dieser Unterwelt als die der Hölle.

Kennt ihr die Kämpfe der Seele? Habt ihr sie stumm und einsam gekämpft? Unheimlicher sind sie als die nächtlichen Schlachten jagender Geisterheere in den Lüften, aufwühlender sind sie als der Streit der Elemente im Schoße der Erde.

Kennt ihr die Nöte der Seele? Seid ihr einsam in der Finsternis gesessen, da euch Gott gestorben war? Habt ihr ihn vernommen, den grausen Schrei: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Am gewaltigsten, am schrecklichsten, am größten ist die Seele, wenn sie mit ihrem Gotte ringt.

Kennt ihr die Räusche der Seele, ihre Entzückungen? Ahnt ihr ihren mächtigen Aufschwung, ihren sehnsuchtsvollen Flug nach den Höhen der Höhen, wenn sie Adlerschwingen breitet?

O, laßt mir nicht kühle Weise von der Seele reden, laßt mir einen — Dichter von ihr reden!

Ein Dichter der Seele, ihrer Abgründe, ihrer Kämpfe, ihrer Nöte, ihrer Räusche und Entzückungen ist Antonio Fogazzaro.

Sie streiten sich um ihn. Mystiker und Freidenker, liberale und strenge Katholiken zerren an ihm und reklamieren ihn als den Ihrigen oder stoßen ihn mit Entrüstung von sich. Was soll das Parteigekläff um diesen Mann? Es erregt Ekel. Sie lärmen und zanken und keifen, statt in stummer Ehrfurcht zu schauen und zu lauschen, wenn eines Dichters Herz blutet und blutend singt und gestaltet.

Fogazzaro ist im Grunde eine tragische Erscheinung, trotz all seiner Weltfreudigkeit, trotz seines begeisterten Glaubens an eine strahlende Menschheitszukunft, trotz alles Farbenzaubers seiner Schöpfungen eine tragische Erscheinung.

Schon über die Oberfläche seiner Dichtungen zittert ein melancholischer Hauch. Aber auf dem Grunde findet sich das Leiden. Es ist das tiefe Leiden aller jener, deren Herz sich leidenschaftlich an den Glauben und seine mystischen Wonnen klammert, während der Geist ungestüm und freiheitsdurstig an den starren Schranken des Dogmas rüttelt.

Dem begeisterten Kämpfer für einen „fortschrittlichen" Katholizismus wird es wohl niemals zum klaren Bewußtsein kommen, daß er auf einem verlorenen Posten steht. Die ungeheuren Risse, die in seiner aus dogmatischen Vorstellungen und modernen Ideen seltsam gemischten Weltanschauung klaffen, überspringt seine dichterische Begeisterung, sein südliches Temperament ohne die geringste Schwierigkeit. Als erklärter Anhänger der Entwicklungslehre glaubt er auch an eine unbegrenzte Entwickelungsfähigkeit des Katholizismus, der doch in allem, was das Dogma angeht, wesentlich starr ist und jene „Läuterung des Glaubens", von der Fogazzaro träumt, seiner Natur nach ausschließt. Immer wieder haben freiere, kühnere Geister, die aber das innere mystische Leben der Kirche liebten und sich deshalb von ihr nicht trennen wollten, Versuche in jener Richtung gemacht, immer wieder hat die kirchliche Autorität sie zurückgewiesen. Fogazzaro selbst ist es nicht besser ergangen, als Rosmini und Schell. Er hat sich schweigend unterworfen und nur blöder, verständnisloser Fanatismus könnte ihm daraus einen Vorwurf machen. Er hat gehandelt, wie er mußte, denn sein heißes Herz ist und bleibt katholisch. Er wird nicht aufhören, zu kämpfen und zu hoffen, aber auf dem tiefsten Grunde seiner Seele dämmert doch eine Ahnung von der Hoffnungslosigkeit seiner Sache und wirft über sein ganzes Lebenswerk ihren bleichen, tragischen Schein.

* *
*

In unserer Zeit der Abwendung vom Naturalismus und des Aufkommens romantisch-religiöser Stimmungen wird Fogazzaros schwärmerischer Spiritualismus auch außerhalb der positiv-christlichen Kreise vielen willkommen sein. Der Spiritualismus Fogazzaros stellt einen eigentümlichen Versuch dar, den Dualismus von Geist und Materie durch die Entwickelungslehre zu überwinden. Der Dichter glaubt nämlich, daß das Ziel des Weltprozesses eine wachsende „Verfeinerung der Materie", eine stetige Erhöhung der Macht des Geistes sei. Natürlich offenbart sich diese Entwickelungstendenz vor allem am Menschen, dem

Träger des Geistes innerhalb der materiellen Welt, und beim Menschen wieder vor allem in der organischen Sphäre, wo sich Geist und Fleisch besonders geheimnisvoll berühren, in der Geschlechtssphäre. Nach dem „Gesetz unendlichen Fortschritts“ kann auch die Gattung Mensch nicht starr bleiben, sondern muß sich zu einer höheren Gattung weiter entwickeln, und wie aus dem sexuellen Trieb der Tiere die menschliche Liebe hervorgegangen ist, so muß sich diese zu einer „noch unbekannten künftigen Form der Empfindung“ verklären. Dieses natürliche Vervollkommnungsstreben, diese „progressive Energie der Art“ verkörpert sich nach der interessanten Hypothese des Professors Selva im „Heiligen“ in der christlichen Askese. Während der Asket durch das Opfer seiner Keuschheit einfach Gott zu ehren meint, fördert er den Weltplan, indem er durch seine Entsagung „dem geistigen Element die Möglichkeit vorbereitet, sich eine höhere . . . Daseinsform zu schaffen“. Aber auch die durch Entsagung vergeistigte Geschlechtsliebe selbst bildet ein wichtiges Förderungsmittel bei jenem Emporsteigen der Menschheit zu übermenschlichen Höhen. In jenen seltenen Fällen, wo die Liebe der Geschlechter zu einer rein seelischen Leidenschaft sich verklärt, reißt sie mächtig wie kein anderer Affekt die Liebenden zu Gott empor. Eine solche entsagende Seelenliebe bildet das Thema des Romans „Daniele Cortis“.

* * *

Ascensioni umane hat Fogazzaro die Sammlung von Aufsätzen genannt, in denen er diese mystischen Ideen entwickelt; er hätte auch seine im „Heiligen“ gipfelnde Romantrilogie so überschreiben können. Es sind Ascensioni umane, „Lebensläufe in aufsteigender Linie“. Ein Meister der Seelenschilderung legt hier das geheimnisvolle Labyrinth kämpfender Seelen unseren Blicken bloß, zeigt uns Menschen, die aus den Abgründen der Gottverlassenheit, des Zweifels, der Versuchung, des tiefsten Leidens sich dem Ideal entgegenringen. Mag dieses Ideal auch ein einseitiges, dogmatisch gebundenes sein, genug, es ist ein Ideal.

Das Vorspiel: Piccolo Mondo Antico, die kleine Welt der guten alten Zeit. Im Geiste sehe ich ihn wieder, den Schauplatz dieser kleinen Welt, den wundersamen Luganer See. Welche Erinnerungen stürmten auf mich ein, als ich den Roman durchblätterte! . . . Die Mittagsglut über den lichtviolett schimmernden Bergen, der dunkelglühende, farbenprächtige Abendhimmel, das kühne Profil des Monte Salvatore, der im Mondlicht glitzernde, ruhende See, das geisterhaft huschende Licht des Scheinwerfers der Zollwächter von Porlezza! Albogasio, Oria, San Mamette! Jeder dieser Namen dünkt mich ein lieblicher Gruß.

In diesem friedlichen Valsolda, in diesem verlorenen Weltwinkel kann wohl nur ein Idyll spielen. Zwar kündigt sich gleich in den

ersten Kapiteln Sturm und Kampf an; aber als das junge Paar in der kleinen Villa zu Oria glücklich installiert ist, scheint alles Liebe und Friede zu atmen. Und doch enthält die junge Ehe die Keime eines Seelendramas. Don Franco Maironi, eine adlige, weltfreudige Künstlernatur, schönheitsdurstig, impulsiv und leidenschaftlich, aber nicht sehr willensstark, mit vorwiegendem Phantasieleben, von naiver, ungeläuterter, kirchlich streng gebundener Religiosität; seine Gattin Luisa stolz und stark, von scharfem Verstande, dem das warme Herz nicht Schweigen zu gebieten vermag, auch wenn es sich um ihr Liebstes handelt, zum religiösen Skeptizismus neigend, von einem unerbittlichen Gerechtigkeitssinn erfüllt. Leidenschaftliche Neigung hat die beiden zusammengeführt, hat sie den erbitterten Widerstand der reichen adelsstolzen Großmutter Maironis und die schließliche Enterbung für nichts achten lassen. Trotzdem fühlt Don Franco bald, daß sich das Herz seiner Frau mit seinem besten, stolzesten Teil ihm entzieht, daß sie seine religiösen Ideale nicht teilt, daß sie mit einer gewissen kühlen Überlegenheit seine Schwächen klar durchschaut. Vor allem mißbilligt sie seine Untätigkeit. Sie begreift nicht, wie er in dem behaglichen Stilleben von Oria sich ganz nur der Musik und den Blumen widmen kann, statt für die Sache des von Österreich geknechteten Vaterlandes zu arbeiten. Aber dies Stilleben wird bald grausam gestört. Die wirtschaftliche Existenz des Paares bricht zusammen, Don Franco muß das trauliche Nest verlassen, um draußen in der Welt Arbeit zu suchen. Als der glühende Patriot, der er ist, beschließt er nach Turin zu gehen. Sora Luisas Herz ist ob dieser plötzlich erwachten Energie des Gatten freudig bewegt. Da führt ein unseliges Mißverständnis zwischen den Gatten am Vorabend der Abreise eine Krise herbei. Luisa macht sich in einer offenen Aussprache Luft und bestätigt ihrem Manne, was dieser schon längst geahnt hat, daß trotz aller herzlichen Liebe die Grundverschiedenheit ihrer Welt- und Lebensanschauung, besonders auf religiösem Gebiet, eine Scheidewand zwischen ihnen zu errichten droht. Don Francos Eigenliebe ist tief verwundet, um so mehr, als er wohl fühlt, wie begründet Luisas Vorwurf ist, daß sein Leben seinem Glauben nicht entspreche. Zu ihrem tiefsten Schmerze scheidet er am andern Morgen mit Groll im Herzen. In Turin geht in dem als Journalist hart um die Existenz ringenden Manne eine tiefgreifende Umwandlung vor sich. Die übertriebenen Selbstvorwürfe in seinen Briefen rühren Luisa aufs innigste. Francos größter Kummer ist die religiöse Skepsis seiner Frau und der schlimme Einfluß, den sie eventuell auf die Erziehung seines geliebten Töchterchens Maria üben könnte.

Da trifft das stille Landhaus zu Oria ein fürchterlicher Schlag. Luisas Groll gegen die alte Marchesa Orsola, Francos Großmutter, wird durch unbedacht zugetragene Äußerungen zu leidenschaftlichem Hasse

gesteigert, und sie beschließt, an der boshaften Alten Gerechtigkeit zu üben. Die Marchesa wird an einem der nächsten Tage Oria passieren. Luisa will ihr auf offener Straße entgegentreten und ihr offen den Krieg wegen eines unterschlagenen Testaments ankündigen.

Auf diesem Höhepunkt des Romans läßt Fogazzaro alle Wunder seiner Kunst spielen! Die wachsende Schwüle des verhängnisvollen Tages, das über dem See langsam heraufziehende Gewitter, Luisas Aufregung, ihr endliches Hinausstürzen in das losbrechende Unwetter, unbekümmert um Blitz und Donner und klatschenden Regen, ohne einen Gedanken an ihr geliebtes Kind, das ohne Aufsicht zurück bleibt, ganz von ihrem leidenschaftlichen Gerechtigkeitsgefühl hingenommen — das alles ist fortreißend geschildert. Dann, in dem Augenblick, wo sie der boshaften Feindin Aug' in Aug' gegenübersteht, verzweifelte Schreie heranstürzender Weiber: „Sora Luisa! Sora Luisa!" Ihr Kind, ihre süße kleine Maria ist in einem unbewachten Moment im See ertrunken.

Die nun folgende Szene, der starre, wahnsinnige Schmerz der unglücklichen Mutter sucht an tragischer Wucht in der Weltliteratur ihresgleichen. Luisas stolze, todwunde Seele bäumt sich in titanischem Trotz gegen Gott auf: „Gott ist schlecht!" Die tiefe Nacht der Gottverlassenheit bricht über sie herein, während Franco in mystischem Aufschwung sich unter der strafenden Hand Gottes demütigt und durch den Schlag eine Stärkung seines Glaubens erfährt.

Luisas Leben geht nun monatelang in der Trauer um ihr totes Kind auf. Sie fühlt ihr Herz zu Stein erstarren, auch die Liebe zum Gatten daraus weichen. Da bricht der Krieg von 1859 aus, Franco eilt zu den piemontesischen Fahnen und will sein Weib vorher noch einmal sehen. Sie treffen sich auf der Isola Bella, und in einer ergreifenden Szene schmilzt das Eis um Luisas Herz.

Piccolo Mondo Antico ist Fogazzaros Meisterwerk. Nirgends sonst in seinen Schöpfungen findet sich ein solches Ebenmaß der Verhältnisse im Aufbau des Ganzen, eine so lebendige Gestaltenfülle, ein so prächtiger, zuweilen derber Humor neben der zartesten lyrischen Stimmung. Die Reinheit des künstlerischen Eindrucks wird durch keinerlei Absichtlichkeiten gestört. Eine starke Parteilichkeit gegen das verhaßte Österreich muß man dem Patrioten Fogazzaro zugute halten. Das Zeitkolorit ist vorzüglich getroffen: die dumpfe Schwüle vor dem Nationalkrieg von 1859, die fieberhafte Spannung und lodernde Begeisterung der Patrioten, das Leben und Treiben der Flüchtlinge in Turin. Daneben das beschauliche Stilleben des Völkchens von Valsolda in der guten alten Zeit: ich erinnere an die köstliche Schilderung der Schleienfischer. Die Lokalfarben sind zuweilen etwas zu kräftig herausgekommen, vom Dialekt macht der Dichter für meinen Geschmack entschieden einen zu reichlichen Gebrauch. Mit besonderer Liebe malt Fogazzaro die

Natur seiner zweiten Heimat: „die tragischen Berge", den See in allen Stimmungen, in Mondlicht und Sonnenglanz, in Gewittersturm und feierlicher Ruhe, am Sommerabend und in der Winternacht.

Vor allem aber welche Menschen! Wie lebensvoll in der leisesten Bewegung, und bis zu den unbedeutendsten Nebenfiguren herab! Der Hauptakzent liegt wie überall bei Fogazzaro auf der wahrhaft dramatischen Behandlung des Seelenlebens. Er ist kein moderner Analyst, der die Seele auf dem Seziertische zerfasert und uns triumphierend Teile und Teilchen vorweist, während er das lebendige Ganze tötet. Fogazzaro gibt den geheimnisvollen, unmittelbaren Eindruck des vollen Lebens. Wir leiden, kämpfen, jubeln, irren mit seinen Menschen. Der Spiegel ihrer Seele liegt vor uns ausgebreitet, klar und — unergründlich. Sie sind uns zum Greifen nah und — unfaßbar.

Fogazzaro gibt uns Seelen*dramen*, nicht bloße Stimmungsbilder. Seine Menschen entwickeln, wandeln sich, da ist wirkliche Bewegung, innere Handlung. Im tiefsten Grunde sind die Konflikte religiös gefärbt. Die kämpfende Seele ist in steter Beziehung zu Gott gesehen, sie ringt mit ihm, sie verliert und findet ihn. Lesern mit geringem religiösem Verständnis und Interesse wird deshalb das Tiefste bei Fogazzaro verschlossen bleiben.

* * *

Im Fortgang der Trilogie gewinnt die religiöse Färbung immer mehr an Intensität, bis sie endlich im „Heiligen" alles beherrscht.

Der Roman Piccolo Mondo Moderno, „Die kleine Welt der neuen Zeit", stellt Piero Maironi, den Sohn Francos und Luisas in den Mittelpunkt. Das seelische Erbe der Eltern disponiert ihn von vornherein zu schweren Kämpfen. Denn in ihm verbindet sich das tiefe religiöse Bedürfnis und das heiße Blut des Vaters mit der Verstandesschärfe und dem grüblerischen Hang der Mutter.

Nach dem frühen Tode der Eltern im Hause des Marchese Scremin, bei Verwandten seiner Urgroßmutter aufgewachsen, heiratet er noch sehr jung die Tochter seiner Pflegeeltern, die nach kurzer Ehe in schwere Geistesstörung verfällt und in eine Anstalt gebracht werden muß. Streng katholisch erzogen, befleißigt sich der junge Mann eines peinlichen Zölibats und trauert schwärmerisch um das verlorene Weib. Nach und nach aber erlöschen die künstlich gehegten zärtlichen Empfindungen für die Kranke völlig und seine kräftige Sinnlichkeit beginnt sich ungestüm zu regen. Die dadurch hervorgerufenen Kämpfe werden durch Glaubenszweifel verschärft, die der Anblick der in konfessionellem Formalismus erstarrten, kleinlich engherzigen und praktisch unfruchtbaren Religiosität

seiner Umgebung nährt. Aber die schwerste Versuchung tritt in Gestalt einer schönen geistvollen Frau, Jeanne Dessalle, an ihn heran, die von ihrem rohen trunksüchtigen Gatten getrennt lebt. In ihrer leidenschaftlichen Offenheit gibt sie ihm bald ganz deutlich zu verstehen, daß sie ihn liebt und entschlossen ist, ihn an sich zu ketten. Verzweifelnd öffnet Piero sein Herz dem ehrwürdigen Priestergreise Don Guiseppe Flores, einem Freunde seiner Eltern, in einem ergreifenden Bekenntnis. Nach schwerem innerem Kampf entschließt er sich, dem Rate des priesterlichen Freundes entsprechend, sich dem Einfluß Jeannes für immer zu entziehen. Da tritt sie ihm beim Besuch des aufgehobenen Klosters Praglia, an einem Ort, wo er schon öfter religiösen Trost gefunden hat und ihn auch jetzt wieder sucht, in ihrer ganzen berückenden Schönheit entgegen, ganz eingehüllt gleichsam in die Atmosphäre ihrer Leidenschaft. Voll naiven Trotzes gegen einen Gott, der ihn so unbillig versucht werden läßt, wo er Schutz erhofft hat, wirft er den Glauben von sich und ergibt sich dem süßen Zauber der Versucherin. Die Szene im Kloster gehört zum Feinsten, Zartesten und Feurigsten, was Fogazzaro geschrieben hat. Nun ist aber bezeichnenderweise Jeannes mächtige, ihr ganzes Wesen durchdringende Leidenschaft rein seelischer Natur. Alle sinnlichen Liebesfreuden erregen ihr, schon infolge der von ihrem Manne empfangenen widerwärtigen Eindrücke, Ekel. Sie hält daher bei aller seelischen Hingabe den immer ungestümer drängenden Maironi unerbittlich in Schranken, keineswegs etwa infolge religiös-moralischer Bedenken, denn sie ist durch und durch Skeptikerin, sondern eben infolge jenes Widerwillens ihrer stolzen, edlen, feingeistigen Natur. Das Hin und Her des eigentümlichen Verhältnisses läßt sich hier nicht näher verfolgen. Endlich, in einem Augenblick, wo sie den schwankenden Geliebten zu verlieren fürchtet, entschließt sie sich innerlich zu dem schweren Opfer der völligen Hingabe, und Maironi ist nahe daran, sich ihr durch dessen Annahme endgültig zu verbinden, als er durch ein Telegramm seiner Schwiegermutter an das Sterbebett seines Weibes gerufen wird, deren Geist vor dem Scheiden aus der Umnachtung erwacht ist.

Unter den Eindrücken des Sterbezimmers, im Angesicht der von ihm einst geliebten Frau, die zur Heiligen verklärt erscheint, kehrt Piero plötzlich der nie ganz erloschene Glaube seiner Kindheit zurück. Eine förmliche Ekstase der Gottessehnsucht überfällt ihn, und während Don Giuseppes Messe sieht er in einer blitzartigen Vision sein künftiges Leben und seinen Tod: Gott ruft ihn zur Buße und völligen Entsagung, überträgt ihm dann eine große reformatorische Mission in seiner Kirche, und schließlich stirbt er im Benediktinerkleid. Der vorsichtige Don Giuseppe zweifelt zunächst an dem übernatürlichen Charakter der Vision, aber Piero glaubt nach kurzem Schwanken in der innersten Seele unerschütterlich daran und handelt danach, indem er seinen ganzen von der

Großmutter ererbten Reichtum in die Hände des greisen Priesters legt und dann aus der Welt verschwindet.

Einen Hauptreiz dieses Romans, der sonst nicht unbedenkliche Schwächen hat, bildet die Gestalt Jeanne Dessalles, ihre wundervoll herausgearbeitete, höchst eigenartige Individualität und ihre seltsame tragische Seelenliebe. Die Liebesszenen hauchen bei aller Diskretion der Form den heißen Atem echter Leidenschaft. Überhaupt ist alles Seelische nicht minder vollendet als in Piccolo Mondo Antico, während Komposition, Milieudarstellung und episodisches Beiwerk entschieden abfallen. Die Schilderung des kleinlichen Treibens der Klerikalen in einem venetischen Städtchen, all' der armseligen Intrigen, des Klatsches, der geistigen Öde eines verknöcherten Konfessionalismus entbehrt nicht satirischer Feinheiten, ermüdet aber durch ihre Breite, die zur Bedeutung des Gegenstandes in keinem Verhältnis steht. Auch sonst ist eine bedenkliche Menge nicht immer sehr interessanter Details angebracht, und manchmal stellt sich schlechterdings die Langeweile ein. Eine der besten, menschlich schönsten Gestalten Fogazzaros ist die des Don Giuseppe Flores, des Priesters nach dem Herzen Gottes mit seiner innigen mystischen Frömmigkeit und seiner schlichten barmherzigen Güte.

* * *

Im dritten Roman, dem schnell berühmt gewordenen „Santo", macht Fogazzaro den höchst merkwürdigen Versuch, uns Piero Maironi, den Geliebten Jeanne Dessalles, als die Verkörperung seines Ideals eines modernen Heiligen vorzustellen. Drei Jahre lang bleibt er verschollen, lebt er verborgen im Pilgerhospiz des Klosters Santa Scolastica zu Subiaco als Gehilfe des Gärtners unter der geistlichen Leitung des Benediktiners Don Clemente in strengster Askese, seine Zeit zwischen körperlicher Arbeit, Studien und religiösen Übungen teilend. Seine Demut, sein Eifer, seine mystische Glut gereichen allen, die mit ihm in Berührung kommen, zur Erbauung, gegen den Eintritt in den Orden jedoch empfindet er eine entschiedene Abneigung. Professor Selva, der religiöse Denker, der während des Sommers in Subiaco wohnt, durch seine Frau und deren Schwester, eine intime Freundin Jeannes, mit deren Geschichte bekannt gemacht, hält Don Clemente für Maironi. Jeanne erfährt von dieser Vermutung, eilt herbei, sieht kurz nach ihrer Ankunft den wahren Maironi in der Begleitung des Mönchs und erkennt ihn. Diese Entdeckung versetzt sie in eine mächtige Erregung. Der Geliebte ist also nicht Mönch geworden, sie selbst ist durch den Tod ihres Mannes frei, jetzt darf sie wieder hoffen. Maironi oder Benedetto, wie er sich jetzt nennen läßt, bleibt bei Jeannes Anblick im Gefühl seiner innigen Vereinigung mit Christus ganz ruhig. Nach einer im

Gebet und unter furchtbaren, siegreich bestandenen Versuchungen in der Bergwildnis über dem Kloster verbrachten Nacht wird er vom neuen Abt einer scharfen Prüfung unterzogen und aus dem Kloster gewiesen, jedoch mit der Erlaubnis, das Kleid eines Laienbruders zu tragen. Auf dem Wege nach dem einsamen Bergdorf Jenne, wohin er mit Empfehlungen Don Clementes an den dortigen Erzpriester geht, begegnet er Jeanne in Sacro Speco. Beim Anblick des gewaltig veränderten Geliebten verliert sie jede Hoffnung. Benedetto nimmt ihr vor dem Altare das Versprechen ab, sich Werken der Barmherzigkeit zu widmen und sich ihm nie mehr zu nähern, wogegen er verspricht, sie zu einer bestimmten, nicht allzu fernen Stunde zu sich rufen zu wollen; er meint seine Todesstunde.

In der Umgegend spricht man bald allgemein von dem „Heiligen von Jenne“, das Volk sieht in ihm einen Wundertäter und bringt ihm trotz seines Protestes Kranke, daß er sie heile. Seine Feinde nennen ihn einen Ketzer und Volksverführer. Sie bringen es so weit, daß ihm das Mönchskleid abgenommen und er auch aus seiner weltfernen Zuflucht in Jenne vertrieben wird. Nachdem er im Hause Selvas ein schweres Fieber durchgemacht, folgt er einer unwiderstehlichen inneren Stimme, die ihn nach Rom ruft. Dort lebt er als Gehilfe des Gärtners in der Villa des berühmten Chirurgen Mayda, der ihn bei Selvas kennen gelernt hat. Ein kleiner Kreis von Anhängern und Schülern sammelt sich um ihn, denen er in regelmäßigen Zusammenkünften Vorträge über das Wesen des Katholizismus hält und die er zu Mitarbeitern an seiner reformatorischen Mission sich heranzuziehen sucht. Seine Feinde sind unterdessen auch hier nicht müßig. Benedetto hat eine Audienz beim Papste, und die „Intransigenti“ befürchten, daß dieser unter seinen Einfluß geraten könnte. Er soll daher um jeden Preis von Rom entfernt werden. Die feindliche Partei im Vatikan scheut sich nicht, dazu sogar die Hilfe der Regierung in Anspruch zu nehmen, der ein unwürdiger Handel vorgeschlagen wird. Benedetto im sicheren Gefühl seiner Sendung läßt sich durch die Androhung eines Strafprozesses nicht einschüchtern und bleibt. Dem Minister des Innern hält er eine derbe Strafpredigt. Sein längst geschwächter, zarter Körper hält jedoch der Askese und den Aufregungen nicht stand, und er stirbt nach einem ergreifenden Abschied von Freunden und Schülern den Tod eines Heiligen. Sterbend hält er Jeanne das Kruzifix hin, das sie leidenschaftlich küßt, sich so endlich dem Glauben des Geliebten gefangen gebend.

Kein Zweifel, daß es Fogazzaro um einen „modernen“ Heiligen zu tun ist. Eine gewisse Modifikation des traditionellen kirchlichen Ideals liegt sicher in seiner Absicht. Aber man würde sich schwer täuschen, wenn man nun etwa einen Typus erwartete, den die Gegner

des Katholizismus auf den Schild erheben könnten. Es handelt sich um keine wesentliche Modifikation des katholisch-kirchlichen Ideals. Die zugrundeliegende ethische Auffassung ist durchaus die orthodoxe: das Gott gebrachte Opfer des eigenen Selbst in Demut, Armut, Gehorsam, Keuschheit. Wenn Benedetto zum Papste sagt: „Heute wissen nur wenige Christen, daß Religion nicht hauptsächlich Zustimmung des Verstandes zu gewissen Formeln der Wahrheit ist, sondern daß sie hauptsächlich Handeln und Leben nach dieser Wahrheit ist," so mag das manchen Leuten recht gefährlich klingen, es ist aber im Grunde nichts als der uralte Ruf aller Heiligen und religiösen Reformer nach einer wirksamen Betätigung des Evangeliums, keineswegs etwa Auflösung der Religion in Moral. Ja, Fogazzaro hat sogar ausgiebig dafür gesorgt, daß seinem Heiligen das Echtheitssiegel des Übernatürlichen, das Wunderbare nicht fehle. Auf seine Krankenheilungen, von denen das Volk spricht, ist zwar weiter kein Wert zu legen; er selbst glaubt nicht daran. Aber die wunderbare Berufung durch jene Vision, die inneren Stimmen, die ihn leiten, die übernatürliche Führung im Vatikan, wo er im Finstern, ohne jede Orientierungsmöglichkeit allein gelassen, doch sicher zum Papste gelangt! Wenn Benedetto etwas krankhaft Überreiztes hat, wenn ihn in Augenblicken mystischer Exaltation das Fieber schüttelt und ihm die Besinnung zu rauben droht, so ist auch das nichts ausschließlich Modernes; recht viele Heilige alter und neuerer Zeit zeigen bekanntlich mehr oder weniger zahlreiche Symptome aus dem Krankheitsbilde des Hysterikers und Neurasthenikers. Dagegen hat der Dichter seinem „Heiligen" wohl dadurch einen Stich ins Moderne geben wollen, daß er ihn es ablehnen läßt, Priester und Mönch zu werden. Nicht als ob Benedetto prinzipiell gegen das Mönchtum etwas einzuwenden hätte. Aber er fühlt instinktiv, daß das Kloster nicht der Ausgangspunkt der großen religiösen Reform sein kann. Die alten Orden, „in traditionelle Formen eingeschlossen", haben ihren Einfluß auf die Welt eingebüßt. Der Anstoß muß von den Laien ausgehen. Auch Don Clemente ist überzeugt, daß der Heilige der Zukunft, der Messias der kirchlichen Erneuerung ein Laie sein wird. Und hier beginnt nun allerdings das Bedenkliche. Den Heiligen Benedetto konnte sich die kirchliche Orthodoxie allenfalls gefallen lassen, den Reformator mußte sie abweisen.

Eine reformatorische Aktion des Laientums, wie sie Fogazzaro im Auge hat, kann es innerhalb der katholischen Kirche nicht geben. Sein Begriff von der Stellung des Laientums in der Kirche ist in der Tat unkatholisch. Denn nach ihm könnte und müßte die Laienwelt unter Umständen einen erneuernden, rektifizierenden Einfluß auf die Hierarchie und die in deren Besitz befindliche kirchliche Tradition üben, nach ihm könnte und müßte auch die Laienwelt, unabhängig von der Hierarchie, eine Quelle religiöser Wahrheit sein. Dies aber widerspricht direkt der

orthodoxen Lehre. Die fortschrittlichen Katholiken Fogazzaros anerkennen zwar ausdrücklich die Autorität der Hierarchie, versichern ihren unverbrüchlichen Gehorsam gegen dieselbe und erklären, daß die eigentliche Durchführung der Reform ausschließlich Sache der gesetzmäßigen kirchlichen Organe sei. Daneben aber steht ihre Auffassung, daß diese Hierarchie in einem Zustand geistiger Erstarrung begriffen ist, daß sie vorderhand kein Auge für die Schäden und Forderungen der Gegenwart und für die Keime der Zukunft hat, ja daß sie diese Keime unterdrückt. Unter den Augen dieser Hierarchie hat sich allmählich ein Zustand in der Kirche herausgebildet, der an Bedenklichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. „Heiliger Vater, die Kirche ist krank!" ruft Benedetto dem Papste zu. Und das Bild dieser Krankheit, das er entrollt, ist wahrlich düster genug. Vier böse Geister haben sich eingenistet, der Geist der Lüge, der Herrschsucht des Klerus, der Habsucht, der Unbeweglichkeit. Bei der genaueren Schilderung dieses Quartetts werden gewissen Leuten so empfindliche Dinge gesagt, daß wir den Lärm, den sie gegen den Dichter erhoben haben, immerhin begreifen: Da wird vor allem jene feige, ärmliche Angst vor der Wissenschaft und dem Geiste gebrandmarkt, die „keine Ehrfurcht vor der nichtreligiösen Wahrheit hat, fürchtet, daß die Wahrheit die Wahrheit zerstöre, Gott wider Gott setzt". „Buchstabenanbeter, wollen sie Erwachsene zu einer Kinderkost zwingen, die die Erwachsenen zurückweisen." Da wird ferner gegen die Anmaßung jener Priester protestiert, die sich in unbefugter Weise zwischen Gott und die Seelen drängen, in ihrer Eigenschaft als Vermittler die Seelen beherrschen und auch außerhalb des religiösen Gebiets ihre Autorität geltend machen wollen. Da wird geeifert wider „die Fanatiker der Vergangenheit, die alles in der Kirche unveränderlich haben möchten bis auf die Formen der päpstlichen Sprache, bis auf die Palmenwedel ... bis auf die sinnlosen Traditionen, die es einem Kardinal verbieten, zu Fuß auszugehen."

Fogazzaros „Santo" hat europäisches Aufsehen erregt; immerhin eine merkwürdige Tatsache bei einem Roman, der aus einer Ideenwelt heraus geschaffen ist, von der sich modernes Vorstellen und Empfinden immer weiter entfernt. Zum Teil handelt es sich ja um einen Sensationserfolg: Manche Leute mochten sich unter einem „modernen Heiligen" irgend etwas Ungeheuerliches vorstellen, irgend ein perverses Zwittergeschöpf; das mußte man sich doch ansehen! Sicher stand zunächst das stoffliche Interesse im Vordergrund. Der Reformkatholizismus ist nun einmal aktuell.

An sich ist der Gegenstand zweifellos eines wahren Dichters würdig: Das Eindringen moderner Strömungen in den Organismus der konservativsten Geistesmacht des Abendlandes. Welche inneren und äußeren Konflikte! Welche Seelenkämpfe! Welch' wunderliche Gärungen in

dem aufgestörten religiösen Bewußtsein! Welch' seltsame Verschlingungen und Kombinationen des Alten und Neuen! Freilich wer hier rein als Künstler gestalten will, muß über dem Stoff stehen, darf nicht selbst in die religiöse Bewegung verwickelt sein; denn sonst wird sein Werk unwillkürlich zum Programm, zur Tendenzschrift werden.

Fogazzaros „Santo" ist kein harmonisches Kunstwerk. Der Eindruck des erschütternden Seelengemäldes wird durch häufiges persönlich-lehrhaftes Hervortreten des Dichters empfindlich gestört. Da redet dann nicht mehr Benedetto, sondern Fogazzaro, da wird der „Heilige" lediglich zum Vehikel der persönlichen Anschauungen, Beschwerden, Wünsche des Dichters. Und die betreffenden Reden sind zum Teil von einer recht fatalen Länge. Vielfach gewiß geistvoll, interessant, stilistisch und rhetorisch glänzend, aber vom künstlerischen Standpunkt aus höchst störend.

Recht glücklich und im ganzen innerhalb der Grenzen einer künstlerischen Darstellung gehalten ist die Charakteristik der verschiedenen Richtungen der Reformpartei, die Fogazzaro anläßlich der Versammlung bei Selva gibt. Da sind zunächst die Intellektuellen, die geistige Aristokratie der Partei: der geistvolle, vornehme religiöse Denker Selva, der zarte, von den Damen verwöhnte Professor Dane, der ungestüme Asket Minucci. Ihnen gegenüber der seeleneifrige Pater Salvati, der eine vorwiegend intellektuell gefärbte Aktion verwirft und vor allem eine moralische Erneuerung, „eine franziskanische Tat" verlangt; er vertritt das demokratische Element. Zwischen beiden der milde Don Clemente, der das Berechtigte beider Richtungen vereinigen möchte. Soviel Sprecher, soviel scharf ausgeprägte Charakterköpfe! Ein feindliches Element, der weltmännische, frivole Abbé Marinier bringt Leben in die Debatte.

Zwei gewaltige Vorteile bringt dem Dichter seine enge persönliche Verknüpfung mit dem Gegenstand: die glühende mystische Begeisterung und das tiefe innere Erleben des Dargestellten. So erreicht hier Fogazzaros Seelenkunst ungeahnte Höhepunkte. Die Versuchung des Heiligen in der Wildnis über Santa Scolastica ist ein Meisterstück psychologischer Vergegenwärtigung. Szenen entrollen sich, die uns in ihrer Farbenglut mitten in die Schwingungen der großen religiösen Bewegungen des Mittelalters versetzen: der „Heilige", wie er „unter der weißen Wolke des blühenden Apfelbaums" in feierlicher Mittagsstunde zu einer verzückten, seelisch tief aufgewühlten Menge redet.

Die Geschichte des „Heiligen" mit ihren stillen und lauten Kämpfen begleitet und durchklingt wie ein wehmütig gedämpfter, weicher Mollakkord Jeanne Dessalles tragische Liebe. Seit sie die letzte Hoffnung, den Geliebten je zu besitzen, aufgeben mußte, verfolgt sie aus der Ferne seine Schicksale mit leidenschaftlicher Teilnahme. Sie ertappt sich dabei,

daß sie trotz all' ihres radikalen Skeptizismus seine Interessen zu den ihrigen macht. Wie ein Schutzgeist wacht sie über ihm, kundschaftet die Anschläge seiner Feinde aus und läßt ihn warnen. Aber mit unsäglichem Schmerz muß sie sehen, wie seine Gesundheit sichtlich verfällt. Bald soll sie nicht einmal mehr den Trost haben, ihn noch auf der Erde zu wissen. Dann kommt rasch das Ende. Die letzten Szenen, wie ihr Selva den Ruf des Geliebten überbringt, wie sie zu ihm eilt, sind von einem wundervoll tiefen, innigen Empfinden durchzittert, das in seiner verhaltenen Leidenschaft um so mächtiger wirkt.

Die ergreifende Sterbeszene des „Heiligen" atmet den Frieden und die selige Ewigkeitshoffnung des Glaubens. Gewiß soll nach des Dichters Absicht im äußeren Erliegen ihres Trägers die Sache triumphieren. Allein ich kann mir nicht helfen, ich hatte beim Lesen des Romans die Empfindung, einer Tragödie beizuwohnen, einer heimlichen Tragödie, die gleichsam wider den Willen ihres Dichters ganz leise und unmerklich die verhängnisvolle Wendung nimmt. Und so erhielt für mich der Tod des „Heiligen" symbolische Bedeutung.





Über Griechenland, sein Heer- und Flottenwesen.

Von

W. Stavenhagen.

— Berlin. —

Das Kreta-Problem und die neueren Zerwürfnisse mit Bulgarien und der Türkei lenken die politische Aufmerksamkeit wieder einmal auf das Königreich Griechenland, sein Heer und seine Kriegsflotte. Jenes eigenartige Länder-Individuum der südeuropäischen Halbinsel, das ihr den Namen gegeben und schon nicht mehr zu Mitteleuropa, wenigstens geographisch, gerechnet werden kann, obwohl es der Schauplatz der uns auch heute noch mächtig beeinflussenden antiken Kultur gewesen, hat in seiner über 3000 jährigen Geschichte gar oft das übrige Europa beschäftigt. Wie viel mehr in unsern Tagen des bewaffneten Friedens, wo gerade die Balkanländer zum Wetterwinkel des Kontinents geworden sind und sich in den letzten Monaten eine beunruhigende Bewegung unter all' ihren Stämmen und Nationen bemerkbar gemacht hat.

Ein Gebirgsland von sehr mannigfacher Oberflächenbeschaffenheit, tritt Griechenland in jeder Hinsicht in geradezu gegensätzlichen Charakter zu dem Hauptkörper, an den es sich nach Süden ansetzt. Vor allem ist es die innige Vermischung von Meer und Land, die Wechselbeziehung zwischen den tiefeindringenden und sich verzweigenden blauen Meeresbuchten und den kahlen und steilen Gebirgswänden von oft wunderbarer Farbenpracht, die das Eigenartige und den Hauptreiz der griechischen Landschaft ausmachen. Je mehr wir nach Süden kommen, um so größer wird die Auflösung in Halbinseln und Inseln, je stärker der kulturelle wie klimatische Gegensatz zwischen den einzelnen Teilen und Teilchen dieses einzig dastehenden Landes. Aber auch an der Ostseite ist die Zertrümmerung eine gewaltige, es liegen ihr 483 Inseln vor, während die Westseite geschlossener ist, immerhin noch 116 Eilande besitzt, darunter 4 von beträchtlicher Größe und Küstennähe, auf einem unterseeischen Sockel innerhalb der 200 Meter Linie aufgebaut. Wir haben es also mit einem Gebirgslande von vorwiegend maritimem

Charakter zu tun, dessen Stirn die Ostseite ist, wo die reichsten Buchten und Häfen sich öffnen, dagegen Steilküsten den Landverkehr erschweren, während es dem Westen den Rücken kehrt — einer Art Halbasien. Die schmale, niedrige Landzunge von Korinth verbindet aber Ost mit West und in weiterer Linie mit Italien, so daß der europäische Einfluß gewahrt bleibt. Da die mannigfaltige Küstengestaltung der wichtigste Zug der Landesnatur ist, so ist auch der Neugrieche, wie schon sein Vorfahr, von selbst durch und durch Seemann geworden, in dessen Leben das Meer, auf das er angewiesen ist, die entscheidendste Rolle spielt. Dies um so mehr, als es im Innern des Landes an natürlichen Mittelpunkten fehlt; der Staat ist aufgelöst in eine große Zahl zu politischem und wirtschaftlichem Sonderleben neigende, kleine abgeschlossene Gaue und Kantone, wo die Masse des Volkes in Dörfern lebt, deren Anlage an das Vorhandensein von Quellen geknüpft ist, und die über die Gebirge schwer verkehren können, also nur die See und ihre Buchten als gemeinsames Band haben. Hier finden sie auch hauptsächlich Nahrung und Erwerb, da das Landesinnere wenig ergiebig ist. Bedeutend sind daher Schifffahrt und Fischerei, erheblich und zahlreich die Handelsflotte, hauptsächlich Segler, aber auch viele Dampfer, die besonders in den Häfen des östlichen Mittelmeeres von Odessa bis Malta den örtlichen Verkehr bewirkt. Die ethnographischen Verhältnisse sind ziemlich einförmig. Außer den Albanesen und Wlachen gibt es nur Neugriechen, die die Mehrheit der Einwohner bilden. Es ist ein Mischvolk aus hellenischen, albanesischen, byzantinischen, namentlich auch slawischen Elementen, denen aber auch germanische und italienische Bestandteile zugefügt sind. Dieses Volk besitzt viele altgriechische Eigenschaften im guten wie im bösen Sinne. Es ist von dunkelfarbigem Typus, schlank, hager, mittelgroß, körperlich wie geistig sehr beweglich, mehr zähe als kräftig. Die Frauen sind vielfach edle und schöne Gestalten, namentlich auf den Inseln. Das Familienleben ist gut und sittenstreng. Die Slawen und Albanesen sind dagegen blond, sehr kräftig, aber auch schwerfälliger, wollen im übrigen durchaus Griechen sein. Türken kommen nur vereinzelt als Großgrundbesitzer oder als Handwerker vor, verschwinden aber immer mehr, und auch die noch in den Gebirgen als nomadisierende Hirten vorkommenden, romanisch sprechenden Wlachen werden immer mehr aufgesaugt von den Neugriechen.

Bei dem ausgezeichneten Volksschulwesen und der Begabung des Volks ist die Zahl der Analphabeten verhältnismäßig gering, jedenfalls niedriger, als in irgend einem Lande der Balkanhalbinsel oder Osteuropas, etwa so groß wie in Italien. Dadurch wird der Grieche in Verbindung mit seinem Sinn für Handel und Schifffahrt zum wirklichen Kulturträger im Orient. Er liebt auch Gesang und Tanz

und schöne Volkslieder. Weniger hervorragend ist die höhere Bildung, schlimm der Einfluß der Halbbildung, die besonders in Presse und Parlament herrscht. Traurig waren die finanziellen Verhältnisse, die Geldnot und starke Verschuldung, die 1893 zum Staatsbankrott führten, so daß dem Finanzministerium je ein Vertreter der sechs europäischen Großmächte als Mitglied einer internationalen Finanzkontrolle beigegeben wurde, um die europäischen Interessen zu wahren. Groß sind deshalb auch die Steuerlasten. Indessen haben sich die griechischen Finanzen seither gehoben. Der Haushalt gibt seit Jahren Mehreinnahmen, und das Agio ist von 75 % auf 8 % gefallen. Moral und Wohlstand leiden sehr unter den üblen Eigenschaften des Volks, besonders dem Parteigetriebe, der Bestechlichkeit und Unwissenheit der stets wechselnden Beamten in dem ganz parlamentarisch, von einer Kammer aus 177 Abgeordneten regierten Staat. Die Offiziere sind aus der Kammer entfernt worden. Dem Monarchen sind durch die Verfassung die Hände vollständig gebunden.

Immerhin sind die kulturellen Fortschritte trotz der unerquicklichen politischen Verhältnisse und des traurigen Zustandes, in den das Land nach den Freiheitskriegen verfallen war, erheblich, so daß, bei der Lebenskraft des Volkes und da noch viel jungfräulicher, befruchtbarer Boden da ist, die Zukunft eine große sein kann.

Die griechische Armee ist natürlich ein Spiegelbild des griechischen Volks. Trotz der hohen Begabung, dem Bildungstrieb, der Vaterlandsliebe, Unternehmungslust, Genügsamkeit und dem Opfermut, oft antiker Größe der Gesinnung des Einzelnen ist das Ganze mit den Schäden behaftet, die 400 jährige Knechtschaft unter das Osmanenjoch, andauernde Mißwirtschaft und Verschuldung und starke Rassenmischung zugleich mit den Nationalfehlern der Eitelkeit, Großsprecherei und Selbstüberhebung. Unzuverlässigkeit, bis zur berüchtigten fides graeca oft gesteigert, des Parteigeistes und der religiösen Unduldsamkeit, der Händelsucht und politischen Streitigkeiten im öffentlichen Leben sowie der krassen Erwerbsgier im Volke oder richtiger unter den herrschenden Klassen der Halbgebildeten erzeugt haben. Die Zahl der wirklich Gebildeten ist dabei allmählich zurückgegangen, und in den sonst gesunden unteren Klassen der Bevölkerung herrschen noch viel Unwissenheit, Aberglauben, Arbeitsuntüchtigkeit und Faulheit. Obwohl die Griechen zuerst von allen Balkanvölkern sich von der Türkenbedrückung befreit haben und selbständig wurden, haben sie des Deutschen Fallmereyers Rat: „Seid mächtig und einig, habt Flotte, Heer, Feuerströme, Industrie und Gold!“ schlecht befolgt und nicht gehalten, was die Philhellenen einst von ihnen erhofften. Das Heer blieb stets eins der rückständigsten und am wenigsten kriegsbereiten Europas, nützte die allerdings durch die schweren Kämpfe in den Befreiungskriegen sehr geschwächte Volkskraft schlecht

aus, war mangelhaft bewaffnet und unzureichend ausgerüstet und um so mehr im Verfall, als der Staatskörper fast aller finanziellen Hilfsmittel beraubt war und die Neigung des Griechen auf die See geht, der Armee daher wenig Sympathie im Volke zuteil wurde. Wie schon der russisch-türkische Krieg 1877/78 große Schwächen des Heerwesens ans Licht brachte, besonders auch in der Führung, so daß der eigene Kriegsminister später sagen konnte: „Drei Viertel der Offiziere haben ihre Pflicht nicht erfüllt," so erwies der letzte griechisch-türkische Krieg die Unfähigkeit der obersten Heeresleitung, wie die Unzulänglichkeit der Organisation und der militärischen Durchbildung. Das Heer versagte: die ausgezeichnete türkische Artillerie und die glänzend verwendete osmanische Reiterei sowie die richtig eingreifenden Reserven unter Edhem Pascha brachten den Krieg rasch zur Entscheidung. Griechenland erlitt eine sehr schwere Niederlage, große Verluste an Menschen und Land und geriet in förmliche Zerrüttung. Es war ein gänzlicher Zusammenbruch.

Dennoch ist anzuerkennen, daß der Staat sich bald aufgerafft hat, ernstlich an der Neuordnung des Ganzen, vor allem des Heeres, gearbeitet hat, um die Landesverteidigung unter großen Opfern auf neuzeitliche Grundlagen zu stellen. So entstand nach großen Preßkämpfen und Redeschlachten 1904 ein neues Reorganisationsgesetz, das Ende 1908 zur vollständigen Durchführung gelangt sein wird, nachdem finanzielle Gründe bisher Aufschub erfordert haben.

Die Wehrverfassung beruht auf den Wehrgesetzen von 1882, 1887, 1896 und namentlich dem Gesetz vom 4. Juni 1904. Es besteht allgemeine Wehrpflicht. Die Dienstpflicht dauert 30 Jahre (vom 21. bis zum 51. Jahre einschließlich) und zwar 2 Jahre im stehenden Heere, 10 in dessen Reserve, 10 in der Nationalgarde (Territorialarmee), 8 in ihrer Reserve. Die ausgelosten überzähligen Dienstpflichtigen sowie die wegen Schwächlichkeit Mindertauglichen oder die als Familienstütze nicht Eingestellten sind gehalten, 6 Monate im stehenden Heere bezw. der Reserve zu dienen, worauf sie gegen eine Abgabe von 100 bis 1000, durchschnittlich 160 Drachmen, zur Verfügung beurlaubt werden, bezw. die Familienerhalter gegen eine Taxe von 160 bis 305 Drachmen in die Nationalgarde übertreten. Verheiratete dienen 6 Monate in der Reserve und können dann gegen eine Abgabe von 300 Drachmen beurlaubt werden, Untaugliche leisten 3 Monate Aushilfedienst im stehenden Heere und werden darauf gegen Zahlung von 100 Drachmen entlassen. Einjährig-Freiwillige haben 1000 Drachmen Steuer zu entrichten, endlich bleibt ein ganz kleiner Prozentsatz von Familienfürsorgern und Verheirateten ganz frei vom aktiven Dienst und tritt gleich in die Nationalgarde. Die Präsenzstärke wird jährlich durch die Kammern festgesetzt.

Oberster Kriegsherr und Befehlshaber von Heer und Flotte ist der König. Durch Gesetz vom 20. 3. (12. 4.) 1900 ist das Heer im Frieden unter den Befehl eines Oberkommandanten (Generalleutnants) gestellt, der zugleich Generalinspekteur der Armee ist, zur Zeit der Kronprinz von Griechenland.

Im Frieden betrug bisher die Sollstärke des Heeres (von der der wirkliche Bestand erheblich abwich) 2025 Offiziere, 26 790 Unteroffiziere und Mannschaften — von denen 6300 zur Verfügung vom Minister für die Zeit vom 1. Juni bis 1. November beurlaubt werden — und 4500 Pferde und Maultiere. Es wird aber künftig auf eine Gesamtkopfstärke von 30 870 Mann gerechnet. Es sollen nämlich jährlich 18 900 Rekruten (= 0,8 %₀ der Bevölkerung) eingezogen werden, von denen sich aber erfahrungsmäßig 30 %₀ etwa der Gestellungspflicht entziehen, so daß wirklich nur 13 600 Mann (= 0,56 %₀ der Einwohnerzahl) zur Einstellung gelangen. Das macht bei 2 Jahrgängen des stehenden Heeres 27 200 Köpfe aus, wozu noch 3670 Offiziere, Beamte und Unteroffiziere kommen, woraus sich obige Stärke von 30 870 Köpfen ergibt.

Die Armee gliedert sich nach dem Gesetz vom 20. 6. 1905 in 3 Divisionen mit zusammen 36 Bataillonen Infanterie, 18 Schwadronen bezw. Kadres Kavallerie, 33 Batterien Artillerie, 12 technischen Kompagnieen, 1 Feuerwehrkompagnie, 3 Trainkompagnieen, 1 Arsenal-, 1 Gestütskompagnie sowie die Gendarmerie.

Diese Truppen sind, wenn auch nicht ganz gleichmäßig, auf die drei Militärbezirke Larissa (I.), Athen (II.) und Missolunghi (III.) verteilt, in deren jedem also eine Infanteriedivision steht, während die nicht im Divisionsverbande befindlichen Truppen der 2. Infanteriedivision in Athen beigegeben sind.

Die Militärbezirke sind zugleich Ersatzgebiete, indem das sogenannte Regionalsystem streng durchgeführt ist. Unter der Leitung des Divisionskommandeurs ist jeder Bezirk in 4 Unterbezirke, den Infanterieregimentern entsprechend, mit je 1 Rekrutierungsbureau eingeteilt. Die Aushebungskommissionen sind jährlich vom 1. Juni bis 1. Juli tätig.

Die Armeeverwaltung liegt dem Kriegsministerium ob (General Theokotis), das sich dafür in 14 Abteilungen gliedert, deren mehrere in Unterabteilungen zerfallen, wie z. B. die für den Generalstabsdienst in Statistik, Topographie und Nachrichtenwesen.

Das Generalstabskorps ist neu geschaffen und besteht aus dem Großen Generalstab, mit 1 General oder Obersten als Chef, der dem Armee-Oberkommando unterstellt ist, der Generalstabsabteilung des Kriegsministeriums und den Truppengeneralstäben bei den 3 Divisionen. Er ergänzt sich aus Leutnants, die entweder eine ausländische

Kriegshochschule erfolgreich besucht oder eine Prüfung bestanden haben, 5 Jahre aktiv, davon 3 bei der Truppe gedient haben und eine fremde Sprache beherrschen. Nach einer gelungenen Dienstleistung beim Generalstabe erfolgt die Ernennung zum wirklichen Generalstabsoffizier, der in jedem Dienstgrad wieder zeitweise in den Truppendienst seiner eigenen oder einer fremden Waffe zurücktreten muß.

Außer Zusammenhang mit der Armee-Bezirkseinteilung stehen ferner in Athen: die Artillerie-Inspektion, die Direktion für das Artillerie-Material, das Generaldepot für Kriegsmaterial, die General-Intendantur der Armee, dann die verschiedenen Militärschulen. In Korfu befindet sich eine Vorbereitungsschule für Infanterieoffiziere, in Nauplia das Artillerie-Arsenal.

Das Offizierkorps ergänzt sich wie folgt: die aktiven Offiziere: 1. Aus der Kriegsschule der Elpiden (im Palast Afferoffion) mit 160 Zöglingen und 3, für Artillerie und Genie 5 Jahrgängen, an der die türkische Sprache obligatorischer Lehrgegenstand ist. Der Austritt nach erfolgreichem Besuch geschieht als Unterleutnants, die zunächst in die Truppe kommen und erst nach mindestens 2 jährigem Dienst ein Kommando, z. B. zur Reitschule, zur Artillerie- und Infanterie-Schießschule, zur Ingenieur-Schule erhalten können von höchstens 4 jähriger Dauer, worauf sie wieder für wenigstens 2 Jahre in die Front zurücktreten müssen. Für Infanterieoffiziere ist die Vorbereitungsschule in Korfu. 2. Aus früheren Reserveoffizieren bezw. erfolgreichen Besuchern der Reserve-Offizierschule. 3. Aus den besten Unteroffizierschülern, jedoch nur für Infanterie und Kavallerie (der Lehrgang dauert 3 Jahre, und es ist Platz für 100 Zöglinge).

Die Reserveoffiziere gehen aus der Reserve-Offizierschule in Korfu (16 monatiger Kursus, etwa 3 Monate im Truppendienst,) und aus Offizieren des Ruhestandes hervor. Sie können erforderlichen Falls bis zu 40 Tagen Dauer im Manöver eingezogen werden.

Das Offizierkorps war bisher ziemlich überaltert, da die Entlassung nur auf Grund gerichtlicher Verurteilung wegen eines Verbrechens erfolgen konnte. Die Generale dienten mehr als 50 Jahre. Die Gebühren sind wohl die niedrigsten Europas. Viel Einfluß auf den Geist übt die leidige Politik, ein Krebsschaden für jedes Offizierkorps.

Die Division gliedert sich in 2 Infanteriebrigaden, 1 Kavallerieregiment, 1 Feldartillerieregiment, 1 Geniebataillon, 1 Trainkompagnie, 1 Sanitätskompagnie und 1 Musikkorps. Bei der Athener (2.) Division befinden sich außerdem 2 Abteilungen Gebirgsartillerie und 1 Abteilung schwerer Artillerie.

Die Infanterie, im ganzen 6 Brigaden mit 12 Regimentern zu 2 Bataillonen und 1 Kadre-Bataillon, sowie 6 Evzonenbataillone, zusammen 36 Bataillone (je 18 Offiziere, 520 Mann), davon 24 zu

4 Kompagnieen, 6 Evzonenbataillone (Jäger zu Fuß, 20 Offiziere, 550 Mann) zu 4 Kompagnieen, ist noch mit dem 11 Millimeter Grasgewehr 1874, also einem heute gänzlich veralteten Einzellader mit Degenbajonett, bewaffnet. Es soll jedoch das österreichische 6,5 Millimeter Mannlicher-Schönau-Mehrlade-Gewehr 1903 demnächst eingeführt werden. Eben sind 100 000 Stück bei der Steyrer Waffenfabrik bestellt worden, die bis Ende Februar 1908 zu liefern sind, dazu 12 Millionen Patronen. Jeder Mann hat 120 Patronen, 1 Infanteriespaten und Tornister. Die Bekleidung besteht aus einem dunkelblauen Waffenrock mit rotem Kragen und solchen Aufschlägen, hellblauen Beinkleidern und blauem Käppi. Die Evzonen tragen die weiße Nationaltracht*) mit dunkelblauem Überwurf und einem Fez mit roter Quaste.

Die Kavallerie ist in 3 Regimenter zu 4 Schwadronen und 2 Offizierskadres für zwei weitere Eskadrons, zusammen also in 12 Eskadrons (5 Offiziere, 128 Mann, 121 Pferde) und 6 Kadres gegliedert. Sie ist mit Säbel, Lanze und Gras-Karabiner bewaffnet und besitzt Bocksättel. Ihre dunkelgrüne Husarenattila hat rote Besätze und weiße Schnüre, dazu trägt der Reiter dunkelblaue Beinkleider, hohe Stiefel, sowie ein grünes Käppi mit weißem Busch.

Die Artillerie ist in 3 Feld-Regimenter zu je 3 Abteilungen mit 2 bespannten Batterien, zusammen 18 bespannte Batterien (4 Offiziere, 122 Mann, 6 Geschütze, 64 Pferde) und zwar vorläufig noch 75 und 87 Millimeter Kruppsche Feldgeschütze, ferner 3 Abteilungen mit je 2 unbespannten Batterien, also 6 unbespannte Batterien formiert. Weiter 2 Abteilungen Gebirgsartillerie zu 3 Batterien, also 6 Batterien (4 Offiziere, 110 Mann, 37 Pferde und Zugtiere) zu je 6—75 Millimeter Kruppschen Gebirgskanonen. Endlich eine Abteilung schwerer Artillerie mit 3 Batterien (5 Offiziere, 121 Mann, 65 Pferde) zu je 6 Geschützen. Zu diesen 33 Batterien gehört noch eine Zeug- oder Arsenalkompagnie. Eine Umbewaffnung mit Schnellfeuergeschützen nach dem in Essen erprobten und angefertigten System des Obersten Lykadis steht bevor, bezw. ist begonnen. Die Bekleidung besteht aus einem dunkelblauen Rock mit Beinkleid und Käppi.

Die Technischen Truppen setzen sich aus 3 Geniebataillonen, jedes zu 2 Pionier-, 1 Pontonier- und 1 Telegraphenkompagnie zusammen, sowie 3 Kadres für je zwei weitere Geniekompagnieen. Die Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung ist im allgemeinen die der Infanterie. Die Befestigungen sind 3 Geniedirektionen unterstellt, ebenso die in allen bedeutenderen Orten und auf Inseln befindlichen Stationen drahtloser Telegraphie, sofern sie nicht mit der Marine, deren

*) Fustanella mit breitem Seiden- oder Ledergürtel und Gamaschen. Dazu ein Mantel aus weißer Schafwolle im Winter. Auf den Inseln Pumphose mit Leibbinde, blaue, reich gestickte Jacken mit langen hängenden Ärmeln.

Kriegsschiffe ebenfalls Funkenausrüstung haben, in näheren Beziehungen stehen.

Der Train besteht aus 3 Kompagnieen, die unzureichend sind. Ebenso gibt es 3 Sanitäts- (Krankenträger-) Kompagnieen mit 3 Lazaretten erster und 3 solchen zweiter Klasse, dann eine selbständige Feuerwehrkompagnie und die Militär-Musikkorps, für deren Nachwuchs eine Musikschule besteht.

Die Gendarmerie gliedert sich in 16 Brigaden zu Pferde und 210 solcher zu Fuß.

Der ganze Polizeidienst ist der vervierfachten Schutzmannschaft anvertraut worden.

Das Intendanzwesen ist gänzlich unzureichend, hat auch bei allen Mobilmachungen versagt, ebenso wie der Kranken- und Verwundetendienst.

Die Landespferdezucht steht auf niedrigster Stufe. Infolgedessen ist auch die Remontierung fast die schwächste Seite des Heeres. Das griechische Pferd, klein und entartet, wenn auch sehr genügsam, ist für die Kavallerie wenig, für die Artillerie gar nicht geeignet. Nur das Heeresfuhrwesen findet einige brauchbare Zugpferde sowie Maultiere. Nachdem nun das einzige staatliche Gestüt zu Argos schon seit einem Menschenalter eingegangen ist, bleibt die Armee fast ausschließlich auf das Ausland angewiesen, was namentlich im Kriegsfalle, schon der weiten Transporte wegen, bedenklich ist. Die meisten Tiere kommen aus Ungarn, Algier, Maulesel auch aus Italien.

Was die besonders im Mobilmachungsfalle so wichtigen Wegeverhältnisse anlangt, so stellt sich die Natur des Landes, besonders der gebirge Charakter, dem Straßenbau entgegen, ganz abgesehen davon, daß das Meer das Element der Bewohner ist. Bis vor kurzem gab es noch so gut wie keine Landstraßen, da ihr Bau und ihre Unterhaltung zu schwierig waren, größere natürliche Mittelpunkte fehlen und die See hinreichend vermittelt. Personen und Waren wurden zu Pferde oder Maultier befördert. Am schlimmsten sah es im Peloponnes aus, etwas besser in Mittel- und Nordgriechenland, schon aus strategischen Gründen, am vorteilhaftesten auf den jonischen Inseln. Immerhin sind erhebliche Bausummen ausgegeben, doch fehlt die sorgfältige Unterhaltung der etwa 4000 Kilometer Straßen. Aber auch von Eisenbahnen ist das Land nur wenig durchzogen, nur der Peloponnes, Attika, Böotien, Thessalien und Aetolien besitzen solche, meist schmalspurige. Im ganzen waren 1905 1100 Kilometer im Betriebe (1,6 Kilometer auf 1 Quadrat-Kilometer). Vor allem aber fehlt der Anschluß an das mitteleuropäische Netz. Die türkischen Bahnen enden in Saloniki, einem für Dampfer ungeeigneten Hafen, der namentlich für den Eilverkehr ganz unzulänglich ist. Weit

besser liegen die Verhältnisse im Piräus, wo die größten Dampfschiffe anlegen können. Bald aber wird die Lücke durch eine Linie Saloniki-Piräus geschlossen sein, und dann steht das Land mit Europa in enger Bahnverbindung. Auch das Wasserstraßennetz ist unbedeutend. Die Flüsse können nur von geringem Wert sein, weil sie infolge ihres kurzen Laufes und starken Falls nicht schiffbar sind und vielfach im Sommer austrocknen, im Winter zu reißenden Gießbächen werden. Selbst der bedeutendste Fluß, der Acheloos, ist keine militärische Wasserstraße. Wichtig ist dagegen der 6,34 Kilometer lange Seeschifffahrtskanal, der von Athen über die 80 Meter hohe Landenge von Korinth führt, die Fahrt nach der Adria um 325 Kilometer kürzt und den Weg sowohl von den westeuropäischen Märkten wie von Konstantinopel und den Häfen des Schwarzen Meeres nach der griechischen Hauptstadt erleichtert, vor allem aber die Gefahren beseitigt, welche häufige Stürme den Seefahrern bei ihrer Reise um das Kap Matapan brachten. Auch das Post- und Telegraphenwesen sind befriedigend, 1905 gab es 10 000 Kilometer Telegraphen, 1500 Kilometer Fernsprecher, zu denen neuerdings noch die Funkenstationen kommen. Auch gibt es an 500 Postämter.

Was die amtliche Landesaufnahme anlangt, die heute durch die geographische Abteilung des Kriegsministeriums bewirkt wird, so ist die Grundlage zu ihr durch österreichische Offiziere, vor allem den Leiter dieser Mission, den um die Geodäsie überhaupt hochverdienten Oberstleutnant Heinrich Hartl gelegt worden. Er hat vor allem die Triangulation des Landes bewirkt, die Katastervermessung eingeleitet und die Mappierungsarbeiten begonnen. Er wollte die Meßtischaufnahmen in 1 : 20 000 ausgeführt sehen (nur wichtige Geländeabschnitte, Städte ꝛc. in 1 : 10 000) und die Bodendarstellung durch Höhenkurven (nur, wo diese nicht ausreichen, in Bergstrichen) bewirken lassen. Bisher hat der griechische Generalstab auf dieser Grundlage eine Karte von Thessalien 1 : 50 000 erscheinen lassen. Aus älterer Zeit sei als militärisch wichtig unter den zahlreichen Kartenwerken über das interessante Land nur der zwanzigblättrigen „Carte de la Grèce“ 1 : 200 000 gedacht, die 1852 das französische Dépôt de la Guerre herstellte, ein topographisches Meisterwerk, so lückenhaft und unbefriedigend auch große Teile desselben, zumal bei der Eile der Aufnahmen, ausfielen. Obwohl über ein halbes Jahrhundert schon alt, bleibt sie doch neben der österreichischen Generalkarte 1 : 300 000, einzelnen privaten Arbeiten aus späterer Zeit (besonders den preußischen Generalstabsaufnahmen unter Kaupert über Attika 1 : 100 000) die Grundlage unserer topographischen Kenntnis Griechenlands. Sie umfaßt das ganze Festland bis zu den Golfen von Arta und Volo und den Archipel und fußt hinsichtlich der Inselwelt meist auf englischen Seekarten. Auch die 1878 vom griechischen

Generalstab herausgegebene „Karte von Epirus und Thessalien" 1:420 000 in griechischer Schrift, zu der auch ein sehr lehrreiches statistisches Werk gehört, sei noch erwähnt.

Im Jahre 1906 fanden, wie „Les Estudios Militares" berichten, zum ersten Male seit dem letzten Kriege Manöver unter Leitung des Kronprinzen statt, und zwar zwischen zwei gemischten Brigaden in dem Raum Belusa, Krevasara und Elatia, 30 Tage lang.

Der griechische Heereshaushalt belief sich 1905 auf 20 186 730 Drachmen (Franks), bei 118 699 761 des Gesamtbudgets. Für 1907 sind 55 Millionen Drachmen ausgeworfen, davon 13 1/2 Millionen für neue Geschütze, ebensoviel für Beschaffung von Pferden und Mauleseln und 12 Millionen für Befestigungen, Train- und Sanitätswesen.

Im Kriege werden die drei Friedensdivisionen durch eine Anzahl von Reserve- und Territorialtruppen auf 6 Felddivisionen verstärkt. Man darf die eigentliche Feldarmee (stehendes Heer und Reserve) bei 12 Jahrgängen (Mannschaften vom 21. bis 32. Jahre einschl.) und 20 % Abgang auf 115—120 000 Mann veranschlagen, wobei natürlich die Einheiten stärker als im Frieden sind. So besteht z. B. das Infanteriebataillon dann aus 22 Offizieren, 1080 Mann, die Feldbatterie hat eine Kriegsstärke von 5 Offizieren, 193 Mann, 162 Pferden, 6 Geschützen, 9 bespannten Wagen, die Schwadron 5 Offiziere, 145 Mann, 150 Pferde. Hierzu kommt dann die Territorialarmee mit 8 Jahrgängen (vom 33. bis 41. Lebensjahre) mit etwa 77 000 Mann, dann die 10 Jahrgänge ihrer Reserve, die zu Besatzungs- und Polizeizwecken bestimmt ist, endlich die Ersatzformationen, welche aus jungen Männern vom 17. bis 21. Lebensjahr sich zusammensetzen. Die Griechen betrachten 250 000 Mann als höchst erreichbare Kriegsstärke, wobei auf zahlreiche Ausländer und Freiwillige gerechnet wird.

Weit größeres Interesse als dem Landheere hat man von jeher der Kriegsmarine zugewandt, da der größte Teil der Bewohner auf dem und vom Meere lebt, aller Verkehr und Handel sich fast ausschließlich bis vor kurzem dort vollzog, sowohl mit der Außen- wie mit der Innenwelt. So wechselvoll auch die Geschicke des Landes in seiner langen Geschichte gewesen, stets war der saronische Golf der Brennpunkt seines maritimen Lebens wie der griechischen Kultur überhaupt. So mußte auch hier die Hauptstadt liegen und den Charakter einer Seestadt erhalten. In neuester Zeit ist daher auch der Piraeus wieder in seine alten geschichtlichen Rechte getreten als der erste Seehafen Griechenlands und der dritte im Mittelmeer (unmittelbar hinter Marseille und Genua), das Hauptarsenal auch seiner Kriegsflotte, einmal wegen seiner Eigenschaft als Hafen Athens, der 1834 an Stelle Nauplias wieder getretenen alten Hauptstadt, und wegen seiner trefflichen, teilweise auf künstlichem Wege gewonnenen Beschaffenheit. Denn er ist für die

größten Schiffe zugänglich, die Meerenge zwischen Festland und den Küsten der reich gegliederten Insel Salamis gewährt einer großen Kriegsflotte sicheren Ankergrund. Zwei Hafenbahnen verbinden ihn mit dem Mittelpunkt griechischen Lebens, Athen, das dadurch immer mehr das Erbe Brindisis übernimmt. Es wird der große Umschlagshafen für den Personen-, Post- und Eilverkehr zwischen Europa, Ägypten und Indien, wodurch es in Verbindung mit seiner zentralen Lage an den natürlichen Verkehrswegen Griechenlands und als sein kultureller und nationaler Mittelpunkt auch eine erhebliche strategische Bedeutung besitzt. Neben ihm kommt nur noch Patras im Peloponnes als wichtigster Ausfuhrhafen und Mündung der Schiffslinien von Italien und Triest für die Handels- wie die Kriegsflotte in Betracht, sowie Syra (Hermupolis), eine mittlere Klykadeninsel, längere Zeit sogar der Mittelpunkt der Schifffahrt, jetzt aber hinter dem Piräus zurücktretend. Die griechische Schifffahrt verfügt über 250 Dampfer und ist jetzt die zweite im Mittelmeer, gleich nach England folgend. Die Aussicht ist vorhanden, daß sie auch die britische Flagge schlagen wird.

Die Kriegsmarine steht unter dem Marineministerium sowie den einzelnen Hafenkommandos. Sie ergänzt sich aus Freiwilligen, dann durch Auslosung aus den Bewohnern der Seegemeinden. Das Offizierkorps geht aus der Marineakademie im Piräus hervor. Es war 1905 stark: 186 Offiziere (1 Vize-Admiral, 25 Konteradmiräle, zehn Kapitäne zur See, 16 Fregattenkapitäne, 20 Korvettenkapitäne, fünfzig Leutnants zur See, 44 Fähnriche, 48 Unterleutnants), dann 38 Ingenieure, 36 Sanitätsoffiziere, 119 Beamte. Hierzu kamen 881 Unteroffiziere, 300 Heizer, 2200 Matrosen, 420 Arbeiter.

An Schiffen waren 1905 vorhanden: 11 Fahrzeuge von 20 709 Tonnen, 28 480 indizierten Pferdekräften, 130 Geschützen, 9 Lancierrohren, 2087 Mann Besatzung. Darunter sind hervorzuheben: 4 Küstenpanzer (1889—90) und zwar: Bassileus Georgios, Hydra, Spetsai, Psara und 1 Kreuzer, sowie 6 Kanonenboote (1880—84). Außerdem sind 15 Torpedoboote von 35—85 Tonnen, Schul- und Wachtschiffe, Transportfahrzeuge, Torpedoleger 2c. zu nennen. 4 Torpedojäger sind in Stettin, 4 in England erbaut.

Der Grieche ist ein guter Seemann, von ruhmvoller Geschichte. Man denke nur an die Seehelden Miaulis und Kanaris, Botzaris und Kolokotronis, vom Altertum ganz zu schweigen, und an die Vernichtung der türkischen Seemacht 1827 bei Navarin, gemeinsam mit den Schutzmächten. Auch die Albanesen, besonders die von Hydra und Sphakia, die im griechischen Freiheitskampf eine bedeutende Rolle spielten, sind ausgezeichnete Seefahrer. Mit Vertrauen blickt daher das Volk auf seine Marine, trotz ihrer nicht mehr modernen Beschaffenheit, weil seeerprobte Männer hinter den eisernen Schiffswänden stehen!



Ludwig Börne

(gestorben 12. Februar 1837)

70 Jahre nach seinem Tode.

Von

Prof. Dr. Ludwig Geiger.

— Berlin. —

I.

Zwei Menschenalter (70 Jahre) bedeuten im Nachleben eines deutschen Schriftstellers außerordentlich viel. Wie wenige stehen dann wirklich noch auf der Lebenstafel der Nation oder auch nur der Gebildeten. Man darf nicht zur Entgegnung dieses Satzes auf Schiller hinweisen, der 100 Jahre nach seinem Tode mit lautesten Worten als ein Fortwirkender, ja als ein Lebenspendender begrüßt wurde, noch weniger auf Goethe, in dessen Wirken und Leben man umsomehr einzudringen lebhaft bemüht ist, je längere Zeit nach seinem Hingang geschwunden ist. Allerdings darf man auch zur Bekräftigung der vorgetragenen Meinung nicht auf die kleineren Geister exemplifizieren, selbst nicht auf die, die eines sehr starken Eintagserfolgs sich erfreuten. Denn sie, mögen sie nun zu Börnes Zeitgenossen gehören oder gar lange nach ihm das Zeitliche gesegnet haben, sind oft schon jetzt verschwunden, als wären sie nie gewesen. Wer liest heute noch Max Waldau (gest. 1855), der bei seinem ersten Auftreten und sein kurzes Leben hindurch als ein lichtspendender Stern von den Besten begrüßt wurde? Wohin ist die große Gemeinde von Berthold Auerbach geraten, über dessen sterbliche Überreste sich erst vor 25 Jahren (20. Februar 1882) der Grabhügel wölbte? Gibt es auch nur noch wenige Getreue aus der ungeheueren Gefolgschaft von Fanny Lewald, von der man vor noch nicht 20 Jahren (gest. August 1888) ewigen Abschied nahm?

Beide erwähnten Klassen von Schriftstellern sind zu einem Vergleiche mit Börne nicht heranzuziehen. Denn bei den ersteren handelt es sich

um Männer allerersten Grades, um Heroen, die für alle Zeit gelebt zu haben scheinen, bei letzteren um Schriftsteller dritten Ranges, einer immer noch ganz respektablen Sitzreihe, denn im literarischen Welttheater gibt es auch einen vielbeneideten vierten Rang, selbst eine von den ganz Kleinen mit Verlangen erstrebte Galerie. Mit Börne müssen Männer zweiten Ranges in Vergleich gesetzt werden, keine ganz unsterblichen hohen Meister, aber Schriftsteller, die nicht nur für ihre Zeit etwas vollkommen Neues brachten, sondern als Pfadfinder und Wegweiser allgemein anerkannt und gepriesen wurden. Dies kann von Börne keiner leugnen: er hat die politische Satire in Deutschland ins Leben gerufen und wurde von den Zeitgenossen bejubelt, nachgeahmt, zitiert, — eine ganze Generation stand unter seinem Bann, so daß Julian Schmidt, der ihn durchaus nicht kanonisierte, noch 1853 sagen konnte: „Börnes Einfluß auf unsere Jugend ist ungeheuer."

Trotzdem ist sein Schicksal ein ganz anderes, als das der gleichzeitigen Männer desselben Ranges, z. B. Uhlands oder Heines. Wie dürftig ist die Beschäftigung mit ihm, wenn man dagegen die den letzteren gewidmete ins Auge faßt. Den vielfachen Gesamtausgaben der Werke jener steht bei Börne kaum ein halbes Dutzend gegenüber; während einzelne Werke, selbst prosaische Schilderungen Heines noch in der neueren Zeit in Einzelauflagen ausgegeben wurden, ist es niemals vorgekommen, daß eine Einzelschrift Börnes nach seinem Tode in einer neuen Ausgabe veröffentlicht wurde. Vergleicht man z. B. in den Jahresberichten für neuere deutsche Literatur die Zahl der Börne gewidmeten Schriften und Aufsätze mit denen, die irgend einen gleichwertigen und gleichzeitigen Schriftsteller zum Objekt haben, so findet man sie unglaublich gering; ja, die einem Laube zu seinem Säkulartage gewidmeten Publikationen in Buchform, Wochenschriften und Tageszeitungen dürften die Börne zu dem gleichen Tage geweihten mindestens um das Zehnfache überschreiten.

Auch die Verbreitung seiner Schriften ist außerordentlich gering. Ich habe vor etwa 10 Jahren bei den Verlegern Börnescher Schriften eine Umfrage veranstaltet und dabei erfahren, daß die seit 1884 existierende billigste und infolgedessen gangbarste Leipziger Ausgabe jährlich in mindestens 280, höchstens 540 Exemplaren verkauft wurde, — eine geradezu lächerlich kleine Zahl, wenn man einen wirklich gelesenen Schriftsteller dagegen hält. Eine Anfrage bei Sortimentern ergab ein noch kläglicheres Resultat. Eine viel beschäftigte Berliner Buchhandlung bekannte, seit Jahren kein Exemplar abgesetzt zu haben, und eine der meist beschäftigten in Frankfurt, wo unser Schriftsteller immer noch das verhältnismäßig größte Publikum hat, gab die Zahl 7 als Durchschnittszahl der jährlich von ihr verkauften Exemplare an.

Nun ist im lieben Deutschland der Verkauf von Schriften nicht immer

der ganz richtige Gradmesser für deren Lektüre. Wie es viele Modebücher gibt, die stark gekauft werden, ohne doch zur allgemeinen Kenntnis der Käufer zu gelangen, so gibt es auch solche, die von Hand zu Hand gehen, ohne daß sich übermäßig viel Liebhaber finden, die sie in ihre Bibliothek einstellen. Indessen auch diesen Trost muß man den Börneverehrern rauben. Man muß es leider bekennen, seine Schriften werden weder gekauft, noch gelesen.

Und auch der letzte Trostgrund hält bei Börne nicht Stich. Während manchem vom Publikum Gemiedenen in den Literaturhistorikern ein Rächer erscheint, die den Vergessenen aus seiner Dunkelheit erheben und die, wenn auch vergebliche Anstrengung machen, ihn der Menge aufzudrängen, schweigen die Berufenen entweder ganz, oder geben die erste Stimme in dem Schimpfkonzert ab. Denn um Börne tobt nicht einmal ein Streit wie um Heine. Während über das Denkmal und den Nachruhm dieses ungezogenen Lieblings der Grazien Bewunderer und Gegner heftig streiten, jeder noch so ungebärdig auftretenden Schmähschrift helltönende Verteidigungsreden auf dem Fuße folgen, vernimmt man bei Börne kein Wettkonzert der Verherrlicher und Verleumder, sondern nur den einmütigen Mißklang der Tadler. Derselbe Julian Schmidt, der 1853 unseren Schriftsteller ausführlich behandelte, ohne ihn durchaus zu loben, ging in seinem umgearbeiteten Werke 1896 mit kurzer Übelrede über ihn hinweg; in den meisten Literaturgeschichten figuriert er als eine schnell abzutuende Nebenfigur. Man kann von einer grausamen Energie des Hasses sprechen, die sich ihm zugewendet hat und die besonders lebhaft nach dem großen nationalen Aufschwunge von 1870, seit dem starken Wiedererwachen des Deutschtums geworden ist. Nicht bloß unsere Literaturgeschichten mit wenigen Ausnahmen stimmen in diesen Weheruf ein, sondern auch unsere großen Werke über politische Geschichte haben dies wegwerfende Urteil allgemein gemacht. Schon Gervinus' Behandlung unseres Schriftstellers las sich wie eine Anklageschrift; Treitschkes Urteil ist das flammende Plaidoyer eines Staatsanwalts, das nicht einmal mildernde Umstände für den Angeklagten kennt. Ähnlich hat unter den Literarhistorikern Karl Goedeke in seinem weitverbreiteten und maßgebenden Grundriß Börne unter denjenigen genannt, die am meisten dazu beigetragen hätten, die deutsche Sprache zu verderben, und er will ihn nur als Humoristen gelten lassen. Unter den größeren allgemeinen Werken der neueren Zeit gewährt ihm R. M. Meyer nur eine bedingte Anerkennung, dagegen sprechen Rudolf Gottschall, Alfred Stern und Georg Brandes von ihm mit großer Wärme. Bei der Menge jedoch erscheint das Urteil der Genannten als getrübt, weil Gottschall als Liberaler verdächtigt wird, die drei anderen aber, weil sie von Juden stammen, als befangen abgelehnt werden.

Wenn man also auch sagen muß, daß Börne der gegenwärtigen Ge-

neration unbekannt und von den wenigen, die ihn zu kennen vorgeben, verkannt ist, so soll doch der Versuch gewagt werden, ihn unbefangen zu würdigen, von einer schlecht unterrichteten Nachwelt an eine besser zu unterrichtende zu appellieren.

Börne hat kein Buch geschrieben. In dem Vorwort zu der ersten Ausgabe seiner Schriften (1828) macht er sich lustig darüber, daß der Verleger seine Arbeiten als Schriften oder Werke bezeichnet. „Ich habe keine Werke geschrieben, ich habe nur meine Feder versucht auf diesem, auf jenem Papiere." In diesem Geständnis sieht er keinen Mangel, denn er fährt fort: „Was ist's? Ein Buch ist Wein im Fasse, ein Blatt Wein in der Flasche — wenn Wein ist hier und dort, wer trinken will, muß das Faß doch anzapfen, wer lesen will, muß das Kapitel teilen."

So jedoch steht die Sache nicht. Börne schrieb kein Buch, weil ihm die Fähigkeit abging ein Ganzes zu schaffen. Es fehlte ihm erstens die Gründlichkeit des Wissens. Er ist ziemlich unbekümmert seine Unwissenheit zu zeigen. Es kommt nicht selten vor, daß er in seinen zum Druck bestimmten Briefen sagt: „Das weiß ich nicht, muß darüber nachdenken." Oder wenn er einmal sagt: „Fragen Sie mich doch einmal, was die Doktrinärs eigentlich bedeuten? Ich weiß es selbst nicht recht, möchte mich danach erkundigen und Ihnen davon schreiben." Diese Ungründlichkeit tritt auch darin hervor, daß er es für außerordentlich leicht hält, Kenntnisse, die er nicht besitzt, sich zu verschaffen. „Ich will auch suchen in die Kunst einzudringen, die mir bis jetzt fremd war," schreibt er 1831. Und da er merkt, daß er von dem Technischen nichts verstehe, spaßt er: „Ich mache mich über mich selbst lustig, wie ich öffentlich über Kunst spreche . . . ich werde diese Unwissenheit, wie manche andere, durch rote, grüne, gelbe Worte zu verdecken wissen." Oder als er einmal dem Gedanken näher tritt ein Werk über die französische Revolution zu schreiben, denkt er an lebendige Quellen (die noch lebenden Revolutionäre) und die toten (die schriftlichen Dokumente), wird ordentlich gerührt in der Idee, sich als Historiker zu sehen, und macht sich darüber lustig; aber im Grunde ist es doch die Erkenntnis der Unfähigkeit und die Trauer darüber.

Zweitens: Es fehlt ihm an Stetigkeit und Fleiß. Lobreden auf seine Faulheit wechseln in seinen vertrauten Äußerungen mit deren Verteidigung, von seiner frühen Jugend an bis zu seinem Alter; die beiden Frauen aber, welche den größten Einfluß auf ihn übten und die einzigen waren, die den Mut hatten, ihm seine Fehler vorzuwerfen: Henriette Herz und Jeanette Wohl, werden nicht müde diesen Fehler zu bekämpfen. Es war nicht etwa das Behagen des Genießens, die Freude am Müßiggehen, sondern die Unlust am Schreiben, und gewiß war diese Trägheit mit veranlaßt durch seine körperliche Schwäche und durch die Kränklichkeit, die ihm zeitlebens anhaftete.

Drittens: Ihm fehlte die strenge Kritik. „Ich bin ein geborener Naturphilosoph," sagt er einmal; einen „Naturkritiker" nennt er sich an anderer Stelle; beide Worte besagen wohl, daß er nicht imstande war, mit sorgfältiger, gewissenhafter Prüfung, die das Für und Wider abwog, an die Dinge heranzutreten und in sie hineinzugehen, sondern daß er es seinem scharfen Verstande zutraute, beim ersten Anblick die Sachen zu durchdringen. Das erkennt er wohl selbst in den Worten an: „Ich habe ein glückliches Ahndungsvermögen, das mich Blinden auf den rechten Weg führt."

Viertens: Ihm fehlt die Gabe der Komposition. Dieser Mangel tritt am deutlichsten in seiner Hauptschrift: „Briefe aus Paris" hervor. Man weiß jetzt, daß dieses Werk wirklich geschriebene Briefe enthält, die ursprünglich gar nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren. Ein Schriftsteller aber, der solche Briefe zu einem Korpus sammelt, hätte es sich zur Pflicht machen müssen, ohne die Entstehungsart der Abschnitte ganz zu verwischen, diese zu einem wirklichen Ganzen zu vereinigen: er hätte die zusammengehörigen Dinge vereinigen, das rein Persönliche vollkommen tilgen, die verschiedenartigen Bestandteile zu einer Einheit verbinden müssen. Nirgends vielleicht tritt der Mangel an Kompositionstalent so hervor, als gerade in den Pariser Briefen.

* * *

Unter Börnes Schriften kann man eine Anzahl Klassen unterscheiden, erstens die Novellen, zweitens die Reden, drittens Theaterkritiken, viertens Skizzen, fünftens ästhetische Abhandlungen, sechstens Humoristisch-Satirisches, siebentens Politisches.

Erstens: Börne ist kein Erzähler. Er vermag weder spannende Stoffe zu erfinden, noch das Erfundene wirkungsvoll zu gestalten. Daher sind seine Novellen, z. B. „der Roman" der „Janustempel" zwar anmutig und unterhaltend, aber doch eigentlich mehr Novelletten oder Ansätze zu Erzählungen als wirkliche Novellen. Der „Janustempel" ist eine allerliebste Skizze ehelicher Verstimmung und Versöhnung: das offene Türchen des Ofens bedeutet Krieg, das geschlossene Frieden. Aber es ist doch mehr die Andeutung einer lustigen humoristischen Idee, als deren Ausführung. Der Roman: ein Oberst wird seines Glaubens wegen (er ist Jude) von seiner Braut verschmäht, ist, ganz abgesehen davon, daß es eine Tendenzerzählung ist, unausgeführt, unvorbereitet und läßt, so sehr er dadurch rührt, daß man die tiefe, innere Empfindung des Erzählers durchklingen hört, strenge Charakteristik der Handelnden vermissen. Von hervorragendem Werte sind besonders zwei Arbeiten, die in diesem Zusammenhang erwähnt werden können: der Eßkünstler, der Narr im weißen Schwan. Doch könnte man zweifeln,

ob sie wirklich unter die rein erzählenden Stücke einzureihen sind, denn sie geben weniger Erfundenes wieder, als Beobachtetes, sie erzählen nicht eigentlich, sondern sie beschreiben; vor allen Dingen mischen sie so viele politische Betrachtungen und satirische Bemerkungen in die eigentliche Erzählung, daß sie außer dieser Art noch einem anderen Genre angehören.

Zweitens: Von Reden ist nur die eine, die Denkrede auf Jean Paul bekannt, die am 2. Dezember 1825 in der Frankfurter Loge von dem Pfarrer Kirchner verlesen wurde. Schon diese Tatsache, daß die von Börne verfaßte Rede durch einen andern verlesen wurde, — eine Tatsache, die wohl in dem schwachen Organ Börnes, vielleicht auch in seiner Schüchternheit eine Erklärung findet — macht stutzig. Aber beim Lesen erkennt man deutlich, daß es sich hier nicht eigentlich um eine Rede, eher um ein oratorisches Prunkstück, um einen wohlausgearbeiteten Aufsatz handelt, der zufällig vorgetragen wurde. Man erkennt in jedem Satz den des Redens Ungewohnten und nur des Schreibens Kundigen. Störend sind gar manche Phrasen, auch schlechte Bilder, wie etwa das folgende: „die Stufen des Altars steigen auf und nieder". Als literarisches Denkmal dagegen ist die Rede von höchster Bedeutung. Sie bezeugt die Dankbarkeit des Schülers für den Meister, wenn man auch sehr unrecht hat, Börne ausschließlich als Humoristen, als bloßen Nachtreter Jean Pauls zu bezeichnen. Sie gibt eine sinnige Würdigung des Dichters der Natur, seiner „Gewöhnlichkeit" im besten Sinne, seiner Sittlichkeit, seiner Freiheit des Denkens und Fühlens und gipfelt in dem merkwürdigen Bekenntnis: der Dichter sei nicht allen gestorben, sondern nur wenigen, aber es werde eine Zeit kommen, da er allen geboren werden und von allen beweint werden würde.

Drittens: Die Theaterkritiken, die hauptsächlich in der „Wage" veröffentlicht wurden, bilden die heute vielleicht bekannteste Abteilung der Schriften. Bei dramaturgischen Arbeiten liegt der Vergleich mit Lessing nahe. Bei diesem ist die Hauptsache der durchdringende Verstand, die Gelehrsamkeit, die die Stoffe der Dramen durch die Weltliteratur verfolgt, die Bühnenkenntnis, die das technische Geschick der Autoren prüft, der allgemeine dramatische Gesichtspunkt, nach dem die Gesetze dramatischer Entwickelung aufgestellt und die Dichter in dem Streite zwischen englischem und französischem Geschmack auf die rechte Partei hingeleitet werden.

Von solchen Tendenzen ist Börne frei. Auch auf seine Theaterkritiken läßt sich das von ihm gelegentlich angeführte Wort anwenden „ich bin ein sehr schlechter Skribent, sobald ich nicht aus dem Herzen schreibe". Auch stehen seine Theaterreferate im Dienste seiner politischen Überzeugung: sie sind Mittel in seinem Kampfe für politische Freiheit gegen tyrannische Bevormundung und Willkür. Die Leistungen der

Schauspieler beurteilt er selten, da er üble Erfahrungen damit machte. Seine Stärke liegt in der witzigen Inhaltsangabe der Stücke, in der geistreichen Hervorhebung dramatischer Mängel, in der begeisterten Lobpreisung echter, dichterischer Schönheiten. Er hat von ungeheuer viel Unbedeutendheiten zu reden, und manchmal lobt er wohl Nichtiges, wie Lustspiele von Steigentesch, über die die Nachwelt schnell hinweggegangen ist, doch hat er vieles damals Hochgepriesene in seinem Unwert erkannt. Er war einer der ersten, der sich mit der größten Entschiedenheit gegen die Schicksalsdichtung aussprach und in sehr bemerkenswerten Rezensionen Houwald von seinem Thron entsetzte und der über den damals noch viel gepriesenen Iffland das Vernichtungsurteil sprach: seine Dramen seien von der flachsten Flachheit, von fadestem Geschmack. Das wirklich Bedeutende weiß er trefflich herauszufinden und lebhaft zu preisen. Gewiß hat er Schiller nicht immer nach Verdienst anerkannt, namentlich weil er in seiner großen Rezension über Wilhelm Tell den politischen Gesichtspunkt zu sehr hervordrängte; manche allzu Gestrenge haben ihm auch verdacht, daß er in vollem Ernste den Satz braucht: „Welch ein tiefer, tiefer Brunnen voll klarer, frischer, erquickender Laune ist Kotzebue, welch ein wohltätiges Geschenk des Himmels.“ Für die wirklich Großen findet er aber die schönsten Worte, z. B. über Mozart, Shakespeare, Heinrich v. Kleist. Er wird nicht müde, von der unerreichten Größe des britischen Dichters zu sprechen, ohne in diesen Lobreden oft Gesagtes einfach zu wiederholen.

Er braucht über Mozart den schönen Satz: „Gibt es ein übersinnliches Land, wo man in Tönen spricht — die Meister der Kunst führen Euch hinauf, indem sie Euch erheben: nur Mozart allein zeigt uns den Himmel, zu dem andere emportragen müssen, in unserer irdischen Brust.“ Heinrich von Kleist aber würdigte er zu einer Zeit, in der nur sehr wenige ihn erkannten, denn schon 1819 tat er über Käthchen von Heilbronn den Ausspruch: „Dieses Schauspiel ist ein Edelstein, nicht unwert an der Krone des britischen Dichterkönigs zu glänzen.“

Erscheint er durch letzteren Ausspruch fast wie ein Moderner, so verficht er sonst Grundsätze, die unseren Modernen keineswegs genehm sind. Mit Hinblick auf die Schicksalstragödie führte er zum Beispiel den Satz aus, daß eine Krankheit (Wahnsinn) nicht Quelle des tragischen Geschicks sein dürfe. Mit eben solcher Entschiedenheit wehrt er sich dagegen, daß das Häßliche Gegenstand dramatischer Behandlung sein dürfe. Es dürfe, so sagt er einmal, die häßliche Natur nicht so getreu auf die Bühne gebracht werden, und ein anderes Mal: „Das ist gegen alle Erfahrung, wenigstens gegen alle schöne Erfahrung, und diese allein darf der Künstler nachbilden.“

Und endlich verteidigt er gegen den rohen Naturalismus, der damals erst in den Anfängen war, doch aber schon das Leben in seiner

nackten Wirklichkeit darstellen wollte, den Satz: „Auf der Bühne soll der Mensch eine Stufe höher stehen als im Leben.“

Die vierte, fünfte und sechste Abteilung: Skizzen, ästhetische Abhandlungen, Humoristisch-Satirisches müssen zusammen behandelt werden, denn sie gehen zu sehr ineinander über, als daß jede Abteilung besonders betrachtet werden könnte. Ja, man möchte zweifeln, ob ihnen nicht die siebente Abteilung: Politisches angeschlossen werden müßte, da sich in noch höherem Grade wie in den dramaturgischen Arbeiten politische Anspielungen überall finden, ja manche der kleinen Studien durchaus politisch genannt werden müssen. Die Skizzen sind teils deutschen, teils französischen Ursprungs. Die letzteren kann man als unbedingte Meisterstücke bezeichnen. Auf seinen Wanderungen in der Stadt und in der Umgebung erblickt der Schriftsteller Seltsames, Geisterfrischendes, Herzerfreuendes, er beschreibt es, wie er es sieht, er plaudert in anmutigster Weise, er unterrichtet, ohne belehren zu wollen und ohne je in den Ton eines Schulmeisters zu verfallen; anschaulich und anmutig sind diese Beschreibungen einer neuen Welt, ohne jemals in überflüssiges Pathos zu verfallen oder durch Künstelei den liebenswürdigen Eindruck zu verderben. Diese Pariser Skizzen der ersten Zeit gewähren vielleicht unter allen Schriften Börnes den reinsten Genuß, weil sie noch entfernt von der Bitterkeit der späteren Jahre jene echt französische Grazie verraten, die in deutschen Schriften nur so selten anzutreffen ist. In ihnen spielt die Literatur, die zeitgenössische und die ältere, eine verhältnismäßig geringe Rolle; aber man muß in unmittelbarem Anschluß an sie die literarischen Stellen erwähnen, die sich überaus zahlreich in den späteren Pariser Briefen finden. Sie sind von dem allerhöchsten Wert und verraten eine so innige und trefflich ausgedrückte Verehrung der Großen vergangener Zeiten, z. B. Molières, eine so feine Kenntnis des 18. Jahrhunderts, vor allem Voltaires, und eine so große Vertrautheit mit der Literatur des 19. (Balzac, V. Hugo, George Sand), daß man schwer der Versuchung widerstehen kann, ganze Stellen auszuschreiben. Nur ein Wort über Rousseau sei hier angeführt: „Rousseau hatte ein deutsches Herz und einen britischen Geist, französisch war nichts an ihm als die Sprache,“ und ein anderes merkwürdiges Wort: „Die Geschichte zählt große Menschen, sie sind Register der Vergangenheit: so Goethe und Schiller; sie zählt wieder andere, die sind Inhaltsverzeichnisse der Zukunft: so Lessing und Voltaire.“ Derartige literarische Bemerkungen finden sich neben Sprüchen allgemeiner Art, besonders auch in den Aphorismen und in dem Tagebuche, das man geradezu eine Abrechnung mit Goethe nennen kann. Diese Feindschaft gegen Goethe, die vielleicht durch die Nichtbeantwortung der sehr vornehm gehaltenen Aufforderung zur Mitarbeit an der „Wage“ (10. Mai 1818) seitens des Olympiers bestärkt wurde, ist gewiß nicht, wie man in törichter Weise versucht hat, durch

Neid zu erklären, sondern sie ist zunächst wohl eine Folge des Gegensatzes der Jungen gegen die Alten, der sich in den verschiedensten Perioden der Literatur kundgibt; den Stürmern und Drängern war die in sich gefestete Weise des Patriarchen von Weimar unangenehm, ja geradezu hassenswert. Vor allen Dingen richtete sich gegen Goethe Börnes politischer Eifer: dem Aristokraten und Monarchisten trat der Demokrat und Fürstenhasser, dem Unpolitischen der gegenüber, der die Politik von keiner Betrachtung entfernen konnte. Zu den besonderen Anklagen, die der Polemiker gegen den Altmeister erhob, gehören die Vorwürfe gegen die Kleinlichkeiten und Alltäglichkeiten im Schiller-Goetheschen Briefwechsel, die Klage über Goethes Mangel an Witz, die gewiß unberechtigte Behauptung, Goethe habe kein Gemüt besessen, und der jedenfalls nicht allgemein richtige Satz: ihm habe der Sinn für Freiheit gefehlt. Der eigentliche Grund des Gegensatzes ist aber weder ein religiöser, noch ausschließlich ein politischer, sondern ein ästhetischer: der Autor, der sich von dem Augenblicke leiten ließ, in dessen ganzer Schriftstellerei das Fragmentarische, Sprunghafte ein Hauptcharakteristikum bildet, empfindet unangenehm die „aufgenötigte Ruhe, die tyrannische Ordnung, die holländische Reinlichkeit des Stils“. Man kann diese Mißverständnisse sehr beklagen, und die Schärfe, mit der Börne auftrat, aufs äußerste mißbilligen, man hat aber kein Recht, wegen dieser Goethefeindschaft Börne niedrige und entehrende Motive unterzuschieben.

Die Skizzen deutschen Inhalts, namentlich die der zwanziger Jahre, halten sich mehr als die französischen von literarischen Anspielungen fern; sie geben treffende Kulturschilderungen und humoristische Bilder aus dem deutschen kleinstaatlichen Leben. Das beste Beispiel dafür ist wohl die „Monographie der deutschen Postschnecke; Beitrag zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen“ 1821. Eine trockene Inhaltsangabe kann der Anmut und Liebenswürdigkeit der Skizze nicht gerecht werden. Es ist die Beschreibung einer Postfahrt von Frankfurt nach Stuttgart, mit Spöttereien über das ewige Halten der Kutsche, mit mancherlei Witzen, Selbstpersiflagen und lustiger Darstellung verschiedener Typen: der Hochzeitsreisenden, der Turner, der Franzosen. Das Ganze ist durchtränkt von politischer Tendenz: Auftreten gegen Beamtenwillkür, gegen die Zerrissenheit Deutschlands, gegen die Unarten und Unmanieren der sogenannten Teutonen.

Gar manchmal versuchte Börne sich über den Humor auszusprechen; zwei solche Stellen, die eine aus der Denkrede auf Jean Paul, die andere aus dem Aufsatz „Humoral-Pathologie“ sind vielleicht am besten geeignet, das Wesen dieses Humors darzulegen. Die eine lautet: „Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens. Er ist die Tugend selbst, wie ein reich begabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der

Tiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Bande von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet." Die andere hat folgenden Wortlaut: „Der gesunde und lebensfrische Humor atmet frei und stöhnt nicht mit enger Brust. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt sie nie vergebens. Er sieht von der Höhe auf alle Menschen herab, nicht aus Hochmut, sondern, um alle seine Kinder mit einem Blicke zu übersehen. Was sich liebt, trennt er, um die Neigung zu verstärken. Was sich haßt, vereinigt er, nicht um den Hader, um die Versöhnung herbeizuführen. . . . Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beschmutzen, sondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verschönt er es, um es gefälliger zu machen. . . . Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz oder um zu demütigen, sondern um beides gleich zu setzen, weil nur Liebe ist, wo Gleichheit. . . . Stets rettend, lindernd, heilend, verletzt er sich selbst mit scharfem Dolche, um den Verwundeten lächelnd zu zeigen, daß solche Verletzungen nicht tödlich seien . . . Der Geist der Liebe haucht fort und fort aus ihm, alles befördernd; er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen sucht."

Während die kleinen humoristischen Bilder fast sämtlich großen Beifall verdienen, kann man die großen satirischen Feldzüge nicht unbedingt loben. Als Muster der Polemik der grausamen, aber kunstvoll geführten Satire erscheinen die Kämpfe gegen die Gegner der Pariser Briefe und vor allen Dingen das groß ausgeführte: Menzel, der Franzosenfresser, obgleich auch hier manche witzlose Bemerkung sich findet; sobald jedoch das sittliche Pathos durchbricht, wird diese Satire zu einer der markigsten und gewichtigsten Äußerungen. Dagegen kann ich dem vielgerühmten Häringssalat, der Satire gegen Willibald Alexis und speziell dem eigentlichen Schimpfwörterlexikon keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen; wirklichen Witz verraten nur die stark karikierten Stellen, in denen der begeisterte Empfang geschildert wird, den Häring und andere Journalisten dem kühnen Polemiker in Berlin zuteil werden ließen.

Am wichtigsten und bestrittensten ist Börne als Politiker. Die dieses Gebiet betreffenden Aufsätze seiner ersten Zeitschrift „Die Wage" machten in Deutschland das ungeheuerste Aufsehen: eine derartige kühne Aussprache freisinniger Forderungen, einen solchen Hohn gegen die Zensur, eine so starke Auflehnung gegen Despotismus und Freiheitsunterdrückung hatte man bisher niemals vernommen. Freilich fehlte es an den üblichen

Quälereien nicht: Zensurhemmnisse, Bestrafung, selbst Freiheitsberaubung; aber gerade diese Hemmnisse vermehrten den Ruhm des Schriftstellers und beförderten die Siegeslaufbahn seiner Zeitschrift und seiner Ideen statt sie aufzuhalten oder gar zu vernichten. Seitdem ist Börne ununterbrochen als politischer Schriftsteller tätig, denn kaum eine der vorhin erwähnten Schriften ist ohne politische Bemerkungen; selbst die Theaterkritiken werden oft genug zu politischen Leitartikeln oder geben mindestens Raum zu politischen Entrefilets. Indessen nicht die zwanziger Jahre, sondern der Anfang der dreißiger bezeichnet seinen Höhepunkt als politischen Schriftsteller. Wohl hört er in dem dritten Jahrzehnt nie auf, die Reaktion zu verurteilen, die traurige Zerrissenheit Deutschlands zu beklagen, auf die Unbill zu schelten, die fast allerwärts den Juden zuteil wurde, die Unterdrückung jeder freiheitlichen Regung innerhalb Deutschlands mit kühnem Freimut zu rügen, und auf die auswärtigen Freiheitsregungen triumphierend hinzuweisen. Die nachhaltige Wirkung aber, die er auf die ganze junge Generation ausübte, begann mit der französischen Julirevolution, während ihn der griechische Freiheitskampf in geringerem Maße interessiert und die polnische Revolution zu einer kühleren Anteilnahme als die meisten anderen Deutschen veranlaßt. Gewiß ist Börne kein nüchterner Politiker; es fehlt ihm vieles, um ein unbedingter Lehrmeister zu sein. Seine Hauptstärke liegt im Negieren, während es dem bestimmenden Politiker besser angestanden hätte, direkte und praktische positive Vorschläge zu machen. Ein ernstes Studium der politischen Sachlage geht ihm ab, er läßt häufig die gründliche Untersuchung der Quellen vermissen, aus denen er schöpft; er glaubt jedem Gerüchte, das ihm oft von wenig kenntnisreichen Seiten zugetragen wird; statt sich den ruhigen Erwägungen hinzugeben: der Berücksichtigung der vorhandenen Zustände und dem Hinweise auf ein schnell und sicher erreichbares Ziel, ergeht er sich in utopistischen Ausmalungen und fordert häufig ein, für den ernsten Politiker unmögliches, kindisch-trotziges Entweder-Oder. Aber er ist von einer so reinen, und man braucht das Wort nicht zu scheuen, keuschen Freiheitsliebe erfüllt, seine Äußerungen atmen einen so hohen Idealismus, daß man alle die erwähnten Mängel gern in den Kauf nimmt und in ihm den Herold einer neuen Zeit und einer großen politischen Bewegung erkennt. Man hat es ihm vielfach übel genommen, daß er beständig über die deutschen Hofräte spöttelt, die Duodezfürsten mit ätzender Lauge übergießt und die Deutschen ein Bedientenvolk schilt. Aber mit Unrecht. Denn diese Spöttereien und Schimpfreden gehen weder hervor aus hochmütiger Selbstbespiegelung und frechem Besserwissenwollen, sondern sie haben ihre Quelle in edler Scham über die erbärmlichen Zustände seines Vaterlandes, gegenüber der Erhebung anderer Völker, und in der Entrüstung über den zurückgebliebenen Zu-

stand der beiden führenden deutschen Staaten: Preußen und Österreich, im Vergleiche zu der gesunden Regung kleinerer Staaten und der schönen Entwicklung einzelner ausländischen Reiche. Nichts falscher als der Vorwurf, er sei ein Deutschenhasser gewesen und „sein naiver, fanatischer Optimismus" habe alles Ausländische für herrlich und den Deutschen unerreichbar angesehen. Gerade seine innige Liebe zu Deutschland, seine schon früh, weit früher als bei anderen, hervortretende Erkenntnis von der Preußen gebührenden Führerschaft in Deutschland erpreßt ihm die bittersten Klagen über die augenblicklichen preußischen Zustände und über den kläglichen Despotismus, der von Österreich auf Preußen und auf ganz Deutschland ausgeübt wird. Der Mann, der schon früh die Franzosen ein Weibervolk nannte und hinzufügte: „die Franzosen haben einige Tugenden und alle Fehler des weiblichen Geschlechtes," der, wenn er einen recht loben wollte, von ihm sagte „er hat einen deutschen Kopf und ein französisches Herz", der schon 1818 den Ausspruch wagte „Deutschland ist nur in Preußen", darf nicht zu einem blinden Bewunderer alles Französischen und noch viel weniger zu einem absoluten Deutschenhasser gestempelt werden. Als er einmal in einer französischen Schrift las: „Nicht übel für einen Deutschen", da wurde er von echt teutonischem Zorn ergriffen — denn es ist ungerecht, die folgende Äußerung etwa nur als Hohn aufzufassen — und rief aus: „Wartet nur! Wenn wir einmal das Elsaß wieder haben, Lothringen, Burgund und euren König zum Grafen von Paris gemacht — da werden wir euch zeigen, daß wir witziger sind, als ihr!" Er ist wie ein Vater, der sein Kind bestraft mit blutendem Herzen, der aber an der Zukunft seines Kindes nicht nur nicht verzweifelt, sondern sicher auf sie hofft, weil er in dem Kinde die Keime für den kräftigen Mann erblickt.

Liebe zu predigen, wird er nicht müde: „Ehrfurcht ist die Leibwache der Könige gewesen, Furcht war es, Gewohnheit ist es, Liebe wird es sein!" Er sehnte sich nach Liebe und genoß sie doch so wenig, er schien den Haß zu predigen und versteckte unter diesem Toben doch nur seine Liebessehnsucht: „Jede Stunde dem Hasse vergeudet, ist eine Ewigkeit der Liebe entzogen."

Er strebt nach Wahrhaftigkeit. Er freut sich mit der Freundin, die zeitlebens sein guter Genius war, über den Erfolg seiner Pariser Briefe, nicht etwa weil damit sein Ehrgeiz befriedigt, seine Bedeutung anerkannt und sein Ruhm verbreitet wird, sondern, wie er sagt: „Ich sehe daraus wieder, wie wenig Grund das Herz bedarf, um zu gefallen; daß die Aufrichtigkeit immer bewegt und daß man der Wahrhaftigkeit selber den Mangel der Wahrheit verzeiht. Denn weiß ich es nicht, wie oft ich mich geirrt haben kann? Weiß ich es nicht, daß tausend Leser anderer Meinung sind, als ich? Aber sie sehen, sie fühlen, daß ich meine Ge-

sinnung treu ausgesprochen, und darum sind sie zufrieden mit mir und glauben mir, wenn sie auch meinen Reden nicht glauben."

Gewiß war er ein Parteimann, aber höher als die Zugehörigkeit zu einer Partei stand ihm die Duldsamkeit. „Die Philosophie ist die wahre, die, daß sie die wahre bleibe, nicht nötig hat, eine andere Lügen zu strafen. Der Glaube ist der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht gezwungen ist, einen anderen irrgläubig zu finden."

Wahrhaftigkeit, Liebe und Duldsamkeit können recht wohl auch die Eigenschaften des Leidens genannt werden; der tätige Mann verlangt und bedarf mehr. Aber auch den Tätigen ermahnt Börne und zwar zur Freiheit und Selbstbefreiung. Denn die Freiheit ist ihm keine Himmelstochter, die von selbst aus ihrer Höhe zum Menschen herabsteigt, sondern eine Braut oder eine Siegesbeute, die errungen werden muß. Daher wehrt er sich gegen den Spruch: „Der Mensch denkt, Gott lenkt!" Wenn Gott allein lenke, so lasse er den Menschen den Kopf verlieren; aus eigener Kraft müsse sich der Mensch erheben: „Hilf dir selbst, dann wird dir der Himmel helfen; dem Trägen und Feigen aber leiht Gott nicht seine Kraft, sondern er verläßt ihn." So wenig aber Gott den Menschen retten kann, so wenig einer den anderen, sondern jeder nur sich selbst. „Ein verrostet Schild flehte zur Sonne: ‚Sonne erleuchte mich'. Da sprach die Sonne zum Schilde: ‚Schild reinige dich'."

II.

Börnes Nachlaß.

Börnes Schriften erschienen während seines Lebens in einer einzigen autorisierten Ausgabe, in acht Bänden Hamburg 1828—1830. Diese Edition enthält die dramaturgischen Studien, Aufsätze, Skizzen, Erzählungen, Tagebuch. Als Band 9—14 folgten die Pariser Briefe; diesen schloß sich als 15. Band Menzel, der Franzosenfresser an. Die schon vorher in deutschen und französischen Zeitschriften erschienenen Aufsätze sind bei Börnes Lebzeiten nicht gesammelt, sondern wurden nach seinem Tode als 16. und 17. Band herausgegeben.

Die Eigentümer des Nachlasses, Frau Jeanette Strauß-Wohl, von der gleich noch ein Wort zu sagen ist, und ihr Gatte Salomon Strauß bereicherten durch Hinzufügung einzelner Jugendschriften die fünfbändige, Stuttgart im Brodhagschen Verlage veröffentlichte Ausgabe und gaben der zwölfbändigen Ausgabe (Frankfurt a. M., 1862) manche Verbesserungen und Zusätze. Keine der anderen seither erschienenen Ausgaben hat irgendwie den Nachlaß benutzt.

Dagegen haben die schon genannten Besitzer der geistigen Hinterlassenschaft unseres Schriftstellers unter dem Titel: Nachgelassene Schriften (Mannheim 1844—47) sechs Bände herausgegeben. Diese ent-

halten zahlreiche kleine Aufsätze, die in verschiedenen Zeitschriften gedruckt, nicht in die Werke aufgenommen waren, ferner eine stattliche Reihe von Skizzen, die sich nur handschriftlich erhalten haben, endlich viele Stellen aus den Pariser Briefen, die absichtlich beim Druck ausgelassen worden waren. Ihr Hauptwert und ihr hauptsächlicher Inhalt besteht indessen in einer Auswahl der Briefe, die Börne an seine Herzensfreundin Jeanette Wohl von 1820—1833 schrieb. Diese Auswahl muß, so umfänglich sie auch geraten ist, doch als ungenügend und willkürlich bezeichnet werden. Denn sie läßt nicht nur sehr viele Briefe vollständig aus, sondern unterdrückt auch zahllose Stellen, aus denen das Verhältnis beider Personen erst recht hervorgeht, und außerordentlich viele Äußerungen, in denen sich Börne offen über Personen und Zustände ausgesprochen hat. Wie wenig die gedruckten Briefe den wirklich geschriebenen entsprechen, kann man aus der Veröffentlichung: „Börnes Berliner Briefe an Frau Jeanette Wohl aus dem Jahr 1828" ersehen, die ich Berlin 1905 ediert habe.

In die Werke waren zwei kleine Aufsätze über Juden aufgenommen; eine Anzahl anderer Aufsätze und Fragmente über die Juden in Frankfurt a. M. und die Juden im allgemeinen hat Gottlieb Schnapper-Arndt in der von mir herausgegebenen „Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland" veröffentlicht.

Doch birgt der Nachlaß unendlich viel mehr. Er enthält die sämtlichen Briefe im Original, die Börne an Jeanette Wohl schrieb. Dazu gehört vor allem das vollständige Manuskript der Pariser Briefe. Der Nachlaß enthält ferner eine große Anzahl Konzepte von Börnes Briefen an Verschiedene, Gedichte, Fragmente von Aufsätzen, Rechnungs-Notizenbücher, Studien zu einer Geschichte der französischen Revolution, Auszüge aus Büchern mit vielfachen Randbemerkungen, ein Heft, das die Bekannten aus den Jahren 1831 ff. verzeichnet und die einzelnen Namen mit längeren und kürzeren biographischen Daten versieht. Endlich einige Briefe, die Börne empfing, von Verlegern, Verehrern, Freunden und Gesinnungsgenossen.

Dieser Nachlaß soll zum ersten Male in einer großen Ausgabe von Börnes Werken, die vom Herbst 1907 an in 12 Bänden bei dem Verleger dieser Zeitschrift erscheinen soll, verwertet werden. Um einen kleinen Vorgeschmack dieses Nachlasses zu geben, teile ich im folgenden einige wenige Proben mit.

1. Börne und Jeanette Wohl.

Jeanette Wohl ist am 16. Oktober 1783 geboren und am 27. November 1861 gestorben. Sie verheiratete sich im Jahre 1805, wurde aber nach wenigen Jahren von dem ihr ungleichen und unebenbürtigen Manne geschieden. Sie lernte Börne im Winter 1816/17 kennen, befreundete

sich mit ihm, verkehrte aufs innigste mit ihm, solange er in Frankfurt weilte, und trat mit ihm in einen Briefwechsel, der vom 10. November 1820 bis zum 14. November 1833 dauerte. Die Briefe Börnes sind, wie erwähnt, bisher nur bruchstückweise gedruckt; sie sollen wortgetreu in der bereits angedeuteten neuen Ausgabe zum Abdruck gelangen. Von den Briefen Jeanettens besaß man bis vor ganz kurzer Zeit nur wenige Proben, die Gottlieb Schnapper-Arndt in seiner ausgezeichneten Charakteristik der merkwürdigen Frau vorgelegt hatte; Ende Dezember 1906 ist eine Auswahl dieser Briefe, die das Charakteristische geschickt hervortreten läßt, veröffentlicht worden (herausgegeben von E. Mentzel, Berlin, Fontane 1907).

Jeanette ist keine übermäßig geistreiche, noch viel weniger eine gelehrte Frau, aber verständig, witzig, lernbegierig, kunstverständig und kunstgeübt und vor allem eine Virtuosin in der Freundschaft. Sie ist Börnes guter Genius von dem Anfange ihrer Bekanntschaft an bis zu dem frühen Tode des Schriftstellers gewesen, hat sein Andenken treu bewahrt und sich nicht damit begnügt, ihm in ihrem Herzen einen wahrhaften Kultus zu bereiten, sondern war unermüdlich bestrebt, für seinen Nachruhm zu sorgen.

Solange Börne lebte, wurde er von ihr gefördert und in seinem ganzen Schaffen mit größter Ergebenheit begleitet. Wie später dem Toten, so bezeugte sie dem Lebenden wahrhafte Verehrung. Sie bewunderte das meiste, was er schrieb, ohne immer seine Ansicht zu teilen. In ihrer vielseitigen, von ihm angeregten, oft geradezu geleiteten Lektüre unterwirft sie sich nicht blindlings seinem Urteil, sondern wagt es eine eigene Meinung zu haben, von der sie sich nicht immer durch seine mit Ernst oder Spott vorgetragenen Widerlegungen abbringen läßt. Ja sie stimmt seinem Urteile nicht immer zu, versucht sogar eine Zeitlang seinen heftigen, gewiß unbegründeten Zorn gegen Goethe zu dämpfen. Aber auch dem Zauber, den Börne auf sie ausübt, gibt sie sich weder bedingungslos noch urteilslos hin. Sie versucht vielmehr sich klar über sein Wesen zu werden, ja unternimmt es, ihn zu charakterisieren. Sie fällt einmal das bemerkenswerte Urteil, daß in seinen Schriften „eigentlich nicht deutscher, sondern mehr französischer und orientalischer Geist sei, was sich darin ausspreche". Sie sucht seine verschiedenen schriftstellerischen Perioden zu unterscheiden: eine Jean Paulsche Epoche, in der er echt deutsch, und eine französische, in der er dem Deutschen mehr entfremdet sei. Sie vergleicht ihn gewiß nicht unrichtig in Sprache, Form und Denken mit dem Franzosen P. L. Courier: schon sie erkennt richtig, daß für Börnes Eigenart nicht die große Abhandlung, sondern das Skizzenhafte, Aphoristische, besonders die Form des Tagebuchs und der Briefe geeignet sei.

Sie bildet sich nicht ein, ihn vollkommen leiten zu wollen, ist aber

doch der Meinung, daß sie das Richtige erkennt, und möchte ihn zur Folgsamkeit gewöhnen. Geschieht dies schon in bezug auf seine schriftstellerischen Arbeiten, so noch mehr in betreff seiner Lebensführung. Sie verfolgt für ihn die verschiedensten Pläne: sie rät ihm Redakteur des Morgenblatts zu werden, ermuntert ihn, seine journalistischen Beziehungen auszunutzen, ja bemüht sich, ihn zur Bewerbung um die Stelle eines Bibliothekars in Frankfurt zu veranlassen. Sie unterrichtet ihn über Frankfurter Ereignisse und sucht durch Mitteilungen über politische Vorgänge ihm Stoff zu seinen Briefen zu geben, freilich nicht mit dem Ehrgeiz, seine Gesinnung und Darstellungsweise zu bestimmen. Denn wie sie durch seinen Einfluß ausgebreitetes literarisches Interesse gewonnen hat, so stärkt sie durch sein Vorbild ihre politische Neigung. Ihre politische Ansicht wird noch mehr als die des Freundes durch das Gefühl geleitet; daher hat sie geringeres Interesse für die innerdeutschen politischen Verhältnisse und auch nicht jene flammende Begeisterung für die französische Revolution, in der es sich doch wesentlich um die Art des Regiments, um politische Verfassung handelt; ihr lebhaftestes Mitgefühl, ja Mitleid, gilt den unterdrückten Völkern, den Griechen und Polen; diesen gegenüber ist ihre Zuneigung gewiß stärker wie die ihres Freundes.

Vor allem mahnt sie ihn beständig zur Arbeit; sie ist unaufhörlich bestrebt, ihn zur Benutzung seines Talents zu ermuntern; sie findet immer neue Wendungen, ihn an die Erfüllung seiner Verpflichtungen, z. B. den Abonnenten der „Wage" gegenüber zu erinnern. Aber sobald er, der stets zu Klagen Bereite, nur ein wenig leidet oder zu leiden vorgibt, ist sie sofort mit ihren Weisungen bei der Hand, daß er sich nicht zu sehr anstrenge, und mit ihrer Furcht, er könne krank werden; dann wird aus der zum Fleiß Anspornenden eine Mahnerin zur Trägheit und zum Genusse des Lebens.

Sie hätte sich wohl zeitlebens mit einer zärtlichen Freundschaft begnügt; für ihn jedoch waren die Perioden des Begehrens und der Leidenschaft häufig. Sie widerstand lange, allmählich ließ sie sich durch sein Bitten erweichen. Schon im Jahre 1822 wurden die von ihm entworfenen Heiratspläne nicht völlig abgewiesen; im Jahre 1828 war diese Idee bei beiden fest; es scheint, daß Börnes immer größer und gefährlicher werdende Kränklichkeit, die infolge einer Heirat leicht zu einer Katastrophe hätte führen können, die Ausführung dieser Pläne definitiv beseitigte. Durch diesen ihren Entschluß, dem auch er schließlich beitrat, wurde indessen die Freundschaft nicht vernichtet, ja nicht einmal gestört. Ja, diese Freundschaft ertrug auch die härteste Probe: Jeanettens Verheiratung mit einem viel jüngeren Manne, Salomon Strauß, der durch die Verehrung für Börne mit ihr zusammengeführt, eine tiefe Neigung zu ihr faßte und sie endlich heiratete. Zuerst widersetzte sich Börne diesem Heiratsplane mit wilder und hartnäckiger Eifersucht, allmählich gab er

nach und wurde dem Gatten seiner Freundin, der auch ihm stets ein respektvoller Freund blieb, aufs freundschaftlichste ergeben. Es hat sich ein Brief erhalten, in dem Jeanette ihrem künftigen Gatten das Jawort gibt, nur unter der Bedingung, daß sie wie bisher für ihren berühmten Freund sorgen und arbeiten, für ihn leben, ja in seiner Nähe wohnen könne, ein schönes, auch herrlich ausgedrücktes Denkmal aufopfernder Freundschaft.

Aber auch Börnes Anteilnahme an der Freundin ist fast unvergleichlich. Wie er auf seine Ansprüche verzichtet und einem andern den Platz überläßt, den er lange für sich begehrt hatte, bezeugt einen wahren Heroismus. Wie die Freundin ihm beständig Bewunderung und Verehrung zollt, so er ihr eine stete, nie abnehmende, eher wachsende Liebe und Innigkeit. Er versteckt seine Weichheit oft unter Poltern, bisweilen unter spöttischen Ausdrücken, aber durch alle seine Briefe zieht eine bisweilen krankhafte Sehnsucht nach der Geliebten, das Bewußtsein, daß nur sie ihn ganz verstehe, das Geständnis, daß er ohne sie nicht leben, nicht glücklich sein könne.

Zur Erkenntnis dieses ganz eigenartigen Verhältnisses seien hier einige ganz unbekannte höchst charakteristische Stücke aus der frühen Zeit der Bekanntschaft abgedruckt, von denen nur eins, unsere Nummer b, in der „Frankf. Ztg." 1894 bereits veröffentlicht war. Die Gedichte, die freilich durch ihre Sünden gegen das Metrum nur bestätigen, daß Börne kein Poet war, drücken mit innigem Gefühl seine Zärtlichkeit für die geliebte Freundin aus.

a)

Auch gestern kamen Sie nicht, und Sie hatten uns doch das Glück Sie wiederzusehen, so sicher hoffen lassen. Ach, theuere Freundin, wie mich diese Trennung von Ihnen schmerzt, ich will es auch nicht einmal versuchen, dieses mit Worten auszudrücken. Wenn ich nur wenigstens Abschied von Ihnen hätte nehmen können. Und besuchen kann man Sie nicht bei Ihrer Schwester? Nicht eine kleine Minute? Nicht auf so lange als ich Zeit brauche, Ihnen meinen Kummer und meine Freude zu zeigen? Nur ein einziges Wort von der lieben Hand geschrieben, die ich so lange nicht habe küssen dürfen, wie glücklich hätte es mich gemacht. Sie wollten es nicht, und vielleicht hatten Sie recht, es zu unterlassen, es hätte mich doch nicht gesättigt. Liebe Freundin, ich habe es in diesen Tagen Ihrer Abwesenheit mit Schrecken erfahren, wie unentbehrlich Sie für meine Ruhe geworden sind — mit Schrecken, denn ist es nicht thöricht, sein Glück an ein Gut zu binden, das nicht uns gehört, und uns in jedem Augenblick entzogen werden kann? Und wenn dieses so ist, bin ich dann nicht auch ein Thor? Ob ich ein Thor sei oder nicht, möchte ich es in den Blicken meiner Freundin lesen, wenn ich sie wiedersehe! Aber wie undankbar ich bin. Mit welcher Milde und Guthmüthigkeit haben Sie nicht schon meine Freundschaft und ihre Ausdrücke geduldet, und nun dringe ich Ihnen vielleicht das heimliche Gesetz auf, meine wärmere Neigung von sich abweisen zu müssen. — Ihre himmlische Seele, die Sie nicht einmal einen Sprachlehrer zu verabschieden, über sich vermögen — ach vergeben Sie meine Offenheit meiner Verwirrung. Nur der Schmerz von Ihnen getrennt zu seyn, gab mir auch den Muth, diesen Schmerz in seiner ganzen Größe zu schildern. Darum eilen Sie, zurückzukehren. Sie werden auch dann zwar nicht weniger geliebt, aber mit solchen Geständnissen weniger beunruhigt werden. Sie sehen, daß Ihr Vortheil hier mit dem meinigen verknüpft ist. Ach, wäre es immer so!

Wenn Sie auch heute nicht nach Hause kommen, und wenn ich nicht zu Ihnen kommen darf, könnten Sie Ihrem Freunde den Trost einer einzigen Zeile versagen?

Ich küsse in meinem Herzen tausendmal die Hand, von der ich mein Glück zu empfangen oder meine Verzeihung zu erbetteln habe.

Dr. Baruch.

b) Dichten lehrt die Liebe nur.

Wenn seelige Vergessenheit
Des Schlummers meine Augen flieht,
Und der Strom dunkeler Zeit
Zaudernd mir vorüberzieht;
Wenn das Herz mit wilden Schlägen
Tobet in der stillen Nacht,
Und ein nie gefühltes Regen
Mich mir selbst unkenntlich macht —
Möchte dies wohl Liebe seyn?
Nein, es ist des Himmels Schwüle
Und des Mondes Dämmerschein,
Welcher ängstliche Gefühle
Mir in dem Busen weckt;
Ist die Mücke die mich sticht,
Und aus dem Schlafe neckt —
Aber Liebe ist es nicht.

Wenn ich in des Abends Kühle
Wandle auf der stillen Flur,
Nach gedankenlosem Ziele;
Das leise Reden der Natur
Mir so verständlich wird,
Nachtigallen mich umtönen
Die Lerche mich umschwirrt,
Füllet sich mein Blick mit Thränen —
Wäre dieses Liebe nicht?
Nein es ist des Frühlings Milde
Die zu allen Wesen spricht
Ist ein Gott, den wir im Bilde
Seines Werkes froh verehren,
Ist des Lebens Zauberlicht
Welches uns die Blumen lehren —
Aber Liebe ist es nicht.

Sitz ich schweigend ihr zur Seite,
Schweigend, denn wie könnt' ich sagen
Welche Sterne stiller Freude
Freundlich mir im Innern tagen!
Wenn ich düstrer Welt entschwinde
Und froh meines Lebens Wahrheit
Nur in ihren Blicken finde
Truglos und in lichter Klarheit —
Ob wohl dieses Liebe sei?
Nein, es ist der Anmuth Lächlen
Und der Schönheit Zauberei
Welche mich in Träume fächlen;

Es ist ihres Herzens Milde
Welche meine Starrheit bricht,
Ihrer Rede süß' Gebilde —
Aber Liebe ist es nicht.

Wenn Appollo seine Leyer
Freundlich lächlend mir gewähret,
Sich der Muse frei und freier
Schüchterne Empfindung nähret;
Wenn ich kühn mit stolzen Saiten
Traulich wie mit Freunden spiele,
Meine Wonnen, meine Leiden
Im Gesange wiederfühle —
Saget ob dies Liebe ist?
Raubend giebt uns Liebe alles
Mich besiegte Amor's List,
Lächlet Freunde meines Falles!
Euch erkenn' ich mit Erröthen,
Zauberkräfte der Natur,
Welche schaffen, welche tödten —
Dichten lehrt die Liebe nur.

c)

Die nach West und Osten wohnen,
Blumen, Menschen aller Zonen,
Früchte Nord= und Südgebohren,
Rothe Wangen, krause Mohren.
Süßer Schlag der Nachtigall,
Der Hyäne grimmer Schall,
Strenger Ernst, Liebgekose,
Hohe Palm', süße Rose.
Sarg und Wiege, Tod und Leben,
Was sie nehmen, was sie geben.
Schlacht=Gefahren, weichgebettet,
Hier verlohren, dort gerettet;
Wie sich Glück zu Muth gesellt,
Der Feige stürzt in seinem Zelt.
Judentücke und Christenlist,
Was Mensch gewesen, was er ist.
Kampf der Freiheit, Ehrbegierde,
Männerschmach und Männerzierde,
Der Liebe Glück, der Liebe Kummer.
Wache Klagen, Friedensschlummer.
Finstrer Eifersucht Gefahren,
Liebende, die sich entpaaren.
Gift und Dolche, Zungenstich,
Der Verläumdung Natterschlich.
Bettlerhütte, Schloß und Thurm,
Thalesstille, Bergessturm,
Schmerz=Gelächter, Lustgewimmer,
Kronen=, Roß=, Veilchen=Schimmer.
Weise Narren, tolle Weise,

Flink im Schlaf und lahm zur Reise.
Schicksals Schwert und Zufalls Spott,
Engel, Teufel,, Höll' und Gott.
Mitleid's Thrän' in Herzensnoth,
Tröstung gegen bittern Tod.
Lustgeschwäz zu frohen Tagen,
Schneller Wiz auf alle Fragen
Was den Menschen treibt und hindert,
Freuden und was Schmerzen mindert;
Narren=Reden, kluge Sprüche,
Mutter's Seegen, Vaters Flüche.
Hellen Geistes offne Briefe,
Kranker Schwärmer Räthseltiefe.
Greises Locken, Mädchenwangen,
Winterschnee und Mai=Verlangen.
Wie es Euch gefällt so thut,
Ende gut ist alles gut.
Der Komödie der Irrungen,
Des Trau'rspiels Verwirrungen
Still zu Tod, Lärm um Nichts
Leer hält's Eis, betreten bricht's.
Lust'ge Weiber, Handelsmänner,
Die und die der Waare Kenner
Fruchtlos alle Müh' der Lieb',
Dem Bettler Thür', G'schenk dem Dieb.
Wintermährchen, Sommernachtstraum,
Was Ihr wollet, schafft Zeit und Raum.
Schiffbruch, Sturm und Sonnenschein,
Kühlend Wasser, Feuerwein.
Bitt're Lieb' unerhört
Falsche Lieb' die bethört
Der Geliebten süßer Kuß — —
Alles — Shakespeare's Genies!
Und des Freundes stets gedenk'
Der Dir bringt so reich Geschenk.

Morgens 6 Uhr, am 4. des Monats,
worin Sie am wenigsten geliebt werden. 1821.

d)

Kurzer Unterricht für meine Tochter Jeanette, wie sie sich bei dem ihr bevorstehenden Mittagsessen zu verhalten habe, um den Ruf eines wohlerzogenen Frauenzimmers zurückzulassen.

Liebe Tochter!

Da Du jezt in die Jahre trittst wo ein Mädchen anfängt die europäische Aufmerksamkeit zu erregen, und wo man ihr jeden Schritt nachmißt, so wirst Du von Deinem besorgten, Dich zärtlich liebenden Vater gewiß mit Dank die Regeln aufnehmen, die er für Dich bei Deinem heutigen öffentlichen Erscheinen entworfen hat. Ich kann nur kurz seyn, aber da wo meine Rede der Erläuterung bedarf, wirst Du sie bei Deinem Freunde dem Dr. Börne finden. Diesem lieben jungen Mann kannst Du Dich überhaupt in allen zweifelhaften Lagen des Lebens anvertrauen. Er liebt Dich, er achtet Dich, und ich wäre der glücklichste Vater, wenn Deine Neigung meinen Wünschen entspräche.

Zuerst sei auf Deinen Putz bedacht. Man kann auf die schönste der eigenen körperlichen Gestalt entsprechendste Art angezogen seyn, und dennoch in einer Gesellschaft auffallend erscheinen. Jede Versammlung von Frauenzimmern hat ihre Tonleiter, man kann nach Gefallen hoch oder niedrig auf derselben stehen, man kann einfach oder glänzend gekleidet seyn, man kann aber ohne Misklang zu erregen, nicht in einer andern Tonart auftreten: man darf kein Mollkleid anhaben, wenn die Übrigen in Dur dasitzen. Dieses abgerechnet steht Dir am besten an, was Dir zuerst als das Beste einfällt. Sobald die Eitelkeit zu wählen anfängt wird das Gesicht für Schöne stumpf und der Sinn fürs Schickliche verwirrt gemacht. Ein himmelblaues Kleid müßte Dir schön anstehen, die Farben die man trägt sollen etwas vaterländisches haben.

So geputzt darfst Du nicht allein über die Straße gehen. Ohne die Einfassung eines Mannes würdest Du aussehen, wie ein verlohrner Demant, den jeder glaubt finden zu dürfen. Wenn Du Dich gegen Dr. Börne mit mehr Aufmerksamkeit und Schonung betragen hättest, so würde er sich gewiß ein Vergnügen daraus gemacht haben, Dich zu begleiten*). Aber Du hast diesen lieben jungen Mann schon so oft gekränkt, daß ich sehr daran zweifle, daß er sich dazu verstehen wird. Indessen kannst Du es versuchen. Du mußt es aber dahin zu bringen suchen, daß er Dir auf der Straße den Arm reicht. Es sieht sehr häßlich aus wenn ein Doktor und ein Engel getrennt neben einander herlaufen.

Da bei dem Feste gewiß alles sehr glänzend wird eingerichtet seyn, so sei nur auf Deiner Huth, daß Du beim Eintreten ins Gesellschaftszimmer nicht ausrufst: ach wie schön! Zwar wirst Du dies von manchem der später kommt als Du, sagen hören, allein das hat eine andere Bedeutung.

Suche es zu vermeiden, daß Du nicht zwischen zwei Herren am Tische zu sitzen kömmst. Ein so gutes und artiges Mädchen wie Du, muß sich in dieser Lage nur peinlich fühlen; denn sie wird gegen jeden gleich aufmerksam seyn wollen, und da es unmöglich ist, sich nicht von einem mehr angezogen zu fühlen als vom Andern, so wird man zwischen Neigung und Pflicht, wie beim Fahren auf holperigem Wege, beständig hin- und hergeworfen. In allem nur nicht hierin darfst Du den Dr. Börne zu Rathe ziehen. Befrage vielmehr Deine eigenen noch ganz jungen Erfahrungen hierüber; sie werden Dir sagen, daß man in einem solchen Kampfe nicht siegen könne, daß man ihm darum ausweichen müsse.

Esse nicht zu viel, liebe Tochter; das ist Dein einziger Fehler, Du bist eine große Fresserin. Ein gesittetes Frauenzimmer soll nie Hunger zeigen. Dem Manne ist Essen ein sinnliches, dem Weibe darf es nur ein ästhetisches Vergnügen seyn. Nur einige Leckerbissen darf sie zu sich nehmen. Das gemeine Bedürfnis soll sie in der Einsamkeit befriedigen. Wenig Rindfleisch, nichts gesalzenes, keinen Senf! Das macht Durst. Es giebt nichts widerlicheres als ein dürstendes Frauenzimmer. Verschmachte lieber ehe Du zu trinken forderst, und erfahre dabei, was es für ein Gefühl ist — verschmachten.

Esse nicht von solchen Speisen, die Du nicht ganz verzehren kannst, und von welchen Du gewisse Theile, als Knochen, Gräthe, zurücklassen mußt. Hinter einem, mit Ueberbleibseln unverdaulicher Sachen angehäuften Teller, wird auch das zarteste Geschöpf sich wie ein Husar ausnehmen.

Wenn Du noch einmal Blumenkohl essen möchtest, aber siehst, daß keiner mehr auf der Schüssel ist, so frage den Dr. Börne wie man sich in diesem Falle zu verhalten habe. Für mich Ungelehrten ist diese Aufgabe zu hoch.

Theile keine Bonbons mit Devisen an Deine Nachbarn aus, man kann nicht wissen was darin steht.

Knüpfe keine neue Bekanntschaften an, damit Du die älteren Schulden Deines Herzens pünktlich bezahlen kannst.

In der Unterhaltung sei fein und witzig. Dein Nachbar könnte Dir sagen: Made-

*) Das Orig. heißt deutlich: „bekleiden“; doch mußte dieser Schreibfehler geändert werden.

moiselle ich habe viel gegessen, aber mit vollerem Herzen als Magen verlasse ich den Tisch; darauf erwiedere Du: Das leicht gesättigte Herz verdient nicht, daß man es sättige. Er: eine so reizende Köchin wie Sie findet immer hungrige Gäste. Du: der Hunger ist der beste Koch. Er: wie meinen Sie das? Du: ich bitte Ihnen. Er: Aber Mademoiselle . . . Du: Lasse Se mer main' Menuche. Er: befehle Se an Stückche Kuche?

Biete den Zahnstocher den Du selbst gebraucht hast keinem andern an, und stecke keine silberne Löffel ein: das schickt sich nicht.

Komme Abends zur gehörigen Zeit nach Hause, um die Gegenfüßler des Wollgrabens zu beleuchten. Dein amerikanischer Doktor wartet mit der größten Sehnsucht auf Dich.

Lache nicht, lächle; esse nicht, essele.

In Gegenwart Anderer darf ein Frauenzimmer nur zum Trocknen der Thränen das Schnupftuch gebrauchen.

Rede mit Männern nur immer von Dingen die Du nicht verstehst, denn das was ein Frauenzimmer versteht, interessiert keinen Mann.

Sei nicht zu liebenswürdig. Tod ist Tod; ob einer in Wasser oder Madera ertrinke, das ist alles eins.

Liebe denjenigen am meisten, der Dich am meisten liebt.

Hat Dein Nachbar die Ungeschicklichkeit gehabt, das Salzfaß umzustoßen, so sei artig und sage ihm: man muß es Ihnen verzeihen, Sie verbrauchen viel davon zu Ihrer Unterhaltung. Sagt er darauf: Mademoiselle es kommt Ihnen nicht zu, mich einen Verschwender zu nennen, dann sagst Du: daß ich nicht wüßte!*)

2. Börnes Adressenverzeichnis.

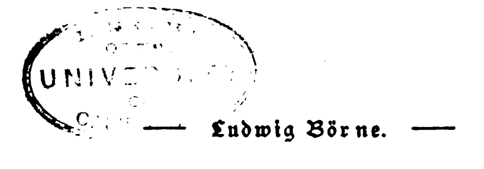
Ein merkwürdiges Heft des Nachlasses ist eine Liste seiner Bekannten, ein völlig eigenhändig geschriebenes Heft, das als einzige Bezeichnung von Börnes Hand die Worte trägt: „angefangen Baden-Baden, September 1831". Es umfaßt 38 geschriebene Seiten und enthält Einzeichnungen bis zum Jahre 1834, ohne rechte Ordnung, ohne Vollständigkeit, auch ohne das Streben die Genannten zu charakterisieren, doch hat es außerordentlichen biographischen Wert, und wenn es auch keineswegs einen vollständigen Abdruck verdient, so mögen einzelne Notizen hier mitgeteilt werden. Von Bekannteren werden genannt und mit ganz kurzen biographischn Nachrichten begleitet: Wirth, Siebenpfeifer (beide Bekannte vom Hambacher Fest her), Schönlein, zwei Brüder Gesner, Troxler, Snell, Zschokke, Vinet, Glümer und seine Frau Charlotte (von der letzteren werden zwei Romane „Die graue Nonne" und „Die Fehde der Gegenkönige" genannt und als unbedeutend bezeichnet), Stapfer.

Gleich die erste hier wiedergegebene Notiz zeigt, wie wenig der Schriftsteller bestrebt war, über die einzelnen Personen alles zu sagen, was er wußte, denn der gleich zu Nennende gehörte zu Börnes guten Bekannten, und die Berliner Briefe 1828 sind voll von Notizen über ihn und seine Frau:

Robert, Ludwig †

gegenwärtig (September 1831) in Baden-Baden, wo er sich zu etabliren gedenkt. — Schrieb im Morgenblatt im Winter 31—32 Briefe eines Verstorbenen, darin einen Artikel gegen meine Pariser Briefe. Starb im Juli 1832 in Baden und bald darauf seine Frau.

*) Das eigenhändige Mskr., offenbar Fragment, hat weder Unterschrift noch Adresse.



Frankh, Friedrich
ehemals Buchhändler in Stuttgart und München. Nachdem er seine Handlung verkauft, ging er im Frühling 1831 nach Paris mit angeblich deutsch-revolutionären Zwecken, in Gesellschaft von Hauptmann Seybold. Ich sprach sie auf ihrer Reise in Karlsruhe, April 1831. Gegenwärtig (September 1831) noch in Paris, Rue Lafitte 29. — Wohnt jetzt Rue Tronchet No. 14. près la Madeleine. Steht in Verbindung mit der Parthei der jungen Republikaner in Paris. Warmer Kopf. Extravagante Politik, systematischem Terrorismus huldigend. Leidenschaftlich. Soll aus seiner verkauften Buchhandlung 80 000 Fl. gezogen haben. Verließ im Februar 1832 Paris und ging nach Deutschland. Hielt sich im Sommer 1832 in Stuttgart auf. Sah ihn in Baden und Neustadt. Wurde im Februar 1833 in Stuttgart arretirt, zufolge einer Kriminaluntersuchung, angeblich wegen demagogischer Umtriebe mit Tübinger Studenten und Verbreitung verbotener Bücher. Im Mai wieder freigegeben.

Zenowiez, Georg
aus Litthauen. Vor etwa 15 Jahren hielt er sich mit mehreren anderen französischen Verbannten in Frankfurt auf. Im Sommer 1831 kam er mit seiner Frau (einer Engländerin), und einem 12jährigen Sohne aus erster Ehe nach Paris. Er reiste unter dem Namen Constantin und gab vor nach Polen zu gehen. Zeigte mir eine Art Instruktion vom Kriegsministerium in Paris, worin ihm mehrere Aufträge nach Polen gegeben wurden. Die Instruktion war nicht unterschrieben. Er zeigte wenig Lust am Kampfe der Polen teilzunehmen. Nach etwa zwei Monaten kehrte er nach Baden zurück und erzählte, er sei in Breslau verrathen worden. Er habe zwei Monate dort unter Polizeiaufsicht gestanden und wäre nach Untersuchung seiner Papiere zurückgeschickt worden. Er machte mich mit Bludowski bekannt. Mitte September reiste Z. nach Paris. Erst im November traf ich ihn in Paris auf der Straße. Er sagte mir, erst seit einigen Tagen sei er angekommen. Wurde mir in Paris von Polen als Abentheurer geschildert, bekam von diesen 6000 Fr. mit einer Mission nach Polen, die er aber nicht ausgeführt. 1832—33 in Paris.

Rotteck, von
Hofrat und Professor in Freiburg. 1831 Mitglied der Badischen Stände. Lernte ihn April 1831 in Karlsruhe kennen. Wohnte dort bei Kammerlakai Kempf, Amalienstraße 11. — Redakteur der allgemeinen politischen Annalen. Lud mich sehr dringend ein daran zu arbeiten. — Sah ihn im Juli 1832 in Freiburg. — Wegen seiner politischen Gesinnung seiner Professur entsezt.

Fröbel, Friedrich Wilhelm August
Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Keilhau bei Rudolstadt. Kam im Sommer 1831 in Gesellschaft des Schnyder von Frankfurt auf einer Reise nach der Schweiz durch Baden, wo ich ihn kennen lernte. Begeistert von seinen Ideen zur allgemeinen Erziehung für Humanität. Gab mir zwei Brochüren: „Durchgreifende, dem deutschen Charakter erschöpfend genügende Erziehung" 1821. „Ueber deutsche Erziehung überhaupt und über das allgemeine Deutsche der Erziehungsanstalt in Keilhau insbesondere" 1822. Hat eine neue Erziehungsanstalt auf dem Schloß Wartensee am Sempacher See im Kanton Luzern gemeinschaftlich mit Sch. von Wartensee gestiftet. Bekanntmachung vom 3. August 1831 in der Allgemeinen Stuttgarter Zeitung vom 11. September.

Rauschenblatt, Dr. von
gebürtig aus Hildesheim. Zwanziger. War Dr. legens in Göttingen, als im Winter 1830 die Revolution in Göttingen ausbrach, deren Häupter er einer war. Flüchtete sich darauf und ging nach Strasburg in die Fremdenlegion zu treten. Im April 1831 lernte ich ihn und den Dr. Schuster auf meiner Rückreise von Paris in Bar le Duc kennen. Später

ging er nach Belgien, nahm im August am Feldzuge gegen die Holländer als Freiwilliger teil. Nach Zerstreuung der belgischen Armee kehrte er nach Strasburg zurück, wo ich ihn auf meiner Reise nach Paris, den 19. September wiedersah. — Scheint guter Kopf. Tatkräftig, lebhaft, nicht ohne Phantasie. — War Mai 1832 auf dem Hambacher Fest. — Ging später nach Liestal, wo er sich als Advokat aufnehmen ließ. War einer der Anführer bei der Frankfurter Verschwörung am 3. April 33. Flüchtete sich nach Strasburg, wo ich ihn traf, ging von da nach Liestal zurück.

Franck, Hermann

aus Breslau. Lernte ihn zuerst vor 3—4 Jahren in Bad Ems kennen, wo er mit Mutter und Schwester einige Wochen zubrachte. Er spielte dort an der Bank. Literarisch gebildet. Musikkenner. Intimer Freund von Holtei und Robert in Berlin. Im Herbst 1830 kam er nach Paris, wo er im September 1831 noch war. Vom juste milieu. Neigung zu diplomatischer Haltung und Zurückhaltung. Kalt und bedächtig. Wohnt Quai Malaquai 21. Scheint vermögend. Er hat keinen Vater mehr. Sein Bruder war Bankier in Breslau. — Spricht sehr liberal. Ich traue ihm nicht, kann wenigstens nicht klug aus ihm werden. In seinen politischen Gesprächen scheint er nicht immer eigener Gedankenbahn zu folgen. Er zeigt etwas Aushorchendes. War im Winter 32 noch in Paris. Kam im Juli 1832 nach Baden. — Im September war er in Frankfurt. Winter 32/33 in Paris. — Im Sommer 1832 lieferte er Theaterberichte in die Europe littéraire.

Maltitz von G. A. Freiherr.

Verfasser des „Gelasius der graue Wanderer“, wovon ich im Morgenblatte eine Kritik geschrieben (siehe meine vermischten Schriften 7ter Theil). Gebürtig aus Ostpreußen. Früher lebte er in Berlin. Dort brachte er ein Lustspiel „der alte Student“ auf das Königstädtische (Börne schreibt irrtümlich Königsteinische) Theater. Die darin vorkommenden Anspielungen auf die alte Unabhängigkeit Polens wurden bei der Aufführung von den jungen polnischen Studenten mit solchem Enthusiasmus aufgenommen, daß Maltitz durch einen Kabinetsbefehl aus den preußischen Staaten verbannt wurde und innerhalb 8 Tagen das Land verlassen mußte. Seitdem hielt er sich (vier Jahre) in Hamburg auf. Dort gab er nach der polnischen Revolution ein Gedicht „Polonia“ heraus, welches streng verboten wurde. Aus Furcht deshalb arretirt zu werden, ging er (August 1831) nach Paris, wo er mich am 5. Oktober zum ersten Male besuchte. Verwachsen, doch anscheinend stark und kräftig. Ausdrucksvolles Gesicht. Auf meine erwähnte Kritik des Gelasius hatte er zu seiner Zeit eine gutmeinende Erwiderung in einem öffentlichen Blatte drucken lassen.

Garnier, Dr.

aus Rastadt, wo seine Mutter lebt. Sein verstorbener Vater war Gastwirt. Sein Onkel ist noch dort. Seit einigen Jahren in Paris, wo er sich, wie er sagt, mit Erlernung neuer Sprachen und sonstigen Literaturgegenständen beschäftigt. Im Winter 1830/31 sah und sprach ich ihn oft in Paris. Im Oktober 1831 traf ich ihn dort wieder. Gewöhnlicher Mensch und Kopf. Mag ein mauvais sujet sein. Der Buchhändler Franth sagte mir, er habe 700 Fr. von ihm geborgt und nicht zurückbezahlt. Garnier gestand mir das auch ein, sagte mir aber, er habe literarische Arbeiten dafür zu leisten versprochen. Geht mit Heine, Donborf um und lebt auf vertrautem Fuße mit einem Sekretär des Königlichen Adjutanten Rumini. (?) Hat seit vorigem Winter falsche Augen bekommen. Schrieb Artikel über deutsche Angelegenheiten in dem National. Kennt Mauguin. — Korrespondirt im Freisinnigen. War sehr tätig beim Pariser deutschen Preßverein. Reiste Februar 1833 nach Deutschland, angeblich Aktionärs für eine neue französische Zeitung zu suchen, die Garnier-Pagès gründen will. — Soll einer Zeitungsnachricht zufolge nach den Frankfurter Unruhen im Badischen arretirt worden seyn. — Wurde nach einigen

Monaten wieder freigegeben. — Wird von allen seinen Bekannten für einen Verräter gehalten. Wolfrum, sein Vertrauter, der von allen seinen Umtrieben wußte und sie zum Theil leitete, erklärte ihn selbst dafür.

Savoie,

Advokat in Zweibrücken. Einer der Direktoren des Preßvereins. Lernte ihn im Winter 1831/32 in Paris kennen. Sprach ihn beim Hambacher Fest. Flüchtete sich bald darauf nach Metz. — Winter 1832 bis 33 in Paris. Arbeitet für die Neckarzeitung, das Ausland, Literarisches Konversationsblatt 2c. — 1833/34 in Paris. Hat sich ganz von mir zurückgezogen. Besucht mich fast gar nicht mehr, was er früher oft gethan. Äußerte mir als ich im Herbst herkam, er hätte eine Stelle in Wien haben können. Ein anderes Mal: er habe Lust nach Wien zu reisen. Sehr in Geldnot und Bonvivant. Ob er wohl als Agent der österreichischen Regierung gewonnen worden?

Schüler,

Advokat in Zweibrücken. Chef des Preßvereins und der liberalen Partei in Rheinbaiern. Mitglied der bayrischen Ständeversammlung. Lernte ihn beim Hambacher Fest kennen. — Flüchtete sich bei der Reaktion nach Metz, (wo) nahe bei seine Schwiegermutter ein Gut hat. — Sah ihn dort im Frühling 1833. — Kam den folgenden Sommer nach Paris und blieb dort im Winter 1833/34. Beschäftigt sich eifrig mit Naturwissenschaften und Medizin. Hört die dort einschlagenden Course. Hat sich von aller Politik zurückgezogen. Ich sehe ihn wenig. Scheint ein braver Mann zu sein.

Laube, Heinrich

junger Schriftsteller. Gebohren in preußisch Schlesien. 1833 in Leipzig. Hat die Redaktion der beim Buchhändler Leopold Voß erscheinenden Zeitung für die elegante Welt, und des damit verbundenen Literaturblattes übernommen. Schrieb mir nach Paris d. d. Leipzig 19. Januar bittet mich um Arbeiten für genanntes Litteraturblatt. In einem beiliegenden Zettelchen bietet mir Voß ein außerordentliches Honorar an. Laube schickte mir zugleich ein Buch Polen, oder das neue Jahrhundert I. Teil. 1833. Fürth. W. Korn'sche Buchhandlung. — Campe hatte mir diesen Laube früher schon als einen wohldenkenden Mann empfohlen.

Venedey

aus Cölln. Im Jahre 1832 Student in Heidelberg und Mitarbeiter am Wächter am Rhein. Nach dem Hambacher Feste wurde er von den Baiern reklamirt, ausgeliefert, entsprang aus zwei Gefängnissen und flüchtete sich nach Strasburg, wo ich ihn im Herbste 32 und im April 1833 sprach. Bekam die Weisung Strasburg zu verlassen als Folge der Frankfurter Unruhen und gedachte nach Nancy zu gehen. — Von dort kam er im Winter 1833/34 nach Paris. Ich fing zu der Zeit an ihm zu mistrauen.

Wolfrum

aus Hof in Baiern. Junger Mann, seit mehreren Jahren in Paris. Früher Handelskommis daselbst. In Verbindung mit den republikanischen Partheien in Paris. Thätig bei der dortigen deutsch-patriotischen Gesellschaft. Nach den Frankfurter Ereignissen wurden in Paris seine Papiere untersucht. Im Juli 33 wurde er mit mehreren Franzosen arretirt; aus Frankreich verwiesen, ging nach Brüssel. — Ende Februar 1834 kam er heimlich auf einige Tage nach Paris und besuchte mich einmal. — Hat in Paris einen jüngeren Bruder der Färbergesell ist.

Spazier, Dr.

aus Leipzig. Neffe Jean Paul's, dessen Tochter er geheirathet. Zur Zeit des Todes Jean Pauls schrieb er mir bei Gelegenheit meiner Denkrede auf J. P. einen Brief von Bayreuth. — Im Jahre 1833 dedizierte er mir sein Leben J. P. mit einer langen Zu-

eignung. — Im Winter 1833/34 kam er nach Paris, aus Furcht in Deutschland in politische Untersuchung zu kommen. Dort gibt er eine Übersetzung einer polnischen Geschichte heraus und eine Biographie berühmter Israeliten gemeinschaftlich mit Herrn von Breza.

3. Briefe an Börne.

Mit so wenig Sorgfalt unser Schriftsteller seine eigenen Konzepte und Manuskripte aufhob, so wenig Mühe er sich gab, die von ihm abgeschickten Briefe zu registrieren und zu konzipieren, so geringe Sorgfalt verwendete er auch darauf, die empfangenen Briefe aufzuheben. Denn, da nach seinem Tode infolge der sorgfältigen Hut, in die sein Nachlaß kam, nichts entfernt und vernichtet wurde, so müssen infolge seiner Nachlässigkeit oder des geringen Wertes, den er auf solche Schriftstücke legte, Dutzende oder Hunderte gar nicht aufgehoben worden sein. Nur die Briefe der Jeanette Wohl hat er mit der größten Sorgfalt gesammelt, sonst sind nur die Briefe der Cottaschen Buchhandlung in einem Fascikel vereinigt, außerdem mehrere Dutzend Briefe verschiedener Personen aufbewahrt, die jetzt im Nachlaß in chronologischer Folge aneinander gereiht sind. Den Anfang machen einige Briefe des aus den Jugendepisteln an Henriette Herz bekannten Jugendfreundes Grossing aus den Jahren 1806, 1807, 1812. Die eigentliche Briefreihe beginnt aber erst am 5. November 1819 und schließt mit dem 12. November 1836; die ganze Korrespondenz, die unser Publizist als Herausgeber der Wage mit seinen Mitarbeitern, Abonnenten und Kritikern geführt hat, ist vollständig verloren.

Unter den Briefschreibern sind zunächst Buchhändler vertreten: Hoffmann in Weimar, Verleger des literarischen Wochenblatts, Brockhaus in Leipzig, Vieweg in Braunschweig, Winter in Heidelberg, die meisten bestrebt, den Publizisten für ihre Blätter zu gewinnen. Von Belletristen und bekannteren Schriftstellern seien angeführt: Müllner, L. Robert, O. Spazier, Rahel, Hitzig, F. G. Zimmermann, Aesthetiker in Hamburg (der der Vermittler zwischen Börne und dem Buchhändler Campe war), Heinrich Kurz, E. M. Oettinger. Von Frankfurtern, die Geschäftliches für den Landsmann besorgten, auch politisch meist auf seiner Seite standen, seien hervorgehoben: Stiebel, Reinganum, Dr. Goldschmidt, von Politikern: Welcker und Raspail.

Eine Herausgabe aller dieser Briefe wäre ein höchst törichtes Unterfangen, da die wenigsten literarischen Wert besitzen, viele nur einen gewissen Nutzen für Börnes Biographie gewähren; hier seien als eine kleine Probe nur zwei sehr merkwürdige Briefe Wolfgang Menzels mitgeteilt, des bekannten Historikers und Kritikers, der während der in jüngster Zeit viel besprochenen Epoche des jungen Deutschland eine so wenig beneidenswerte Rolle spielte. Diese Briefe weichen durch ihren freundschaft-

lichen Ton und die hohe Verehrung, der sie Ausdruck geben, so drastisch ab von der groben Abfertigung, die Börne dem Briefschreiber zwei Jahre später öffentlich zuteil werden ließ, daß sie schon aus diesem Grunde eine Bekanntmachung rechtfertigen. Die Beziehungen zwischen den beiden Männern waren ziemlich alten Datums. Schon am 13. Juli 1827 frug Menzel an, ob Börne für das Literaturblatt Walter Scotts Napoleon besprechen wollte, bekannte den Aufsatz gegen die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik mit Vergnügen gelesen zu haben und kündigte sein Werk über deutsche Literatur an (das er dann am 15. September wirklich übersandte, ohne eine Rezension zu erbitten), mit folgenden Worten: „Da ich nicht zweifle, daß unsere Ansichten vielfach übereinstimmen." Nach diesem Brief ist eine achtjährige Pause. 1835 läßt sich Menzel dann in den folgenden zwei ausführlichen und höchst merkwürdigen Schreiben vernehmen, zu deren Erklärung im Einzelnen ich der Kürze halber auf mein Buch „Das junge Deutschland und die preußische Zensur", Berlin 1903, verweisen möchte.

Verehrtester!

In der Allg. Z. haben Gutzkow u. Wienbarg angekündigt, Sie und Heine, Spazier, W. v. Schulz ꝛc. seyen Mitarbeiter der Deutschen Revue. Kennen Sie diesen G. u. W.? Es sind die charakterlosesten Schurken, die je die Sonne beschienen hat. Durch ihren Namen wollen sie der liberalen Parthei nur ein Blendwerk vormachen, so wie sie auf der anderen Seite durch die Namen Goethe und Hegel und indem sie viel preußische Universitätsprofessoren ebenfalls als ihre Mitarbeiter angeben, die Regierung bestechen wollen. Ihre Moral ist die schmutzigste, ihre Politik die zweideutigste. Wenn sie die Liberalen compromittirt haben, werden sie zuverlässig als Renegaten endigen. Alles war erstaunt, Sie, der Sie kürzlich erst gegen Heine aufgetreten sind mit diesen ehrlosen Buben in Verbindung zu sehen. Dulden Sie nicht, daß man Ihren im Vaterlande von allen wackeren Männern hoch verehrten Namen mißbraucht. Halten Sie diese moralische und politische Besudelung von sich. Reißen Sie Ihren edeln Namen von dem Pranger wieder herunter, an den ihn Huren und Buben der schlechtesten Categorien angeheftet haben. Wenn Sie Sich hier compromittirt, würde Heine ins Fäustchen lachen. Sie sind zu würdig, zu groß, zu consequent, um Ihren Feinden und falschen Freunden eine solche Schadenfreude zu bereiten.

In unwandelbarer Liebe

Ihr Menzel.

Stuttgart 5. Nov. 1835.

Verehrtester Herr!

Seit langer Zeit konnte ich keine ruhige Stunde finden, um einem Manne, wie Sie sind, einen vernünftigen Brief zu schreiben. Alle Tage die ermüdendsten landständischen Sitzungen; mein Lit. Blatt, die 2. Auflage meiner deutschen Literatur, die 3. meiner Geschichte der Deutschen ꝛc. Daß Sie etwas für die bessere Kenntniß unserer Lit. in Frankreich thun wollen, freut mich von ganzer Seele. Sie können es nicht Cousin, der nur durch den Schaum der Berliner Vornehmigkeit gestreift ist, nicht Heine, der uns eigentlich Preis gibt. Ob Sie die Bücher von deutschen Verlegern erhalten werden muß ich freilich bezweifeln. Sie kennen die Aengstlichkeit die bei uns vorwaltet. Der 1. u. 2. Band meiner Lit. ist fertig. Ich hätte sie schon mit der Post geschickt, wenn ich Sie nicht mit dem Porto hätte belästigen wollen. Schreiben Sie mir doch, mit welcher Ge-

legenheit man Ihnen am besten Bücher schicken kann? Ihr schöner Artikel über die Bettina ist im Lit. Blatt abgedruckt.

Welche Wendung die Sache des jungen Deutschland genommen hat, werden Sie durch die Zeitung erfahren haben.

Gutzkow hat peccavi angestimmt, seine Freunde desavouirt, und wollte allein eine neue Zeitschrift bey den Herren Varrentrapp verlegen und in der Bundesdruckerei drucken lassen. Auch soll er eine Lobhudelnde Characteristik eines großen Diplomaten gerüstet gehabt haben, man hat ihm in Berlin nicht recht getraut, und so weiß er nicht, welche Parthei er ergreifen wird. Mir ist diese Zweideutigkeit mehr als andere verhaßt. Die Leute sollen sich bestimmt erklären ob sie Märtyrer ihres Maratismus oder ob sie Renegaten werden wollen.

Die Stellung welche Sie Heine gegenüber eingenommen haben, u. Ihr Plan, die Ehre der deutschen Literatur, die zugleich unsere Nationalehre ist, in Paris aufrecht zu erhalten, bestätigt auf eine so erfreuliche Weise, was ich immer großes und gutes von Ihnen gedacht und gesagt, daß ich nur den Wunsch hinzuzufügen habe es möge zwischen uns immer klar bleiben. Unsere Ansichten variiren in einigen Punkten, doch sicher in keinem Punkt der Ehre. Trotz Ihres Zornes verrathen Sie beinahe auf jeder Seite Ihrer Schriften, daß Sie mit ganzer Seele an Deutschland und seiner Ehre hängen.

Ihr Unwillen ist doch nur der gekränkter Liebe. Es wäre mir unerträglich, wenn ein französisches Interesse oder auch nur ein französischer Geschmack sich zwischen uns stellte. Sie sind ein Deutscher, hier ist Ihre Sprache, Ihre Ehre, Ihr Ruhm. Sie verlieren wie Antäus Ihre Kraft, sowie Sie, d. h. Ihr Geist, diesen Boden verläßt. Zeigen Sie nicht blos und Eingeweihten und negativ, sondern für das Volk und positiv, daß Sie Deutschland lieben, und die Achtung, die Ihnen jeder edle Deutsche zollt wird unendlich zunehmen, während Sie kaum etwas für Frankreich, und Frankreich gar nichts für Sie thun kann.

Von Deutschland kann ich Ihnen nichts schreiben, was Sie nicht schon durch die Zeitung wüßten, auf unserem Landtage habe ich eine Judenemancipations Bill eingebracht, um Rotteck, der mir mit einer That im entgegengesetzten Sinne antwortet, wieder mit einer That zu antworten. Haben Sie meine Geschichte der Deutschen schon gelesen, wo nicht so schicke ich sie Ihnen zu.

Mit den besten Wünschen für Ihre Gesundheit und unwandelbarer Liebe

Ihr Menzel

Stuttgart, 17. Dez. 1835.

Mit dieser kleinen Auswahl seien die Mitteilungen aus Börnes Nachlaß abgebrochen. Ich verhehle mir nicht, daß die Stücke nicht lauter Perlen sind, aber ich hatte kein Recht, der großen, neuen Ausgabe vorzugreifen und Prachtstellen, z. B. aus den Briefen an Jeanette Wohl mitzuteilen, die einen integrierenden Bestandteil dieser neuen Edition zu bilden bestimmt sind. Alle mitgeteilten Stücke aber sind, wenn ich mich nicht irre, höchst charakteristisch. Die an Jeanette Wohl gerichteten Briefe und Gedichte sind so voll von Anmut, erfüllt von feinem Witz, durchdrungen von innigster Anhänglichkeit für die Frau, der sie bestimmt sind, daß sie ihres Eindrucks gewiß nicht verfehlen werden. Die Auszüge aus dem Notizbuch machen den Leser mit einer Anzahl interessanter Männer bekannt; auch bei ihnen ist gerade das Persönliche von hohem Interesse, die Art, wie Börne seine Eindrücke hervorhebt, seine Beziehungen zu dem Betreffenden in den Vordergrund stellt.

Von ganz besonderer Bedeutung sind die Briefe von Menzel: sie

atmen förmlich Zärtlichkeit, sie lassen trotz einzelner darin vorkommender derben Ausdrücke kaum ahnen, daß der Schreiber dieser eine fast weibliche Ergebenheit ausdrückenden Briefe derselbe ist, wie der Menzel, der so rauh und roh in die Schicksale der jungen Männer eingriff, die man als die Mitglieder des „jungen Deutschlands" bezeichnet. Nicht nur deswegen sind unsere Briefe so wichtig, sondern wegen der Art, in der der Briefschreiber Börnes politische Stellung beurteilt. Wenn irgend einer, so war Menzel ein Germane, wie er im Buche stand, ein Mann, der sich durch seinen Liberalismus nicht zu einer Verherrlichung des Auslandes hinreißen ließ, vielmehr äußerst empfindlich war gegen jede Verletzung, gegen die geringste Herabsetzung deutschen Sinnes. Wenn ein solcher Mann nicht etwa vor den Pariser Briefen, sondern mehrere Jahre nach ihrem Erscheinen Börne gerade als Deutschen hochstellt, wenn er ihn zur Fortsetzung seiner Schriftstellerei ermahnt und in ihm geradezu einen Gesinnungsgenossen sieht, so sollte dieser Umstand denen zu denken geben, die, sich als Wächter des Deutschtums gebärdend, in Börne einen Vaterlandslosen oder Vaterlandsverräter sehen. Denn Menzel schrieb nur aus reiner unbestochener Verehrung, nicht etwa aus Eigennutz: Börne konnte ihm nicht förderlich sein, er war ein ziemlich träger Mitarbeiter des von dem Stuttgarter Journalisten herausgegebenen Literaturblattes und hatte sich ihm als Kritiker seiner Schriften nie nützlich erwiesen. Darum wiegt sein Zeugnis um so schwerer und verdient die entschiedenste Beachtung.

Und so mögen auch diese Stücke aus dem Nachlaß und die ihnen vorangestellte Würdigung des kühnen Schriftstellers dazu beitragen, ihn aus der Vergessenheit und der Verachtung, in die er ungerechterweise geraten ist, hervorzuziehen.





Das Herzeleid.

Von

Else Küstner.

— Bonn. —

Im Garten blühen die blauen Iris. — Iris, — die duften so süß und so traurig! Und wie sich ihr Duft blaß zum Fenster hereinschleicht, so ist es, als flüstre er leis zu dir, — vom Herzeleid spricht er. — Iris, — die duften so süß und so traurig.

* * *

In der alten kleinen Stadt, die so friedlich sich an die Berge schmiegt und zu deren Seite der nimmer rastende Fluß vorbeirauscht, der Fluß, dessen Wellen alte Mären singen und rauschen, da lebte einst ein junger Bursch, ein frischer Geselle. Er sah so offen in die Welt hinein, so fröhlich lachten seine Augen, und wer ihn traf, wenn er, tüchtig ausschreitend, durch Felder und Wälder wanderte, ein Liedchen vor sich hin trällernd, der meinte, der Frohsinn selbst sei ihm begegnet.

Als ein Künstler lebte er in der Stadt, und weit über dieselbe hinaus, so jung er noch war, waren in Kirchen und Schlössern die Werke, die in seinem Kopfe und durch seine Hand entstanden, zu finden, Werke von solcher Lieblichkeit und Heiterkeit, — lustige, singende Engel zumeist, musizierende Liebesgötter oder lachende Kinder, — Werke, die ganz wie er selbst den Zauber des Frohsinns ausstrahlten. Großes und Tiefes, Gewaltiges, was die Seele aufrührt und erschüttert, das hatte er noch nicht versucht, — wie er selbst auch so leicht durch das Leben ging, mit sich und der Welt zufrieden. Und selbst das, was zuerst wohl als höchstes Glück und als tiefstes Weh die Menschenbrust durchzittert:

„die Liebe“, — auch sie hatte ihm nur leichthin gelächelt. Hier und da entzückte ihn wohl ein schönes Gesicht, hier und da gelüstete es ihn ein wenig tiefer zu sehen in die Augen, die ihn so warm anschauten, und wenn er draußen war des Sonntags, wo die Jugend tanzte, des Sommers im Freien unter den hohen, alten Bäumen, — er tanzte mit Lust und Freude. Aber daß er sein Herz darum hingegeben, all sein Sinnen und Denken ihm geraubt, nur fühlend und denkend der Einen und daß sie sein werden müsse, so fühlte er nicht, — und er wollte es auch nicht. Wie etwas Lästigem fast ging er dem aus dem Wege, er wollte weiter so schaffen wie bisher, sich freuen des sorglosen, lachenden Lebens, später, ja später würde er sich ein Weib nehmen und glücklich sein. So dachte er sich's und so, meinte er, sei ihm vom Höchsten bestimmt zu leben, und so bestimmte er selbst sein Ziel auf Erden. Es reihten sich Zeiten auf Zeiten, Frühling und Sommer, dem Sommer folgte der Herbst und ihm der stille Winter, und wieder der Frühling, und sie reichten sich die Hände und wurden zu einer langen Reihe. Wohl dreißig und mehr Sommer konnte er zählen, sah er die Zeit seines Lebens entlang. Immer gleich waren sich die Jahre geblieben, immer glänzten sie ihm fröhlich entgegen, blieb rückblickend sein Auge auf ihnen haften, — kein einziges strahlte heller, heller durch große, überströmende Freude, keines schien dunkler wie das andere, — dunkler durch Schmerz oder Leid.

Einstens nun lag der Winter im Sterben, schon stand wartend der Frühling, um sein Reich zu übernehmen. Aber der Winter war ein Starker, nicht so leicht gab er sich auf. Mächtige, tiefe Atemzüge, die als wilde Stürme die Welt durchbrausten, zeigten an, welche Kraft noch in ihm steckte. Wie im Krampf streckte er sich und schüttelte es ihn, — als späte Kälte, als ungeheures, verspätetes Schneetreiben zeigte es sich auf der Erde, — bis dann doch sein Wille zum Leben gebrochen war und er tot dalag und der Frühling, der Zeuge dieses letzten furchtbaren Kampfes gewesen, tief trauernd um den Mächtigen dastand. Langsam erst überwand er die Schrecken, die dieser Todeskampf ihm gegeben, und langsam aber unüberwindlich begann dann die Lebenslust in ihm zu erwachen.

Die Sonne schien warm und weckte ringsum alles schlafende Leben zu blühender Lust. Da wanderte einstens auch unser Freund, der frohe Künstler, durch die Welt. Er wanderte über blumige Wiesen, durch den erwachenden Wald, immer im warmen Lichte der Sonne dahin. Doch als die Sonne sank und der Himmel wie flüssiges Gold aufleuchtete und das Gold sich ergoß über blühende Zweige, da schien weithin die lachende Welt des Frühlings zu erschauern, im Scheine des Abends stand sie wie in süßer, ahnender Beklommenheit und wartete der lieblichen Wunder, die die Nacht ihr offenbaken wollte. Da nun die Sonne verging, so

wandte auch unser Freund seine Schritte heimwärts. Wie ein Neues, voller Süße und Sehnsucht, sah er fast staunend die drängende Schönheit des Frühlings, zu ihm redend mit lockender Sprache. Wie erwachend sah er sich um. Vor ihm her auf dem Pfade gingen Mädchen, die blühende Blumen, Kinder des Frühlings, in den Händen trugen. Eines von ihnen hörte er ein Lied singen, süß und jung klang ihre Stimme bis zu ihm, und auf die Worte lauschend, hörte er, was sie sang:

Mein Liebster ist ein kühner, ein prächtiger Held,
Wild stürmt er auf dem Rosse der Lust durch die Welt.
Sein Lachen ist Sonne, sein Mantel der flattert im Wind,
Im Reiten bricht das Herz er manch schönem Kind.

So reitend sah er mich einst am Wege stehn,
Ich hatte Rosen gepflückt, — Rosen, glutrot und schön,
Die wollt' ich ihm reichen, — ihm — mein Herze es zittert in Wonnen,
Da hat er mich zu sich aufs Pferd genommen.

Gibt dem Roß dann die Sporen, daß es wild sich aufbäumt,
Hei, wie fliegt es dahin, — es rast und schäumt.
Und er flüstert: „Dich ersehnt' ich, du bist mir Frau Minne."
Wild preßt er ans Herz mich, — küssend, — mir vergehn fast die Sinne.

In Sonn' und Lust sprengen wir hin durch die Welt so weit,
Ich bin sein, und er liebt mich, — oh, ständ' sie still doch, die Zeit!
Ach, schon seh' ich das Ende, sein Herz mir wird kalt,
Er schaut um sich, es locken andre, — — — wohl vergißt er mich bald.

Und wenn dann durch den nächtigen Wald wir reiten,
Dann lass' ich still vom Rosse mich gleiten.
Seine Hufe zertreten mein armes Herz,
Leis kommt wohl der Tod und nimmt allen Schmerz.

So hörte er die Mädchenstimme in der Stille der Stunde singen, klagend verklangen die letzten Worte. Noch einmal sprach er sie vor sich hin: „Leis kommt wohl der Tod und nimmt allen Schmerz," und als er heimkam spät am Abend, war er seltsam unruhig in seinem Innern wie nie zuvor und mochte nicht an Schlafen denken. Lange noch saß er am offenen Fenster, schwer lastete die warme Luft des Frühlings auf ihm, — oder ist es nicht die Frühlingsluft? — Fast weht es ihn an wie der süße Atem der Liebe. Er fühlt, wie die betäubenden Blütendüfte, die zum Fenster hereinzogen, sich drückend auf seine Sinne legten, — oder sind es nicht die Blütendüfte? — Kommt so die Liebe nicht zu ihm, ihn zu berauschen mit ihrem süßen, schweren Duft? — Fern hörte er das Rauschen des Stroms, — oder war es nicht der Strom, der rauschte? — Rauschte es nicht hinter ihm, neben ihm? — Erschreckt blickte er sich um und sah eine hohe Gestalt neben sich stehen, eine Frau, — und wie er sie staunend ansieht, erkennt er sie, mit seinen beweglichen

Sinnen fühlt er es, — er wußte es: das Leben ist es, was neben ihm steht, das Leben, was ihn aus tiefen, ernsten Augen anschaut. Und die Stimme des Lebens hörte er, wie es ihm sagte: „Du nutzt mich schlecht, — nicht genug machst du aus dir, du, der du einer meiner Lieblinge bist. Ich habe so Großes in dich gelegt, du solltest Großes und Schönes schaffen. Dich habe ich ausgewählt in den Kreis derer, die mir helfen sollen die Menschen zu erwecken. Ich gab dir die Fähigkeit, alle Höhen der Höhen zu erklimmen, alle Tiefen der Tiefe zu erschauen, und du solltest sie dir zu eigen machen, die Höhe wie die Tiefe, um sie den Menschen zu zeigen, ihr Herz erzittern zu lassen in Wonne und Schmerz. Die Liebe ist es, die ich dir zeigte, sie sollte sie dich spüren lassen alle Lust und alles Weh der Welt. Weißt du es nicht, durch was sie so groß geworden sind, alle die Großen der Welt, alle die Sänger und Bildner. Alles Schöne der Welt ist nur geschaffen im Bunde mit ihr, mit der Liebe. — Die Hälfte deines Lebens ist schon vergangen, wie wenig hast du sie genützt. Fühlst du es nicht selbst in dir ringen? — Muß ich erst es dir sagen? — Hörst du nicht die Stimme in deinem Innern, wie sie es dir zuflüstert? Sieh dich um auf dem Weg deines Lebens, die Liebe wird dir begegnen, in den Händen tragend den Becher der Lust, — sie wird ihn dir reichen, — trinke daraus, und du wirst hineinsehen in das Schaffen der Welt, vor dem du blind warst bis jetzt, du wirst sie hören die Stimme der Natur, der Ewig-Schaffenden. Der Trunk aus dem Becher der Liebe wird dir wie glühendes Feuer durch deine Adern fließen, du wirst erst du selbst, du wirst das, wozu ich dich gewollt! Doch eines noch: Hüte dich, zu hastig zu trinken, hüte dich und trinke nicht zu viel. Denn wisse: unten am Boden des Bechers der Liebe, des Bechers, aus dem du die Lust trinkst, da ruht das Herzeleid, — — und das Herzeleid, das tut viel weher, als alle die übrigen Schmerzen der Welt, alle, die du nur dir denken kannst, — das Herzeleid ist viel bitterer noch als der Tod. Hüte dich!"

„Hüte dich!" klang es noch wie ein Windhauch. Jäh sah er sich um, niemand war bei ihm, er war allein, — aber schwer lastete die warme Luft des Frühlings auf ihm, betäubend atmete er die süß zum Fenster hereinziehenden Fliederdüfte, fern hörte er den Strom rauschen, — in seiner Nähe nur, unten im schweigenden, nächtlichen Garten, da begann klagend die Nachtigall, — und ihm wollte der Schlaf nicht kommen diese Nacht.

Als der Morgen graute, da fand er ihn überwacht und müde, mit einer seltsamen Ruhelosigkeit im Innern. Und auch tagsüber bei seinen Arbeiten, die ihn sonst immer alles vergessen ließen, auch da fand er sich selbst nicht wieder. Immer meinte er neben sich die Stimme des Lebens zu hören, das ihm sagte: „Schlecht nutzt du mich aus, — du machst nicht genug aus dir, du, einer der Lieblinge des Lebens," — und die Arbeit

wollte nicht schaffen, unlustig ihm nichts Rechtes mehr gelingen. Und in den Nächten wieder stand das Leben da, im Traume, bei ihm: „Die Liebe fehlt dir, sie wird dich groß machen, — die Liebe!“ — Da litt es ihn nicht länger mehr in dem engen Städtchen, alles legte sich ihm drückend, beengend auf die Brust. Er wollte fort, hinaus in die Welt, wandern auf der Straße des Lebens. Und so wanderte er durch den erwachenden Morgen, durch den sinkenden Abend, sah, wie lieblich der Frühling. Da führt ihn der Weg durch den grünenden Wald, — vor sich her meint er ein süßes Singen zu hören. Und der Wald hört auf, ein stilles Tal nimmt ihn auf, — vor sich meint er ein helles Leuchten zu sehen. Alles wird schöner, wie ein schöner, blühender Garten, — und wie er sich wendet, wie er meint, ein Pfad führe dorthin, dort, wo die Rosen blühen, die so stark duften, — da, wie er sich wendet, da steht sie vor ihm. „Das ist die Liebe,“ so fährt es ihm noch durch den Sinn, „die Liebe,“ — und in seligem Staunen sieht er sie an. Daß sie so schön, wie konnte er es ahnen, ja, er fühlte es, das Leben hat recht, er dachte der Worte des Lebens, die Liebe mußte ihm gehören. Ein Licht ging aus von ihr, so strahlend und hell, fast ihn blendend, als sähe er in die Mittagssonne, — um sie wehte es wie Düfte der Rosen und Lilien, so süß und schwer, und Klänge hörte er die Luft durchziehen, die sich bald schwer wie das Brausen der Orgel, bald lieblich die Sinne umschmeichelnd und erregend an sein Ohr legten. Und sie lächelt ihn an, — das Herz pocht ihm in der Brust, so rasend, mit solcher Geschwindigkeit, daß er schwindelnd sich ihr zu Füßen wirft. Ihm war's, daß er dachte: „Wie hab' ich die Zeit vergeudet, — hab' ich nicht gelebt wie ein Tauber! — Nichts habe ich vernommen bis jetzt von den Klängen der Seligkeit,“ und bitter setzte er hinzu: „und meinte, ich hörte alles, es war mir genug. Waren sie nicht stumpf, meine Sinne? Oder duften diese Blüten süßer hier, ist ihr Reiz schwüler und stärker wie der anderer Blumen, die ich bis jetzt kannte? Und war ich nicht blind? Ich, der ich meinte, ein Priester der Schönheit zu sein, einer, der selbst Schönes schaffen wollte, oh, ich wußte nichts von Schönheit bis jetzt, von Schönheit und Lieblichkeit,“ und in wilder, unbändiger Sehnsucht streckt er der Liebe die Arme entgegen. Wie ein heftiges Fieber rast es durch seinen Körper, ein brennender Durst erwacht in ihm, die Zunge wird ihm trocken, ihn dürstet es, aus dem Becher der Liebe zu trinken, die süße Lust daraus zu trinken. Gierig will er die Hand danach strecken, — er gedenkt nicht mehr der Worte, der Warnung des Lebens, daß unten im Becher das Herzeleid ruhe. Die schwellenden Klänge, die betäubenden Düfte nehmen ihm das Denken, — er sieht, wie die Liebe ihm lächelt, und dies Lächeln ist wie der stärkste Glanz der Mittagssonne, dem sich sein Auge entwöhnt, er blendet sein Auge! Gierig, jäh greift er zu, den Becher ihr fast entreißend, — — er reißt

ihn an sich, will ihn sich in zitterndem Verlangen an die Lippen führen, und in der stolpernden Hast der Bewegung, wie geblendet vom strahlenden Lichte, — — — da verschüttet er den Becher, die Lust verschüttet er, und nur das Letzte, das Herzeleid kommt zu ihm.

Das Letzte im Becher, aus dem er die Lust trinken wollte, das Herzeleid kam zu ihm. Nur wenige Tropfen davon kamen ihm auf die Lippen, sie brennen und schmerzen ihn, daß er wie in wildem Schmerze laut aufschreit. — Und die übrigen Tropfen des Herzeleids entfließen dem Becher, fließen an seinen Kleidern herab und bleiben vor ihm, wo er im Schmerz stöhnend hingesunken ist, an dem Grase hängen, — wie Tränen erst, nicht viel mehr und nicht größer. Aber das Herzeleid, das stärker ist wie alle die Schmerzen der Welt, es wächst, es wird größer, immer größer, — wie eine Quelle sind die wenigen Tropfen, eine Quelle unendlichen Leids. Sie rieselt ununterbrochen, sie wächst, — ein Bach erst, ein Fluß, es reißt ihn mit fort. Noch versucht er sich zu halten, — aber der Fluß schwillt an wie ein mächtiger Strom, der mit rasender Kraft und dumpf und schauerlich rauschend dahinströmt, immer weiter hinein in die Dunkelheit, hinein in die finstere Nacht. Er sieht sich darin im Strom, hilfeflehend streckt er noch einmal die Hände hervor — und weiter wird er geschleudert, bis ihm die Sinne schwinden, bis das Herzeleid seinen Körper zerschellt an einem mächtigen Felsblock, — — bis der Tod ihn in seine Arme nimmt und ihn mit seinem Mantel zudeckt, wie eine Mutter ihr Kind.

Und das Leben, das wartend seinem Liebling zugesehen, wartend, was es noch aus ihm machen konnte, — sehend, wie er seine Mahnung vergessend auch das Herzeleid vergaß und nur der Lust gedenkend gierig den Becher verschüttete, — es ging weiter seines Weges. Viel sind seine Kinder, groß die Zahl seiner Lieblinge, — wohl war es schade um den einen. — — doch was ist ihm der einzelne, — ein anderer tritt an seine Stelle, — und ruhig, aus seinen ernsten Augen lächelnd, schreitet das Leben weiter.

* * *

Im Garten blühen die blauen Iris. — Iris, die duften so süß und so traurig. — Und wie sich ihr Duft blaß zum Fenster hereinschleicht, so ist es, als flüstre er leis zu dir, — vom Herzeleid spricht er. Iris, die duften so süß und so traurig.





Das altpreußische Heer vor seinem Zusammenbruch.

Von

Prof. Dr. Gustav Krakauer.

— Breslau. —

(Schluß.)



Unterdessen hatte auch das preußische Heer seine Kampfesweise umzugestalten gesucht. Friedrich der Große erkannte schon die Unzulänglichkeit der reinen Lineartaktik und die Notwendigkeit einer beweglicheren Schlachtordnung. Er gewann bereits die Überzeugung, daß der Ansturm der geschlossenen Infanterielinien der Unterstützung durch eine größere Anzahl leichten, außer Reih und Glied vorrückenden Fußvolks bedürfe. In seiner Ansicht bestärkten ihn noch die Erfolge der amerikanischen Schützen. Er beschloß daher die Errichtung von Freiregimentern und nahm mehrere Offiziere, die die neue Gefechtsart jenseits des Weltmeeres kennen gelernt, in seinen Dienst. Damit wies er der nächsten Entwicklung des preußischen Heeres den Weg. Unter Friedrich Wilhelm II. erfolgte denn auch die Begründung von zwanzig Füsilierbataillonen, die Vermehrung der Jäger, die Ausbildung von Schützen im zerstreuten Gefecht; für ihre Unterweisung in der Terrainbenutzung, im Schleichen, Klettern, Verschwinden und Wiederauftauchen wurden die trefflichsten Vorschriften gegeben. Aber die Neuerung, die so vielverheißend begann, geriet bald ins Stocken, bildete sie ja einen fremdartigen Bestandteil in dem Gefüge der alten Armee. Die Zahl der Schützen blieb auf je zehn für die Kompagnie beschränkt; die Übung der Füsiliere im Tiraillieren wurde immer mehr vernachlässigt. Vergebens wurde sowohl in der Militärliteratur, wie in amtlichen Denkschriften immer wieder auf die hohe Bedeutung des zerstreuten Gefechts hingewiesen.

Auch auf diesem Gebiete trat Scharnhorst als der Vorkämpfer des Neuen auf, ohne jedoch einen völligen Bruch mit dem Alten zu verlangen. Schon in seiner Untersuchung über die Erfolge der Franzosen empfahl er die Verwendung des dritten Gliedes der Infanterie für das zerstreute Gefecht, während die beiden ersten Glieder die bisherige Taktik beibehalten sollten, weil sie den Vorteil gewährte, den Gegner „mit vereinter Macht anzugreifen und über den Haufen zu werfen". Diese Neuerung erschien ihm so dringend, daß er sie gleich bei seinem Eintritt in die preußische Armee dem König ans Herz legte. Friedrich Wilhelm lobte wohl Scharnhorsts Vorschlag, fügte sich jedoch den Gegengründen seiner militärischen Ratgeber, die nur in der Lineartaktik das Heil erblickten. Der zähe Niedersachse ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht entmutigen. Es geschah wohl auf seine Anregung, daß die militärische Gesellschaft im Jahre 1804 die Preisaufgabe stellte: „Soll die Linieninfanterie zum Dienste der leichten oder zum Fechten à la débandade abgerichtet werden?" Sie wurde von Boyen gelöst, der sich schon seit dem polnischen Feldzuge, in dem das leichte preußische Fußvolk nicht einmal zum Vorpostengefecht ausgereicht hatte, eingehend mit diesem Gegenstand beschäftigte. Hatte er damals nur die Verstärkung der besonderen, für den Schützenkampf bestimmten Truppengattung gewünscht, so hatte er sich inzwischen zu der Ansicht bekehrt, daß auch die Linieninfanterie mit dieser Gefechtsart vertraut sein müsse. In seiner Preisarbeit geht er von der Erfahrung aus, daß „jedes Bataillon im Laufe des Feldzugs ebensowohl in ein Terrain als in eine Lage verwickelt werden kann, in dem ein Feuergefecht der Tirailleure das einzig Anwendbare ist", insbesondere aber betont er, daß die Tirailleure sich dazu eignen, die geschlossene Linie vor der verwirrenden und verheerenden Wirkung des Pelotonfeuers zu schützen. So kommt er zu der Folgerung, die mit Scharnhorsts Forderung übereinstimmt, das dritte Glied der Infanterie sei im zerstreuten Gefecht zu üben. Gegen diesen Vorschlag regte sich aber in der militärischen Gesellschaft ein lebhafter Widerspruch. Die Anhänger des Alten bestritten seine Ausführbarkeit, erklärten es für unmöglich, das Fußvolk zugleich im Linien- und im Schützenkampfe auszubilden. Allerdings konnte diese Neuerung nur dann zu gedeihlicher Wirksamkeit gelangen, wenn die Verfassung der Armee gründlich umgestaltet wurde. Ein Heer, das mit einem Kern von Geworbenen, die stets zur Desertion bereit waren, eine Miliz verband, die sich aus dem gedrücktesten, rückständigsten Teile der Nation ergänzte, entbehrte sowohl der Zuverlässigkeit, als auch der Regsamkeit, die für eine weitere Ausdehnung des zerstreuten Gefechts unerläßlich waren.

Die neue Taktik setzte eine Armee voraus, in der die gesamte Kraft der Nation vertreten war, in der der Geist der ganzen Nation waltete. Der Führer eines solchen Heeres konnte gleichsam aus dem Vollen

schöpfen, die Lücken, die der Kampf in seine Reihen riß, schnell wieder ausfüllen, und so konnte er ungestümer vorgehen als die Gegner, denen es schwer wurde, große Verluste zu ergänzen. Er konnte jener künstlichen Manöver entraten, mit denen die Feldherren des alten Europa die Entscheidung herbeizuführen suchten; geraden Weges schritt er auf sein Ziel zu, leitete von vornherein alle Bewegungen seiner Heeresteile mit der Absicht, dem Feinde die Schlacht aufzuzwingen, und suchte durch die Vereinigung überlegener Massen den Sieg an sich zu reißen. So wurzelte die neue Strategie wie die neue Taktik in der nationalen Heeresorganisation.

In der preußischen Armee herrschten, obwohl sich schon hier und da in einzelnen theoretischen Ausführungen und Operationsplänen eine starke Annäherung an die moderne Kriegführung zeigte, obwohl ihr bezeichnendster Zug mit voller Klarheit erkannt ist, noch die Anschauungen der alten Strategie vor. Es war eine kraftlose „blutarme" Feldherrnkunst, die in all ihren klügelnden Berechnungen die lebendigen Kräfte, die im Kampfe wirken, zu wenig berücksichtigte. Der Krieg erschien ihr wie „eine höflichst auszuspielende Schachpartie". Sie berief sich wohl auf Friedrich den Großen, jedoch nicht auf den wagelustigen Helden, der im ungestümen Angriff die Entscheidung suchte, sondern auf den allzeit vorsichtigen Meister der ihm durch die Erschöpfung seiner Hilfsmittel aufgezwungenen Defensive. Doch weit höher stellte sie die Kriegführung der Prinzen Heinrich und Ferdinand, die ihr als das Ideal einer behutsamen und zurückhaltenden, rein verstandesmäßigen und alles blinde Ungefähr ausschließenden Strategie galt. Denn diese Feldherrnkunst schien sich am besten mit den wissenschaftlichen Grundsätzen zu decken, die damals im preußischen Generalstab die Oberhand hatten, die besonders der Unglücksmann von Jena und Prenzlau, Massenbach, vertrat. Die Bedeutung der Mathematik und der Terrainlehre für die Kriegführung wurde maßlos überschätzt. Der Ausgang eines Feldzuges erschien von bestimmten Winkeln der Operationslinien, von bestimmten Stellungen abhängig. Man ging darin so weit, daß man die Besetzung gewisser dem Gebirge vorgelagerter, aber von ihm getrennter Höhen als die sicherste Bürgschaft des Erfolges ansah. Massenbach hielt die Stellung auf dem Ettersberg bei Weimar gleichsam für einen Zauberschlüssel des Sieges. Nun war der General-Quartiermeister des Fürsten Hohenlohe allerdings ein verworrener Phantast, aber auch ganz nüchterne und besonnene Männer hatten sich in diese seltsamen Hirngespinste verrannt. Auch unterschätzte man die Zahl, die Masse, weil Friedrich der Große seine Siege über Gegner gewonnen, die ihm an Streitkräften überlegen waren. Man vertrat sogar die Ansicht, daß ein Heer, wenn es eine bestimmte Stärke überschreite, seine Schlagfertigkeit vermindere. Ferner beging diese Strategie den Fehler, die

Truppen über weite Räume zu verzetteln, um ein möglichst großes Gebiet vor den Angriffen des Feindes zu decken. Infolge der vielen Abzweigungen war dann die Hauptarmee dem Stoße des Gegners nicht gewachsen, doch galt dies um so unbedenklicher, als man ja, unbelehrt durch die Kriegführung Napoleons, immer noch an der Meinung festhielt, ohne eine offene Feldschlacht nur durch geschickte Evolutionen, durch „richtig berechnete" Märsche einen Feldzug gewinnen zu können.

Klassische Beispiele für die Anschauungen dieser veralteten Strategie bilden die militärischen Dispositionen, die Preußen bei dem drohenden Zusammenstoß mit Frankreich traf. Der von dem Herzog von Braunschweig entworfene Operationsplan vom 1. November 1805 ging von der Möglichkeit aus, den schon in das Herz der österreichischen Lande eingedrungenen Feind ohne Kampf, nur durch die Macht des Manövers auf das linke Rheinufer zurückzudrängen und ihn allein dadurch zu einem für die Verbündeten günstigen Frieden zu zwingen. Dieser Plan ist nicht minder für die Unterschätzung der Masse bezeichnend; das Heer, das für den wichtigsten Teil der Aufgabe, für den Vorstoß nach der Donau, bestimmt war, sollte nur aus der Hälfte der Truppen bestehen. Auch wurden die Streitkräfte so verzettelt, daß sie noch Ende Dezember, in einer Zeit, in der sie jeden Tag zum Losschlagen bereit sein mußten, in eine Hauptarmee, vier Beobachtungs- und drei Reservekorps zersplittert, von Oberschlesien bis nach Westfalen hin standen. Dabei hatte man in den leitenden Kreisen des preußischen Heeres die militärische Eigenart des Feldherrn Napoleon wohl begriffen. Den springenden Punkt seiner Strategie kennzeichnete nach der Schlacht bei Austerlitz mit aller Klarheit und Schärfe eine Denkschrift, deren Verfasser, der Major von Rauch, der militärischen Umgebung des Königs angehörte. Sie verwarf den Plan einer Diversion nach dem oberen Main und forderte den Vormarsch nach Böhmen. „Da es die Gewohnheit Napoleons ist," so lautet die Begründung, „beständig in Masse aufzutreten und seinen Unterhalt aus dem Lande zu ziehen, so macht er sich nur wenig Sorge um seine Verbindungen. Dieser Art, den Krieg zu führen, muß man eine fast gleiche Taktik entgegensetzen. Es ist unbedingt erforderlich, sich zu konzentrieren, in der Front und in der Masse anzugreifen, ohne sich auf das gelehrte Manöver, wie die Umgehung des Gegners usw. einzulassen." Aus diesen richtigen Erwägungen zieht er aber den falschen Schluß, daß die Hälfte der Truppen für den Vormarsch nach Böhmen genüge. Selbst Scharnhorst hat mit den Grundsätzen der alten Feldherrnkunst noch nicht gänzlich gebrochen. Er hat, wie seine Vorlesungen über Taktik und Strategie beweisen, wohl die Verkehrtheiten der Militärgeometrie und der Schachspieltheorie des Krieges scharf erkannt, aber die Konzentration der Massen noch nicht in ihrer

vollen Bedeutung würdigen gelernt. Es war am 22. Juli 1806, als er in einer Konferenz unter dem Vorsitz des Herzogs von Braunschweig eine Aufstellung der Truppen vorschlug, die die gegenseitige Unterstützung der einzelnen Armeen völlig ausschloß. Denn es kam ihm nicht lediglich darauf an, das Heer zum Entscheidungskampfe zu sammeln, sondern er wollte auch Niedersachsen, das ihm bedroht schien, vor dem Feinde schützen; also die Landdeckung spielte in seinen militärischen Erwägungen noch eine wesentliche Rolle. Erst als die Gefahr immer näher rückte, rang er sich zu der Einsicht durch, daß eine straffere Zusammenfassung der Truppen erfolgen müsse. Zu demselben Ergebnis gelangte auch Boyen in dem Operationsplan, den er in jenen Tagen, in denen die Dinge auf der Schneide des Schwertes standen, aus seiner ostpreußischen Garnison dem Könige einsandte. Er warnte nämlich vor einer Verzettelung des Heeres zum Zwecke der Landdeckung; die vom Feinde besetzten Provinzen wären leicht wieder zu gewinnen, wenn erst der Sieg im offenen Felde gewonnen wäre. Trotzdem schlug er die Bildung zweier starker Flügelkorps zum Schutze Hannovers und Braunschweigs einerseits, Schlesiens andrerseits vor. So war wohl die neue Kriegskunst in ihrem Kernpunkt erfaßt, doch gewannen, wenn es sich um die entscheidenden Vorschläge und Beschlüsse handelte, die alten Grundsätze immer wieder die Oberhand.

Welchen Nutzen hätte aber selbst die straffste Konzentration einer Armee bringen können, deren zweckmäßige Verwendung in der Schlacht nach der ganzen Art ihrer Vorbereitung fraglich erscheinen mußte! Wie die Manöver in Preußen gehandhabt wurden, gaben sie keineswegs ein Bild des wirklichen Kampfes. Sie waren „mit Suppositionen überladen", für allerlei Möglichkeiten berechnet, die im Ernstfalle ausgeschlossen waren. Auch wurde jede geringfügige Einzelheit dieser Übungen im voraus bestimmt, so daß sie für die Führer, für die Offiziere nicht eine Schule militärischer Selbständigkeit, Geistesgegenwart, Entschlossenheit bilden konnten. Das Schwergewicht der Manöver lag in der schnellen und pünktlichen Ausführung der künstlichsten und verwickeltsten Evolutionen. „Es ist jetzt wohl ausgemacht, daß die Stärke der Infanterie in der Fertigkeit besteht, womit sie Evolutionen ausübt; je größer die Linie ist, mit der man eine Evolution ohne Anstoß ausführt, je besser ist das Heer geübt, und mich deucht, man könnte diese Fertigkeit zum Maßstab ihrer Güte annehmen." Dieses Werturteil, das der junge Boyen vor geraumer Zeit niedergeschrieben, war jetzt noch in der Armee das herrschende, und so wurden denn durch rastlose Übung ganz erstaunliche Leistungen in der Ausführung der schwierigsten Bewegungen und Wendungen erzielt. Sie zeigten sich im glänzendsten Licht bei den Berliner Herbstmanövern, zu denen sich einheimische Offiziere aus allen Teilen der Monarchie und auch viele fremdländische einfanden. Aber

diese viel bewunderten Manöver, so wohltuend für das preußische Selbstgefühl, waren nichts als blendende Schaustellungen, die als Vorbereitung für die Schlacht einen geringen Wert besaßen. In den Provinzen fanden solche Übungen nur in beschränktem Umfange statt; es operierten zu kleine Heeresteile gegeneinander, und es wurde dem Zusammenwirken verschiedener Truppengattungen gemäß den Anforderungen verschiedenen Geländes zu wenig Beachtung geschenkt.

Die ganze Hohlheit und Unfruchtbarkeit dieser Art von Manövern wurde von scharfblickenden Männern früh erkannt und verurteilt. Scharnhorst verlangte in seiner wiederholt angeführten Untersuchung über die Erfolge der Franzosen, diese Übungen sollten dem Kriege so treu bleiben, „als es die Natur der Sache nur irgendwie gestattet", sie sollten besonders zeigen, „wie die verschiedenen Waffen sich gegenseitig unterstützen und im Zusammenhang einen Streich ausführen"; vor allem aber wies er auf den großen Nutzen einer strengen, von Strafen begleiteten Beurteilung hin. Der Militärschriftsteller D. v. Bülow, der witzige Spötter, erteilt diesen Manövern das ironische Lob, daß sie gemäß den ästhetischen Grundsätzen Goethes und Schillers etwas in sich Vollendetes darstellten, ihren Zweck in sich hätten, nämlich „auf dem Exerzierplatz zu glänzen". Mit treffenden Worten wurden sie auch in einer dem Könige eingesandten Denkschrift gegeißelt, deren Verfasser sich nicht nannte. „Man sucht," so lautet diese Kritik, „in der labyrinthischen Verwickelung und Auflösung der Manöver eine Stärke, die dem Wesen der Kriegführung gänzlich entgegenläuft, die Zeitverschwendung wird und einem determinierten, mit Sicherheit vorwärtsgehenden Feind schöne Gelegenheit zu glänzenden Unternehmungen bereitet. Durch diese Richtung werden Preußens Heere untätig tätig sein und auf dem Wege bitterer Belehrung erst von neuem sich belehren müssen." Ahnungsvolle Worte: die bittere Belehrung sollte erst ein völliger Zusammenbruch bringen.

Diese Warnungen verhallten ungehört. Die preußische Heeresleitung hegte die zuversichtliche Hoffnung, mit der durch die Manöver erlangten Raschheit und Gelenkigkeit der geschlossenen Linien auch gegenüber der veränderten Kriegsweise bestehen, auch die Schützenschwärme und die tiefen Kolonnen des Gegners überwinden zu können. Allerdings hatte sie, um die Beweglichkeit der alten Schlachtordnung zu steigern, eine Errungenschaft der neuen Taktik angenommen. Scharnhorst hatte nämlich schon in seiner Untersuchung über die Erfolge der Franzosen, jenem Arsenal fruchtbarer Anregungen, auf den großen Vorteil hingewiesen, den die Franzosen der Gliederung in Divisionen verdankten, und hatte diese bald nach seinem Eintritt in die preußische Armee in einer Denkschrift dringend empfohlen. Aber erst in den Jahren 1805 und 1806 durchgeführt, hatte sie sich nicht völlig einbürgern können und des-

halb die Schlagfertigkeit des Heeres mehr gehemmt als gefördert. Man verkannte auch die eigentliche Bestimmung dieser aus allen Waffengattungen zusammengesetzten Heereseinheiten. Anstatt sie „in angemessener Entfernung voneinander" aufzustellen, um ihnen die Möglichkeit zu gewähren, in voller Selbständigkeit „zu gemeinsamem Zwecke zusammen zu wirken", reihte man sie „nach altem Gebrauch Arm an Arm wie auf dem Paradeplatze" auf. Für eine solche Gliederung, die eine gewisse Freiheit der Bewegung voraussetzt, war eben kein Raum in einer Armee, die auf dem Grundsatz starrer Unterordnung beruhte. Die Vereinigung dieser Gegensätze mußte neue Reibungen hervorrufen, die Unsicherheit und die Verwirrung in den leitenden Kreisen noch erhöhen. Auch wurden gegen Scharnhorsts Absicht die Kavallerie und die Artillerie in solcher Stärke auf die einzelnen Divisionen verteilt und in solchem Grade zersplittert, daß ihre Verwendung in großen Massen erschwert war. Schließlich wurden diese Heereseinheiten in der vollen Entfaltung ihrer Beweglichkeit durch das schwerfällige und unbeholfene Verpflegungswesen der alten Armee gehindert.

Auch auf diesem Gebiete war die Heeresleitung durch die trüben Erfahrungen in den Kriegen Friedrich Wilhelms II. unbelehrt geblieben, hatte den berechtigsten Besserungsvorschlägen widerstrebt. Zunächst mangelte dem Verpflegungswesen ein geübtes Beamtentum, das schon im Frieden für seine Aufgabe vorbereitet war; erst im Beginne des Krieges wurde es und zwar keineswegs mit strenger Sorgfalt zusammengesetzt. Es fanden sich in ihm viele unzuverlässige, bestechliche Elemente zusammen, so daß die Lieferanten für ihre betrügerischen Künste den weitesten Spielraum hatten. Infolgedessen stand die Güte der Verpflegung nicht in dem rechten Verhältnisse zur Größe des Kostenaufwands. Das Grundübel lag aber in der Herbeischaffung der Lebensmittel aus der Heimat, denn sie verlangsamte die Bewegung der Armee, machte sie von den großen Proviantkolonnen abhängig. Übrigens erwies sich die volle Durchführung dieser Heeresversorgung als unmöglich; einen ansehnlichen Teil des Bedarfs mußte man unterwegs, in Freundes- oder Feindesland gewinnen. Hierbei wurde aber gegen die Bevölkerung eine Rücksicht und Schonung geübt, die die Armee aufs schwerste schädigte. Man ließ lieber die Truppen hungern, als daß man sich der vorhandenen Vorräte nach dem Kriegsrecht bemächtigte. Darbende Soldaten wurden in den Oktobertagen des Jahres 1806, als sie die äußerste Not zum Plündern trieb, blutig geschlagen. Ein Major der Garde ließ selbst dem Prinzen August seine schärfste Mißbilligung aussprechen, als dieser seiner erschöpften Abteilung die Lebensmittel, die die Bauern nicht gutwillig hergeben wollten, mit Gewalt verschaffte. Doch waren solche Ausschreitungen ganz seltene Ausnahmen. Ein Oberst konnte mit Stolz darauf hinweisen, daß seine darbenden Untergebenen,

obwohl auf einem Kohlfelde stehend, nicht einen einzigen Kohlkopf genommen hätten. Die Bevölkerung vergalt aber dieses weitgehende Entgegenkommen mit einer sehr unfreundlichen Haltung gegen das Militär, wies selbst dessen billigste Wünsche schroff zurück. Dieses seltsame Verhältnis zwischen Wehr- und Nährstand und die schwerfällige Versorgung aus der Heimat hatten zur Folge, daß in den Schlachten, die über Preußens Geschick entschieden, größere oder kleinere Truppenmassen fochten, die tagelang völlig unzureichend genährt waren und sich deshalb in einem Kräftezustand befanden, der ihren Mut und ihre Ausdauer herabstimmte.

Auch waren die Soldaten für den Felddienst ungenügend ausgerüstet: die Uniform war vor allem auf den schönen Schein berechnet und infolge des kleinlichen Sparsystems und der schnöden Gewinnsucht der Kompagniechefs aufs knappste bemessen. Besonders sollte sich das Fehlen von Mänteln als ein arger Übelstand herausstellen, wenn die Wagen, auf denen die Zelte untergebracht waren, bei den Hin- und Hermärschen zurückblieben. So entbehrten die Truppen in den Biwaks der Oktobernächte des Jahres 1806 des rechten Schutzes gegen die Unbilden der Witterung. Dadurch wurde ihre Gesundheit geschädigt und ihre Schlagfertigkeit noch mehr herabgesetzt.

Die langsame und unpünktliche Beförderung der Lebensmittel und des Gepäcks hing auch mit der verkehrten Anordnung des Vorspanndienstes zusammen. Diese Last war ganz ungleichmäßig verteilt; die Dörfer an den Straßen waren mit der Stellung von Fuhren überbürdet, während die ferner liegenden fast frei ausgingen. Auch kamen nicht alle Truppenteile in gleicher Weise zu ihrem Rechte; die später des Weges zogen, erlangten Pferde und Wagen nur mit Mühe und Not.

Der mächtige Troß, den die Proviantkolonnen und die mit den Zelten bepackten Wagen bildeten, wurde infolge der Verweichlichung und des Standesdünkels der Offiziere noch vergrößert. Jeder Infanterieleutnant zog hoch zu Roß ins Feld und verlangte noch ein Pferd zur Beförderung seines Gepäcks. Die Kompagniechefs beanspruchten gar 4 bis 5 Pferde; Zelt, Feldbett, Tisch und Stuhl erachteten sie als unumgänglich nötig für ihre Kriegsausrüstung. Je höher die Offiziere, desto weniger wollten sie vor dem Feinde die Bequemlichkeit des Friedens, das häusliche Behagen entbehren. Wenn sie auch in ihrer Verweichlichung nicht so weit gingen, wie es die Fama und eine boshafte Kritik nach dem Zusammenbruch behaupteten, so trieben sie es immerhin arg genug. Eine ansehnliche Reihe von Wagen wurde mit ihren Koffern und Kisten beladen, auch ihre Equipagen mußten ihnen folgen. Manche Offiziere nahmen sogar ihre Frauen und Kinder mit.

Alle diese Übelstände traten schon während der Rüstungen des Jahres 1805 so störend hervor, daß die einsichtigen Kreise der Armee

dringend eine Verminderung des Trosses wünschten. Auch der König verhehlte es sich nicht, wie nötig es wäre, die Beweglichkeit des Heeres nach französischem Vorbilde zu erhöhen, und verlangte über diese Frage ein Gutachten des Oberkriegskollegiums. Aber wie sehr hatte er sich getäuscht, wenn er von den alten Generalen, die ihm als die höchste Verkörperung militärischer Erfahrung erschienen, ein erleuchtetes Urteil erwartete! Sie überreichten ihm das berüchtigte Promemoria vom Juni des Jahres 1806, in dem sie sich gegen eine Reform, wie er sie wünschte, mit Entschiedenheit aussprachen. „Den Regimentern die Zelte oder den Offizieren die Reit- und Packpferde abzunehmen, scheint ganz gegen den eigentlichen Geist der Armee zu sein und dürfte eher nachteilige Folgen haben." „Ebenso notwendig ist der Armee das Bäckerei- und Mehlfuhrwesen; die bei der französischen Armee eingeführte Verpflegungsart möchte sich nicht mit Erfolg nachahmen lassen," in diesen Sätzen gipfelte die Denkschrift des Kollegiums. Es hatte also noch den traurigen Mut, sich auf den Geist der preußischen Armee zu berufen, um ein bedrohtes Vorrecht der Offiziere zu schützen. Der Geist, auf den es in diesem Falle einzig und allein hinweisen konnte, war doch nur der hochmütige Standes- und Kastengeist, der eine so tiefe Kluft zwischen den Soldaten und ihren adligen Führern geschaffen hatte. Nur wenige unter den Offizieren hatten den schlichten Bürgersinn eines Boyen, der im Jahre 1805, als schon die Frage der Verminderung des Trosses die Gemüter beschäftigte, eine Fußwanderung nach Berlin unternahm, um dem letzten Prunkmanöver der alten Armee beizuwohnen. So bekundete er durch sein Beispiel, daß ein preußischer Offizier, ohne seiner Ehre etwas zu vergeben, auf der Landstraße zu Fuß gehen und seinen Tornister selbst tragen könne.

Die starr konservative Haltung des Oberkriegskollegiums erklärt sich schon aus der Art seiner Zusammensetzung. Die leitenden Stellungen in dieser Behörde hatten hohe im langen Dienst ergraute Offiziere inne, so überzeugte Vertreter der alten Tradition der Armee, daß sie schon den leisesten Zweifel an der Vortrefflichkeit des Heeres wie ein Verbrechen betrachteten. Ein frisches Wirken und Schaffen, ein rüstiges Vorwärtsschreiten war von ihnen nicht zu erwarten. Anstatt dessen gingen sie in dem Kleinigkeitskram der Schreibstube, in der peinlichen Beobachtung der Dienstformen, in der eifersüchtigen Wahrung ihrer Kompetenz völlig auf. Es waren starre Bureaukraten, die, der Wirklichkeit entfremdet, nur in den Akten lebten. Mit welcher Lust man aber auch in dieser Behörde registrierte und numerierte, gerade die wichtigsten Verzeichnisse, die späterhin bei der Reorganisation des Heeres gebraucht wurden, mangelten, wie die der aktiven Offiziere, der besoldeten Truppen, der Waffen und Ausrüstungsgegenstände. Aber unbedeutende Dinge, die kurzerhand hätten erledigt werden können, wurden mit einem großen Aufwand von

Papier und Tinte behandelt. Es gesellten sich noch die schwierigen Verhandlungen mit den Zivilbehörden hinzu, die in der Kunst, das Geringfügige aufzubauschen und die Entscheidungen hinzuziehen, der Militärbehörde ebenbürtig waren. So entwickelte sich ein umständlicher Geschäftsgang, durch den die dringendsten Angelegenheiten über Jahr und Tag verschleppt wurden. Daher blieb, zumal bei der Kargheit der Mittel, der langgehegte Plan, das Heer durch eine Volksbewaffnung zu verstärken, unausgeführt, und daher ging die Ausrüstung des Heeres immer mehr zurück. Die preußische Armee hatte im Jahre 1806 das schlechteste Gewehr. Im Zeughause zu Berlin wurde wohl, wie Clausewitz erzählt, „jeder Strick, jeder Nagel aufbewahrt", „aber Stricke und Nägel waren gleich unbrauchbar". Am sträflichsten wurden die Festungen vernachlässigt.

Für die Instandhaltung oder den Ausbau der Werke geschah wenig oder nichts; sie erhielten schlechte, schon ausgereihte Geschütze, die bei längerem Gebrauch zersprangen, es fehlte an Handwerks- und Schanzzeug, kurz an allem, was für eine längere Verteidigung nötig war. „Es ist schändlich, wie schlecht die Festung versehen war," diese Worte Gneisenaus, die sich auf Kolberg beziehen, treffen mehr oder weniger für alle Bollwerke des Landes zu. Nicht besser stand es mit den Befehlshabern und Besatzungen der Festungen. Jene waren im langen Dienst verbraucht und zermürbt, einzelne sogar wegen unwürdigen Verhaltens aus der Feldarmee entlassen. Diese bestanden aus minderwertigen Truppenteilen, die immer noch als gut genug für ihre Aufgabe galten. Weder die trüben Erfahrungen der Koalitionskriege, in denen die Verbündeten ihre wichtigsten Bollwerke nach kurzem Widerstande verloren, noch die eindringlichsten Warnungen von sachkundiger Seite konnten die Heeresleitung bestimmen, den Festungen eine regere Fürsorge zuzuwenden. Spurlos gingen an ihr die Erörterungen vorüber, die über diesen Gegenstand in der militärischen Gesellschaft stattfanden. Die Gesellschaft stellte nämlich die Preisfrage: „Worin liegen die Ursachen des geringen Widerstandes der Festungen in neueren Zeiten?" Und der Ingenieurleutnant Reiche wies in der Lösung der Aufgabe auf alle die Übelstände hin, die oben geschildert wurden, die Unfähigkeit der Kommandanten, die Geringwertigkeit der Truppen, die mangelhafte Versorgung in Friedenszeiten. Seine Worte klangen wie „eine Vorausverkündigung der schrecklichen Katastrophe", der fast alle preußischen Festungen erliegen sollten.

Die Schlaffheit, die sich in der Verwaltung des Heerwesens zeigte, hing in ihrem letzten Grunde mit dem jähen Rückgange des preußischen Königtums zusammen. Seit dem Tode Friedrich des Großen hatte die Armee die lebendige Kraft verloren, die sie trotz schwerer Gebrechen durch eine allgegenwärtige Überwachung, stete Anspannung und un-

erbittliche Strenge auf der Höhe ihrer Aufgabe gehalten hatte. Mit überraschender Schärfe hatte schon der Franzose Guibert in seinem „allgemeinen Versuch einer Taktik“ über dieses Verhältnis zwischen dem großen Könige und seinem Heere geurteilt. „Wenn nach dem Tode dieses Fürsten,“ so lauten seine Worte, „dessen Genie allein das unvollkommene Gebäude seiner Heeresverfassung aufrecht erhält, ein schwacher König ohne Talente kommen sollte, so wird man diese ephemere Macht in die Sphäre zurücksinken sehen, die ihre wirklichen Mittel ihr anweisen, und vielleicht wird sie dann einige Jahrzehnte des Ruhmes teuer bezahlen.“

Und in der Tat begann schon unter dem schwachen König, der dem großen Friedrich folgte, ein schneller Verfall. Friedrich Wilhelm II. erließ zwar eine Reihe von Verordnungen, durch die er seine humane Gesinnung bekundete. Er suchte die Rauheit des dienstlichen Tons, die Härte der Kriegszucht zu mildern, den Bildungsstand und die Besoldung der Offiziere zu heben, die materielle Lage der Gemeinen zu bessern. Auch war er bestrebt, in der Zusammensetzung der Armee und in der Gefechtsform den Bedürfnissen der Neuzeit entgegenzukommen. Aber seine wohlgemeinten Verfügungen wurden nicht alle tatkräftig durchgeführt, und es waren meist halbe Maßregeln, die den schadhaften Bau nicht stützen konnten. Zugleich gefährdete er durch sein Beispiel die sittlichen Grundlagen des Heeres; er besaß nicht einmal die Kraft, es dem Einflusse der unwürdigen Frau, von der er sich beherrschen ließ, völlig zu entziehen. Am verderblichsten aber wirkte er auf die Armee durch seine lässige Aufsicht und seine weitgehende Nachsicht. Die Pflichtversäumnisse und Ausschreitungen, besonders der hohen Herren wurden gar milde beurteilt. So lockerten sich die Bande der Zucht; das Gefühl der Verantwortung begann zu schwinden, Erschlaffung und Verweichlichung ergriffen immer weitere Kreise.

Noch ungünstiger gestaltete sich die Entwicklung des Heeres unter seinem Nachfolger. Friedrich Wilhelm III. zeigte wohl ein lebhaftes Interesse für militärische Dinge, aber dieses galt besonders den Künsten der Parade und der äußeren Erscheinung der Soldaten. Gern exerzierte und kommandierte er selbst die Truppen und wandte dem Kleinkram des Drills eine übertriebene Aufmerksamkeit zu. Für die Uniformen ersann er mancherlei Veränderungen, durch die er weder ihre Schönheit noch ihre praktische Brauchbarkeit erhöhte. „Wir amüsieren uns,“ schrieb damals der sarkastische Oberpräsident von Stein, „mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei, und unser Staat hört auf, ein militärischer Staat zu sein, und verwandelt sich in einen exerzierenden und schreibenden.“ Aber mitten unter diesen windigen Liebhabereien entgingen dem kritischen Blicke des Königs die schweren Gebrechen des Heerwesens nicht. Während noch alle Welt an die Unübertrefflichkeit

der Armee glaubte, war sein Vertrauen zu ihrer Widerstandskraft bereits tief erschüttert. Er erkannte wohl auch in diesem oder jenem Falle die Mittel und Wege der Besserung, aber bei diesem Fürsten lag eine tiefe Kluft zwischen der richtigen Einsicht und dem richtigen Handeln. Zunächst hemmte ihn die Scheu, seine Untertanen stärker zu belasten, so daß schon aus diesem Grunde die Neugestaltungen mißlingen mußten, die größere Summen erforderten. Vor allem aber scheiterten seine Pläne an der Art, wie sie ins Werk gesetzt wurden. Auf die Besprechungen und Beratungen im engeren und weiteren Kreise folgten die Verhandlungen zwischen den verschiedenen Behörden; die Entwürfe, Denkschriften und Bescheide häuften sich. Jeder Widerspruch, jede abweichende Meinung machte den König, wie er nun einmal geartet war, stutzig und bedenklich. So blieben seine wohlmeinenden Absichten zum großen Teil unausgeführt.

Einen solchen Verlauf nahm auch der manches Jahr erwogene Plan einer militärischen Neuschöpfung, der Begründung einer Landmiliz. Diese Angelegenheit wurde der „Immediat-Militär-Organisations-Kommission" überwiesen, die schon im Jahre 1795 nach der Erwerbung der polnischen Gebiete eingesetzt worden war, um zunächst über die Verstärkung des Grenzschutzes im Osten zu beraten. Unter den Entwürfen, die jetzt der Kommission unterbreitet wurden, zeichnete sich durch Weite des Blickes und Schärfe des Urteils der des Majors von dem Knesebeck aus, des damaligen Adjutanten des Generals von Rüchel. Er teilte das Volksaufgebot in zwei Gruppen ein, in die Vaterlandsreserve und in die Provinzial- oder Ehrenlegionen. Jene sollte nicht allein den heimatlichen Boden verteidigen, sondern auch die Feldarmee verstärken, diese sollten das Land nur gegen den eindringenden Feind schützen. Knesebeck dachte eine Miliz in großartigstem Maßstabe zu schaffen. Die Vaterlandsreserve allein berechnete er auf 128 000 Mann, den Provinziallegionen wollte er alle irgendwie dienstfähigen Leute zuweisen. Die militärische Unterweisung dieser Scharen sollte sich in zwei wesentlichen Punkten von der Ausbildung des stehenden Heeres unterscheiden: alles Parademäßige ausschließen und sich auf die für den Krieg unbedingt notwendigen Übungen beschränken, nicht für den Kampf in geschlossenen Massen, sondern mehr für das zerstreute Gefecht vorbereiten. Knesebeck erkannte aber auch, daß das Volksaufgebot nur dann seine volle Kraft entwickeln könne, wenn zugleich der Volksgeist veredelt würde. Schule und Presse müßten daher zusammenwirken, um die Vaterlandsliebe auszubreiten, die Untertanen in der Überzeugung zu befestigen, daß ihr Interesse sich mit dem des Staates decke. Dann würden sie mit größerer Opferwilligkeit ihre Pflicht gegen die Gesamtheit erfüllen. So trat Knesebeck in einen scharfen Gegensatz zu der herrschenden Anschauung, daß der Krieg nur die Sache des Landesherrn sei, daß die bürgerliche Bevölkerung in diesem Falle gleichsam den unbeteiligten Zuschauer

zu spielen habe. Überhaupt stand der ganze Entwurf in einem so schneidenden Widerspruche zu den militärischen und politischen Anschauungen der Kommission, daß seine Annahme ausgeschlossen war. Sie wies ebensowohl die individuelle Ausbildung der Soldaten wie die Belebung des Patriotismus durch Schule und Presse zurück. Desgleichen verwarf sie die mildere Behandlung der Krieger, die Knesebeck für seine Volkswehr verlangte; die Abschaffung der harten militärischen Strafen bezeichnete sie als bedenklich mit der köstlichen Begründung, daß der Soldat nun einmal an sie gewöhnt wäre. Auch war sie eine entschiedene Gegnerin einer so großen Miliz, wie Knesebeck sie wünschte. Deshalb griff sie auf einen Entwurf Rüchels zurück, der die Volksbewaffnung auf 50 000 Mann, „was schon eine ansehnliche Kraft ist", beschränken und ihr lediglich die Aufgabe einer Besatzungstruppe zuweisen wollte. In diesem Sinne arbeitete sie nun den Vorschlag aus, den sie dem Könige unterbreitete. Es dauerte aber infolge der Einforderung neuer Gutachten, der Verzögerungen durch das königliche Kabinett, der Einwendungen des Generaldirektoriums noch drei Jahre, ehe diese Angelegenheit zum Abschluß gelangte. Erst 14 Tage vor der Schlacht von Jena erging an die Kammern das Rundschreiben über die Aufstellung von 78 Landreserve-Bataillonen.

Die bedeutendste unter den Denkschriften über die Gründung einer Miliz hat Scharnhorst verfaßt und im April 1806 dem Herzog von Braunschweig und dem Generaladjutanten Kleist überreicht. Sie übertrifft alle übrigen durch den mächtigen Ausdruck, den seine hohe sittliche Kraft in ihr gefunden hat. Scharnhorst hat die ganze Größe der Gefahr erkannt, die dem Vaterlande droht. Er ist überzeugt, daß es in nächster Zeit einen Kampf auf Leben und Tod für die Unabhängigkeit Preußens zu führen gilt. Da aber das stehende Heer für eine solche Aufgabe nicht ausreicht, verlangt er die Bewaffnung des gesamten Volkes im weitesten Sinne des Wortes. Er spricht sich gegen eine kleine Miliz aus, wie sie die preußische Landreserve darstellte. „Nur die ganze Macht," erklärt er, „kann imponieren und zu großen Resultaten führen." Weil aber die Volkswehr einen rein nationalen Charakter tragen soll, schließt er die Polen des preußischen Staats von ihr aus. Er veranschlagt die Miliz auf 300 000 Mann, so daß sich die gesamten Streitkräfte Preußens einschließlich des stehenden Heeres auf 520 000 Mann belaufen sollten. Wer sollte nun den Oberbefehl über diese gewaltige Macht übernehmen? Scharnhorst gesteht, daß Preußen keinen großen Mann Napoleon entgegenstellen könne, aber er vertritt die Überzeugung, daß in einem Verteidigungskriege, an dessen Ausgang jeder einzelne aus dem Volke einen lebhaften Anteil nehme, die Entscheidung weniger von dem Genie des Führers als von den sittlichen Kräften der Gesamtheit, dem allgemeinen Willen abhänge. Denn „Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftig-

keit sind die Grundpfeiler eines Volkes; wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren, auch selbst in dem Laufe großer Siege." Bei der Nähe der Gefahr drang Scharnhorst auf die baldige Einrichtung der National-Miliz; aber die preußische Politik erblickte, unbelehrt durch die trüben Erfahrungen der jüngsten Zeit, nach wie vor das Heil in einem untätigen Abwarten, in einem schwächlichen Zurückweichen.

Der fruchtbarste Gedanke der Denkschrift Scharnhorsts besteht in dem Verlangen der allgemeinen, der ausnahmslosen Wehrpflicht für die Nationalmiliz. Die Forderung, daß, wie es Berenhorst in seinen Betrachtungen ausdrückt, jeder Staatsbürger zugleich Staatsverteidiger sein sollte, hatte in dem letzten Jahrzehnt eine steigende Anzahl von Anhängern unter den Offizieren gefunden. Auch in dem erlesensten Kreise der Offiziere, der militärischen Gesellschaft, wurde der unermeßliche Vorteil hervorgehoben, den ihre Verwirklichung dem Heere bringen würde. Ebenso traten hohe Staatsbeamte für sie ein. Jeder Gutgesinnte müsse den Untertanen, schrieb damals der Oberpräsident von Stein, die Pflicht einprägen, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Staates zu schützen; dieses müsse sogar zu einem Gegenstande der Nationalerziehung gemacht werden. Und als er die Stammliste des preußischen Heeres las, erregte es sein entschiedenes Mißfallen, daß noch $2^1/_2$ Mill. Einwohner kantonfrei wären. Von demselben Gesichtspunkte wie Stein läßt sich Boyen in seiner Auffassung der allgemeinen Wehrpflicht leiten; er erblickt in ihr vor allem ein Gebot der Gerechtigkeit, aber auch das einzige Mittel, die tiefe Kluft zwischen Heer und Volk zu überbrücken. „Ich glaube," so lautet eine Aufzeichnung des ostpreußischen Hauptmanns aus jener Zeit, „daß keine andere Exemption im Kantonwesen stattfinden sollte, als daß man für ausgezeichnete Dienste höchstens dem Vater erlaubte, einen Sohn zu befreien." Es wurde sogar schon der Gedanke ausgesprochen, zu dessen Verwirklichung Boyen als erster preußischer Kriegsminister den Grund legen sollte. Ein Freund Scharnhorsts, von der Decken, begründete diesen Gedanken in seinem Werke „Über das Verhältnis des Kriegsstandes zum Zwecke des Staates". Er beschränkte die allgemeine Wehrpflicht nicht auf die Kriegszeit, nicht auf die Miliz, sondern er stellte die Forderung auf, „das gesamte Volk durch die Friedensschule des stehenden Heeres gehen zu lassen".

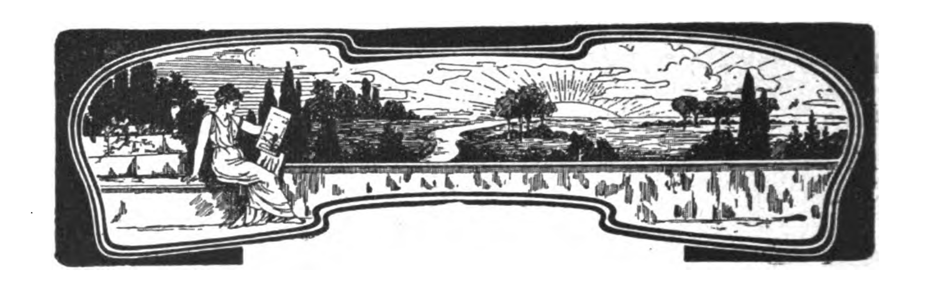
Die überwiegende Mehrheit der Offiziere erblickte aber in solchen Plänen eine große Gefahr für die preußische Armee. In dieser Auffassung wurde sie durch ihr Urteil über das französische Volksheer noch bestärkt. Nach ihrer Ansicht hatte sich die Armee, der Friedrich der Große die Niederlage von Roßbach bereitet hatte, durch ihre nationale Umgestaltung durchaus nicht zu ihrem Vorteil verändert. Selbst durch die glänzenden Erfolge von Ulm und Austerlitz ließen sich die Gegner einer

volkstümlichen Reform nicht eines besseren belehren, waren ja diese Siege über die Österreicher und Russen gewonnen worden. Daß die französische Armee sich mit der preußischen nicht messen könne, war ihre unerschütterliche Überzeugung. Zu diesem Ergebnis gelangte auch ein Aufsatz, der damals in der Minerva von Archenholz erschien. Der Verfasser suchte die gepriesensten Vorzüge des französischen Heeres ihres Nimbus zu entkleiden: das Tirailleurgefecht und das Requisitionssystem hätten sich nur unter besonders günstigen Umständen bewährt; jenes müsse in der Ebene, dieses in einem unfruchtbaren Lande völlig versagen. Sogar die Feldherrngröße Napoleons betrachtet er mit recht kritischen Augen; er kann in den Kriegsplänen des Korsen nichts Außerordentliches entdecken, nur dessen hohe Energie erkennt er an, zweifelt jedoch nicht, daß die preußischen Führer sich ihm darin gewachsen zeigen würden. Selbst die militärische Gesellschaft, in der doch auch die Neuerer zahlreich vertreten waren, hatte in einer Debatte, die aus Anlaß der Besetzung Hannovers durch Napoleon stattfand, ein ähnliches Verdikt über die französische Armee gefällt. Und zwar hatte damals Scharnhorst den einleitenden Vortrag gehalten. Dieser Offizier, der die militärischen Errungenschaften der Revolution so hoch schätzte, gestand dennoch dem preußischen Heere eine Reihe siegverheißender Vorzüge zu: die straffe Zucht und Ordnung, die Wucht im Angriff geschlossener Massen, die edlere Art des Offizierkorps. Da ist es nicht zu verwundern, daß sich die Kreise, die sich als Erbpächter der alten preußischen Traditionen betrachteten, über die Franzosen in den derbsten Ausdrücken ingrimmigster Verachtung ergingen. Hatten die preußischen Offiziere Gelegenheit, die Fremden aus nächster Nähe zu beobachten, wie in Hannover im Jahre 1805, dann war dieser Anblick nur geeignet, ihre Siegeshoffnungen zu steigern; denn die aus der Schule der Revolution hervorgegangenen und nur für den Krieg ausgebildeten Truppen machten auf die preußischen Paradesoldaten den Eindruck der Verwilderung und Zuchtlosigkeit. „In drei Monaten,“ schrieb damals der Major von Kamptz an Knesebeck, „peitschen wir die Kerls mit zwei Dritteil Force über den Rhein, darauf wette ich meine Seligkeit. Es sind immer noch die alten Roßbacher, wenn man sie nur aufs Leder geht.“

Diese Verblendung hätte allein schon jeden Versuch einer durchgreifenden militärischen Reform lähmen müssen. Aber selbst die Einsichtigsten unter den Offizieren wünschten eine Besserung nur in einzelnen Zweigen des Heerwesens. Daß der Armee nur durch eine völlige Neugestaltung zu helfen sei, dieser Gedanke lag auch den fortgeschrittensten Kreisen völlig fern. Und doch befand sie sich in einer Verfassung, daß sie entweder in ihren wesentlichsten Einrichtungen unverändert bleiben oder von Grund auf erneuert werden mußte. Denn alle Glieder dieses Baues waren so innig miteinander verknüpft, daß, wenn

dieser oder jener Teil durch einen zeitgemäßeren ersetzt werden sollte, das Ganze zusammenzustürzen drohte. So war ja eine Umgestaltung der Kriegszucht, der Gefechtsform und des Verpflegungswesens undurchführbar, solange die Ausländer den Kern des Heeres bildeten. Ihre Verabschiedung aber, ihre völlige Ersetzung durch Inländer hätte das Ende der alten Armee bedeutet. Auch stand das Heerwesen in einem engen Zusammenhange mit der Staats- und Gesellschaftsordnung, mit der ständischen Gliederung Preußens. Eine Verlängerung der Dienstzeit der Inländer bedrohte, da ihre Durchführung erhöhte Mittel verlangte, die Steuervorrechte des Adels und mußte zugleich sein Verfügungsrecht über die Arbeitskraft der untertänigen Bauern beschränken. Am empfindlichsten aber hätte ihn die unbeschränkte Zulassung der Bürgerlichen zu den Offizierstellen getroffen. Welchen weitgreifenden Einfluß hätte gar erst die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auf Staat und Gesellschaft ausgeübt! Sie mußte zum Umsturz der gesamten ständischen Ordnung, zur Beseitigung ihrer trennenden und hemmenden Schranken führen; denn sie setzte ein allgemeines, gleichberechtigtes Staatsbürgertum voraus. So konnte eine Reform des Heeres nicht ohne die Umgestaltung von Staat und Gesellschaft erfolgen. Aber die alten militärischen und politischen Institutionen behaupteten sich noch mit solcher Zähigkeit, daß nur der jähe Zusammenbruch den Raum für einen Neubau schaffen konnte.





Gedichte.

Von

A. K. T. Tielo.

— Tilsit. —

Auf nachtumhülltem Boote.

Heimgeht's auf nachtumhülltem Boote,
Der Gäste Sonntagsjubel schweigt;
Schwarz über mir aus rundem Schlote
Des Rauches Knäuel-Wolke steigt.

Heim geht es auf demselben Flusse,
Der mich beim ersten Frührotflug
Hinaus zum schwelgenden Genusse
Der goldgetönten Ferne trug.

Dieselben Ufer seh' ich wieder.
Nur hat sich tief ihr Grün vermummt;
Die roten Lippen ihrer Lieder
Sind in der Finsternis verstummt.

Und Stimmen, die mit mir gesprochen
Im Morgenschein, umhallen mich
Von kühlen Bänken wie gebrochen
So fremd und welk und wunderlich.

Selbst die Gedanken, die ich dachte
Im Frühlicht, frisch wie Maienwald —
Weh'n um den Kiel hin wie verwachte,
Verlor'ne Schäume bleich und alt.

Schon klingt die große Wanderweise
Vor mir in Duft und Dunkel aus,
Und nichts als heim begehrt die Reise
In all dem müden Räderbraus . . .

*

Daheim.

Empor längs grauen, ausgetret'nen Stiegen!
Der Boden dämmert, eine Türe knarrt:
Mein altes Zimmer öffnet sich verschwiegen,
Vorm Fenster sich vertraute Wipfel wiegen —
Und hinter mir vergrollt die Großstadtfahrt.

Die Wanduhr träumt, von Spinngeweb' umschlungen,
Nun stör' ich sie empor zu neuem Lauf! —
Sie schwingt. Sie schlägt. Und wie ihr Gruß erklungen,
Aus staubigen Ecken steh'n Erinnerungen
Mit stillen, großen Kinderaugen auf.

Und regt sich's nicht, wie wenn ein Wunsch mich riefe? —
Versonnen kram' ich aus dem Bücherspind
Ein Bündel Hefte, Bilder, rosa Briefe,
Schon angegilbt, und doch, aus ihrer Tiefe
Mich noch ein zarter Thymianduft umrinnt.

Und wieder les' ich, was ich einst geschrieben:
Voll Schnörkelschwung — mein erstes Lenzgedicht! —
Aus dunkeln Rahmen lächeln meine Lieben
Auf meinen Tisch: „Wir sind dir treu geblieben" . . .
Und meine Jugend hebt ihr Angesicht.

Ich bin daheim und wieder ganz mein eigen.
Verscholl'nes steigt empor mit leisem Schritt.
Mein Blatt erglänzt. Und schöne Schatten neigen
Sich über meine Schulter durch das Schweigen,
Und längst verfärbte Lippen lesen mit.

*

Spätsommer.

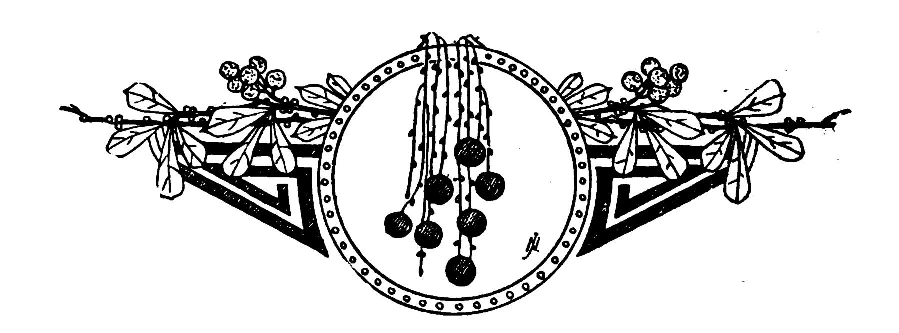
Bevor mir kühl die blaue Finsternis
Des Morgentraums ein Wipfelrausch zerriß,
Spürt' ich aus einem bunten Tanz von Stimmen
Ein wunderliches Wort herüberglimmen:
„Du wähntest Stunden — und es wurden Jahre" —

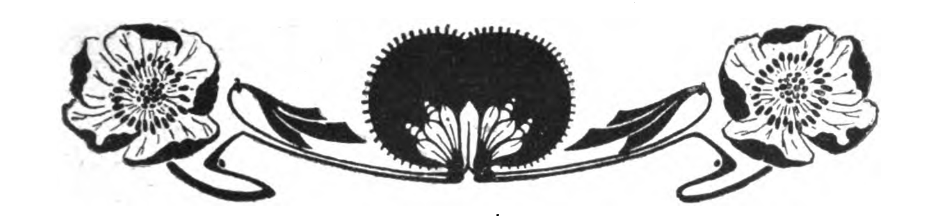
Ich lachte laut. Fort mit der leichten Ware! —
Doch wie ich heute stürme, stürze, haste,
Es kränzt mich etwas wie mit düsterm Mohn . . .

Anlockt mich das Klavier. Tief bebt die Taste,
Aus Wehmutsweiten irrt ein dunkler Ton . . .
O Herz! Wie haben Großes wir gewollt! —

Du horchst . . . So hättest Du Dich ausgegrollt? —
Vergaß Dein Stolz? — Dein Sommer blaß verschäumt,
In dumpfem Dämmer kaum ein Echo träumt,
Mein Herz? —

Ein Wind wühlt mir im feuchten Haare
Und lüftet kalt des Fensters falbes Laub:
„Du wähntest Stunden — und es wurden Jahre!" —
Und müde Blätter rieseln in den Staub.





Gelinktheit und Ambidextrie.

Von

Leopold Katscher.

— Berlin. —

Ueber dieses pädagogisch und naturwissenschaftlich wichtige Stoffgebiet, das ich seit Jahrzehnten verfolge und behandle, liegen mir mehrere neuere Veröffentlichungen tüchtiger Fachmänner vor:

1. Dr. Fritz Lueddeckens: Rechts- und Linkshändigkeit. Mit elf Figuren. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

2. Die geschulte Hand und die Ambidextrie. Von Dr. A. Kupferschmid. M.-Schönberg, Franz Slawik.

3. Dr. A. Kupferschmid: Finger- und Handfertigkeit (Cheiropädie). Mit 50 Illustrationen. Berlin, Max Richter.

4. H. Bloomfield Bare: **Bimanual training.** (Abhandlung im „International Studio".)

5. **About righthandedness. By Dr. Andrew Wilson.** (Kapitel in seinem Buche „**The light side of science**". **London, James Bowden.**)

Während die Schriften von Fritz Lueddeckens und Andrew Wilson lediglich die theoretisch-wissenschaftlichen Seiten der einschlägigen Fragen besprechen, werden in den übrigen Schriften hauptsächlich die erziehlich-praktischen Nützlichkeitsseiten zur Sprache gebracht. Da nun in allerletzter Zeit in mehreren Ländern verschiedentlich Schritte getan worden sind, die auf eine Verwirklichung gewisser guter Vorschläge hinsichtlich des Doppelhändigkeits-Unterrichts abzielen, benutze ich gern den Anlaß, auf den, auch an sich schon sehr interessanten Gegenstand an dieser Stelle zurückzukommen. Ich greife der Vollständigkeit halber dabei auch auf frühere Autoren zurück.

Der Mensch bevorzugt bei allen wichtigeren Verrichtungen die rechte vor der linken Hand. Mit der Rechten hält er das Schwert, die Werkzeuge, die Feder, mit ihr schüttelt er anderen die Rechte, sie benutzt er zum Gestikulieren, zum Segnen, bei allerlei Zeremonien usw. Als Ehrenplatz gilt der Platz zur Rechten. Der Deutsche und der Franzose nennen einen Ungeschickten „linkisch", und in mehreren anderen Sprachen ist „Unbeholfenheit" gleichbedeutend mit „Gelinktheit". Das englische „sinister" — unheilvoll (böse) bedeutet im Lateinischen „linkshändig".

Thomas Carlyle schrieb kurz vor seinem Tode: „Welch merkwürdig bevorzugte Rolle doch die rechte Hand bei der ganzen Menschheit spielt! Wir haben es da wahrscheinlich mit der absolut ältesten menschlichen Einrichtung zu tun. Ich bin neugierig, ob es irgend ein Volk gibt, das zwischen den beiden Händen keinen Unterschied macht. . . . Warum gerade die Rechte gewählt wurde, ist eine unlösbare Frage, deren Aufwerfen nicht lohnt, es sei denn, daß man sie wie ein Rätsel behandle. Wahrscheinlich rührt die Sache von Kämpfergewohnheiten her, denn die Rechte schützt das Herz und dessen Umgebung am besten und ist zum Schildfangen am geeignetsten."

Was der „Weise von Chelsea" als eine Art unlösbaren Rätsels betrachtete, haben viele seitherige Forscher für sehr ergründenswert gehalten. Insbesondere der hervorragende Gelehrte Sir Daniel Wilson, der denn auch eine plausible Aufklärung beibringt, und zwar in seinem vor etwa 14 bis 15 Jahren erschienenen vortrefflichen Werk „Lefthandedness" („Die Gelinktheit"), in welchem er, der selber linkshändig war, die Ergebnisse theoretischer Untersuchungen mit denen praktischer Beobachtungen an sich selbst vereinigte.

Bekanntlich gibt es viele gelinkte Leute — woher rührt dies? Ist der allgemeine Gebrauch der Rechten lediglich die eingewurzelte, vererbte Folge einer uralten Gewohnheit der Menschen? Oder beruht er auf natürlichen, also mehr oder minder unabänderlichen Ursachen physischer, konstitutioneller Art? Um hier Klarheit zu schaffen, muß man zunächst untersuchen, in welchem Maß die Rechtshändigkeit vorgeherrscht hat und noch vorherrscht, beziehungsweise, ob es je eine Zeit gab, in welcher die beiden Hände einander gleichgestellt waren, oder ob dies überhaupt nie der Fall war. Der 1883 verstorbene berühmte Romancier Charles Reade, der beide Hände gleich geschickt zu benutzen verstand und mit Recht eifrig für die Erziehung der Jugend zur praktischen Zweihändigkeit eintrat, erklärte sich in seinem Buche „Der künftige Mensch" für die erstere Annahme (daß früher kein Unterschied gemacht wurde) und behauptete, daß es noch jetzt barbarische Stämme gebe, denen die Bevorzugung einer Hand unbekannt sei. Hiernach wäre die Bevorzugung also ein Ergebnis künstlicher, später ererbter Angewöhnung. Sir Daniel Wilson, der dem Gegenstand ein langjähriges Studium widmete, ist

seinerseits zu ganz anderen Schlüssen gelangt als Reade, und zwar auf Grund archäologischer, paläontologischer, philologischer, geologischer und geschichtlicher Forschungen.

Was die vorgeschichtlichen Höhlenbewohner aus der Steinzeit betrifft, so waren dieselben nach Wilson, der ihre Feuerstein-Werkzeuge auf das sorgfältigste geprüft hat, mit seltenen Ausnahmen rechtshändig. Dasselbe folgerte er aus zahlreichen Andeutungen in allen bekannt gewordenen ältesten und primitivsten Sprachen, sowie in antiken Handschriften. Der Umstand, daß eine Reihe von orientalischen Sprachen — darunter das Hebräische — nicht von links nach rechts, sondern umgekehrt geschrieben werden, könnte im ersten Augenblick auf Gelinktheit schließen lassen, allein nähere Untersuchung widerlegt diese Vermutung. Jene Schriften sind nämlich nicht fortlaufend, das heißt die Buchstaben werden nicht miteinander verbunden, bleiben vielmehr getrennt, so daß es geradezu naturgemäßer ist, daß sie mit der Rechten geschrieben werden. Einige altägyptische Denkmäler scheinen bei oberflächlicher Betrachtung auf Gelinktheit hinzudeuten; eingehendes Studium ergibt aber, daß das irrig ist. Während nämlich ein rechtshändiger Künstler das Gesicht eines Profils, das er zeichnet, begreiflicherweise links anbringen wird, zeigen manche ägyptische Reliefs nach rechts gewandte Gesichter; aber die Ursache ist nicht in etwaiger Gelinktheit der betreffenden Bildhauer zu suchen, sondern in architektonischen Effektrücksichten. Auch dort, wo eine Gestalt eine Feder oder ein Schwert in der Linken hält, haben wir es nur mit Ausnahmen zu tun, welche lediglich auf Rücksichten der Symmetrie oder Perspektive zurückzuführen sind. Wo derartige Erwägungen unnötig waren, findet sich stets die Rechte bevorzugt. Bezüglich der auf eine längst entschwundene Kultur hinweisenden zentralamerikanischen Denkmäler ist zu bemerken, daß die steinernen Gestalten zumeist nach links blicken, also von rechtshändigen Künstlern gemeißelt worden sein dürften.

Für das Alter und die Allgemeinheit der Rechtshändigkeit sprechen auch einzelne Bezeichnungen der Himmelsgegenden in verschiedenen Sprachen. So zum Beispiel bedeutet das hebräische Wort „jamin" sowohl „Süden" als auch „rechte Hand". Das Gleiche gilt von dem sanskritischen „Dakschina", dessen Ableitungen wir in den meisten indoeuropäischen Sprachen finden, und ähnlichem begegnen wir auch anderwärts. Diese Doppelbedeutung rührt davon her, daß die betreffenden Völker sich durch die Richtung des Sonnenaufganges orientierten und dabei den Süden natürlich zur Rechten hatten. Aus alledem folgert Wilson, daß die Rechtshändigkeit kein Zufall, keine bloße Gewohnheit, sondern in unserer physischen und geistigen Natur begründet ist. Wenn also die Angeln und Klinken der Türen, die Windungen des Korkziehers, die Zusammenstellung der Schere und tausend andere Dinge auf die Rechte berechnet sind, so habe das seine triftigen Ursachen.

Diese Folgerung eines natürlichen Grundes brachte Sir D. Wilson dazu, die Entdeckung der Beschaffenheit desselben anzustreben. In diesem Punkt herrscht große Meinungsverschiedenheit. Während zum Beispiel der hervorragende Anatom Barclay vor einigen Jahren die Ansicht aussprach, daß der linken Seite des Körpers Blut in geringerer Menge und minder regelmäßig zufließe als der rechten — da die Adern der linken Seite die große Pulsader durchqueren müssen, um zur Blutkammer zu gelangen —, verfocht der Glasgower Universitätsprofessor Buchanan die Lehre, die Rechtshändigkeit sei bedingt durch mechanische Gesetze, welche mit dem Bau und der Lage der Eingeweide zusammenhängen; so habe die rechte Lunge drei, die linke bloß zwei Flügel; auch liege die Leber, das schwerste Organ des Körpers, rechts. Dr. Struthers sucht die Buchanansche Theorie dadurch zu bekräftigen, daß er das Gewicht der rechts von der Medianader liegenden Eingeweide für um $22^3/_4$ Unzen (zirka 670 Gramm) schwerer erklärt, als die linksseitigen. Aber die genannten Gelehrten gaben, beziehungsweise geben selber zu, daß ihre Anschauungen nicht hinreichen, alle einschlägigen Erscheinungen zu erklären. Wilson räumt der Einrichtung der Eingeweide zwar einigen Einfluß ein, sucht aber den Hauptgrund anderswo, in dem Verhältnis zwischen den Händen und dem Gehirn. Die beiden Halbkugeln des letzteren arbeiten bekanntlich in entgegengesetzten Richtungen — als Mittelpunkte der Nerven- und der Muskelkraft, wobei die linke Halbkugel die rechte Körperseite beeinflußt und umgekehrt. Nun ist aber das linke Hirn größer und gewundener als das rechte; auch empfängt es seinen Blutzustrom unmittelbarer. Broca fand bei 40 Gehirnen den linken Vorderlappen schwerer als den rechten, und Boyd erzielte mit der Prüfung von 500 Gehirnen dasselbe Ergebnis. Aus alledem würde hervorgehen, daß dort, wo Gelinktheit vorhanden, ausnahmsweise die rechte Hirnseite schwerer ist als die linke. Begreiflicherweise suchte Wilson nach einer Gelegenheit zur praktischen Erprobung dieser Schlußfolgerung. Nach mehrjährigem Warten bot sich eine solche durch den Tod eines unverbesserlich linkshändigen Soldaten in Toronto (Kanada). Die Abwiegung des Gehirns ergab ein schwereres Gewicht der rechten Halbkugel.

Vor neun bis zehn Jahren stellte Dr. Rosenberger eine originelle Theorie auf, indem er das Überwiegen der rechten Hand in Zusammenhang brachte mit der scheinbaren Bewegung der Gestirne, dem Orientierungsbedürfnis des Menschen im Raume und der daraus sich ergebenden Notwendigkeit der künstlichen Scheidung des Körpers in zwei asymmetrische Hälften, eine linke, negative, und eine rechte, positive; ferner mit dem Umstande, daß der nach vorn ausgestreckte Arm des (zwecks Orientierung nach der Sonne schauenden) Bewohners höherer Breiten der nördlichen Halbkugel besser in der Lage ist, Rotations-

bewegungen im Sinne des Sonnenunterganges auszuführen, als der linke. Abgesehen von anderen Unwahrscheinlichkeiten, dürften Rosenbergers Vermutungen schon darum verfehlt sein, weil für die der nordhemisphärischen Rechtshändigkeit notwendig entsprechende Linksablenkung auf der südlichen Halbkugel auch nicht die geringsten Beweise vorhanden sind. Nicht besser steht es mit einem Erklärungsversuch, den ein Anonymus vor längerer Zeit in der Pariser „Nature" machte. Danach soll der Säugling häufiger an die stärker entwickelte rechte Mutterbrust gelegt werden, somit der rechte Arm, weil weniger beengt, in der Lage sein, öfter spontane Bewegungen auszuführen und so früher zu erstarken, als der linke. Die Lehrbücher der Anatomie wissen davon nichts; persönliche Erkundigungen bei Fachleuten ergaben zum Teil negatives, zum Teil gegenteiliges Resultat. Ebensowenig ist die Hypothese nachzuweisen, daß die Kinder in der Jugend mehr auf dem rechten als auf dem linken Arm getragen werden.

Nach Volk steht „die stärkere Ernährung der linken Hirnhälfte, welche das Nervenzentrum für die rechte Körperhälfte ist," mit der Rechtshändigkeit in Beziehung. Nach Viervliet „nimmt auch das Nervensystem an der Asymmetrie teil". Buschan schreibt in einem Aufsatz („Umschau" 1902): „Beim erwachsenen Menschen ist in den weitaus meisten Fällen die rechte Körperhälfte stärker entwickelt, wobei das linke Bein eine Ausnahme macht. . . . Die Fähigkeit des Nervensystems ist immer auf der gleichen Seite erhöht, wo die Entwickelung der Gliedmaßen die stärkere war. Niemals ist ein Rechtser mit seinem Gehör, seiner Sehkraft usw. ein Linkser. Auch die Rechts- und Linkshändigkeit ist angeboren, und man ist nicht imstande, durch Erziehung einen Linkser zu einem Rechtser zu machen und umgekehrt."

Die „Angeborenheit" leugnen mehrere andere Forscher; auch wird wiederholt behauptet, daß man einen Linkser zu einem Rechtser machen könne. Unter den von den deutschen Ärzten Langstein und Hecht untersuchten zahlreichen Rechts- und Linkshändern befand sich ein junger Soldat, der ursprünglich gelinkt war und sich bei Erlernung seines Handwerks und später während des Militärdienstes den vorwiegenden Gebrauch der Linken — allerdings mit Mühe — abgewöhnt hatte und seit Jahren flott mit der Rechten arbeitete. Immerhin bediente er sich, so oft er besonderer Geschicklichkeit bedurfte, der Linken. Nicht nur durch Angewöhnung, sondern auch durch hypnotische Suggestion scheint man die Linkshändigkeit los werden zu können. Einen einschlägigen Versuch machte ein Arzt mit einer vierjährigen Gelinkten. In der Hypnose wurde die rechte Hand des Kindes gefaßt und man befahl ihm, von nun an nur mehr diese zu gebrauchen. Die Wirkung der Suggestion war eine überraschende, da das Mädchen von jetzt an häufiger die rechte Hand zu gebrauchen begann und seit der nach wenigen Tagen vorgenommenen

dritten Sitzung dauernd rechtshändig war und geblieben ist. „Ganz abgesehen," heißt es in einem Referate der „Wiener klinischen Wochenschrift", „von dem therapeutischen Erfolge, ist dieser Fall deshalb von besonderem Interesse, weil aus dem Effekte der Behandlung einer Linkshändigkeit durch Suggestion die Tatsache sichergestellt zu sein scheint, daß auch da, wo sich die Linkshändigkeit gleich im Kindesalter entwickelt hat, ursprünglich eine gleichwertige Anlage beider Hirnhemisphären bestehen kann. Dieser Fall spricht aber nicht nur gegen das Übergewicht der rechten Hirnhälfte als Ursache der Linkshändigkeit, sondern auch dafür, daß es jedenfalls der Erziehung möglich sein muß, gleich von Beginn an einer Linkshändigkeit vorzubeugen."

Beachtung verdienen folgende Ausführungen, welche ein Ungenannter vor mehreren Jahren in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichte und welche an die weiter oben erwähnte Carlylesche Vermutung erinnern: „Die Präponderanz der rechten Hand ist eben nichts uranfänglich Gegebenes, sondern eine Errungenschaft der Kultur, ein Resultat der fortschreitenden körperlichen und geistigen Differenzierung und Arbeitsteilung. Als der Mensch zum Menschen ward, als der Bau seines Körpers ihn befähigte und zwang, aufrecht zu gehen, hatte die rechte Hand wohl dieselbe Bedeutung wie die linke. Während den Beinen und Füßen, als den Organen der Fortbewegung, gleiche Rechte und Pflichten bis heute zukommen, schied sich die zur reicheren Entfaltung bestimmte Tätigkeit der Arme und Hände also, daß der linken Hand mehr die passive, haltende, schützende, der rechten die aktive, zufassende, angreifende Rolle zufiel. Die Präponderanz der rechten Hand dürfte von Haus aus sogar eine sekundäre Erscheinung sein: die Notwendigkeit, im Kampf gegen Mensch und Tier den edelsten Teil des Körpers, das Herz, durch die bewehrte oder unbewehrte Linke zu schützen, wurde auf allerniedrigster Kulturstufe — Kampf war damals die Losung; für die Orientierung sorgte der urmenschliche Instinkt besser, als das Anschauen der Gestirne — die Veranlassung, Keule und Beil, Messer und Spieß in die Rechte zu nehmen. Diese Gewohnheit übertrug sich auf friedliche Beschäftigungen. Seit jenen Tagen beginnenden Menschentums hat sich, auch nachdem die primäre Ursache größtenteils weggefallen, das Übergewicht der rechten Hand durch Vererbung und Erziehung unter den Kulturvölkern immer mehr herausgebildet und befestigt. Bei Naturvölkern dagegen tritt diese Differenzierung zuweilen noch heute weniger deutlich hervor, wie denn auch zum Teil bei denselben die Scheidung der vorderen von den hinteren Gliedmaßen minder scharf durchgeführt ist (Greiffuß). In ähnlicher Lage befinden sich unsere Kinder, die zum Gebrauche und zur konventionellen Höherwertung der Rechten geradezu erzogen werden müssen. In letzter Linie bildet also die Organisation

des menschlichen Körpers: die Lage des Herzens, vielleicht auch mitwirkend die Beschaffenheit der Aorta, verbunden mit Beziehungen des Menschen zur Außenwelt, die primäre Veranlassung zur kräftigeren Entwickelung des rechten Armes, zur größeren Geschicklichkeit der rechten Hand; kulturelle Faktoren kamen hinzu."

Ich wende mich nunmehr zu den eingangs aufgezählten neuesten Schriften über den Gegenstand. Eine ganz neue Theorie stellt Dr. Andrew Wilson auf. Anknüpfend an die Tatsache, daß die die Bewegungen des rechten Armes beherrschenden Zentren dicht neben dem Sprachzentrum der linken Hirnhälfte liegen, fragt er: „Ist es nicht wahrscheinlich, daß die Überlegenheit unserer rechten Körperhälfte in ihrem Wachstum gleichen Schritt gehalten hat mit der Entwickelung der Sprache?" Er leugnet das Hervorgehen der Rechtshändigkeit aus der andauernden Übung im Gebrauch der Rechten von Kindheit auf und betrachtet sie als ein Ergebnis der Evolution aus der Doppelhändigkeit heraus. Für die Linkshändigkeit, welcher Daniel Wilson ein eigenes Buch gewidmet hatte, bringt Andrew Wilson keine Erklärung bei.

Desto eingehender sind die von Lueddeckens beigebrachten Erklärungen sowohl für die Gelinktheit als auch für die Rechtshändigkeit. Das Buch dieses Arztes ist die wissenschaftlich wertvollste aller bisherigen Schriften über den Gegenstand und dürfte berufen sein, grundlegend zu wirken. Die Behandlung der Sache durch L. ist eine durchweg anatomische, und zwar eine viel zu streng fachliche, als daß in einem für ein größeres Publikum berechneten Aufsatz näher in die Einzelheiten eingegangen werden könnte. Daher kann ich hier, so hochinteressant das Buch auch in allen Teilen sei, nur die Schlüsse und Ergebnisse berücksichtigen, zu denen der Verfasser nach gründlichen Forschungen gelangt. Der rote Faden, der sich durch seine Darlegungen zieht, ist die absolute Verwerfung der Möglichkeit, daß die Rechts- bezw. Linkshändigkeit auf Angewöhnung beruhen könne. Unter anderem sagt er, „ohne weiteres unhaltbar" sei die Auffassung, daß der Mensch bei ursprünglich gleicher Funktion beider Hemisphären des Gehirns die Mitarbeit der einen immer mehr einschränke und sich an den ausgiebigeren Gebrauch der einen Hand gewöhne. Schon die anatomische Tatsache, daß das Zentrum für die Sprachmuskulatur nur auf einer Seite des Gehirns — bei den Rechtsern bloß auf der linken Seite — zu vollkommener Entwickelung kommt, schließe die Richtigkeit der Angewöhnung der Rechtshändigkeit aus.

L. wendet sich gegen die verbreitete Meinung, als handle es sich bei der Linkshändigkeit um eine auf die Hand beschränkte Erscheinung. Vielmehr komme dabei die physiologische Beschaffenheit der ganzen linken Seite in Betracht, die bei den Linksern die gleichen Merkmale aufweist wie bei den Rechtsern die rechte. Diese These, welche L. im Detail zu bekräftigen versucht, bildet, in Verbindung mit dem auch von Volk und

Viervliet bejahten Vorwiegen der linken Hirnhälfte gegenüber der rechten als Haupterklärungsgrund der Rechtshändigkeit, den Grundzug seiner Forschungsergebnisse. Bei ihrer Verfechtung zieht er außer der Hand, dem Arm und dem Hirn auch das Rückgrat, das Ohr, das Sprechen, das Gehen, den Schlaf, die seelischen Vorgänge, die ganze Muskulatur usw. zur Untersuchung heran, am ausführlichsten jedoch das Auge. Durch zahlreiche Beobachtungen ist er dazu gelangt, die Linkshändigkeit in der Regel an einer Erweiterung der linken Pupille zu erkennen. Die das Auge betreffenden Mitteilungen sind die wissenschaftlich wichtigsten und gediegensten des Buches.

L. betont, daß auch James Mark Baldwin „die Prävalenz der linken Hirnhälfte" für die natürliche Ursache des Vorherrschens der Rechtshändigkeit hält, und er führt aus dem Buche dieses hervorragenden Erforschers der Geistesentwickelung des Kindes interessante Versuche an, die B. mit seiner eigenen Tochter in deren frühestem Alter anstellte. Zunächst ließ er das Kind nicht immer auf demselben Arme tragen. Dann brachte er es vom vierten bis zehnten Monat täglich zu einer bestimmten Zeit in eine bequeme sitzende Stellung und ließ es nach den verschiedensten Gegenständen greifen. In dieser Zeit fand er gar keine Bevorzugung einer Hand, wobei allerdings zu beachten ist, daß dem Kinde dabei noch keinerlei Muskelanstrengung zugemutet wurde. Sobald nun die bisher innegehaltene Entfernung von 10 Zoll auf 12 bis 15 vergrößert wurde, äußerte die Kleine sofort eine außerordentliche Vorliebe für die rechte Hand. Während sie bei den Versuchen des ersten Zeitabschnittes 577 mal mit der rechten, 568 mal mit der linken und 1042 mal mit beiden Händen zugleich zugegriffen hatte, benutzte sie in der zweiten Periode bei der größeren Entfernung der Gegenstände bei 80 Versuchen 74 mal die rechte, dagegen nur 5 mal die linke Hand und nur ein einziges Mal beide Hände zugleich. Bei einer Entfernung von 13 bis 15 Zoll bediente sie sich beim Greifen überhaupt nur noch der rechten Hand. Bei Verschiebungen nach links griff die rechte Hand mit um so größerer Anstrengung in den Bereich der linken über, während die linke noch weniger gebraucht wurde.

Die Rechtshändigen schlafen zumeist nur auf der rechten Seite gut und bekommen, nachdem sie auf der linken viel schwerer eingeschlafen, dann häufig unangenehme Träume, zuweilen auch Albdrücken. Die Gelinkten dagegen schlafen gewöhnlich nur auf der linken Seite gut. Bei diesen ist der höhere Blutdruck in der rechten, bei jenen der in der linken Kopfhälfte die Ursache. Und ähnlich entspricht nach L., wie gesagt, die Beschaffenheit der linken Seite bei den Linksern in allen Einzelheiten der der rechten bei den Rechtsern. „Ich war verblüfft," schreibt L. auf Grund eines reichen Beobachtungsmaterials, „bis zu welchem Grade eine Übereinstimmung zwischen beiden Zuständen wie zwischen einem Gegenstand

und seinem Spiegelbild nachzuweisen war." Großes Gewicht legt er bei der Gelinktheit auch auf die Vererbung. Er gibt Daten und Tabellen, aus denen das häufige Vorkommen der Linkshändigkeit in einer und derselben Familie in vielen Fällen hervorgeht. Hinsichtlich der Gelinktheit bei Schulkindern bemerkt er unter anderem: „In der Schule zeigt sich in der Regel bald, ob man es mit einem Linkshänder zu tun hat, und zwar auffallenderweise häufig beim Schreiben. Wenn sie auch oft mit vieler Mühe die der Rechtshändigkeit angepaßten Schriftzüge mit der rechten Hand schreiben lernen, so hat doch ein großer Teil von ihnen die Neigung, sich dabei der linken zu bedienen. Später, wenn sie merken, daß es sich schlecht gegen die Spitze der Feder schreibt, fangen sie vielfach an, von rechts nach links in sogenannter Spiegelschrift zu schreiben, wobei sie bei einem verhältnismäßig sehr geringen Aufwand von Übung manchmal eine auffällige Geläufigkeit erlangen. . . . Eine linkshändige schwachsinnige Schülerin im Alter von 12 Jahren gab auf die Aufforderung, ihren Vor- und Zunamen mit der linken Hand zu schreiben, dieselben in Spiegelschrift wieder, und als ihr eine Kirche mit dem Turm nach links und dem Hause nach rechts vorgezeichnet wurde, fing sie mit der linken Hand von rechts an und brachte zuerst den Turm, dann nach links gehend das Haus aufs Papier. Sie hatte in der Schule rechtshändig richtig schreiben wie auch stricken gelernt; doch verfiel sie zeitweilig auch darauf, mit der linken Hand zu stricken. Sie strickte dann, anstatt von dem Mittelpunkte nach links, von diesem aus nach rechts gehend. Hierbei nahm sie den Faden auf die rechte Hand (statt wie üblich auf die linke) und gab durch Verdrehung desselben der Masche eine der normalen entgegenlaufende Richtung. Solche Fälle von Spiegelstricken — in derselben Schule war früher schon einer beobachtet worden — dürften selten sein. Jedenfalls aber beweisen sie, welche technischen Schwierigkeiten die Linkshändigkeit selbst bei Schwachsinnigen instinktiv zu überwinden vermag, um sich zur Geltung zu bringen."

Was die Zahl der Gelinkten betrifft, so wird sie von Flechsig auf nur 3, von Biervliet aber auf 22 Prozent geschätzt. Die Wahrheit dürfte auch hier in der Mitte liegen. Es gibt mehr Linkshändige, als man gewöhnlich annimmt, jedoch wohl schwerlich mehr als 10 Prozent. Bisher hat noch niemand umfassende, sich auf Tausende erstreckende Statistiken aufstellen können — und nur solche würden verläßlich sein — weil kein Forscher mehr als Hunderte beobachtet und verglichen hat. Leider wird die Gelinktheit von vielen unwissenden Lehrern und Ärzten für eine üble Kindergewohnheit gehalten, die man nötigenfalls mit Gewalt beseitigen müsse. Ganz sinnlos werden die seltsamsten Mittel angewendet, um den doch völlig harmlosen vorwiegenden Gebrauch der Linken zu unterdrücken — meist ohne jeden Erfolg. In diesem Belang schreibt Lueddeckens:

„Viele meiner Linkshänder klagten über die unverdienten Züchtigungen, die ihnen ihre Eigenheit in der Jugend eingetragen. . . . . Später, im praktischen Leben, hätten sie erst recht erkannt, wie unberechtigt, nicht nur überflüssig, die Strenge der Erzieher gewesen sei, denn es sei ihnen gerade im Beruf die Fähigkeit der linken Hand oft genug zugute gekommen, und sie seien häufig von anderen darum beneidet worden. Es ist auch in der Tat nicht einzusehen, warum man jemandem einen besonders geschickten Gebrauch der linken Hand abgewöhnen sollte. Im Gegenteil — abgesehen davon, daß gerade im Arbeiterstande Verletzungen der rechten Hand, nach denen die linke ergänzend eintreten muß, nicht selten sind, ließe sich unschwer nachweisen, daß in vielen Berufen, ob sie nun bloße Äußerungen der rohen Kraft oder besonderes Geschick und angelernte Fertigkeit erfordern, schon mit Rücksicht auf die Ermüdung einer Hand der Besitz einer zweiten ebenso brauchbaren von hohem Werte ist. Außerdem gibt es viele Gelegenheiten, wo der Gebrauch der linken Hand geradezu notwendig wird. . . . Man sollte also die Linkshändigkeit zu möglichster Vollkommenheit ausbilden. An den Gebrauch der Rechten gewöhnen wir uns ganz von selbst; für einen vorwiegenden Gebrauch der linken dagegen bestehen so gut wie keine äußeren Vorbedingungen."

Und hiermit hätten wir den Übergang gefunden zu dem verdienstlichen Hauptthema der drei anderen vorliegenden Schriften (Nr. 2, 3, 4): die planmäßige, zielbewußte Ausbildung der linken Hand behufs Erlangung größerer Arbeitskraft und Stärkung der linken Körperhälfte. Die Kulturmenschheit täte wirklich gut, der linken Hand mehr Beachtung zu schenken. Welcher Unsinn, die ohnehin so geringe Verwendung der Linken durch gedankenlose Absichtlichkeit noch mehr zu verringern! Dem kleinen Kind, wenn es unwillkürlich die Linke zum Händeschütteln und zu anderen Verrichtungen benutzt, verbietet man dies törichterweise und macht es so von vornherein rechtshändig, statt im Gegenteil darauf auszugehen, daß es von Anfang bewußt lerne, von beiden Händen einen möglichst gleichmäßigen Gebrauch zu machen. Man mache dem überlieferten Vorurteil gegen die linke Hand ein Ende! Künstler, Schriftsteller, Ärzte, Schreiber, Soldaten, Arbeiter jeder Art würden ungemein an Kraft gewinnen, wäre die Doppelhändigkeit im Schwang. Wie die Dinge jetzt liegen, sind die bloß Gelinkten gegenüber den bloß Rechtshändigen geradezu im Vorteil, denn sie — und nur sie — sind eigentlich doppelhändig, da infolge der üblichen verfehlten Erziehung auch ihre Rechte ziemlich ausgebildet ist, während die Linke bei ihnen sich von Natur flink zeigt. Möchten Schule und Haus bald veranlaßt werden, sich die systematische Ausbildung der vernachlässigten Linken zur Aufgabe zu stellen — einer Aufgabe, die zu den allerwichtigsten der modernen Pädagogik gehören sollte. Man lasse die Kinder jede Hand

nach Belieben gebrauchen und sehe direkt darauf, daß sie die Linke fleißig üben.

Diesen von mir seit langem verfochtenen Standpunkt nehmen auch Bare und Kupferschmid ein. Auch sie sind der Meinung, daß ein großer Teil der mechanischen Arbeit, die zumeist ausschließlich mit der Rechten geschieht, ebenso gut mit der Linken getan werden könnte, wenn diese genug geübt wäre, und daß eine solche Schulung einen Gewinn für die allgemeine Leistungsfähigkeit bedeuten würde. Offenbar könnte ein Arbeitender weniger rasch ermüden, wenn er in die Lage käme, beide Hände abwechselnd zu benutzen. Menzel malte mit beiden Händen gleich geschickt — mit der rechten in Öl, mit der linken in Wasserfarben. Königin Viktoria schrieb und zeichnete mit beiden Händen gleich gut. Bei Ambidextrie würde die erzwungene Muße wegfallen, welche bei Einhändern im Falle von Verletzungen usw. so oft notwendig wird, namentlich auch beim Schreiben, Zeichnen und Malen. Bezüglich des Unterrichts in der bildenden Kunst tritt der englische Kunstlehrer Bare (Nr. 4) entschieden für die Ausbildung beider Hände ein. Auch die Nützlichkeit der Zweihändigkeit in vielen anderen Arbeitsgebieten betont er nachdrücklich; er schätzt die Zahl der Gewerbe, Handwerke und sonstigen Beschäftigungen, bei denen die Doppelhandfertigkeit eine wichtige Rolle spielt, einschließlich Musik und Chirurgie, auf 240. Während in den meisten Ländern der Handfertigkeitsunterricht auf die Rechte beschränkt bleibt, sind nach Bares Mitteilungen England und die Union auf dem besten Wege, die Ambidextrie einzubürgern. „Die Schüler werden gelehrt, auf die Wandtafel große Kreise in einem Zug zu zeichnen — abwechselnd mit der einen und der anderen Hand. Muster werden auch mit beiden Händen zugleich gezeichnet. Verwickelte Formen werden umgedreht und rechts wie links zur Übung des Augenmaßes nachgebildet." In den Schulen von Philadelphia wurde der bimanuelle Unterricht schon vor 18 bis 19 Jahren eingeführt, und zwar erfolgt derselbe hauptsächlich mittels Wandtafelzeichnens, Lehmformens und Holzschnitzens. Jeder solche Lehrgang dauert bei einem halben Tag wöchentlich zwei Jahre. „Weit entfernt, den Fortgang der übrigen Studien zu hemmen, erweist sich dieser Kurs sehr nützlich, indem er die Haltung, den Charakter und den Geist der Kinder erheblich verbessert," bemerkt Bare.

Auch in Deutschland wird jetzt der Ausbildung der linken Hand endlich größere Aufmerksamkeit zugewendet. Die Kinder müssen bereits vielfach allerlei Figuren zuerst mit der einen, dann mit der anderen Hand ohne jede Unterstützung des Armes auf die Wandtafel zeichnen, was gar sehr zur Kräftigung der Muskeln des linken Armes beiträgt. In den Handwerkschulen lernen die Schüler das Sägen, Hobeln, Hämmern usw. mit beiden Händen gleich gut zu vollführen. Darauf, daß diese gute Sache in Deutschland allgemeiner verbreitet, in Österreich-Ungarn

aber — wo sie noch ganz neu ist — überhaupt erst eingeführt werde, arbeitet Kupferschmid, ein österreichischer Arzt, hin (Nr. 2 und 3). In seiner „Theoretisch-praktischen Anleitung zur Erhaltung und Ausbildung einer vollkommenen Finger- und Handfertigkeit“ behandelt er vorwiegend — und in äußerst dankenswerter Weise — die Ausbildung der Hände und Finger im allgemeinen mittels systematischer physiologischer Behelfe, während die Ambidextrie, wenngleich betont, eine Nebenrolle spielt. Dagegen ist die zweite Schrift ausschließlich diesem Gegenstand gewidmet, der von allen Seiten — der anatomischen, der pädagogischen, der hygienischen &c. — knapp, aber klar beleuchtet wird. K. hebt die schon von Lueddeckens, Bare, meiner Wenigkeit und anderen betonten Vorteile der Ambidextrie hervor, verweist bezüglich der Mittel zu ihrer Erreichung auf sein größeres Buch (eben Nr. 2) und zieht, was vielleicht noch niemand vor ihm getan, auch den Schreibmaschinen-Unterricht in den Bereich seiner Betrachtungen. Er setzt sich für eine vernünftige, praktische Reform desselben auf Grund einer rationellen Fingerausbildung ein und vertritt die Notwendigkeit der Benutzung beider Hände auch hier, damit die gegenwärtig nur sehr unvollkommen ausgenutzte Leistungsfähigkeit der Maschine aufs höchste gesteigert werden könne. Unter Hinweis auf die interessanten Veröffentlichungen des bekannten Fachmannes Otto Burghagen gibt K. beherzigenswerte einschlägige Winke. Der Schlußsatz der Broschüre lautet: „Finger- und Handfertigkeit kann nur durch systematische Gymnastik der Finger und Hände, nie durch rohe Naturgymnastik erreicht werden, und daher muß um so strenger der Unterricht in der ‚Ambidextrie‘ an dieses Prinzip sich halten, weil ja hier noch die Schwierigkeit der Übung mit der linken Hand hinzukommt.“

Wenn in Japan die Kinder mit beiden Händen schreiben, zeichnen &c. lernen, warum sollte es bei uns nicht möglich sein?! Besonders rasch wird, nebenbei bemerkt, das Schreiben mit der linken Hand erlernt. Wer einen Monat lang täglich fünfmal das Alphabet mit der Linken zu schreiben versucht, wird schon Achtenswertes leisten. Ähnliches gilt vom Nähen. Übrigens habe ich vor Jahr und Tag Schritte getan, um die Aufmerksamkeit sowohl der österreichischen als auch der ungarischen Unterrichtsverwaltung nachdrücklich auf die Ratsamkeit der Einführung der Doppelhändigkeits-Ausbildung zu lenken, und in England besteht seit 1903 ein großer und eifrig tätiger Verein zur Förderung des Doppelhändigkeits-Unterrichts. Hoffentlich trägt dieser mein Aufsatz recht viel zur Förderung der Reform bei!





Anna Maria von Schürmann.

Von

R. Reisser.

— Breslau. —

Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, als sei erst die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dem geistigen Streben der Frauen günstig gewesen. Schon im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hat der Bildungsdrang der Frauen und ihr Trieb nach literarischer Betätigung einen seltenen Höhepunkt erreicht. Anna Maria von Schürmann, ein Mädchen von vornehmer Herkunft, eine der merkwürdigsten Frauenerscheinungen der Weltgeschichte, kann getrost die erste Vorkämpferin der Frauenbewegung genannt werden; sie ist im siebzehnten Jahrhundert mit kühnem Freimut für ihr eigenes Geschlecht eingetreten, indem sie für dieses das Recht auf Bildung verlangte.

Als Tochter eines adeligen gelehrten Niederländers und einer deutschen Mutter aus angesehener Familie, erblickte Anna Maria von Schürmann am 5. November 1607 zu Köln, wohin ihre Angehörigen während des spanischen Kriegs von Antwerpen übergesiedelt waren, das Licht der Welt. Schon frühzeitig zeigte das Kind große Begabung gepaart mit unbezähmbarem Wissensdurst. Mit drei Jahren konnte sie lesen und lernte den Heidelberger Katechismus auswendig; sechsjährig überraschte sie die Ihrigen durch ihre Kunstfertigkeit Blumen und Figuren aus Papier zu schneiden, mit acht Jahren konnte sie sticken, und bald darauf hatte sie sich die Kunst Bilder zu schnitzen in hohem Maße angeeignet. Indem sie dem Unterrichte ihrer Brüder beiwohnte, hatte sie fast spielend das Lateinische erlernt. Als sie 1615 ihren Vater nach Utrecht begleitete, erregte die Bildung und Gelehrsamkeit des Kindes großes berechtigtes Aufsehen.

Nicht nur ein leidenschaftlicher Drang nach Sprachkenntnissen erwachte in ihr, so daß sie vom Lateinischen bald zum Spanischen, Italienischen, zum Englischen, Niederländischen, Hebräischen, Chaldäischen, Arabischen, Syrischen, Griechischen und Türkischen überging, sie besaß auch noch sehr gründliche Kenntnisse in Astronomie, Geschichte, Erdkunde, Philosophie und Theologie, ebenso blieben ihr die Naturwissenschaften und die Anatomie nicht fremd. Es war also natürlich, daß man das junge Mädchen, das durch so reiches vielseitiges Wissen glänzte und mit hervorragenden Gelehrten in lateinischer Sprache über philosophische Themata korrespondierte, „das Wunder ihrer Zeit“ und „den Ruhm ihres Geschlechtes“ nannte. Zu allen diesen Vorzügen gesellte sich noch eine hohe Meisterschaft in der Musik.

Utrecht war mittlerweile der Wohnort der Familie geworden, und die Einweihung der dortigen Universität 1636 gab der gelehrten Jungfrau Gelegenheit mit lateinischen Gedichten an die Öffentlichkeit zu treten. Ihr durch ihre Beziehungen zu den ersten Namen der damaligen niederländischen Literatur schon festbegründeter Ruhm verbreitete sich bald nach Frankreich, England, Deutschland, ja selbst nach Italien und Spanien.

Die Italienerin Lucretia Marinelli hatte um jene Zeit das Problem der Frauenbildung, wie es die Renaissance aufstellte, behandelt; bescheidener hatte schon die Französin Marie de Jars Gournay über die „Gleichheit der Männer und Frauen" geschrieben. Die Niederländerin schränkt ihre Ansprüche noch mehr ein und gibt ihnen in dem 1641 erschienenen Buche: „Über das Studium der Frauen" eine Fassung, die auch uns billig erscheinen wird. Sie bemerkt zu dieser Frage: „Erstlich sollen die Fähigkeiten zum Studium wirklich vorhanden sein, nur besonders begabte, nur von anderen Pflichten freie Frauen, besonders aber Jungfrauen, haben das Recht, aber auch das volle Recht, die Wissenschaften sich anzueignen. Ferner soll die materielle Lage der Familie die nötigen Hilfsmittel bieten, dann aber soll sich die Frau durch das Studium weder an den Übungen der Andacht, noch an den häuslichen Beschäftigungen hindern lassen." Ganz besonders anmutig sind mehrere Briefe in lateinischer Sprache an den Leydener Professor Rivet über diese Frage. Klar und deutlich hat die gelehrte Frau wiederholt in ihren Schriften darauf hingewiesen, daß das Wissen an sich nicht schädlich auf die Frauen zu wirken braucht, sicherlich aber viel Gutes in ihnen erwecken kann.

Sie selbst, die in lebenden und toten Sprachen prosaische und poetische Werke veröffentlichte, von zeitgenössischen niederländischen Dichtern nicht nur in Versen besungen wurde, sondern auch von ausländischen, die Freundschaft der Pfalzgräfin Elisabeth, der Tochter des unglücklichen Winterkönigs Friedrich V., genoß, die sich besonders in trüben Tagen bewährte, die Besuche der Königin Christine von Schweden und der Königin von Polen empfing, war keineswegs eine Emanzipierte. Meisterin in weiblichen Handarbeiten, eine treffliche Wirtin, hat sie sich ihren Eltern stets als treue Tochter erwiesen und ist nach deren Tode zu zwei halbblinden alten Basen gezogen, deren liebreiche Pflegerin sie von 1652 bis 1655 blieb.

Ihr späteres Leben sollte ihr die schwersten Prüfungen bringen. In den Parteistreitigkeiten, welche die reformierte Kirche der Niederlande zu erschüttern begannen, hatte sie sich der strengeren Richtung angeschlossen und die Weltlichkeit des größten Teils der reformierten Geistlichkeit hart verurteilt. Nicht minder verurteilte sie die freieren Ansichten von Grotius über die Konfessionsverschiedenheit, wie die absprechenden Äußerungen des Philosophen Descartes, die er bei einem Besuche über die Bibel und die Unklarheit der mosaischen Berichte getan. Fraglos hätte Anna Maria von Schürmann noch bei weitem mehr für ihr Geschlecht wirken können, wäre sie nicht bald darauf durch ihre Bekanntschaft mit dem hochbegabten, aber leidenschaftlichen und schwärmerischen Mystiker Jean de Labadie, der die „reine Gemeinde der wahren Christen" um sich sammeln wollte, in ein neues Stadium ihrer Entwickelung getreten. Sie schloß sich ihm in glühender Begeisterung und Verehrung an und teilte bald seine Leiden, seine Verbannung und seine Flucht. Auf eine Zeit wurde der verfolgten Gemeinde in Herford Zuflucht geboten, wo ihre Freundin, die Prinzessin Elisabeth von der Pfalz, Äbtissin geworden war. Aber auch dort war ihres Bleibens nicht lange. Sie wanderte mit den neuen Genossen treulich weiter, sie ließ sich nicht einen Augenblick dadurch irre machen, daß ihre zahlreichen Freunde und Verehrer sich von ihr abwendeten, ja sie suchte diese sogar persönlich und brieflich als Anhänger Labadies zu gewinnen. Nach langen schweren Leiden, die sie selbst aber als Mittel zur Läuterung begeistert pries, und wofür sie ihrem Schöpfer ganz besonders dankbar sein zu müssen glaubte, starb sie zu Wiewarden in Westfriesland den 4. Mai 1678.

Dieses eigenartige Wesen, halb Gelehrte, halb fromme Schwärmerin, eine Frau in ihrem ganzen Sein von der Vorliebe für häusliche Arbeiten bis zu der schwärmerischen Fassung der neuen Lehre, und doch von scharfer Logik und Klarheit in ihrem Denken,

wäre gewiß geeignet gewesen, noch viel rascher das Vorurteil gegen weibliche Bildung zu beseitigen, hätte man sie nicht durch ihre Wandlung nunmehr vielfach als ein neues Beispiel anführen können, daß auch auf hochbegabte Frauen das Studium ernster Wissenschaft verwirrend wirken müsse.

Welch ein Gegensatz zwischen der Jugend und dem Alter dieser Frau! Im elterlichen Hause zu Utrecht der Anziehungspunkt für die Gelehrten aller Lande, jugendschön und bestrahlt von ihrem Weltruhm, und am Abend ihres Lebens wankt die Greisin durch die Welt als die Genossin einer umherirrenden Gemeinde, die sich, den ersten Christen gleich, vor der Welt verbergen muß!

Bald nach ihrem Tode zerstreuten sich die Anhänger ihrer Sekte. Ihre Überzeugung und ihre Schicksale hat Anna Maria von Schürmann in der 1673 zu Altona erschienenen Schrift „Eucleria" eingehend dargestellt; von ihrem ehemaligen Ruhme und den Wissenschaften sprach sie in ihrem späteren Leben geringschätzig, verwahrte sich jedoch gegen den Vorwurf, die Wissenschaften verachtet zu haben. In einer Fortsetzung der „Eucleria", Amsterdam 1683, erzählt sie ihr ferneres Leben; über ihren Tod haben die Herausgeber berichtet.

Zahlreiche Lobschriften, vorzugsweise da, wo es sich um berühmte Frauen handelt, existieren über Anna Maria von Schürmann; bei aller Anerkennung der Wahrheitsliebe und der Willenskraft der seltenen Frau darf man sie nicht als vorbildlich hinstellen, wenn die Begabung der Frau zur Wissenschaft behauptet werden soll, da sie ihr Leben sich hätte glücklicher gestalten können, würde ihre bewundernswerte Vielseitigkeit sie nicht in falsche Bahnen, ja auf Irrwege geleitet haben.





Politischer Monatsbericht.

Von

Dr. Hugo Böttger.

— Steglitz. —



Frankreich hat glücklich am 1. Januar das *neue Kultusgesetz* in volle Anwendung gebracht; zunächst gab es noch einen Übergangsantrag Briand, den Artikel 4, der in den Orten, wo keine rechtsfähigen Kultusgemeinden gebildet worden waren, Kirchen, Pfarrhäuser und Kirchenvermögen erst nach Jahresfrist an den Staat oder die Ortsgemeinden fallen lassen wollte. Aber dieser Vermittelungsweg fand weder beim Papst Anklang, der im Gegensatz zu den französischen Bischöfen überhaupt jeden modus vivendi mit der französischen Staatsleitung ablehnte, noch fand er Zustimmung bei der Volksvertretung der Republik, die eine sofortige Lösung des Problems im Wege der Einziehung der Kirchengüter ohne Übergang guthieß. Jeder Pfarrer, der nun noch ohne vorherige Anmeldung öffentlichen Gottesdienst abhält, soll 15 Franks Geldbuße zahlen, und man sieht einer Fülle von Bagatellprozessen oder auch schweren juristisch-theologisch-politischen Konflikten mit ausreichender Gelassenheit entgegen. Immerhin ist in Frankreich jetzt die *Trennung von Staat und Kirche* durchgeführt worden. Was also Gambetta schon in seinem Programm von Belleville verlangt und was recht viele sonst mutige Politiker in einem so gut wie rein katholischen Lande für unmöglich gehalten haben, steht jetzt in relativer Vollendung da. Jules Ferry hatte die Kirche von der Schule getrennt und damit den Boden gelockert für die Aussaat einer freieren Erziehung. Dann kam der Kampf von Combes gegen die Kloster- und Kongregationenpolitik, gegen den Unterricht der Kongregationen und jetzt unter Clémenceau und Briand wurde der Bruch von Staat und Kirche vollzogen. Es wird sich nun freilich fragen, ob Frankreich in den Strudel

kulturkämpferischer Agitationen gerissen werden, oder ob es sich mit philosophischer Gelassenheit an den neuen Zustand gewöhnen wird. Die Regierung scheint vorläufig das Heft recht fest in der Hand zu halten, was auch daraus erhellt, daß sie sich bislang zu keiner unzweckmäßigen Härte, zu keiner Überspannung ihrer Macht hat treiben lassen. So können und werden die französischen Vorgänge für andere Nationen, die sich noch mit kirchlichen Anmaßungen herumzuschlagen haben, viel Lehrreiches bringen.

Die französische Republik hat in Berlin an Stelle Bihourds einen neuen Botschafter gesetzt, Herrn Jules Cambon, der bisher in Madrid amtierte. Cambon ist bei den Marokkoaffären dem früheren Minister des Auswärtigen, Herrn Delcassé, ein besonders wertvoller Mitarbeiter gewesen zur Durchführung jener Einheit der gleichzeitig in Paris, Madrid und London gegen Deutschland eingeleiteten Aktion. Aber da ja jetzt angeblich nach der Äußerung des gegenwärtigen Ministers für auswärtige Angelegenheiten in Frankreich, Herrn Pichon, die marokkanische Frage zum wenigsten in ihrer internationalen Form geregelt sein soll, so braucht Herr Jules Cambon nicht ein aggressives Programm nach Berlin mitzunehmen. Die deutsche Regierung hat auf das übliche vorherige Befragen hin der Ernennung des neuen Botschafters zugestimmt, und so darf man wohl annehmen, daß es gelingen wird, auch mit ihm die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, wie Herr Pichon beim Neujahrsempfang sagte: „korrekt, normal, höflich, gut" zu erhalten.

Das marokkanische Problem bietet an und für sich hierbei zur Zeit kein Hindernis. Was aus Rais Uli wird, gegen den die Armeen des Sultans ins Feld gezogen, um ihn unschädlich zu machen, steht dahin. Der große Teil der Kabylen und Andscheras, die zu ihm gehalten hatten, sind von ihm abgefallen, und es werden wohl demnächst viele Hunde des Hasen Tod sein. Die Ausführung der Akte von Algesiras hat mittlerweile begonnen; die Schweiz hat das zwar ehrenvolle, aber wenig dankbare Geschäft übernommen, den Generalinspektor der Polizei für Marokko zu ernennen. So kann also die internationale Moralisierung von Marokko beginnen.

Der erste Monat des neuen Jahres gehörte in Deutschland einem sehr unruhigen politischen Geschäfte, der Wahl- und Wühlarbeit für den Reichstag. Am 13. Dezember war das Parlament nach Hause geschickt worden, weil seine Mehrheit, bestehend aus Zentrum, Sozialdemokratie, Polen, Welfen, die Mittel verweigerten, welche die Regierung zum letzten entscheidenden Stoße gegen die Aufständischen in Südwest verlangte, und weil nach den Taten der Herren Roeren, Wiltuba und der Steiler Mission in Togo schlechterdings keine Möglichkeit mehr gegeben war, mit dem Zentrum weiterzuarbeiten. Der Zustand eines Regimes, das sich, mit

Simson zu sprechen, „notdürftig in der Sphäre des Regierens erhält", war schon so nahezu unerträglich geworden, und der Zentrumsantrag, die Truppenzahl bis 1. April 1907 auf 2500 Mann zu reduzieren, hätte Teilung der Kommandogewalt mit Herrn Erzberger und Verzicht auf freies Atmen für ein nationales Regiment in einem immerhin doch zu zwei Drittel evangelischen Deutschland bedeutet. Der Versuch des Spahnschen Vermittelungsbureaus, Überschrift und letzten Paragraphen der Vorlage des Nachtragskredites anzunehmen, damit eine dritte Lesung und ein sanfter Umfall des Zentrums möglich war, wurde abgelehnt. Die Krisis brach aus, und die Auflösungsformel wurde von einem jubelnden Hause und vor einem freudig erregten Volke verlesen. Der Wahlkampf begann. Viel Durcheinander und viel Erschwernis, die nationale Parole: Gegen Zentrum und Sozialdemokratie! durchzusetzen. Die Kreuzzeitungspartei und der Bund der Landwirte rechts, die freisinnige Vereinigung links, sie hielten nicht an der Stange und pêle mêle gingen die einen für die Ritter und Heiligen, die anderen für die Sozialdemokratie ins Gefecht. Immerhin war doch der Wahlkampf auch an vielen Stellen von größeren Gesichtspunkten beherrscht, und namentlich die Mittelparteien und die freisinnige Volkspartei brachten manches Opfer, um dem ungeschriebenen schwarz-roten Kartell, das teils in den Kolonialskandalen, teils in den neuen Steuern wirksame Wahlunterstützung erhalten hatte, den Weg zum Erfolge zu verlegen.

Eine interessante Episode in dem Wahlkampf, über dessen Ergebnis zur Stunde, wo dies geschrieben wird, noch nicht geredet werden kann, war der Silvesterbrief des Fürsten Bülow. Er war das Abschiedsschreiben des Reichskanzlers an die klerikale Mitregierung, der letzte Brief in einem jäh abgebrochenen Liebesverhältnis, getränkt mit Resignation, Bitternis und ein wenig Selbstvorwürfen, daß man sich nicht besser vorgesehen. Aber ohne Sentimentalität blickt man sich sogleich nach neuen Freunden um; die nationalen Parteien und das liberale Bürgertum in Stadt und Land sollen Ersatz bieten, und namentlich an den Liberalismus wird die sehr energische Mahnung gerichtet, wenigstens jetzt nicht wieder einmal die parti des occasions manquées, eine Herbstzeitlosengruppe, zu sein. Mit anderen Worten: der Kanzler ermahnt die Liberalen zur Einigkeit und zur höchsten Kraftleistung in diesem Entscheidungskampf zwischen Jesuitismus, Radikalismus und nationaler Würde. Und um sich den Rückzug nicht abzuschneiden, gibt er am Ende zu, daß es ja wohl möglich sei, daß auf den ersten Hieb die Situation sich nicht wesentlich ändern, daß also eine nationale Mehrheit durch die Neuwahlen nicht erzielt werde. Aber das hofft er stark, daß wenigstens die ausschlaggebende Stellung des Zentrums gebrochen werden könnte, und daß die verbündeten Regierungen über zwei Mehrheitsbildungen demnächst verfügen dürfen. Natürlich gibt dieser Schluß

reichlich Wasser zu dem Begeisterungswein, aber wer ehrlich die Lage prüft, muß die Richtigkeit der politischen Diagnose zugeben und sich mit kaltem Blut auf weitere Konflikte gefaßt machen, falls die doppelte Mehrheitsbildung nicht ermöglicht wird. Es sei denn, daß die heutige Regierung liquidiert und eine andere wieder in jenes Land einzieht, wo unterm Krummstab sich gut leben läßt. Dann gibt es vorübergehend wieder Ruhe und Frieden, freilich um den Preis mancher schönen deutschen Tugenden. Alles Folgeerscheinungen der numerisch starken, kulturell unendlich schwachen sozialdemokratischen Bewegung, und es erfüllt sich wiederum das Wort de Lagardes, daß Radikalismus und Jesuitismus kommunizierende Röhren sind, in denen das Wasser immer gleich hoch steht.

Das Zentrum stellte im Wahlkampfe die Sache übrigens so dar, als sei ein neuer Kulturkampf geplant worden, als habe es für die klerikale Partei gegolten, das persönliche Regiment zurückzuweisen und das Budgetrecht des Reichstags zu wahren. Nach einer Neuauflage des Kulturkampfes, der nicht gerade rühmlich für den Staat geendet hat, obwohl ihn Bismarck und Falck führten, sehnt sich niemand. Schon aus dem Grunde nicht, weil die nichtklerikalen Kräfte vorläufig noch viel zu zersplittert und auseinanderlaufend sind. Ebensowenig ist die Annahme richtig, als habe das Zentrum verhindern wollen, daß dem Reichstage versagt werde, im Rahmen seiner verfassungsmäßigen Befugnisse auf die Truppenbewilligung in Südwest einzuwirken. Die Regierung hatte dem freisinnigen Antrage als Dispositiv in den Etat zugestimmt, wonach neben der Rücksendung von 4000 Mann im Laufe des Rechnungsjahres die Vorbereitungen zu einer stärkeren Zurückziehung der Streitkräfte entsprechend der Beruhigung des Kampfgebietes getroffen werden sollten. Das Budgetrecht kann sich doch nicht als Überbau über den verantwortlichen Darlegungen der militärischen Sachverständigen erheben und diese Verantwortung erdrücken wollen, namentlich dann nicht, wenn neue Unruhen nicht unwahrscheinlich und das Nachrücken von Aufständischen aus dem Kapgebiete gerade zur größeren Vorsicht mahnt. Wenn alsdann der Kaiser in Gemeinschaft mit dem Bundesrat eingriff, um die Einheitlichkeit der militärischen Dispositionen und das Ansehen des Reiches in der Welt zu retten, so liegt darin nicht ein Ausfluß persönlichen Regimentes vor, was an andern Stellen sich gezeigt und verstimmt haben mag, sondern es liegt eine Handlung nationaler und militärischer Selbsterhaltung vor, die allgemeine Billigung verdient.

Der preußische Landtag, der am 8. Januar einberufen wurde, wird voraussichtlich der Schauplatz interessanter innerpolitischer Vorgänge werden, die auch das gesamte Reich angehen. Einmal wird der Reichstagswahlkampf den Lichtschein seiner Fanale in das leidlich friedliche Haus in der Prinz-Albrechtstraße werfen und vermutlich präch-

tige Reden zum Fenster hinaus und Initiativanträge in Hülle und Fülle zeitigen. Weiter aber auch wird der preußischen Regierung Gelegenheit geboten werden, zu zeigen, ob es ihr mit der vom Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten in die Situation geworfenen Parole: Gegen das Zentrum! mit allen Konsequenzen ernst ist. Die Zusammensetzung des preußischen Parlaments ist so gestaltet, daß dort nicht mit dem Zentrum regiert zu werden braucht, was allerdings auch folgerichtig den Kreuzzeitungs-Konservatismus kaltstellen und den Schwerpunkt des Staatsregiments mehr nach den Mittelparteien rücken würde. Hierbei müßte wohl zunächst das Kultusministerium eine andere Zusammensetzung erhalten, als es heute hat, und in der Kirchen- und Schulpolitik könnte nicht der jetzt laufende Faden weiter gesponnen werden. Demnach kann manches anders werden in Preußen. Ob es aber geschieht, das ist noch nicht offenbar. Vor allem muß wohl zur Klärung der Lage der Studtsche Bremserlaß beseitigt und die Fachaufsicht für die Volksschulen angestrebt werden, und hier kann die Regierung zeigen, ob sie den Mut hat, mit veralteten Maximen zu brechen oder nicht. Die Thronrede, mit der die Landtagseröffnung eingeleitet wurde, ließ von alledem noch nicht einen Hauch verspüren; nüchtern und geschäftsmäßig der Grundton, Zahlen und Tatsachen der Inhalt. Somit ist noch das Meiste und — hoffen wir — das Beste vorbehalten.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Dorfgeschichten.

Peter Rosegger: Nixnutzig Volk. — Ernst Zahn: Firnwind. — Timm Kröger: Heimkehr. — Carl Busse: Im polnischen Wind.

Je mehr sich ein Volk in seiner wirtschaftlichen Entwicklung von der Landwirtschaft löst und der Industrie zuwendet, um so stärker wird seine Entfremdung von der Natur, um so auffälliger die Desorganisation seiner Kultur. Von der Arbeit unter weitem, freiem Himmel in Luft und Sonne, vom Acker, der ihm Nahrung und Kräfte Leibes und der Seele gibt, wandert es in die steinernen, rußigen Städte, wo man kaum weiß, ob Frühling oder Herbst ist, den Sommer nur an seiner Glut und den Winter nur an Schnee und Kälte kennt, und läßt sich einsperren in den dumpfen, staubigen Arbeitsstätten der Fabriken und Comptoire. Da werden wie die Gesichter auch die Seelen welk und fahl, und mit der Kraft der Glieder schwindet auch die Frische und Robustizität des Geistes. Das Spezialistentum der täglichen Arbeit macht die Menschen kleingeistig, die Enge des Kreises, in dem ihr Leben sich abspielt, macht sie kurzsichtig. Wenn das Leben ihren Seelen Schmerzen bringt, findet es sie schwach, wenn eine große Not an sie herantritt, zeigen sie sich ohne Willen. Sie haben mit der Kraft auch allen Glauben und mit dem Glauben ihre Illusionsfähigkeit eingebüßt.

Wer die geistige Struktur der modernen Zeit kennt, wird zugeben müssen, daß unsere gegenwärtige Entwicklung eine solche Epoche zu durchleben hat. Darum braucht aber noch keine Sorge das Herz der Einsichtigen und Weiterdenkenden erfüllen. Noch nie ist das Verlangen nach Gesundheit, nach Frische und Fülle der Kraft in unserm Volke so groß gewesen wie gegenwärtig, noch nie ist in ihm eine solche Sehnsucht nach Weite und Größe und Ewigkeit so lebendig geworden, eine Sehnsucht, die ewiges Erbteil der Menschheitsseele ist und zu Höhen der Entwicklung drängt. Es ist freilich wahr, daß diese Sehnsucht heutigen Tages nicht selten in absonderlicher Weise zum Ausdruck kommt, aber sie ist doch vorhanden und lebt ebenso gut im Alpinismus, wie in allen andern Arten des Sportes, in denen die moderne Menschheit Erholung und Vergnügen sucht. Und wenn im Hochsommer die hastige, nervöse „Flucht in die Natur“ beginnt, so dokumentiert auch darin sich nichts anderes als diese Sehnsucht nach Frische und Frieden, nach Einfachheit und Stille, die der Seele in der lauten und friedelosen Stadt abhanden gekommen sind.

Von hier aus ließen sich vielleicht Wege zu einer massenpsychologischen Erklärung des ohne Beispiel dastehenden Erfolges des Jörn Uhl finden, der Freunden wie Gegnern des Buches noch immer ein Rätsel ist. Man mag über seinen literarischen Wert denken, wie man will, eines ist ohne Zweifel: wir besitzen in ihm eines der wenigen Bücher, die eine Erlösung aus unfruchtbarem Gefühlsüberschwang und lebenverneinender Resignation durch werteschaffende Arbeit, durch lebenzeugende Tat weisen. Es ist Frische in diesem Buche, wie sie der Seele aus der ständigen Berührung mit der Natur erwächst, es ist etwas von jener Kraft in ihm, wie sie aus Ackerschollen strömt. Es lebt aber in den breiten Massen der Gebildeten eine unsägliche Sehnsucht nach solcher Frische und Kraft, nach Einfachheit und großen starken Gefühlen. Darum auch beobachteten wir im letzten Jahrzehnt ein

starkes Interesse für die Dorfgeschichte, die aus der Treibhausatmosphäre der Boudoirs und Kaffeehäuser, die aus dem betäubenden Lärm der Werkstätten und dem Qualm der politischen Versammlungslokale hinausführte auf das Land, hinein in die niedrigen, schmucklosen Stuben der Ackerbürger und Bauern, die erfüllt sind von einem starken, animalischen Duft, wo man statt Gefühlsraffinement Einfachheit und Kraft, statt höflicher Verlogenheit derbe, aufrichtige Wahrheit, statt verzärtelter Empfindsamkeit robuste und gesunde Gefühle, statt leerer Worte wortlose Taten findet.

Wenn wir von Frenssen absehen, so ist Rosegger, der steirische Waldbauernbub, der erfolgreichste Dorfgeschichtenschreiber der heutigen Zeit. Das braucht niemand zu wundern: seine Bücher sind voll von Wälderrauschen und Quellenklingen, weiße Bergzinken leuchten vor uns auf, wenn wir seine Geschichten lesen, und frische, starke Höhenluft weht aus ihnen uns entgegen. Mit seinen Büchern kommt dem Leser ein Stück Natur in sein städtisches Heim, in dem ein paar Topfgewächse und ein Kanarienvogel vielleicht alles ist, was er das ganze Jahr über von Natur zu sehen bekommt. Rosegger ist ein Naturdichter mit allen Vorzügen, aber auch mit aller Begrenztheit eines solchen; seine Schöpfungen sind ein Stück Natur: wild und lieblich zugleich, manchmal neckisch, manchmal rauh und trotzig und meist zuchtlos und ungebändigt, aber auch überaus produktiv wie sie; er selbst ist Natur. Wer wollte ihn anders haben? Unter seinen vielen Schöpfungen, die unzählig sind wie Blätter im Walde, ist manches minder geratene und mißratene Stücklein. Doch ihn kümmert das nicht, wie es auch die Natur nicht kümmert, wenn eine Blüte oder ein Blättlein, ein Strauch oder Baum mißlingt; er packt alles zusammen in ein Buch und schenkts uns: Nimm, was dir gefällt, das andre kannst du ja stehen lassen. Er sprudelt alles, was seine Seele im Anschauen der Natur in sich aufgenommen hat, aus sich heraus wie der Waldquell: manchmal sind Steine dabei, auch Erde und Sand, meist aber ist's frisches, klares Wasser. Die Form kümmert ihn nicht, er ist kein Künstler, und wenn er mit der Form ringen muß, wie das in seinen Romanen oft deutlich zu spüren ist, dann kommt etwas Fremdes, etwas Gekünsteltes in sein Werk, und man riecht förmlich den Schweiß, den es ihm ausgepreßt hat. Komponieren ist seine Sache nicht. Darum ist unter seinen Romanen der „Erdsegen" der beste, weil er darin frisch darauf los berichten konnte, ohne sich viel um äußere Technik kümmern zu müssen. Die Dichtung wurde ihm beim Erzählen ganz von selbst zum Roman. Darum auch ist er ein Meister der Skizze, der kleinen Erzählung, der Plauderei.

Das beweist wieder sein diesjähriger Band, den er: „Nixnutzig Volk. Eine Bande paßloser Leute" genannt hat und der wieder, wie alle seine Schriften, im Verlage von L. Staackmann in Leipzig erschienen ist. Es ist gar schnurriges Volk, das er in dreißig Geschichten an uns vorbeiziehen läßt, und man muß gar oft herzlich mit diesen Schlingeln und Taugenichtsen oder muß über sie lachen — je nachdem. Aber es ist auch manches traurige Kerlchen dabei, wenn auch keines so traurig ist, daß man nicht doch ein wenig lachen müßte über seine Dummheit oder seine Nixnutzigkeit. Unter diesen Taugenichtsen finden sich aber auch welche von jenen reinen Toren, wie der Hans Johann einer ist, die, wie der Dichter in seiner prächtigen Vorrede selbst sagt, „für das Alltagsleben nicht taugen, weil sie sich dem Weltbrauch nicht fügen können, weil sie es in ihrer treuherzigen Einfalt zu nichts bringen und von ihrem Elend nicht einmal dann etwas wissen, wenn sie daran zugrunde gehen." Und darum hat der Künstler, der zu diesem prächtigen Buche den Umschlag zeichnete, unter die absonderlichen Gesichter, denen man die Lebensgeschichte ihrer Besitzer ohne sonderliche Mühe aus den Mienen ablesen kann, auch ein schmales Christusgesicht mit großen naivverwunderten Augen gemischt. Es ist darum nicht bloß ein Vergnügen, sich mit dieser Bande paßloser Leute umherzutreiben, man wird auch einiges von ihnen lernen können und Gewinn von ihnen haben.

Einen Naturdichter könnte man auch Ernst Zahn nennen, der mit dem neuen Novellenbande „Firnwind" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) allen Verehrern seiner Kunst wieder, wie bei ihm nicht anders zu erwarten, ein tüchtiges, gehaltvolles Buch schenkt, das man um seiner Gediegenheit und herben Kraft willen lieb gewinnen muß. Ihm aber gebührt diese Bezeichnung in einem andern Sinne als dem Krieglacher Waldpoeten. Was Rosegger in seinen glücklichen Stunden auch plaudern oder erzählen mag, es bleibt immer Natur, weil er selbst ein Stück Natur ist; Zahn aber ist Künstler, der sich bemüht, der Natur seiner Bergheimat, die er in seinen Büchern aufleben läßt, künstlerische Form zu geben. Wenn ich ihn einen Naturdichter nenne, kann es nur in übertragenem Sinne geschehen: aus ihm heraus dichtet die Natur seiner Heimat. Er scheint manchmal

nur das Medium zu sein, dessen sie sich bedient, um sich den Menschen zu offenbaren, und was sie durch ihn dichtet, ist nur sie selbst und nichts sonst. Sehen wir aber genauer hin, so sehen wir doch die bewußt gestaltende Hand des Künstlers, und verfolgen wir sein Werk von den ersten Büchern an bis zu diesem letzten Novellenbande, der heute zur Besprechung vorliegt, so können wir ein allmähliches Sicherwerden in der Beherrschung der Form, können wir eine bewußte Entwicklung im Technischen beobachten.

Was Ernst Zahn, dem Dichter, die Zunge gelöst haben mag, wird, denke ich mir, die gewaltige, eigenartige Schönheit seiner Heimat gewesen sein. Er kennt die Natur seiner heimatlichen Bergwelt bis in die geheimsten Falten ihres Wesens, er redet nicht von ihr wie einer, dem das Herz für Stunden trunken ist von ihrer Herrlichkeit, er gestaltet sie, weil ihm die Seele bis in alle Tiefen hinab ergriffen ist von ihrem Schrecken und ihrer Lieblichkeit, von ihrem Grauen und ihrer Größe. Erst stellte er um seine Menschen und ihre Schicksale die Natur wie einen goldenen Rahmen, von dem alles Glänzen ausging, daß die bunten Bilder und Gestalten schier erdrückt wurden davon. Allmählich aber gelang es seiner dichterischen Kraft, diese Zwiespältigkeit zu meistern. Da wurde sein Schildern der Natur ein Gestalten, da wurden seine Menschen, da wurden die Geschehnisse, die er erzählte, eins mit der Natur, die um sie stand. Der Rahmen ging in das Bild über. Die Natur wurde Hintergrund, vor dem seine Gestalten stehen, scharf umrissen, herb in den Linien, stark und gewaltig wie Blöcke auf Alpweiden, sie wurde Boden, auf dem sie wachsen, zäh, knorrig, wetterzerzaust, wie Tannen, die sich an Bergfelsen klammern. Auch wenn Zahn das Aeußere seiner Gestalten schildern will, benützt er gern Bilder, die er aus der Natur seiner Heimat holt. Der Körper seiner Riesen ist wie aus dem Granit ihrer Berge gemeißelt, die Glieder haben die Granithärte der Berge, die Stirnen sind wie vorspringende Felsen, kantig und wuchtig, wie Gestrüpp von Felsenvorsprüngen hängen die dicken, buschigen Brauen über den Augen, die Gesichter sind verwittert wie Gestein, über das Sonnenbrand und beizender Regen gegangen ist, wie Blöcke stehen sie, wie Felsen fallen sie. Natur ist das Leben dieser Menschen; Natur, erwachsen aus ihren im Kampf mit der Natur gewordenen Charakteren, sind ihre Schicksale. Die Herbheit und Plastik der Berge, die um seine Heimat stehen, ist auch in seinem Stil, der eine seltene Knappheit und Gedrungenheit zeigt. Durch Fortlassen des anredenden Fürworts in den Reden kommt Kargheit und Kürze, durch Verwendung von Dialektausdrücken kommt eine rauhe Bodenständigkeit, durch öftere Wiederholungen von Namen und Worten ein bedächtiges Zeitlassen und Zähigkeit in seine Erzählweise.

So zeigt sich Zahn auch wieder in seinem Novellenbande: „Firnwind“. Wenn man die beiden Stücke: „Stephan, der Schmied“ und „Die Mutter“ liest, so ist es, als hätte seine Darstellung noch an Knappheit und Herbigkeit, seine Gestalten noch an Verschlossenheit und Kraft Leibes und der Seele gewonnen. In kaum einer seiner früheren Novellen hat der Göschener Bahnhofswirt eine solche Gewalt des Tragischen erreicht, wie in der Erzählung von der Mutter, die ihren Sohn niederschießt. Zahn ist kein Tragiker großen Stils, ihm ist die Tragik des Einzelschicksals alles, und er weiß keine Beziehungen zu finden zu tragischen Konflikten, die im Leben von Gesamtheiten erwachsen; seine Darstellung gibt dem Tragischen immer nur individuelles, niemals typisches Gepräge. Auch in dieser Novelle kommt er über seine Grenzen nicht hinaus. Aber seine Art indirekter Darstellung seelischer Vorgänge, die ohne Aufwand von Worten alles Innerste in Handlungen sich offenbaren läßt, sichert der entscheidenden Szene dieser Erzählung so erschütternde Wirkung, daß man sie so leicht nicht wieder vergißt.

In seinem vorletzten Novellenbande „Helden des Alltags“ erzählte Zahn die Geschichte vom Geiß-Christeli, der als Laufbursche in ein großes Hotel unten im Tal gekommen war. Unter den fremden Menschen, in der ungewohnten, geräuschvollen Umgebung aber packte ihn das Heimweh nach seinen Bergen, nach seiner Alp, und schon am ersten Tage riß der Bub aus. So ergeht's auch dem Dichter. Unten im Tal, wo die Vielen wohnen, die mit den glatten Gesichtern und dem fremden Gehaben, fühlt er sich nicht wohl, er muß hinauf in seine Berge, wo Menschen wachsen, so zäh und trotzig wie die Wettertannen da oben. Seine Berge, die ihm Kraft geben, sind Zahn auch Wälle, die ihm alle Wege in die Welt hinaus verlegen. Nur dreimal hat er in kleinen Erzählungen versucht, sie zu übersteigen, es wurde ihm aber nicht wohl in der Fremde, und er vermochte nicht, Fuß zu fassen. Wenn man aber die erste Novelle: „Keine Brücke“ seines neuen Buches liest, die in Zürich und in Patrizierkreisen spielt, könnte man fast meinen: hier sei es ihm zum ersten Male geglückt, im Tale zu wohnen und bei den vielen Menschen,

und diese neueste seiner Erzählungen bedeute eine kleine Erweiterung seines Stoffgebietes, das manchem doch schon als gar zu eng und mit der Zeit langweilig erscheinen mußte. Aber er wagt sich nicht weit und verläßt den Boden der Heimat nicht. Zürich ist seine Vaterstadt, auf dem Boden, über den Pfarrer Heß und Frau Hedwig schreiten, hat er seine Knabenspiele gespielt, und die Seeluft, die um die Wangen Angelikas schmeichelt und mit dem weißen Haar der Frau Säckelmeisterin draußen auf dem altehrwürdigen Seegut spielt, hat seine junge Brust getrunken. Und dennoch bedeutet, obgleich der Dichter ganz in seiner Heimat blieb, diese Novelle den Versuch einer Stofferweiterung; andre Menschen sind es, die er hier schildert, Menschen, denen er nur einmal in einer kleinen Erzählung seiner „Helden des Alltags" versucht hat nahe zu kommen, die so ganz anders geartet sind als die Bauern seiner Berge und ein viel feineres Empfinden haben. Daß er bei der Schilderung dieser Menschen nicht ins Reden kommt, daß er immer nur gestaltet, das beweist die Stärke seiner dichterischen Begabung. Da ist keine Gestalt, die auch nur in einer Linie überzeichnet wäre, und immer bleiben es Menschen, niemals werden sie zu Karikaturen, er sieht an ihnen nicht mehr, wie früher wohl in kleinen Skizzen, das Sonderliche oder Lächerliche, er gestaltet ihr Wesentliches mit solcher Sicherheit und Ruhe, daß man verblüfft sein könnte, wenn man nicht wüßte: die Stärke Zahnscher Kunst ist eben Menschengestaltung. Ich finde in dieser Novelle Ansätze zu einer Weiterentwicklung des Dichters, und darum ist sie mir lieb, trotzdem sie stilistisch flüchtiger gearbeitet ist, lieber noch als die beste Novelle des Bandes: „Die Mutter", die den Dichter auf alter Höhe zeigt.

Sein erstes Buch, das vor etwa 15 Jahren erschien, nannte der schleswig-holsteinische Dichter Timm Kröger: „Eine stille Welt". Mehr als sonst ein Titel wohl, und besonders der Titel eines Erstlings, erschöpft dieser ganz die Eigenart des Dichters. Abseits von der Straße, abseits von allem Lauten, abseits von allem Handel der Welt liegt die Welt Timm Krögers, sie liegt tief eingebettet in die Einsamkeit weiter Wiesen und Moore. Hoch und still steht in ihr die Sonne und der leichte Kräuselwind ist schon ganz müde und kann nur noch ein Nachmittagsschlummerlied singen, wenn er in die letzte Moorkuhle einfällt. „Schilf und Schilfgarben und Wassernymphen wachsen auf falschem, unheimlichem Grund, aber gutmütig und treu verrauscht in ihnen der kleine, vom Torf gekommene Wind." Er hat dem Träumer, der bei der stillen Mühle liegt, bei der Mühle, die sich hatte drehen wollen — Rick, — rack! — es war nicht gegangen, sie lag in Ketten und Banden, — Ricke! racke! — sie hatte sich darein gefunden — einen Traum gebracht von einer mit blanken Augen, die frisch und rot an der purpurnen Finsternis des wilden Weins vorbei aus den Fenstern sieht. „War nicht was Frisches und Purpurnes im Wind, etwas, das an ihre Lippen mahnte? Er kam von ihr, durch Klaus Vollerts und Johann Luchts Holzkoppeln, über Hinrich Rohwers und Christian Franzens Wischhöfe hinweg, über die Kämpe von Marx Timm und Marx Thöm und Jürgen Sievers ist er gelaufen, bei Marten Holm durchs Heck geschlüpft und dann hierher — zu mir." Das ist Timm Krögers Welt, eine stille Welt, in der kein Erzähler etwas zu suchen hat, weil hier nichts geschieht, was für ihn von Bedeutung wäre, und die nur der Lyriker voll auszuschöpfen versteht.

Timm Kröger ist auch kein Erzähler. Im Märzheft des vorigen Jahres besprach ich an dieser Stelle von ihm die Erzählungen: „Der Einzige und seine Liebe" und: „Um den Wegzoll". In der ersten dieser beiden Geschichten, für die die Bezeichnung „Novellen" viel zu prätentiös wäre, stehen gleich am Anfang drei Kapitel, die einzig in ihrer Art sind. Wie der Schneidergesell Reimer Stieger ein andrer wird, nur, „weil ein Mädchen mit gelben Haaren, blauem Drillichspenzer und weißer Latzschürze zugesagt hat, seine Frau zu werden", wie dieser Närrische, der sich ein Märchenprinz zu sein dünkt, der Geliebten mitten in hellster Mondnacht ans Kammerfenster klopft, nur um sie zu fragen, warum sie ihn eigentlich lieb habe, wie diese beiden, weil er auf Wanderschaft in die weite Welt muß, Abschied voneinander nehmen, das ist so wundersam herzrührend geschildert, daß man's nicht wieder vergessen kann. Aber mit dem Augenblick, da die Handlung einsetzt, der Konflikt sich entwickelt, da vergißt der Dichter alle Schlichtheit, alle Einfalt, es ist, als verließe ihn seine Gestaltungskraft. In der stillen Welt, in der er lebt, geschieht eben nichts, da ist kein Werden und Entwickeln, sind keine Aufgeregtheit und keine Konflikte, alles ist Stille und Ruhe und Verharren im Zustand. Die Schilderung des Zuständlichen ist die eigentliche Domäne dieses Dichters, das Lyrische, die Idylle, die Darstellung der Episode. Wir stoßen hier auf einen künstlerischen Mangel, den wir, wenn wir genauer hinsehen, bei vielen schleswig-holsteinischen Dichtern beobachten können. Frenssens Breite,

das Zerfließende seiner Romane, sein Unvermögen zu komponieren, ist ebenso wie bei Timm Kröger zurückzuführen auf einen Mangel an Energie. Wohl ist bei dem Dichter des Jörn Uhl der Sinn für Handlung immerhin noch etwas stärker ausgebildet als bei Kröger, aber er wirkt sich doch schon im Episodischen ganz aus, daß für den Aufbau des Romans herzlich wenig übrig bleibt. Ich denke mir, sie müssen große, grau umschleierte Augen haben, diese Dichter, Träumeraugen, die in stille Fernen sehen und dabei das Leben übersehen. Die Weite des Horizontes, die das Meer ihrer Heimat ihnen erschließt, lockt sie in diese Fernen und ihre Seele träumen sich bunte Bilder und Gestalten in sie hinein. Bild wechselt um Bild, aber einzig nur in diesem Wechsel ist Handlung, die Bilder selbst sind nur Augenblicke, denen die Kunst des Dichters Dauer verliehen hat. Darum überwiegt in den Dichtungen der Holsteiner das Bildhafte. Sie sind Lyriker, die Prosa schreiben, und auch nur Prosa schreiben, weil ihnen zum künstlerischen Formen des Gedichtes die Kraft fehlt.

Sagen wir kurz und knapp: die Schleswig-Holsteiner, und unter ihnen vor allem Timm Kröger, sind mehr Maler als Dichter, weil sie mehr Schilderer als Erzähler sind. Aber in ihren Bildern wissen sie dem Geschauten Körperlichkeit zu geben, die man bewundern muß. Darum sind ihre Menschen so überaus plastisch, darum wird, obgleich wenig Bewegung in ihr ist, ihre Welt so überaus lebendig, die Körperlichkeit aller Dinge so groß, daß man meinen könnte, die Seelen der Dinge ständen vor uns da und nicht mehr ihre Körper. Das ist es gerade, was seinem neuen Buche: „Heimkehr. Skizzen aus einem Leben" (Hamburg, 1906, Alfred Janssen) eine so starke Lebendigkeit gibt. Es geschieht so wenig in diesen dreizehn kleinen Skizzen, und doch fühlen wir Leben in ihnen. Jede Zeile, jedes Wort ist lebendig und voll pochenden Blutes. Und alle Dinge offenbaren ihr charakteristisches Wesen: die Birke wird „ein weicher, ein feiner, ein in humoristischer Selbstironie sich demütigender Baum", nach den Birken kommen „verständige, ehrenfeste Buchen und Eichen", die wachsen auf und runden sich nach oben, „eingedenk dessen, daß der Himmel zwar ihr Ideal, aber für sie unerreichbar sei"; im Eschenwald dagegen will alles oben hinaus, „da geht's dicht gedrängt und glatt hinauf nach Luft und Licht, . . jedes Bäumchen weiß, wohin es gehört, dem Himmel entgegen, — die Erde, worauf es steht, schier vergessend". Oder man höre, wie er von einer merkwürdigen Unterhaltung erzählt, die er im Garten belauscht hat: „Eine junge, schlanke Esche und eine alte Weide sprachen vom Erntebier. Die Junge wiegte sich hin und her, sie vertrug vor Entzücken das Stillstehen nicht. Die Alte war schläfrig und mißgestimmt und wäre gern ein bißchen eingenickt." Hast du einmal Bilderbücher von Ernst Kreidolf gesehen? die „Blumenmärchen" oder „Die schlafenden Bäume"? So dichtet Timm Kröger. Aber es ist nicht bloß die Natur, die solcherweise bei ihm Gestalt gewinnt, alles wird ihm lebendig: die Heckpfähle werden zu Männern und Weibern, sie erzählen und drohen und weisen Wege in die Welt hinaus, jedes Musikinstrument der Dorfmusikanten wird zu einer markanten Persönlichkeit: „Das ruhige Horn sprach zu mir wie ein reifer, gefesteter Mann, der den Mittelpunkt in eigner Seele hat. Die weiche quellende Klarinette war eine sorgende Mutter, die durch tränenvolle Nächte Philosophin geworden ist." Es kommt etwas Märchenseliges und Märchenfröhliches durch diese Weise des Verlebendigens in Timm Krögers Dichtungen. So trägt er, wie Fritz Twisselmann seine Waldfreude, ein Glück im Herzen, von dem die andern, die einen unpraktischen Träumer nicht verstehen können, nichts ahnen. Dieses Glück macht ihn fest gegen allen Spott und Hohn, gegen Leid und Not, es gibt ihm ein Bedauern mit denen in das Herz, „die ihre Seele an den Tag und des Tages Gewinn verkauft hatten." Es läßt ihn innerlich herzlich lachen über alle, die ihn und seine Freude nicht verstehen können. Dieses herzliche Lachen, bald heimlich und als Unterton, bald kichernd, bald laut, ist in diesem neuen Buche Timm Krögers, von dem ich rede, und wer es lernen will und wer seine Seele in Stille und Reinheit, in Frieden und Glück baden will, der greife zu ihm, dem besten, was dieser Holsteiner geschaffen hat.

Carl Busse, dessen ostmärkische Geschichten: „Im polnischen Wind" (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger) den Beschluß bilden mögen, hat als Erzähler eine bedeutend langsamere Entwicklung genommen wie als Lyriker. Er blieb als Erzähler lange Zeit, was Timm Kröger heute noch ist: Lyriker. Seine ersten Prosaarbeiten waren lyrische Skizzen, in denen kleine Jugenderlebnisse, Sekundanereseleien und der junge Rausch erster Liebe, in lyrischer Prosa ausgemünzt wurden. Stimmung war ihm alles, und alles, was er darstellte, hatte für ihn nur Wert, wenn es viel Stimmung hergab. Menschen erschienen ihm nur wert, dargestellt zu werden, soweit sie die Stimmung der Natur oder

irgend eines Weltausschnittes lebendig machten oder ergänzten. Auch war er mehr Maler, als Dichter, und die Erscheinung interessierte ihn mehr als Handlung. Es ist charakteristisch für die Erzählweise des jungen Busse, daß er so viel mit Farben arbeitet. So reich aber auch seine Palette an Farben ist, seine Bilder liegen doch flach auf der Leinwand. Ganz Lyrikerart ist es auch, daß ihm solche Gestalten am besten gelingen, mit denen er sich identifizieren kann: der junge Fritz in den „Jugendstürmen“ und Witold Bialla in dem Roman „Ich weiß es nicht“, als er seine Sekundanerliebe erlebt. Da springt uns plötzlich lachend und voll Uebermut der Busse der „Gedichte“ entgegen, der tolle, verliebte, der aus einer Liebelei in die andre stürzt, erst himmelhochjauchzend, wenn's zu Ende geht, zu Tode betrübt ist und zuletzt über alles herzlichfröhlich zu lachen weiß. Die ersten Menschen, die der Dichter Busse erschuf, waren alle er selbst. Von ihnen aus fand er den Weg zu freierer Menschengestaltung. Eines Haltes freilich konnte er fürs erste nicht entbehren, und so bildete er dem Leben nach. Er ging in seine Jugend, er ging in seine Heimat zurück und kramte Erinnerungen an Geschehnisse und an Menschen zusammen und versuchte, sie in einem ruhigen, epischen Stil zu erzählen, dem ein bescheiden-sparsamer lyrischer Aufputz nicht fehlte. Wenn die Erinnerung stark und lebendig in ihm war, so hatte er starke Wirkungen. Das charakteristische Buch dieser Entwicklungsepoche sind seine „Schüler von Polajewo“.

Auch in seinem neuen Novellenbande: „Im polnischen Wind“ ist er der Heimat treu geblieben: für alle fünf Erzählungen dieses Buches hat er als Schauplatz der Handlung die Ostmark gewählt, jene Grenzmark, wo zwei Völker, zwei Rassen, sich berühren. Busse hat sich das Herz ergreifen lassen, von der wehen, schweren Stimmung, die über diesem Lande liegt, von der verhaltenen Leidenschaft der polnischen Herzen, die mit fanatischer Zähigkeit an die Wiedergeburt ihres Vaterlandes glauben, von seiner künftigen Glorie träumen, von dieser Hoffnung leben und oft jäh aufflammen in einer Glut, die sie selbst vernichtet. Erinnerung ist es auch, die den Dichter hier leise bei der Hand hält und führt, aber es ist nicht mehr die Erinnerung an Menschen und Geschehnisse, die der Dichter nur aus ihrer Ruhe unter Kirchhofsblumen aufstört, es ist die Erinnerung an Gefühle und Stimmungen, die er vielleicht mit andern, sicher aber an anderen erlebt hat. Aus diesen Stimmungen heraus schafft er neue Menschen und neue Geschehnisse. Der Erzähler Busse gibt also in diesem Buche zum ersten Male reine Kunst, keine Nachbildung mehr. Ein Fernstehender kann natürlich nicht nachprüfen, ob in einzelnen der früheren Stücke die Erinnerung gleichfalls bereits gänzlich ausgeschaltet ist. Das ist aber auch nicht wesentlich: den neuen Novellen merkt man es an, daß der Dichter sich frei gemacht hat und frei schafft. Darauf kommt es an.

Noch freilich fühlt Busse sich nicht ganz sicher, und es geschehen ihm psychologische Entgleisungen, wie in der Novelle, die dem Buche den Titel gab. Da erzählt ein Vagabund einem Gendarmen, der ihn nach der Kreisstadt ins Untersuchungsgefängnis bringt, seine Lebensgeschichte. Die Art, wie er das tut, ist trotz aller Motivierungsversuche so wenig einwandsfrei, daß man den Kopf schütteln würde, wenn nicht sonst alles in dieser Erzählung so wahr und so lebendig wäre, so plastisch und voll wie in wenigen früheren Erzählungen des Dichters. Mir will scheinen, als habe die frühere Art seines Schaffens Busse hier einen kleinen Streich gespielt: durfte es die eigene Erinnerung nicht sein, die Schöpferin war, so sollte das Neue doch wenigstens als Erinnerung gegeben werden. Vielleicht fühlte der Dichter so sich sicherer. Es ist auffallend, daß in der dritten, der besten Novelle: „Johann Sobieski“ dieser Versuch, zum Glück in bedeutend abgeschwächter Form, wiederkehrt. Und wenn Wojcziek Rosbita, der Postillion, dem Dichter die Geschichte seiner Liebe erzählt, so kommt das auf dasselbe heraus. Auch an der etwas schablonenmäßigen Gestaltung einzelner Menschen des Bandes kann man die leichte Unsicherheit merken, die ihm noch anhaftet.

Daß Busse aber auch Menschen eigenster Art gelingen, Menschen, voll ruhiger, bewußter Kraft und verhaltener Leidenschaftlichkeit, das zeigt die schöne Andrea der ersten Erzählung. Dieses Mädchen, stolz und stark, ist nicht allein das schönste Mädchen des Dorfes, es ist auch der schönste, der lebendigste Mensch des ganzen Buches und die stärkste Garantie für die Zukunft des Erzählers Busse.



Illustrierte Bibliographie.

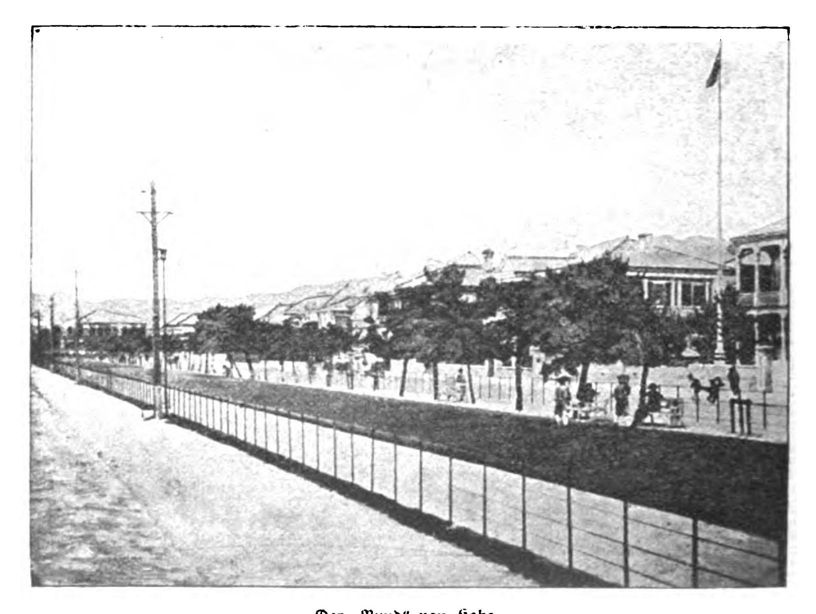
Meine Hochzeitsreise durch Korea während des russisch-japanischen Krieges. Von Rudolf Zabel. Mit Titelbild, einer Karte und 200 Abbildungen im Text. — Altenburg S.-A., Stephan Geibel.

Der bereits durch mehrere Reisewerke (Deutschland in China, durch die Mandschurei und Sibirien, im muhammedanischen Abendlande Marokko) rühmlichst bekannte Verfasser schildert im vorliegenden Werke seine Reise nach Ostasien, wo er als Kriegskorrespondent auf japanischer Seite am russisch-japanischen Kriege teilnehmen sollte. Da er unmittelbar nach der Hochzeit mit seiner jungen Gattin diese Reise antrat, so gestaltete sich letztere



Port Said von der Einfahrt zum Suezkanal aus gesehen.
Aus: „Meine Hochzeitsreise durch Korea während des russisch-japanischen Krieges." Von Rudolf Zabel. – Altenburg S.-A., Stephan Geibel.

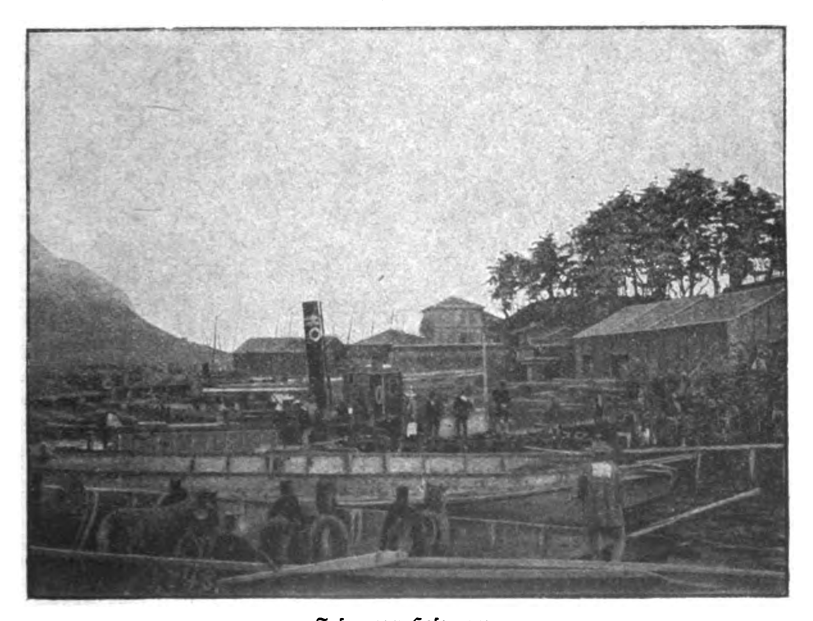
gleichzeitig als seine Hochzeitsreise. Es war dem Verfasser die Verpflichtung auferlegt worden, mit aller nur tunlichen Beschleunigung abzureisen. Der nächste fällige deutsche Postdampfer konnte aber nicht mehr in Genua erreicht werden, und so war durch die Liebenswürdigkeit des Generaldirektors der Hamburg-Amerika Linie dem Verfasser gestattet worden, den nächsten mit gleicher Geschwindigkeit, wie der Postdampfer des Norddeutschen Lloyd, fahrenden Frachtdampfer „Artemisia" von Port Said aus zu benützen; dieser Dampfer bot dabei den Vorteil, in einer Tour bis Pulo-Penang an der Südspitze der malayischen Halbinsel durchfahren zu können. Die Reise des Verfassers ging zunächst über Wien nach Triest, von da mit dem Schnelldampfer des österreichischen Lloyd „Kleopatra" nach Alexandrien und von hier mit einem Küstendampfer nach Port Said, wo Halt gemacht werden mußte, da das Eintreffen der „Artemisia" erst in einigen Tagen zu erwarten stand. Port Said ist einer der bekanntesten Häfen der Erde, da jeder Dampfer, der den Suezkanal passiert, in Port Said anlegt. (S. Abbildung.) Letzteres bezeichnet der Verfasser als ein rechtes Gaunernest, wo dem Fremden die paar Stunden, die er am Land genießt, durch eine



Der „Bund" von Kobe.
Aus: „Meine Hochzeitsreise durch Korea während des russisch-japanischen Krieges" Von Rudolf Zabel. — Altenburg S.-A., Stephan Geibel.

aufdringliche Horde von Schwarzen, die sich als Führer, Händler oder Schlepper der zahlreichen Kaufläden anbieten, nach Möglichkeit verleidet werden. Hier in Port Said hörte man auch wieder etwas vom Kriege, und man war insofern beunruhigt, als man von der Anwesenheit des russischen Geschwaders im Roten Meere Kenntnis hatte Inzwischen war die „Artemisia" eingetroffen, und weiter ging die Reise durch den Suezkanal. Nach 21 Tagen war Penang glücklich erreicht; der Aufenthalt daselbst währte zwei Tage und nach weiteren zwei Tagen wurde in Singapore gelandet. Hier war man durch den Krieg in keinerlei Weise beunruhigt, aber mit der idyllischen Ruhe auf der Artemisia war es insofern vorüber, als zahlreiche Passagiere, hauptsächlich Chinesen, sich einfanden. Das nächste Reiseziel war Hongkong und weiterhin Yokohama, wo man wunderbarer Weise vom Kriege so gut wie nichts wußte. — Was der Verfasser über die japanischen Stimmungen und Verstimmungen schreibt, ist sehr interessant und verdient besonders hervorgehoben zu werden. Da er zum dritten Male in Japan weilte, stand ihm die nötige Erfahrung zur Seite. Die eigentliche Japan-Schwärmerei, so schreibt er, die namentlich bei uns zu Hause grassiert,

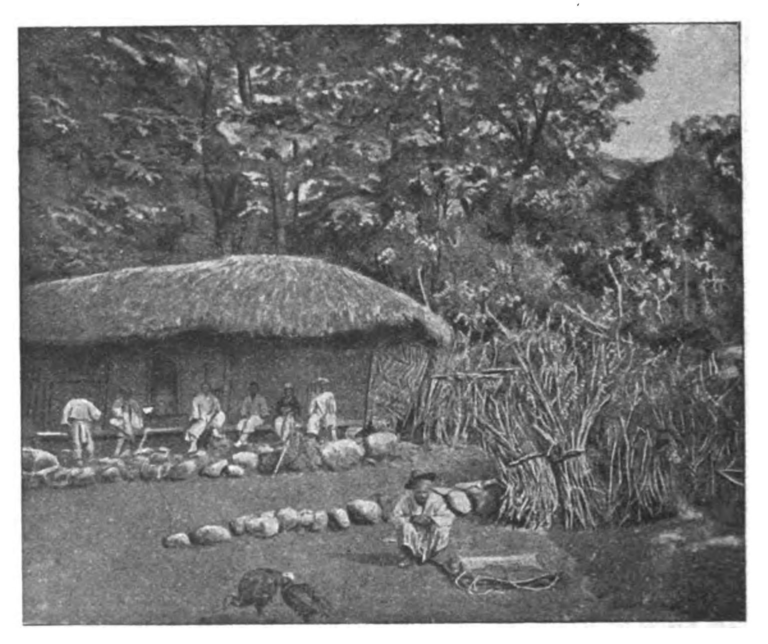
habe er längst überwunden. Japan und seine Bevölkerung ist zwar von allen ostasiatischen Völkern bei weitem dasjenige, das unserem Denken und Empfinden am nächsten steht — und doch welche Kluft trennt uns von Japan! Daß letzteres ein fremdenfreundliches Land sei, bezeichnet der Verfasser als unrichtig. Der Raum verbietet, auf die Auslassungen des Verfassers, namentlich in Hinsicht auf die ganze ostasiatische Politik der letzten Jahrzehnte, näher einzugehen und muß auf das Original verwiesen werden. Bald nach dem Eintreffen in Japan war der Verfasser nach Tokio gefahren, um sich dort dem deutschen Gesandten, dem Grafen von Arco-Valley, vorzustellen, zumal nach der japanischen Vorschrift Kriegskorrespondenten bei der japanischen Armee nur auf Vermittelung ihres jeweiligen Gesandten zugelassen werden sollten. Ueber das wenige Entgegenkommen seitens des deutschen Gesandten hat der Verfasser Veranlassung sich bitter zu beklagen. Als geradezu das deutsche Gefühl verletzend bezeichnet er eine auf dem Haupttelegraphenamte in Yokohama angeschlagene Vorschrift, nach der auch gewöhnliche vollbezahlte Telegramme nur in der englischen und französischen Sprache zulässig sein sollten. Was fernerhin auch den deutschen



Fusan vom Hafen aus.
Aus: „Meine Hochzeitsreise durch Korea während des russisch-japanischen Krieges.“ Von Rudolf Zabel. — Altenburg S.-A., Stephan Geibel.

Japanschwärmer nicht angenehm berühren dürfte, war die Haltung der japanischen Presse, in deren Spalten es von Schmähungen und Verdächtigungen gegen Deutschland wimmelte. Nachdem der Verfasser über die näheren Bedingungen sich orientiert hatte, unter denen die auswärtigen Korrespondenten ins Feld ziehen durften, beschloß er zunächst, in keinerlei Weise sich zu binden, wußte er ja nicht einmal, ob er der koreanischen Armee am Yalu oder der Armee Kurokis, die im Begriff stand, auf Liautang zu landen, zugewiesen werden würde. Um aber aus dieser Ungewißheit herauszukommen, mußte zu praktischen Taten übergegangen werden. Dem Verfasser gelang es, nicht nur die Zustimmung des japanischen auswärtigen Amtes, sondern auch des Kriegsministeriums zu einer Reise in ganz Korea zu erhalten. Nach den nötigen Vorbereitungen für eine solche Reise wurde die Fahrt auf einem deutschen Reichspostdampfer nach Kobe angetreten, wo bald nach dem Landen den Reisenden mancherlei Umständlichkeiten entgegentraten, die aber glücklich überwunden wurden. Von Kobe aus, das eine reizvolle Umgebung besitzt (s. Abbildg.), ging die Reise durch den Inlandsee, der mit Recht den Namen eines Seeparks der Erde ver-

dient, nach dem ebenfalls herrlich gelegenen Schimonoseki. Hier machte der Verfasser die Bemerkung, daß er mit seiner Gattin von zwei zudringlichen Japanern — Polizeispitzeln — verfolgt wurde, die auch auf der weiteren Reise immer wieder auftauchten. Das nächste Reiseziel war Fusan an der Südostspitze Koreas. Dies ist eine japanische Gründung; man hat hier den Eindruck, als befände man sich in einer japanischen Stadt. Die Verpflegung daselbst in den „europäischen Restaurants" war teuer und miserabel. — Auch über diese Verhältnisse gibt der Verfasser eine eingehende, sehr fesselnde Darlegung mit Streiflichtern auf die Entstehung des russisch-japanischen Krieges, den Japan wollte. In Fusan hörte man von kriegerischen Operationen so gut wie nichts. Die Stadt lehnt sich an einen mit Wald bestandenen Hügel, an dessen Südabhang in etwa dreiviertel Höhe das japanische Konsulat steht, eins der wenigen europäisch gebauten Häuser (s. Abbild.). Da keine Aussicht bestand von Fusan bald fortzukommen, entschloß sich der Verfasser zu einem Ausfluge per Eisenbahn ins Land hinein, der aber im allgemeinen wenig interessant verlief. Nach



Unser Quartier in Kam bu lan.
Aus: „Meine Hochzeitsreise durch Korea während des russisch-japanischen Krieges." Von Rudolf Zabel. — Altenburg S.-A., Stephan Geibel.

14tägigem Warten wurde endlich auf dem japanischen Dampfer Urato Maru, einem kleinen, elenden Kasten, an der koreanischen Küste entlang die weitere Fahrt nach Gensan vorgenommen. Schön war die Fahrt nicht, und die Reisenden konnten froh sein, als sie in Gensan landeten, wobei auch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden waren. Auf Koreanisch heißt die Stadt „Wönsan", auf Japanisch „Gensan". Der Verfasser macht auf die Verschiedenheit in der Aussprache koreanisch-geographischer Bezeichnungen aufmerksam, die hauptsächlich darin begründet liegt, daß die chinesische Bezeichnung auf den koreanischen Karten von den Japanern anders als von den Koreanern gelesen wird. Die Doppelnominierung sollte bei jedem einzelnen koreanischen Ortsnamen vorgenommen werden, um Verwirrung in den Karten zu vermeiden und den Reisenden vor Schwierigkeiten zu bewahren. Von Gensan aus trat der Verfasser die Reise per Landmarsch nach Soul an. Die Beschreibung derselben ist sehr interessant, wie überhaupt die Schilderungen des Verfassers über die Details seiner persönlichen Erlebnisse auch in bezug auf Land und Leute

ein besonderes Interesse erregen. Auf besagter Tour sei des Dorfes Kam bu lan Erwähnung getan, das von den Koreadörfern, die der Verfasser passieren mußte, vielleicht als das am meisten idyllisch gelegene bezeichnet werden kann. (S. Abbild.) Der Landmarsch war übrigens mit so mancherlei Strapazen verbunden. In Soul angelangt, fand der Verfasser die Depesche eines Kollegen aus Yokohama vor, mit der Mitteilung, daß an die bereits seit Monaten zugelassenen Kriegskorrespondenten der 3. Abteilung, zu denen der Verfasser gehörte, die Aufforderung ergangen sei, sich bereit zu halten, da ihre Ueberführung zur Armee Kurokis nach der Mandschurei bald vor sich gehen würde. Dies Wort „bald" kannte der Verfasser und wußte, daß ihm keine allzudringliche Bedeutung beizumessen sei. Freilich mußte nun aber doch der Beschluß gefaßt werden nach Japan zurückzukehren, wenn auch darüber noch einige Wochen vergehen sollten, die die Reisenden in Soul zu verbringen gedachten. Für den Verfasser gestalteten sich aber die Verhältnisse wesentlich anders. Infolge schwerer Erkrankung an der Ruhr mußte er sich zur Rückkehr entschließen, zunächst mit der Bahn nach Tschemuplo, von da zu Schiff nach Fusan und weiter zur See nach der Heimat. — In einem Schlußkapitel behandelt der Verfasser in sehr klarer Weise die „kurze Geschichte der Unabhängigkeit Koreas". Dem in jeder Beziehung vortrefflich ausgestatteten, umfangreichen Buche (462 S.) ist ein Namen- und Sachregister sowie eine Karte von Korea beigegeben. Man liest das Buch, dank der vortrefflichen und anziehenden, vielfach mit köstlichem Humor gewürzten Darstellung des Verfassers, von Anfang bis zu Ende mit steigendem Interesse. K.

Bibliographische Notizen.

Balladenchronik. Von Detlev v. Liliencron. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler.

D. v. L. ist zur Herausgabe einer solchen Sammlung der berufenste und berechtigtste moderne Dichter. Er allein gab der von Bürger wieder entdeckten und erweckten deutschen Volksballade einen eigenen Ton und Stil. Während die von Goethe geschaffene, mehr aus dem Gedanken arbeitende Kunstballade zahlreiche Pfleger und Vertreter fand, wurde das Wesen der besonders durch die Stimmung wirkenden Volksballade nur von wenigen Dichtern erkannt und treu wiedergegeben. Einer ihrer besten Kenner und Könner war Th. Fontane. Er wies darauf hin, daß neben dem allgemein Volksliedmäßigen in niederdeutschen Landen mancher versunkene historische Balladenschatz gehoben wurde, der an Bedeutung und Schönheit hinter dem vielgerühmten englisch-schottischen nicht zurücksteht. Z. B. reichen die Balladen vom „Kremmer Damm" und „Ketzer-Angermünde" an die „Chevy Jagd", „Die Schlacht von Otterbourne" und viele andere Percy Balladen heran. Was kennzeichnet die deutsche Volksballade? Sie wurzelt im Gemütsleben und wählt meist ernste, tragische Stoffe, die der Natur des Landes und seiner Bewohner entsprechen, ist aber auch dem derben Scherz und Schwank nicht abhold. Mit Vorliebe erzählt sie kurz und bündig von Heldentaten, von Mannestrutz und Treue, vom Kampf der Elemente und Leidenschaften. Gewöhnlich versetzt sie ohne Einleitung sogleich mitten in die Begebenheit, die, wenn auch zuweilen unbedeutend, doch immer voll Leben und Handlung ist. Zur Vermeidung der Weitschweifigkeit bedient sie sich gern des Wechselgespräches. Dadurch wird die Darstellung beschleunigt und dramatisch, sie wird sprunghaft, wohl auch lückenhaft. Sie liebt die Dämmerung, den Schatten, das Gespenstige, Bange, Schaurige. Ihre lyrische Stimmung wird manchmal durch den Kehrreim festgehalten und gehoben. Dieser Umstand beweist, daß die altdeutschen Balladen wirkliche Volkslieder waren. Der Kehrreim wurde vom Chor wiederholt. Die hier zu einer Chronik vereinten 73 Balladen L's zeigen neben dem echten Dichterstempel eigener Erfindung und Empfindung alle diese Merkmale. Sie bringen frei von jeder Eintönigkeit in bunter Fülle und Abwechselung Historien und Anekdoten, Sagen und Legenden, Ernstes und Humoristisches, Altes und Neues. Sie schildern Leben und Sterben, naturwüchsige Menschen und Naturgewalten und schließen mit dem packenden, patriotischen Gedicht „Der Kampf um die Wasserstelle", einer würdigen Totenfeier der in Südwestafrika gefallenen deutschen Helden. Mit Recht hat D. v. L. die von allzu strengen Ästhetikern gezogenen unnatürlichen Grenzen unbeachtet gelassen und in seine Galerie manch schönes frisches Bild aufgenommen, das in den altmodischen Rahmen der Ballade nicht zu passen scheint, z. B. Fatinga, Mit der Pinasse, Heimgang in der Frühe, Heißhunger u. a. Schade,

daß er so eigentümliche Gedichte wie: Tod in Ähren, Unheimlicher Teich, Die gelbe Blume Eifersucht, Hochsommer im Walde u. a. ausschloß; sie wären hier am rechten Ort und in guter Gesellschaft gewesen. Aber nicht unzufrieden und undankbar! Er bietet des Besten genug. Wer sich an wahrer volkstümlicher Poesie erfrischen und erfreuen will, kaufe und lese sein Buch. N.

Etwas von den Wurzelkindern. Von Sibylle von Olfers. 10 Bilder mit Text. — Eßlingen und München, Verlag von J. F. Schreiber.

Für die geistige und seelische Entwickelung des Kindes sind die Bilderbücher, die man ihm in die Hand gibt, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Ob die im „modernsten" Geschmack gehaltenen Jugendschriften, mit ihren beabsichtigt steifen und eckigen, manieriert kindlichen Zeichnungen, das Richtige treffen, muß noch als sehr zweifelhaft erscheinen. Dagegen erfüllen alle Anforderungen und sind ohne jedes Bedenken empfehlenswert die Bilderbücher von Sibylle von Olfers, sowohl das früher erschienene „Was Marilenchen erlebte", als auch das neue Buch „Etwas von den Wurzelkindern". Ein eigenartiger Reiz liegt über ihnen ausgebreitet: eine heitere und zarte Anmut, eine dem Kinderherzen entsprechende Einfachheit und Klarheit des Empfindungs- und Gefühlslebens, wahre Gemütstiefe finden wir in ihnen ausgeprägt. Und zu alledem: die Bilder, wie die ganze äußere Ausstattung, sind in vornehmstem, künstlerischem Geschmack und mit tadelloser Feinheit und Sauberkeit ausgeführt. Alles in allem, es sind Kinderbücher erlesenster Art. S. B.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Aphorismen und Sprüche in zwangloser Folge. Gesammelt von Hauptmann a. D. W. Stavenhagen. Die Militärische Welt 1906, Heft 9—10.

Begas, Reinhold. Von Walther Gensel. Die Kunst VIII 3 (Dezember 1906).

Besnard, Albert. Von Carl Lahm. Westermanns Monatshefte 51, 3 (Dezember 1906).

Bode, Wilhelm. Von Max Liebermann. Kunst und Künstler V, 3 (Dezember 1906).

Cézanne, Paul. Von Théodore Duret. Kunst und Künstler V, 3 (Dezember 1906).

Deutsche Liebesbriefe. Von Werner Deetjen. Die Grenzboten 65, 49 (6. Dezember 1906).

England und Europa vor hundert Jahren. Von G. Egelhaaf. Deutsche Rundschau 33, 3 (Dezember 1906).

Friede von Altranstädt, Der. Von Konrad Sturmhoefel. 2. Die Grenzboten 65, 48 (29. November 1906).

Geschlechtsleben, Geburt und Missgeburt in der Mythologie. Von Dr. Hans Bab. Die Umschau X, 52 (22. Dezember 1906).

(Hartmann.) — Das Lebenswerk Eduard von Hartmanns. Von Arthur Drews. I. Deutschland V, 3 (Dezember 1906).

Heyse, Paul, und Italien. Von Victor Klemperer. (Schluss.) Bühne und Welt IX, 5 (Dezember 1906).

Ibsen, Henrik, und die Isländergeschichte. Von Arthur Bonus. Preussische Jahrbücher 126, 3 (Dezember 1906).

(Kinderlied.) — Etwas vom deutschen Kinderliede. Von Dr. Leopold Hirschberg. Das literarische Echo. IX, 6 (Dezember 1906).

König Wilhelm und Bismarck in Gastein 1863. Ein neuer Beitrag zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen". Von Max Lenz. II. Deutsche Rundschau 33, 3 (Dezember 1906).

Kunst in der Schul- und Kinderstube. Von Dr. Friedrich Düsel. Westermanns Monatshefte 51, 4 (Januar 1907).

Kurz, Isolde. Von Helene Raff. Westermanns Monatshefte 51, 4 (Januar 1907).

Meunier. Von M. A. Steffeck. Die Umschau X, 51 (15. Dezember 1906).

Meyer, Claus. Von Hermann Board. Die Kunst VIII, 3 (Dezember 1906).

Millet. Von F. Avenarius. Kunstwart 20, 5 (Dezember 1906).

Müller, Dr. Johannes, seine Bücher und sein Schloss. Von Wilhelm Langewiesche. Westermanns Monatshefte 51, 3 (Dezember 1906).

Naturerkennen. Von J. Reinke. Deutsche Rundschau 33, 3 (Dezember 1906).

Oper der Lebenden, Die. V. Der italienische Verismus. Von Wilhelm Kleefeld. Bühne und Welt. IX, 5 (Dezember 1906).

Psychische Epidemien im Völkerleben. Von Dr. L. W. Weber. Die Umschau X, 51 u. 52 (15. u. 22. Dezember 1906).

Saar, Ferdinand von. Von Prof. Dr. Ludwig Geiger. Westermanns Monatshefte 51, 3 (Dezember 1906).

Shaksperes Bühne. Von Prof. Hermann Conrad. Westermanns Monatshefte 51, 3 (Dezember 1906).

Skarbina, Franz. Von Maximilian Rapsilber. Westermanns Monatshefte 51, 4 (Januar 1907).

Suse, Theodor. Von Paul Schulze-Berghof. Das literarische Echo IX, 6 (Dez. 1906).

Tennyson als Frauenrechtler. Von Julie Krahmer. Deutschland V, 3 (Dez. 1906).

Tuaillon, Louis. Von Rudolf Klein. Westermanns Monatshefte 51, 3 (Dezember 1906).

Unebenbürtige Fürstenehen in frühern Jahrhunderten. Von Siegfried Fitte. Die Grenzboten 65, 51 (20. Dezember 1906).

Waldmüller, Ferdinand Georg. Von Arthur Rössler. Westermanns Monatshefte 51, 3 (Dezember 1906).

Ypern und Tournai. Von Dr. Friedrich Walter. Westermanns Monatshefte 51, 4 (Januar 1907).

Zerstörung des Tunnels von Martainville 1870, Die. Von Hauptmann a. D. W. Stavenhagen. Die militärische Welt 1906, Heft 9.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Also sprach Herakleitos. Heraklits Schrift: Über das All. Deutsch von Dr. Maximilian Kohn. Hamburg, Selbstverlag.

Apelt, Franz Ulrich. Avalun. Neue Gedichte. Berlin, Franz Wunder.

Bacher, Eduard, Die letzte Schrift. Ein Rückblick in das Leben eines Vergessenen. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Bauer, Karl, Charakterköpfe zur deutschen Geschichte. 32 Federzeichnungen. Leipzig, B. G. Teubner.

Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgeber: Hermann Graef. Heft: 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 17. 18. 19. 21. 22. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst u. Musik.

Bendrat, Arthur, Aus dem deutschen Osten. Fünf Künstlersteinzeichnungen. Mit einem Vorwort von Dr. Käthe Schirmacher. Leipzig, B. G. Teubner.

Bienenstein, Karl, Aus Traum und Sehnsucht. Neue Gedichte. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Böckel, Dr. Otto, Psychologie der Volksdichtung. Leipzig, B. G. Teubner.

Coenobium. Rivista internazionale di liberi studi. I. Jahrgang. Nr. 1. Lugano, Casa Editrice del coenobium.

Deutschlands Heer in österreichischer Beleuchtung. Briefe eines k. u. k. Offiziers über die deutschen Kaisermanöver 1906. Mit fünf Kartenskizzen und einem Plan. Leipzig, Friedrich Engelmann.

Draganof, La Macédoine et les Réformes. Préface de M. Victor Bérard. Carte extraite des cartes de l'État-Major. Paris, Plon, Nourrit & C.

Fessel, Karl, Sein und Schein. Ein Band Lyrik. Berlin, Lyrik-Verlag.

Flaskamp, Christophie, Die alte Geige. Eine Komposition. Münster i. W., Coppenrathsche Buchhandlung.

Freimann, Max, Die Entstehung und Verhütung der Glatze. Leipzig, Karl Lentze.

Frey, Dr. Karl, Wissenschaftliche Behandlung und künstlerische Betrachtung. Mit besonderer Berücksichtigung der akademischen Interpretation literarischer Kunstwerke. Eine Studie. Zürich, Artist. Institut Orell Füssli.

Führer zur Kunst. Herausgegeben von Dr. Herm. Popp. 5. Bändchen: Von alter und ältester Bauernkunst von Dr. R. Forrer. Mit einer Tafel und 32 Abbildungen im Text. Esslingen, Paul Neff, Verlag.

— 6. Bändchen: Hochzeitsfeste der Renaissance in Italien von O. von Gerstfeldt. Mit zwei Mezzotinto-Gravüren, 3 Einschlag-Blättern und 6 Abbildungen im Text. Esslingen, Paul Neff, Verlag.

— 7. Bändchen: Die Ausbildung der Künstler von Dr. Hans Schmidkunz.

Ganghofer, Ludwig, Gesammelte Schriften. Volksausgabe. I. Serie. Lieferung 32 bis inkl. 38. Stuttgart, Bonz & Comp.

Gesellschaft, Die. Band I: Sombart, Das Proletariat. Kart. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening.

— Band II: Simmel, Die Religion. Kart. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening.

— Band III: Ular, Die Politik. Kart. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening.

— Band IV: Bernstein, Der Streik. Kart. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening.

Goethe unser Führer. Geleitworte aus seinen Werken in Kalenderform. Gewählt von Helene Bonfort. Heidelberg, Otto Petters.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. XV Band. Dramatische Fragmente und Übersetzungen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Grazie, M. E. delle, Traumwelt. Erzählungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

— Vom Wege. Geschichten und Märchen. 2. Sammlung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Haass, Robert, Nachlass-Gedichte. Mit einem Vorwort von Wilhelm Jensen. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel.)

Hauptmann, Carl, Moses. Bühnendichtung in 5 Akten. München, Georg D. W. Callwey.

Heinemann, Erna, Gedichte. Neurode, Verlag Dr. Ed. Rose.

Hinnerk, Otto, Cyprian. Schauspiel in fünf Akten. Zürich, Arnold Bopp.

Hoeft, Bernhard, Es ging ein Sämann. Roman. Dresden, Heinrich Minden.

Jahrbuch, Münchner, der bildenden Kunst. Herausgegeben von Ludwig von Buerkel. Band I. 1906. München, Georg D. W. Callwey.

Jansen, S., Sofiensruh. Wie ich mir das Landleben dachte und wie ich es fand. 2. Auflage. 3. bis 5. Tausend. Neudamm, J. Neumann.

Karpath, Ludwig, Zu den Briefen Richard Wagners an eine Putzmacherin. Unterredungen mit der Putzmacherin Bertha. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte Richard Wagners. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur u. Kunst.

Katalog empfehlenswerter Werke der ausländischen Literatur. XXIII. Jahrgang. 1906. Leipzig, A. Twietmeyer.

Kellermann, Carl Alfred, Im Goethehause zu Gast. Nach eines Engländers Tagebuchnotizen aus Ilm-Athens klassischen Tagen erzählt. Oldenburg, H. Hintzens Verlagsbuchhandlung (Otto Garz).

Kieler, Laura, Mein Volk sei dein Volk. Übersetzt von Orton Beg. 2. Auflage. Zürich, Rascher & Cie.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Original-Ausgabe mit Herman Grimms Einleitung nach dem Handexemplar und mit 8 Bildern von Ludwig Grimm. 32. Auflage besorgt von Reinhold Steig. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachfolger.

Kohm, Dr. Josef, Grillparzers goldenes Vlies und sein handschriftlicher Nachlass. Wien, Kommissionsverlag von Karl Gerolds Sohn.

Korrespondenz, Photographische. Organ des Vereines zur Pflege der Photographie und verwandter Künste in Frankfurt a. M., des schweizerischen Photographen-Vereins und der Photographischen Gesellschaft in Wien. 1906. August, Oktober, November, Dezember. Wien, Verlag d. Photographischen Gesellschaft.

Levy, Oscar, Aus dem Exil. Verse eines Entkommenen. London, Probsthain & Co.

Löns, Hermann, Mein braunes Buch. Heidbilder. Hannover, Adolf Sponholtz Verlag.

Lyrik, Die. Monatsschrift für Lyrik und Kritik. IX. Jahrgang. Januar 1907. Nr. 1. Berlin, Paul Diels.

Menschenleben, Ein. Alltagsbriefe unserer Klassiker. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Wilhelm Miessner. Berlin, Verlag Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H.

Menschheitsziele. Eine Rundschau für wissenschaftlich begründete Weltanschauung und Gesellschaftsreform. Jahrgang 1907. Heft 1. Leipzig, Otto Wigand.

Misch, Robert, „Und der Ruhm ein eitler Wahn“. Die Geschichte eines Premièren-Erfolges. Berlin, „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Literatur u. Kunst.

Musik-Mappe, Die. Band I. Heft 27. Weihnachts-Nummer. Leipzig, W. Vobach & Co.

Müntz, Ch., Wir Juden. Berlin, Oesterheld u. Co.

Nietzsches, Friedrich, Werke. Taschen-Ausgabe. Band 1. 2. Leipzig, C. G. Naumann Verlag.

Palten, Robert, Vom „Dr. Hons“ und andere Wiener Gschichteln und Gedichteln für alle Freunde echten Wiener Humors. Band 1 u. 2. 2. Auflage. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Preuss, Hugo, Die Entwicklung des deutschen Städtewesens. I. Band: Entwicklungsgeschichte der deutschen Städteverfassung. Leipzig, B. G. Teubner.

Rehm-Vietor, E., Schlaraffenland, Schlaraffenleben, In der Englein Wacht. In der Englein Hut. 6 Wandfriese (farbige Künstlerzeichnungen.) Leipzig, B. G. Teubner.

Rheinsch, Erika, Tragödien und Festgesänge der Blumen und Bäume. Frankfurt a. M., Heinrich Demuth.

Romundt, Dr. Heinrich, Der Professorenkant. Ein Ende und ein Anfang. Gotha, E. F. Thienemann.

Röttger, Dr. med. W., Genussmittel—Genussgifte? Betrachtungen über Kaffee und Tee auf Grund einer Umfrage bei den Ärzten. Berlin, Elwin Staude.

Sandt, Emil, Cavete! Eine Geschichte, über deren Bizarrerien man nicht ihre Drohungen vergessen soll. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Schellenberg, Ernst Ludwig, Erlösung. Neue Gedichte. Stuttgart, Axel Juncker.

Schey, Evelina, Verse. Wien, Wilhelm Braumüller.

Schicht, Josef, Cello am Abend. Lyrik. Leipzig, Hermann Dege.

Schimmelpfeng, Hans, Frohe Jungen. Ein Kloster-Sang. Mit 3 Illustrationen. Hannover, Hahnsche Buchhandlung.

Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von, Gedichte. 3. vermehrte Auflage. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Schweiger-Lerchenfeld, A. Freiherr von, Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben. Mit 614 Abbildungen im Text und 41 Tafeln. Lieferung 36 bis inkl. 40. (Schluss.)

Stavenhagen, W., Die Feldbefestigung. Nachtrag zur dritten Auflage vom Grundriss der Befestigungslehre. Für Offiziere aller Waffen des Heeres und der Marine. Mit 52 Skizzen im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatschrift für Haus u. Familie. 19. Jahrgang 1906. Heft: 23. 24. und 20. Jahrgang 1907. Heft 1. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Stoering, Paul, Von der Violine. Berlin-Gross-Lichterfelde, Chr. Friedrich Vieweg, G. m. b. H.

Traducteur, Le. Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. XIV. Jahrgang. 1906. No. 23. 24. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Traducteur“.

Translator, The. Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. III. 1906. No. 23. 24. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Translator“.

Ullmann, Rega, Feldpredigt. Dramatische Dichtung in einem Akt. 2. Auflage. Frankfurt a. M. Verlag von Heinrich Demuth.

Volksbücher, Religionsgeschichtliche, herausgegeben von Fr. Michael Schiele-Tübingen. II. Reihe. Heft 7 u. IV. Reihe 1. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Waldaestel, Helene, Neue Gedichte. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Weinschenk, Jakob Hugo, Friedsame Sonette. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Welt, photographische. (Früher „Der Amateur-Photograph“.) Monatsblatt für Amateur- und Berufsphotographen. 1905. Heft 7 und 1906 Heft 8—12. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag, M. Eger.

Winter, Karl, Der lustige Postkartenzeichner für Kinder. Eine Zeichenschule mit 60, meist humoristischen Postkarten-Vorbildern zum Nachzeichnen. Original-Zeichnungen. Leipzig, Arthur Kade.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Eduard Engel

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXX. Band. — März 1907. — Heft 360.

(Mit einem Porträt in Radierung: Eduard Engel.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Eduard Engel

Nord und Süd.

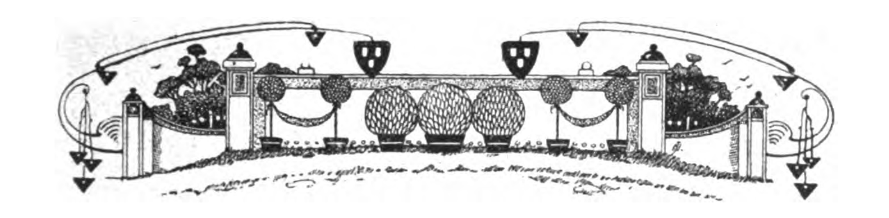
Eine deutsche Monatsschrift.

CXX. Band. — März 1907. — Heft 360.

(Mit einem Portrait in Radierung: Eduard Engel.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Maria Rosen.

Die Geschichte einer Winterliebe.

Von

A. Halbert.

— Berlin. —

I.

„Ich bin kein Mensch, der glücklich wird; noch weniger eine Frau, die glücklich macht. Und das letzte ist das Bitterste.“

Wäre der Ton nicht so traurig, die Geste nicht so trostlos, welche diese Worte begleiteten, man wäre versucht gewesen, sie als moderne Sentenz aufzufassen; als eine von den überspannten Klugheiten, die Mädchen von heute aussprechen, um das Schicksal in sich zu erklären, all die Widersprüche der modernen Seele zu beleuchten und die Zweifel der angespannten Gegenwartsnerven zu lösen.

Aber diese Worte waren in einer Stunde gesagt, in welcher die Menschen ehrlich, die Frauen tief und klar zu sein pflegen: in einer Abschiedsstunde. In dem Moment, wo alles Weh der Vergangenheit, alle Fragen der Zukunft sich zusammenballen zu einem schweren, drückenden Alb; wo man das Gefühl hat: noch viel, viel sagen zu müssen, und doch nur die gleichgültigsten, trivialsten Dinge bespricht. Der Atem ist gepreßt und der Ton bang. Es kommt ein Schluchzen aus dem Herzen. Und die Worte, die sich losringen, haben manchmal die Bedeutung und die Tiefe von Beichten, die zeit- und zwecklos hervorquellen, um sich selbst Erleichterung zu schaffen.

In solch einer Stunde sagte Maria Rosen diese Worte vom Glück; dem sie es sagte, Johannes Stiller, galten diese Worte nur mittelbar. Er fühlte es, daß seine Maria in diesem Moment längst über ihre Liebe zu ihm hinaus war. Über die tiefe, bedingungslose Liebe, die keine Zweifel und keine Fehler und keine Gedanken kennt.

Wie es doch so rasch gekommen ist!

Vor einer Woche kam er her. Mit geschwellten Segeln der Hoffnung und wehenden Fahnen der Wiedersehensfreude. Er kam vom Arbeitstag. Und wollte hier bei seiner Liebsten Festtag halten. Er schrieb ihr, sie solle ihren Verwandten vorläufig nichts von seiner Ankunft sagen. Sonst beginne wieder die lästige Pflicht der Pseudobrautschaft.

Sie gehörten zusammen. Das wußten die andern, wußten ihre Eltern, wußte seine Schwester, die in dieser Stadt lebte. Aber sie spielten beide Komödie. In Gegenwart der andern taten sie fremd.

Es war ein so schönes reizreiches Spiel. Es begegnete von vornherein allen zartfühlenden Anzapfungen und taktlosen Schonungen. Sie hatten sich lieb: was ging das andere an?

Maria liebte die kleinen Spielchen des Lebens; die spinnwebigen Intrigen der Seele, die in Minnezeiten so hold und lieblich wirkten. Liebe war ihr ein Versteckspielen. Mit dem Liebsten. Und mit den andern. Zumal auch mit sich selbst.

Maria war ein Kind, mit großen Neigungen und blutlosen Impulsen. Die Energie peitschte ihre Neigungen und scheiterte an den Impulsen. So daß sie immer passiv, wenn nicht gar ohnmächtig blieb.

Nur eine Exaltation peitschte ihre Kräfte auf: die Arbeit.

Sie war ein schlanker, gerader Mensch, der zum frohen Genießen geschaffen war. Aber da kam die Pflicht, und sie wurde einseitig. Der Alltag machte sie schwerfällig. Last auf Last bürdete er ihr auf. Oder richtiger: sie nahm die Last selber auf ihre Schultern. In dem Geschäft ihres Vaters, wo sie zuerst aus Pläsier arbeitete, zog sie allmählich alle Fäden in ihre Hand zusammen; zuerst wie ein Kind, das die Hände voller Spielsachen trägt und so gar nicht zum Spielen kommt; dann wie ein Vielbeschäftigter, der immer den Mittelpunkt bildet, nicht viel tut, aber viel tun läßt. Plötzlich aber war sie drin, lastete die Verantwortlichkeit auf ihr. Sie merkte es eigentlich zum ersten Male, als an einem Herbsttage die Sonne frühlingshaft tat und die Lüfte mit dem Zukunftslenz kokettierten.

Sie sagte ihrem Freunde den Nachmittag zu. Sie wollte ins Freie, zuschauen den letzten Mairegungen der Natur. Sie ging nur rasch ins Geschäft, sprach mit dem Leiter, gab Aufträge und wollte gehen. Da kam der Expedient und erzählte von den Schwierigkeiten, die eine Lieferung in das Ausland machte. Selbstverständlich übernahm Maria Rosen die Direktive; die Sonne atmete schon ihre letzten Strahlen aus, als sie fortgehen konnte.

Auf der Straße war es kühl geworden. Die Nacht brachte scheuen Reif. Und Maria ging am andern Morgen ins Geschäft und dachte über ihre Pflichten nach.

„Ekstase der Pflicht!" hatte ihr Freund gesagt.

Und so war es: dieser schlanke, im Grunde schwächliche Mensch, dem

Arbeit nur eine Erholung, eine Freude sein sollte, wurde ein Pflichtmensch, trug die Arbeitslast durch die Tage, und die Nächte brachten ihrem Körper nur das matte, stumpfe Ausruhen der Glieder, während die Seele in der Tretmühle blieb und immer düsterer und müder wurde.

Weil sie ein geistig reger, fein seelischer Mensch war, suchte sie ein System in diesen Zustand zu bringen: „Ich will frei sein, nach allen Seiten hin. Ich will im Hause der Eltern all die Freiheiten beanspruchen dürfen, die mir Lebensbedingung sind. Und ich will niemandem verpflichtet sein."

Sie trennte scharf: durch Pflichterfüllung entgeht man allen Verpflichtungen. Und sie trennte sich so von ihren Angehörigen, löste sich von den gutbürgerlichen Gewohnheiten immer mehr. Sie wurde einsam in ihrem Kreise.

Zwar nannte man sie zu Hause: das Kleine — weil sie das jüngste Kind war; aber weder Eltern noch Geschwister machten sich ein Hehl daraus, daß sie selbständig handeln und auf eigene Faust leben wollte. Und da ihre Energie sonst flügellahm war und nur in der Arbeit ihre höchste Potenz erreichte, nannte man sie zwar exaltiert, hypermodern, ließ sie aber gewähren.

Sie hatte im Hause ihr Reich. Ein kleines, helles Zimmer, wo alle ästhetischen Kostbarkeiten aufbewahrt lagen: Bilder und Bücher. Und wenn sie nach dem Abendessen verschwand, wußte man, wo sie sei, schüttelte das Haupt über die Seltsamkeit, klagte wohl auch das Leid, wenn eine Tante kam; aber damit war's abgetan.

Ihr Schwager nannte sie: „Der jeistige Flüjel der Familie Rosen."
All das aber wurde urplötzlich anders, als Johannes Stiller in ihren Kreis trat.

Sie lernte ihn bei einer Freundin kennen, mit der sie nur lose in Verbindung durch gemeinsame Schulerinnerungen stand.

Und es begann ein seltsam reizvolles Spiel.

II.

Es ist eine sonderbare Atmosphäre um solch eine Winterliebe. Kein helles Flackern, kein brünstiges Flammen. Nur ein scheues Glimmern zuerst, ein spielerisches Lecken und Züngeln, ein nervöses Haschen und Zucken; und die Seele brennt, ohne zu glühen.

Es ist eine Liebe, die voller Unglaube ist. Die von Zweifel genährt — doch nicht zu zweifeln wagt. Denn jeder Zweifel ist ein Zugeständnis.

Es ist eine tappende, tastende Liebe, die keinen Schritt wagt, ohne Entgegenkommen, und die doch auf Entgegenkommen harrt und hofft und wartet.

Maria Rosen sagte: „Es ist eine Liebe, die langsame Fäden spinnt und sich erst offenbart, wenn die Maschen alles Fühlen und alles Empfinden scheu verbergen können."

Sie sagte es sich selbst. Wenn sie von einem Spaziergang mit Johannes Stiller wiederkam und im Schaukelstuhl, in ihrem kleinen Zimmer saß. Wenn sie draußen mit ihm war, und die Lüfte kalt und klar wehten, lachte sie, lachte viel über die tastenden Berührungen seiner Worte, die fragenden Blicke seiner Augen.

Sie lachte, wie Frauen ihrer Art zu lachen pflegen. Ohne Koketterie, aber mit Beziehung. Ohne Schelmerei, aber mit dem Ton der Gehobenheit.

So gingen die Tage herum. Durch die Winterstille der Gefühle brauste wohl hier und da ein Sturm der Sinne, der ihnen das Gleichgewicht nahm. Aber sie waren beide zu sehr teils auf den Intellekt, teils auf den ästhetischen Sinn gestellt und gestimmt, um sich dem Schwunge zu ergeben.

Gemütswucht war Maria Rosen fremd. Und Gemütsstimmung schien Johannes Stiller eines Mannes unwürdig. Dieser Frau gegenüber geradezu lächerlich. Sie unterhielten sich über das famose Wort: „Eine Liebeserklärung machen."

„M a c h e n . . ." sagte Maria Rosen. Und sie zog das Wort auseinander, sagte es gespreizt, komisch bis zur Lächerlichkeit.

„Sind wir nicht ein wenig blasiert?" fragte Johannes Stiller.

„Schon möglich," sagte sie leichthin; und nach einer Pause: „Die Kultur liegt uns in den Knochen."

„Wir sind unnatürlich natürlich."

Maria Rosen blieb stehen und sah den Sprecher an: „Warum sprechen Sie in Stichworten?"

„Weil Sie mich so am besten verstehen."

„Es scheint fast . . . Diebssprache . . ."

Und diese Diebssprache, scheinbar ohne Zusammenhänge und doch voll innerer zusammengehöriger Reflexion, wurde immer tiefer und immer verräterischer.

Das Spiel spitzte sich zu.

Eines Tages sagte Maria Rosen zu ihrem Freund:

„Ich hab' heute wie ein Tagelöhner gearbeitet."

„So pflichttreu?"

„Ja."

Er schwieg. Er wußte, daß dieser Vorwurf sie am tiefsten quälte, daß der Arbeitsfanatismus und die Ekstase der Pflicht der einzige Damm ihres Gemütes war. Und er freute sich, daß sie seinetwegen von dieser krampfhaften Arbeitswut abkam. Doch fürchtete er den Moment, wo sie keine Arbeit mehr um des Arbeitens willen verrichten würde. Das

war die Quelle ihrer Stärke. Hier aber auch der Born ihres Liebesgefühls. Sie konnte nicht zwei Herren dienen. Und doch zog er sie zu sich. Er wollte sie zuerst erziehen zum Genuß ohne Pflicht, zur Arbeit ohne Ekstase.

Und sie ließ sich willig erziehen. Hatte sie doch Jahre auf diese Kraft gehofft, die da kommen würde und alle ihre Schätze von gutbürgerlichem Wohlergehen und geregeltem Arbeitsleben zunichte machen würde. In dieser zarten Frau waren zwei Kulturen, die sich stritten. Das Lebenhaschende, Zähe, Abwechslungsuchende, Abenteuerlustige ihres Stammes; sie war Jüdin. Ihr Wesen aber und ihre Erziehung wurzelten im Geregelten, Blondkühlen, Normalen, Lebenstüchtigen. T ü c h t i g, das war ihr liebstes Wort. Da stand man fest im Leben, wankte nicht, wußte, wohin man gehörte, kannte keinen Zweifel des Herzens, kein jähes Wechseln der Seelenstimmungen.

Johannes Stiller hat in seiner Jugend in einem ähnlichen Zwiespalt gelebt. Damals, als junger Student, wo er zwischen einer wohlbestallten Pastorstelle und einem Zigeunerdasein, einem geruhigen Leben und einer gehetzten Kämpferlaufbahn zu wählen hatte. Er wählte den Kampf. Jetzt aber, da er diesen Menschen lieb gewonnen, fragte er sich, ob er nicht falsche Wege gegangen sei.

Alle Liebe ist ein Mattigkeitsgefühl oder bangt doch in heißer Sehnsucht nach Ruhe und Frieden. Es ist, als ob man bisher beutelüstern umherging und jetzt, da man die Beute erhascht, sich verbergen muß, verstecken vor aller Neugier und aller Gier.

„Die öffentliche Meinung ist die größte Klatschbase.“ Lange genug war es möglich, ihr den Mund zu stopfen. Endlich aber siegte sie doch. Und es kam ein Tag, wo Maria Rosen ihrem Vater Rede stehen mußte. Der Vater fragte nicht. Aber er sah Maria traurig an: „Kind, du weißt ja, daß ich alles billige, was du tust und unternimmst: warum hast du Geheimnisse?“

Geheimnisse! Wie dieses Wort häßlich wirkte auf einen geraden, aufrechten Menschen. Trotz und Scham ließen Maria sprechen, ließen sie ein Verhältnis abrunden, ehe es noch entwickelt war. Sie selbst griff in die zarten Maschen des Netzes und zerriß sie. Von jetzt ab galt sie als die Verlobte Johannes Stillers.

Und das Kämpfen begann.

III.

Zuerst kamen die törichten, lieben Zeiten des Brautstandes. Obwohl Maria Rosen nur lachend von ihrer Dummheit sprach und Johannes Stiller energisch bat, sie nicht als „das Weib der Zukunft“ zu betrachten: sie kamen über die Anzüglichkeiten dieses Zustandes nicht hinweg.

Wohl kamen noch frische Wintertage mit knirschendem, weißem

Schnee unter den Füßen. Alles war weiß und hell, und der Himmel sah kupfern und hart auf die Erde. Sie aber gingen und freuten sich miteinander, fanden noch das alte Stichwort, sprachen kurz und treffsicher, begegneten sich auf denselben Wegen der Wünsche und der Sehnsüchte.

Aber da fragte Maria Rosen: „Gilt's der Liebsten oder Braut?" Sie fragte es bei jeder guten Liebkosung und bei jedem weichen Worte.

Und die Stimmung verflog. Sie sprachen dann ernst über die Zukunft, wie Maria sagte: beschwatzten das Schicksal. Aber, was ungezwungen und kosend war, wurde ungelenk und pflichtkalt. Nicht, daß sie die Zukunft fürchteten. Immer natürlicher schien ihnen die Verbindung. Die Vernunft sagte ihnen — — die Vernunft! Maria sagte einmal: „Ich werde ein reiches Mädchen, du wirst es sehen — ich muß sehr fleißig sein."

Er lachte zu ihrem Eifer. Sie wurde traurig. Der Zwiespalt stieg ihr wieder deutlich vor Augen. Ihre Liebe zu Johannes nahm ihre alte Kraft. Sie sagte neckisch: „Durch dich geht mir die beste Zeit verloren."

Er korrigierte: „Mit mir."

„Ja, mit dir. Aber da werden wir nie reich."

Es klang so kindisch, wie sie es sagte. Und doch war ein Ton von Qual in dieser kindlichen Sorge.

Sie wagte es nur nicht zu sagen, weil sie es sich dann selber eingestehen mußte: daß ihre Energie lahm wurde und sie die Arbeit nur tat, um fertig zu werden, nicht um sie zu vollenden.

Gequält und gereizt kam sie nun mit Johannes Stiller zusammen. Er fühlte es heraus und suchte sie zu beruhigen. Es gelang ihm wohl auch für die Dauer ihres Zusammenseins. Das nächste Mal kam sie wieder mit matten Augen und zerquältem Wesen.

Es kam nun gut, daß Johannes nach Berlin berufen wurde, um die Leitung einer neugegründeten Zeitschrift zu übernehmen. Er mußte plötzlich fort. Und das Abschiedsweh glich alle Scharten der Qual aus.

Maria brachte ihn zur Bahn und sagte still beim Abschiednehmen: „Jetzt fährt der Bräutigam fort und der Liebste kommt wieder. So wollen wir es halten, ja?"

Johannes nickte traurig und nachdenklich.

Maria begann wieder: „So wollen wir es auch mit dem Schreiben halten. Nichts von Zukunft. Von gemeinsamen Zukunftshoffnungen. Wir haben uns lieb, wollen wissen, wie es dem andern geht — wollen uns sagen, daß wir uns lieb haben — aber wir sind frei, willst du?"

Durch Briefe wurden sie inniger und intimer, vertrauter und verwachsener. Es waren keine glühenden Liebesbriefe, die sie einander

schrieben. Nur gute, lautre Zärtlichkeit sprach aus ihnen; feine, stille Güte; herzliche unaufdringliche Teilnahme.

Und sie vergaßen fast, daß zu Hause Menschen sind, die ihre Briefe zählten und mit leisem Einverständnis schmunzelten: Ach, die guten Kinder halten zusammen.

Einmal schrieb Maria, er solle die Briefe von nun an an ihre Freundin adressieren. Johannes fragte nicht nach dem Grunde. Er wußte, daß irgend eine vorlaute Frage seitens ihrer Verwandten der Grund war.

Er fragte bedächtig: ob es nicht besser sei, anstatt auf die Adresse der Freundin zur Post zu schreiben.

Darauf erwiderte Maria kurz: Sie hasse alles Geheimtun.

Und doch war ihr das Geheimnis ein reizvolles Spiel, weil es aufdeckte und geheim tat, reizte und verschwinden ließ.

Wieder der Zwiespalt dieser Seele mit romantischen Liebhabereien und einer modern geschulten Tatkraft, mit ästhetisch verfeinerten Neigungen und von Realität durchdrungenem Willen.

Sie hatte einen Haß gegen alle Weichheit und war doch im Grunde weichlich. Sie wollte Kraft anbeten und sank doch vor Schwäche hin. Sie mußte sich täglich entschließen und haßte Entschlüsse.

Sie war zum Müßiggang geboren und zur Arbeit gezogen. Und die Erziehung, die feine ästhetische abgetönte Kultur lag in der Mitte. Konnte sich nicht zum voraussetzungslosen Müßiggehen entschließen und litt doch an der Arbeit.

Und Johannes Stiller ging's schlecht. Die neugegründete Zeitschrift fing zu groß und vielseitig an, um sich nicht zu verspekulieren. Er blieb zwar in Berlin; aber er mußte seine journalistischen Arbeiten wieder aufnehmen, wenn er sein tägliches Brot haben wollte.

Er schrieb Skizzen und Maria half ihm abschreiben. So wurde der Briefwechsel allmählich ein geschäftlicher. Er mußte ihr angeben, wie sie die Titel und Absätze verteilen sollte. Sie schrieb ihm über die Arbeiten, philosophierte wohl auch über sein Können. Zuerst wehrte sich Johannes gegen ihre Mithilfe. Aber sie beharrte darauf. Und er hatte es so nötig. Es wirkte fast verletzend, wie sie ihn zur Arbeit antrieb. Mit guten Worten, mit zärtlichen Ermahnungen. Sie wollte ihn groß und stark sehen. Er müsse allen Stimmungen zum Trotze vorwärts, hinauf schreiten.

Als er eines Tages andeutete: er möchte zu ihrem Geburtstage kommen, schrieb sie wohl zuerst einen dankbaren, fast ekstatischen Brief. Aber mit der andern Post kam darauf die nüchterne Erwägung: Er werde ja doch keine Freude an ihr haben. Er werde offiziell empfangen werden. Tausend Fragen nach Existenz und Wohlergehen werden ihn hetzen und reizen. Und im übrigen: man soll nicht jeder Stimmung

nachgeben. Er solle ihr Blumen schicken, nichts als Blumen, da werde sie sich freuen und viel an ihn denken an ihrem Geburtstage.

Und er blieb in Berlin, schrieb Feuilletons, und Maria schrieb sie ins Reine.

Johannes hatte Sehnsucht nach ihr. Sie schien es nicht merken zu wollen. Hinauf! war ihr einziges Wort. Das klang durch in allen Zärtlichkeiten, war der Anfang und der Schluß eines jeden Briefes. Es schien, als ob sie die Energie, die sie nicht oder nur mechanisch und zwangvoll betätigen konnte, auf ihn übertragen wollte. Das Ideal vom Manne war ihr Stärke, geistige Macht. Und doch hing ihre Laune auch an tausend Äußerlichkeiten und Gefälligkeiten, die den Mann weiblich und weibisch machen.

Diese Kollision seelischer Tiefe und ästhetischer Oberflächlichkeit quälte sie und ihn. Er unterwarf sich gern ihrem Willen, aber seine Ästhetik spitzte sich auf die Reinlichkeit, ihre auf die Farbe, auf den schillernden Glanz der Reinlichkeit zu.

So erwuchs ein stetig zunehmendes Mißverhältnis, das von der Entfernung nur kleine Schatten warf, in der Nähe aber zu einer unüberbrückbaren Scheidewand werden mußte.

Es war eine Winterliebe. Kein üppiges, zweckloses Blühen und Entfalten. Keine Blumen, die des Duftes wegen da sind. Eine schwerfällige, konstruierte Zweckblüte nur war diese Liebe. Sie wurzelte in der Harmonie des Geistes und zerfiel in der Disharmonie des Gemütes.

Es war eine Winterliebe, die nicht lachen konnte und doch Versteck spielen wollte. Es war keine Liebe, die sich sonnt in sich selbst. Sie suchte Behelfe und Anhalte, um jung zu sein.

Es war eine trübe, schwere, düstere Liebe, die nur wenig Sonnenstrahlen mutwillig und ohne Grund erhellten.

IV.

Johannes Stiller war der Qual müde. Er wollte Atem haben. In all der Hetze nach Brot und täglichen Bedürfnissen wollte er ausruhen, still sein und in Frieden gehüllt.

Er hatte Maria einen Brief geschrieben. Sie sollte ihn als Kranken ansehen, als müden Menschen, der für kurze Zeit Ruhe suchte und Sonne. Er zerriß diesen Brief. Denn er wußte, wie sie sich gegen dieses Eingeständnis des Mattgewordenen, gegen den Flügellahmen wehren würde. Sie haßte alle Gefühlsbiederkeit, und es war keine Güte in ihr.

Er schrieb einen andern Brief, froh und leicht, munter und hoffnungsvoll. Er habe eine gute Aussicht für sein Fortkommen. In vierzehn Tagen etwa wird die endgültige Entscheidung fallen. Diese Zwischentage will er als Ferien benützen — mit ihr.

Maria antwortete: Sie wüßte keinen Menschen, der Erholung

nötiger hätte und dem sie es mehr gönnte als ihm. Er habe zwei Jahre schwerer Arbeit hinter sich, ohne Ruhe, ohne Unterbrechung. Aber jetzt sei doch nicht der Zeitpunkt dazu. Erst wenn er fest stünde, solle er kommen, ihr Prinz. Ohne Kummerfalten, ohne Sorgen, frei und voll heller Liebe.

Sicherlich war nichts einzuwenden gegen diese Auffassung. Sie war gut gemeint und gut durchdacht, praktisch und vernünftig. Aber es war so viel Eiskälte, so viel Selbstsucht drin. Der naive Egoismus, der bei andern alles glatt und eben haben will, um Freude an ihm zu haben.

Wieder verzichtete Johannes auf das Wiedersehen.

Jetzt war es Maria, von der dieser Plan ausging. Die kalten, eisigen Tage kommen. Und die schläfrigen, behaglichen Nächte. Maria schrieb: „Ich war diese Woche viel zu Hause, in der Familie. So einsam ist's da. Eine Welt voll geschraubter Gefühle für mich. Und doch sind sie alle lieb und gut, viel gütiger als ich, viel zärtlicher und spendender. In solcher Winternacht verstehe ich's gar nicht, wie ich gereizt, wie ich böse zu dir sein konnte. Da scheint es mir, als ob du kommen müßtest und mich klein finden, ganz klein und weich und hingebend. Wenn du jetzt kämst —! Komm am Abend. Überrasche mich!"

— — — — — — — — — —

Es war ein verschleierter, trostloser Tag, als Johannes Stiller an der Bahn empfangen wurde. Maria war guter Dinge; nur einmal sagte sie: „Du bist so leichtsinnig." Und er wußte, daß dieses Wort ein Vorwurf sei, den sie nicht vergessen könne, der Vorwurf, daß er gut und schwach gewesen sei, ihrem Rufe zu folgen.

Im übrigen war Maria froh, daß er gekommen war.

In den ersten Tagen machte sie sich Stunden der Arbeit frei, und sie gingen durch die weißen Felder, die im Erinnerungsfieber lagen — wohl auch von Zukunftsahnungen und Fruchtkeimen durchbebt.

Aber wieder kam das Pflichtbewußtsein und mahnte sie. Sie trafen sich nur in den Abendstunden.

Die Harmonie spann Fäden um sie. Beide empfanden es jedoch, daß dieses Aneinanderrücken nur aus Einsamkeit geschah, weil einer im andern Saiten berührt fand, die im eigenen Innern zerrissen waren.

Schwer und bitter die Liebe, die Einsamkeit schuf und nicht Sehnsucht nach Licht und Helligkeit. Beim ersten Sonnenstrahl, der die Einsamkeit erträglich macht, löst sie sich los, fühlt nicht einmal das Aufatmen der Befreiung, fühlt auch keinen Kummer, nur einen dumpfen, dumpfen Schmerz, stumpfe Trauer, die resigniert brütet.

V.

Es kam so einfach und eigentlich ganz unvermittelt. Wie manchmal eine Frucht vom Baume fällt, nicht weil sie reif, auch nicht weil sie

überreif ist, sondern weil sie nie zu reifen begann, weil der Kern tot geboren war und nur Spannkraft hatte, träg am Zweige zu hängen.

Einem in der Schwächlichkeit zähen, in der Passivität beharrenden Geschlecht gleicht diese Frucht. Die träg und energiematt dahin leben, am Baume des Lebens fruchtlos hängen, fühlen nicht den ganzen Jammer dieser Impotenz. Ein feiner, sehender Mensch aus ihrer Mitte ersteht plötzlich und hält sich den Kopf, will gar durch Arbeit, die ihm fremd ist, die Blutlosigkeit überwinden, will durch Liebe die gekettete Energie loslösen.

Bis die Flügel matt werden.

Ein Februarabend mit Märzstürmen. Maria und Johannes gingen durch die Straße; sie hatten sich eben getroffen und berieten, wo sie den Abend verbringen sollten.

Johannes meinte: In irgend einem Café.

War's die Selbstverständlichkeit, die Maria reizte, oder der Widerspruchsgeist; sie meinte: das Caféhaussitzen sei ihr entsetzlich.

Johannes lachte: Da hätten sie dieses Entsetzliche schon so oft getan. Im übrigen komme ja bald der Sommer, da höre das Entsetzliche auf.

Maria antwortete nichts. Sie ging weiter, und ihr Rock flatterte im Winde, berührte Johannes und streichelte ihn. Er griff nach ihrer Hand: Sie werde sich erkälten, sie solle doch nicht so starrnackig sein.

Ihr Widerstand blieb passiv, aber stark: sie wollte auch kein Geld ausgeben; und in dieser Stadt ginge sie nicht gerne mit ihm Abends ins Café, damit alle Leute sich die Zunge wetzten.

Sie kamen aus den Straßen in die Vorstadt. Der Wind pfiff lustig und kalt, ein trockenes, keckes Pfeifen.

Da fragte Maria plötzlich: „Warum gehen wir nicht auseinander?"

Johannes sah sie erstaunt an: „Was meinst du?"

Maria sagte nach einer Weile: „Warum das Herumzerren aneinander? Ich bin nicht geschaffen zur Liebe. Höchstens zur Sehnsucht nach Liebe. Oder zur Freundschaft." Sie lachte kurz und bitter. Sie gingen wortlos nebeneinander.

Johannes sagte: „Der Wind bringt den Frühling."

Maria blieb stehen, sah zum mattgrauen Himmel mit den perlengleichen Sternen empor: „Ich bin für keine heiße, schwüle Sommerliebe geschaffen."

Johannes sprach lange auf sie ein. Sie überarbeite sich, und das Grübeln zerquäle sie. Sie müsse es versuchen, das Leben leicht zu nehmen: sommerlich, frisch, keck, draufgängerisch. Sie antwortete nichts. Vor der Haustüre gab sie Johannes die Hand: „Dank für die Winterliebe."

— — — — — — — — — — —

Johannes bekam noch einen Brief von ihr. Sie schickte ihm einige abgeschriebene Manuskripte zurück, und auf einer Karte stand: „Wenn Du

keinen Anstoß daran nimmst, schicke mir noch was zum Abschreiben. Ich will Dir gerne helfen, Lieber. Denke gut von Deiner Winterliebe, denk in Freundschaft an Deine Maria Rosen."

Und sein letzter Brief:

„Ob es nicht ein Mittelding gibt zwischen Liebe und Freundschaft? Möglich, Freundin.

Aber jedes Verhältnis will eine Hoffnung haben. Und jede Hoffnung will von Furcht geschenkt sein.

Freundschaft hofft auf Liebe und fürchtet den Verlust der Freundschaft. Worauf soll zur Freundschaft gewordene Liebe hoffen? Was soll zur Freundschaft degradierte Liebe fürchten?

Soll die Freundschaft ein Waffenstillstand der Liebe sein und des Hasses? Wer so geliebt hat, daß sich das Schwinden der Liebe in Haß verwandelt, wird er nochmals diese Stufenleiter besteigen? Kaum, Freundin.

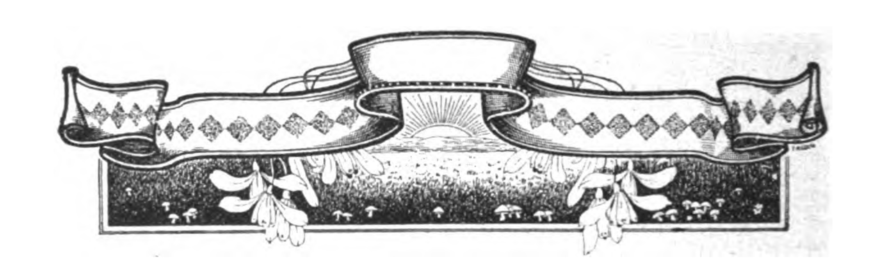
War aber die Liebe nur ein oberflächliches Spiel — was soll nun die Freundschaft bedeuten?

Und wenn alle diese Argumente nicht wären:

Wird die Freundschaft nicht schamrot werden, Nachfolgerin eines verblaßten Gefühls zu sein? Und wird die Liebe nicht zürnen, ersetzt zu werden? Nein, Freundin: lassen wir der Liebe die Hoffnung, daß sie unersetzlich sei. Das soll ihr letzter Selbstbetrug sein.

Leben Sie wohl, Maria Rosen."





Das dichterische Schaffen.

Von

Chr. Boeck.

— Bramfeld bei Hamburg. —

Die Betrachtung des Phänomens, das im Schaffen des Dichters zutage tritt, führt uns bis an die Grundlagen und die Grenzen unserer geistigen Existenz. Wenn wir das verstandesmäßige Denken als den Oberstock betrachten, der den Bau unseres geistigen Lebens krönt, und in dem wir mit wachem Bewußtsein umherwandeln, bilden alle die dunklen Regungen des Gefühls und des Willens, die traumartigen Bewegungen der Psyche und das Instinktmäßige den Unterstock, der unser Wesen mit dem Tierischen und den unbewußt wirkenden Kräften der Natur verbindet. Nun ist es klar und wird sich im Verfolg dieser Darstellung deutlicher zeigen, daß sich das dichterische Schaffen in der Helle des Bewußtseins nicht allein vollzieht; zu einem guten Teil, und zwar in seiner wesentlichen Bedeutung, verläuft es in der Region des Unbewußten. Aus der dunklen Tiefe, auf der unsere geistige Existenz ruht, zuckt die Intuition des Dichters empor, von dort holt sie viele verborgene Anschauungen herauf, dann kommt allerdings eine Periode, in der der dichterische Prozeß durch die Tätigkeit des Verstandes hindurchgeht, um zuletzt wieder ins Unbewußte und Instinktmäßige einzugehen. So geht die dichterische Produktion ohne Zweifel auf die geheimnisvolle Basis unseres geistigen Lebens zurück, und dieser Zusammenhang wird auch allgemein empfunden, indem man den Dichter und Künstler in die Sphäre der Sinnlichkeit rückt. Man kann seine Tätigkeit vergleichen mit der Tätigkeit, die der Mensch in dem Zustande ausübt, da er sich vom Unbewußten losringt, im Einzelindividuum als Kind, das die ersten Worte und Sätze aus unmittelbaren Anschauungen bildet, im Gesamt-

individuum als Volk, das Sprache und Mythologien schafft. Aber es fragt sich doch, ob die dichterische und künstlerische Produktion als ein Rudiment aus dem Traumleben der Menschheit bezeichnet werden darf, ob man nicht zu einer falschen Einschätzung gelangt, wenn man sie als im wesentlichen unterhalb der reinen Verstandestätigkeit liegend annimmt. Als Ganzes unterscheidet sie sich wesentlich von dem reinen Instinkt dadurch, daß sie in einem Teile notwendig durch den Verstand gehen muß; aber das ist die Frage, ob sie nicht, aus der Tiefe emporsteigend, durch das Licht des Verstandes hindurch in Regionen führt, die nur darum dunkel sind, weil sie oberhalb des hellen Bewußtseins liegen. Dann würde das dichterische Schaffen eine Steigerung der menschlichen Geisteskräfte bezeichnen, der nur die allerwenigsten Individuen fähig sind, und die daher die äußerste Grenze menschlicher Fähigkeiten bezeichnet.

Daraus ergibt sich, von wie großer Bedeutung die Aufhellung der Vorgänge beim dichterischen Schaffen ist, nicht allein um des Gegenstandes selbst willen, sondern auch darum, weil er, wenn richtig erfaßt, imstande ist, einiges Licht zu werfen auf die Stellung des menschlichen Geistes innerhalb des Ganzen der Natur, und auf die Verbindungen und Verflechtungen, die zwischen ihm und den sonstigen seelischen Existenzen auf der Erde bestehen. Im folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, jene Vorgänge rein praktisch zu schildern. Das Material soll zusammengestellt werden, aus dem man eine Anschauung von der dichterischen Produktion gewinnen kann. Eine solche Zusammenstellung würde dann vielleicht später einmal die Eingliederung der geschilderten geistigen Vorgänge in ein System der Psychologie ermöglichen, sie selbst ist nur eine Vorarbeit dazu. So sollen denn auch jene oben angedeuteten Fragen nicht entschieden werden, sie sollen nur das allgemeine Ziel angeben, auf das hin die folgende Darstellung weiter entwickelt werden kann, und den Rahmen bezeichnen, in den sie hineinfällt. Sie selbst hat noch einen anderen, praktischen Wert. Wenn man nämlich einige Klarheit erlangt über die Art, wie ein Kunstwerk aus der Individualität des Künstlers herausgeboren wird, dann wird man auch feste Anhaltspunkte für die Beurteilung der Kunstwerke finden. Der Zweifel, in dem man sich einem Kunstwerk gegenüber oft befindet, und der nicht zur Anerkennung und Verwerfung kommen läßt, wird in vielen Fällen gehoben sein, sobald man herausgefunden hat, ob das zu beurteilende Werk in künstlerischem Schaffen geworden oder mit Absicht gemacht und fabriziert ist. Wer nämlich Einsicht in den Prozeß des Dichtens gewonnen hat, der wird auch ein Gefühl dafür haben, ob ein Kunstwerk das Resultat eines schöpferischen Aktes oder bloße Mache ist. So vermag die Erkenntnis, die die folgenden Darlegungen fördern sollen, in hohem Grade zur Fundamentierung und Orientierung des ästhetischen Urteils zu dienen; und

manche offenbaren Mißgriffe in der Beurteilung von Produkten der Kunst und Literatur wären vermieden worden, wenn die Kenntnis des künstlerischen Schaffens mehr verbreitet gewesen wäre. Sie hätte jedenfalls verhindert, daß Werke, die den Stempel des Gemachten an sich tragen, für wirkliche, echte und große Kunstwerke ausgegeben würden.

Die gegenwärtige Darstellung soll sich nun an einen bestimmten Dichter halten, der in ganz besonderem Maße dazu geeignet erscheint, ein Objekt für das Studium des dichterischen Schaffens herzugeben. Friedrich Hebbel hat wie kaum ein anderer stets unter einem höheren Zwang gestanden, wenn er dichtete; sobald die innere Nötigung fehlte, konnte er nichts schaffen. Weil bei ihm Perioden größter Fruchtbarkeit mit Perioden absoluter Sterilität wechselten, erscheinen der Dichter und der Mensch in ihm in scharfer Trennung. Sodann hat Hebbel sich sein ganzes Leben lang mit Selbstreflexion begleitet. Seit seinem 22. Jahre hat er Tagebücher geführt und viele Briefe geschrieben, die tiefe Einblicke in sein Wesen gestatten. Und wenn er auch in beiden zur Hauptsache immer nur Resultate mitteilt, in den Fluß des Werdens selbst uns nicht immer hineinzieht, so vermögen wir doch den Prozeß, in dem sich das Schaffen bei Hebbel vollzieht, ziemlich deutlich zu verfolgen. Indem wir uns so an einen bestimmten Dichter anschließen und nur gelegentlich Parallelen von andern Dichtern heranziehen, gehen wir von der Voraussetzung aus, daß die psychologischen Tatsachen, die wir bei dem einen finden, auch maßgebend für die andern sind, wie zum Beispiel auch die Gesetze des Denkens für die ganze Gattung gefunden werden durch die Abstraktion vom Denken eines Individuums. Daß aber Hebbel in seinen geistigen Prozessen durchaus den Eindruck des Gesunden und Normalen macht und durchaus nicht pathologisch ist, das braucht heute wohl nicht mehr betont zu werden. Zweiflern gegenüber müßte es genügen, auf sein abgeklärtes Mannesalter hinzuweisen, das aus der Gärung der Jugendperiode wie eine schöne Insel emportaucht, und das nie möglich gewesen wäre, wenn Hebbel wirklich im Kerne pathologisch wäre, wofür ihn viele gehalten haben.

Wenn wir nun an den Gegenstand, den wir beschreiben wollen, herangehen, gilt es zuerst, ihn in seiner Besonderheit hervorzuheben. Das dichterische Schaffen ist als etwas spezifisch Eigentümliches zu betrachten, das sich gegen jede andere geistige Tätigkeit deutlich abheben läßt. Wenn man es in seiner Wesenheit erfassen will, muß man es vor allem gegen die bloße Schriftstellerei abgrenzen. Das Produzieren des Dichters läßt sich mit der Tätigkeit des Schriftstellers kaum vergleichen. Der Schriftsteller hat Zwecke, Tendenzen. Er will etwas erreichen, überzeugen oder klarstellen, vielleicht auch erfreuen. Der Dichter stellt dar, was er schaut, ohne Rücksicht auf irgend etwas außer ihm, ohne Interesse dafür, ob es andere erfreut oder betrübt. Die Tätigkeit des einen ist bewußt und gewollt, die des

anderen verläuft zum großen Teil unabhängig vom Bewußtsein und vom Willen. Ihre Äußerungen unterscheiden sich, um mit Hebbel zu reden, wie ein Kreationsakt und die Uhrmacherkunst. Das Schaffen des Dichters ist ein Triebartiges, das nur vor sich gehen kann, wenn die Natur es verlangt; der Schriftsteller dagegen kann sich hinsetzen mit der Absicht, ein Problem zu erörtern, er kann sich zu seiner Produktion zwingen, wenn natürlich auch die eine Stunde günstiger für ihn ist als die andere. Hinwiederum vermag auch der Dichter zuweilen die Poesie zu kommandieren, aber doch nicht auf die Dauer. Der Unterschied bleibt phänomenal; der Schriftsteller spricht: ich will; der Dichter: ich muß.

Dabei soll natürlich nicht geleugnet werden, daß es auch Schriftsteller gibt, deren Tätigkeit mehr intuitiv als diskursiv und notwendiger, ja zwangsmäßiger Ausdruck ihrer Natur ist. Am deutlichsten würde der Unterschied zwischen Schriftsteller und Dichter zutage treten, wenn wir sie uns bei derselben Arbeit, etwa der Abfassung eines Schauspiels vorstellten. Da würde man sagen können, der eine will ein Schauspiel schreiben, er setzt sich vielleicht einen Zweck damit, er baut es auf nach den ihm bekannten Gesetzen dieser Dichtungsart, die er mit Bewußtsein zur Anwendung bringt; der andere fühlt sich innerlich gedrungen, ein Schauspiel zu schreiben, und vollendet es in einer intuitiven Arbeit, in der er mehr unbewußt als bewußt die geltenden Gesetze erfüllt. Charakteristische Beispiele dieser beiden Arten sind Lessing und Goethe, während Schiller wohl in der Mitte zwischen beiden steht.

Bei Hebbel zeigt sich der Unterschied der beiden Tätigkeiten charakteristisch in der verschiedenen Art, wie der Schriftsteller und der Dichter in ihm produzierten. Während er die Szenen seiner Dramen meist schnell niederschrieb, machte ihm ein gewöhnlicher Aufsatz die größte Mühe. Es waren für ihn ersichtlich zwei ganz verschiedene Tätigkeiten. Daraus erhellt denn, daß ein Schriftsteller, der nicht zugleich ein geborener Dichter ist, in der Poesie nie etwas Echtes und ganz Großes erreichen kann. „Eine wohlgeordnete Menschennatur setzt sich . . . so wenig den Zweck, eine Tragödie zu dichten oder ein anderes Kunstwerk hervorzubringen, als es sich den Zweck setzt, aus dem Kopf eine Rose hervorzutreiben.“ (Friedrich Hebbels Tagebücher in vier Bänden, herausgegeben von Hermann Krumm. Band IV. S. 4.) Denn Dichtwerke drängen sich, wie Kinder, von selbst zur Geburt (an Elise Lensing, 21. 11. 43). Nun gibt es freilich manche, die sich zum Dichten hinsetzen wie zum Rasieren, aber was dabei entstehen kann, ist natürlich nur etwas Schwächliches, etwas Gemachtes und Totes. Ja, der Dichter selbst ist nicht imstande, in einer toten, unproduktiven Zeit ein begonnenes Werk fortzusetzen; das würde ihm vorkommen, als sollte er einen nur schwach reflektierten Regenbogen mit dem Tüncherpinsel zu Ende bringen (an Julius Glaser, 3. 8. 55). Die Poesie quillt aus dem Innersten heraus,

der Dichter läßt den Strom über sich ergehen, während der Schriftsteller das Wasser hervorpumpt und es mit Vorbedacht in die vorgezeichneten Rinnsale leitet.

Das Charakteristische an der dichterischen Produktion ist eben das Zwangsmäßige. Der Dichter steht unter einer höheren Notwendigkeit, wenn er dichtet. „Der Genius der Dichtkunst ergreift einen Menschen beim Schopf, wie der Engel den Habakuk, dreht ihn gegen Morgen und sagt: male mir, was du siehst! Dieser tut's zitternd und mit Angst." (Tagebuch III, 163.) Es ist ihm unmöglich, das herandrängende Leben zurückzuhalten, wollte er es tun, so würde es ihn verderben. Daran kann der Dichter seinen Beruf erkennen. Er verfolgt daher auch gar keine äußeren Zwecke mit seiner Produktion; ganz unabhängig von der Welt und ihren Bedürfnissen schafft er nur für sich selbst. „Der echte Dichter würde auch noch auf einer wüsten Insel dichten und seine Verse in den Sand schreiben, selbst wenn er das Rhinozeros schon erblickte, das sie gleich nachher zertreten sollte." (Tagebuch IV, 199.) Unmöglich ist es ihm, etwas anderes hervorzubringen, als was er seiner Natur nach muß. Der Dichter gibt sich selbst auf, der sich in seinen Werken dem Geschmack des Publikums anbequemt. „Du armer Seidenwurm! Du wirst spinnen, und wenn auch die ganze Welt aufhört, Seidenzeuge zu tragen!" (Tagebuch II, 122.) Das ist das Gesetz, das über dem Dichter waltet. Wie ihm das Dichten an und für sich eine Notwendigkeit ist gleich dem Atmen, so ist ihm auch die Art und der Inhalt des Schaffens in seiner Natur gegeben.

Wie sehr die Produktionsfähigkeit unabhängig ist vom Willen des Dichters und wie sehr das Produzieren als ein Zwang erscheint, das erhellt vor allem auch daraus, daß im Dichter Zeiten der Produktivität mit solchen der Unproduktivität wechseln. Wochen und Monate, zuweilen Jahre, gehen vorüber, ohne daß sich der Trieb zum Schaffen meldet. Wohl vermag sich der Dichter auch in solchen Perioden der Dürre zur Tätigkeit zu zwingen, aber je echter sein Dichterberuf und je ehrlicher er gegen sich selbst ist, desto weniger wird er es wollen. Er wartet geduldig, bis seine Zeit kommt, dann wird er doppelt und dreifach belohnt sein. Dann meldet sich plötzlich das wunderbare Vermögen und überschüttet den Wartenden mit reichem Segen. — Auffallend ist bei Hebbel dieser Wechsel zwischen Produktivität und Stillstand des Produktionstriebes. Auf viele Monate der Unproduktivität folgten immer plötzlich einige Monate höchst gesteigerter Produktion, und zwar war es in der Regel der Herbst, der diese Fruchtbarkeit brachte. In den Herbstmonaten hat Hebbel die meisten seiner Dramen gedichtet. Bleibt eines im ersten Feuer der Produktion unvollendet, dann war es dem Dichter unmöglich, zu anderen Zeiten, wo das Feuer erloschen, daran weiter zu arbeiten, ja er konnte sich dann kaum einmal in seine

Ideen hineinversetzen. Wie zwei Welten standen sich die Perioden der Produktivität und der Sterilität im Leben des Dichters gegenüber. Viel Vermittlung gab es da kaum. Er schreibt an Elise (31. 1. 43): „Bei mir sprudeln die geistigen Quellen entweder in Fontänen, oder sie stehen ganz still, das Sickern und Tröpfeln kenne ich nicht, deswegen ist mein ganzes Dasein auch so zusammenhanglos, jetzt eine Springflut, die mich fast ersäuft, so daß ich nicht imstande bin, die Masse der Gedanken und Anschauungen festzuhalten, dann wieder die dürrste, sandigste Ebbe.“ Oft beschlich Hebbel in den Zeiten des Stillstandes aller Produktion das Angstgefühl, daß der Strom überhaupt versiegt, daß es mit seiner Dichterkraft zu Ende sei, bis dann die wieder hereinbrechende Flut ihn eines Besseren belehrte. So war es auch, als sein Leben zu Ende ging. Lange schon hatte der Produktionstrieb geschlafen, da erfaßt er den kranken Dichter noch auf seinem letzten Lager und läßt ihn unter großen Schmerzen und Unbequemlichkeiten den Demetrius fast vollenden. „Wunderlich eigensinnige Kraft,“ das sind die letzten Worte des Tagebuches, „die sich jahrelang so tief verbirgt, wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde, und die dann, wie diese, plötzlich und oft zur unbequemsten Stunde, wieder hervorbricht!“

Bei allen Dichtern wird sich freilich dieser Gegensatz nicht finden, zunächst bei den wenigen ganz Großen, in denen „die Poesie ganz flüssig“ ist, und sodann bei den Dichtern, in denen das dichterische Vermögen nicht rein und ungebrochen zur Erscheinung kommt, deren Art zu arbeiten mehr die des Schriftstellers als die des Dichters ist. Aber charakteristischerweise findet sich dieses Angstgefühl, der poetische Strom sei versiegt, bei sehr vielen Dichtern, man lese nur Grillparzers Tagebuchaufzeichnungen, und es beweist gerade, wie wenig abhängig vom Willen, wie unter ganz anderen Bedingungen stehend als sonstige geistige Erscheinungen, die spezifische Dichterkraft ist. Zu bemerken ist auch, daß die Produktionsfähigkeit im Alter meistens nachläßt, wie das zum Beispiel bei Goethe der Fall war, der das dichterisch Reinste, was er hervorgebracht, im Jünglings- und Mannesalter geschaffen hat. Fr. Th. Vischer und Hebbel haben beide auf diese Tatsache hingewiesen, und beide haben angedeutet, daß die Abnahme der geistigen Zeugungskraft vielleicht mit der Abnahme der physischen zusammenhängt, daß ein verborgener Zusammenhang zwischen beiden besteht. In der Tat fällt bei fast allen Dichtern die Periode des ursprünglichen Schaffens in die Lebenszeit, die vom Knaben- und vom Greisenalter begrenzt wird. Daß es in der geistigen wie in der physischen Sphäre Ausnahmen gibt, scheint diese Regel nur zu bestätigen. Es ließen sich manche Folgerungen an diesen Zusammenhang knüpfen, allerdings ist auch willkürlichen Kombinationen viel Spielraum frei gelassen, aber es fragt sich doch immerhin, ob die sich von ihrer Umgebung merkwürdig abhebenden Produktionsperioden, wie sie sich bei Hebbel

finden, nicht etwa als geistige Brunstzeiten zu charakterisieren sind. Aber wie dem auch immer sei, die Beobachtungen, die wir an der in der Zeit wechselnden Produktionsfähigkeit gemacht haben, geben eine deutliche Erkenntnis davon, daß sie etwas ganz Spezifisches, eine besondere Sphäre im geistigen Organismus des Menschen ist.

Zu einem ähnlichen Resultat gelangt man, wenn man sich die Bedeutung vergegenwärtigt, die das Schaffen für das geistige Leben des Dichters hat. Wir haben festgestellt, daß der Dichter in seiner Tätigkeit einem triebartigen Zwange folgt. Das Dichten ist ihm notwendiger Ausdruck seiner Natur. Seine geistige Struktur ist derartig angelegt, daß wiederholte Äußerungen in dichterischen Prozessen notwendig erfolgen müssen. Wenn das Gleichgewicht des geistigen Lebens nicht zerstört werden soll, muß es in bestimmten Zeiträumen zu solchen Absonderungen kommen. Der Gestaltungstrieb muß nach außen wirken, wenn er nicht nach innen zerstören soll. Etwas ähnliches ist Gesetz auch im geistigen Leben jedes normalen Menschen. Jedes geistige Leben, nicht nur das des Dichters, verlangt nach Ausdruck, und zwar das geistige Leben im weitesten Umfange. Jeder psychische Vorgang, auf Nerventätigkeit beruhend, pflanzt sich fort als Innervation, wirkt auf die Nerven in geringerem oder stärkerem Grade. Starke Affekte schreiten zur Erregung der Muskeln fort und werden so abgeleitet. Leidenschaften, heftige Bewegungen der Psyche fordern gebieterisch ihren Ausdruck, sei es in körperlichen Bewegungen, sei es in der Sprache. Jeder weiß aus Erfahrung, wie gewisse geistige und seelische Situationen mit Gewalt zur Aussprache drängen, und jeder kennt auch das lösende und beschwichtigende Moment, das in solcher Aussprache liegt. Hier ist die allgemeine menschliche Analogie zur Tätigkeit des Dichters zu finden, wie jeder Ausdruck geistiger Vorgänge, und bestehe er auch nur in der sprachlichen Fixation, im Grunde ein dem künstlerischen Gestalten verwandtes Tun ist. Aber so groß der Unterschied zwischen dem schlichten und unwillkürlichen sprachlichen Ausdruck alltäglicher geistiger Bedürfnisse und der schaffenden Tätigkeit des Dichters ist, so verschieden ist auch in beiden Fällen das Zwangsmäßige im Bedürfnis, sich zu äußern. Der Nichtdichter vermag die Umsetzung seiner geistigen Bewegungen in die Sprache zu unterdrücken, auf die Dauer würde diese Unterbindung allerdings nachteilig auf seine geistige Existenz wirken; beim Dichter jedoch würde eine Verhinderung der Produktion, wenn sie möglich wäre, verheerend wirken. Dementsprechend ist umgekehrt auch das Gefühl der Befriedigung, das die ungehinderte Äußerung des Geistes hervorruft, beim Dichter ungleich größer und bedeutender als bei jedem anderen. Es ist bekannt, wie Goethe sich von gewissen geistigen Zuständen befreite, indem er ihnen dichterische Gestaltung gab, und so wiederholt sich bei jedem Dichter eine ähnliche Befreiung und Beschwichtigung, wenn er sich Dinge, die ihn drücken und

auf ihm lasten, von der Seele schreibt. „Die Darstellung tötet das Darzustellende," in diese Worte kleidet Hebbel diese Erfahrung. Wenn es aber nicht durch die Darstellung getötet wird, so ahnt er, wie es den Dichter, in sein Inneres zurücktretend, zerstören kann. (Tagebuch I, 63.) Ja, er kleidet diesen Gedanken einmal in den merkwürdigen Ausdruck, daß es Shakespeares Rettung war, daß er Mörder schuf; sonst hätte er selbst zum Mörder werden müssen (Tagebuch III, 46). Das klingt außerordentlich paradox, und Hebbel fühlt es; er will diese Wahrheit denn auch im Grunde nicht gerade bei Shakespeare gelten lassen, aber immerhin meint er, es ließe sich eine gebrochene Dichternatur denken, bei der das elementare Leben, falls die künstlerischen Produktionen in sich ersticken oder in der Geburt verunglücken, unmittelbar in Taten hervorbrechen könnte. So befremdlich dieser Gedanke auch sein mag, wenn wir die Einzelheiten prüfen, wir verstehen die zu Grunde liegende Wahrheit, daß es nämlich eine Verstörung des geistigen Gleichgewichts im Dichter bedeuten würde, wenn die notwendige Produktion nicht zustande kommt. Bezeichnend dafür ist das, was Hebbel in einem Briefe an Elise Lensing (14. 12. 36) von sich selbst erzählt, wie er im Niederschreiben eines in tiefster Seele empfangenen Gedichtes gestört wurde und nun in einen unerträglichen Zustand, in den Zustand „des ungemäßigten und ungemessenen Überfließens" geriet. In dem Vorwort zu Maria Magdalena behauptet er geradezu, daß eine unterdrückte oder unmögliche geistige Entbindung ebensogut wie eine leibliche die Vernichtung, sei es durch den Tod oder durch den Wahnsinn, nach sich ziehen kann, und zur Erläuterung weist er auf Lenz, Hölderlin und Grabbe hin. — Doppelt schön ist dann aber auch die Wonne des Schaffens, die der beste Lohn für den Dichter ist (Tagebuch II, 115), und rührend ist es, wie der Dichter dem Ewigen dankt, daß er ihm das schöpferische Talent verliehen, das ihn allein zum vollen Gefühl seines Daseins, und so zum höchsten, einzigen Glück kommen läßt (Tagebuch II, 75). Und doch ist die Schaffensfreude, wie jede tiefe Freude, nicht bloß ein Genießen. Da sie aus dem Grunde des Seins auftaucht, bringt sie auch ein Gefühl des Leidens mit herauf, das allem Sein innewohnt. Höchster Genuß, sagt Hebbel (Tagebuch I, 198), ist die künstlerische Tätigkeit, weil sie zugleich Gegenteil von Genuß ist. Das ist nicht nur so zu verstehen, daß sich in ihr Aktives und Passives, ein Tun und ein Genießen verbindet, es hat auch jene andere Bedeutung. Ein andermal (an Charlotte Rousseau, 14. 2. 43) wird der Gedanke so ausgedrückt: „Die Poesie ist ein Moloch, man muß ihr den ganzen Wald mit allen seinen blühenden Bäumen opfern, und der ganze Lohn besteht darin, daß man in ihren glühenden Armen verbrennen darf, das ist mehr als Metapher." Angreifend wie einen Aderlaß nennt er an anderer Stelle das Produzieren (an Üchtritz, 14. 12. 54). Ähnlich spricht Otto

Ludwig von einer Art körperlicher Beängstigung, die ihn in Händen hat, wenn sich bei ihm der Prozeß des dichterischen Schaffens einstellt (Werke, herausgegeben von A. Bartels, VI, 307).

Doch es gilt nunmehr, diesen Prozeß selbst in seiner Entwicklung zu zeichnen. Die Andeutungen, die sich darüber bei Hebbel finden, sind zum Teil sehr leise und schwankend. Es wird sich eine genaue Entwicklung auch nicht darstellen lassen. Dazu müßte man die Entstehung eines einzelnen Kunstwerkes ganz genau verfolgen und bei jeder Station seines Entstehens feststellen können, in welcher Weise in diesem Augenblicke die Psyche des Künstlers tätig gewesen ist. Hierzu kommt, daß bei jedem Künstler der Gang der Entwicklung in den Einzelheiten verschieden ist, wenn auch die großen Züge der Entwicklung auffallend dieselben sind. Es kann sich hier natürlich nur um ein Festhalten dieser großen Züge handeln. Eine vollständige Ausschöpfung des Vorgangs ist überhaupt unmöglich, da es sich zur Hauptsache um das Unbewußte handelt, das nicht erklärt und nur andeutungsweise beschrieben werden kann.

Man muß beim dichterischen Prozeß im wesentlichen zwei Stadien unterscheiden, den Moment des Empfangens und den Moment des Gebärens. Diese Ausdrücke sind den Vorgängen der physischen Fortpflanzung entnommen, und wie wir schon öfter auf die Art und Weise, wie im Gebiet des tierischen Lebens der Entstehungsprozeß vor sich geht, hingewiesen wurden, so werden wir immer von neuem auf diese Analogie gestoßen, die jeder schaffende Geist empfunden hat, und die in der Tat das beste Bild für jenen geistigen Prozeß gibt. Künstlerisches Schaffen ist ein geistiges Gebären, und die Vorbedingung für das Gebären ist das Empfangen. So muß denn auch der Geist des Dichters befruchtet werden, ehe sich aus ihm das Erschaffene losringen kann. In größter Verborgenheit, gelegentlich einmal, in der Nacht des Unbewußten, erfolgt diese Befruchtung. Ein Lebensmoment aus der Kindheit vielleicht, vielleicht ein ganz oberflächliches, unscheinbares Erlebnis bleibt in der Seele des Dichters haften, unter tausend anderen verborgen. Wer weiß, woher dem Künstlergeiste alle die lebensfähigen Keime zugetragen sind, die sich in seinem Schoße zur Frucht bereiten! Später einmal, vielleicht nach Jahren, erschüttert ein Anlaß die Seele des Dichters, und was lange verborgen und ungesehen in ihm gelegen hat, das verlangt jetzt nach Ausdruck und will ans Licht kommen. Nicht dieser Anlaß ist das Geburt schaffende, sondern nur das lösende Element. Ganz tief im Unbewußten, in undurchdringlicher Nacht hat die Befruchtung selber stattgefunden. Das Goethesche Gedicht „Geistergruß“ zum Beispiel ist entstanden im Anschauen der Ruine Niederlahnstein. Aber jener sinnliche Moment, der freilich die Entstehung des Gedichtes veranlaßte, umschloß nicht das schöpferische Empfangen; die Idee, die in dem Gedicht ihren Ausdruck findet, lag schon keimkräftig in der Seele des Dichters; in diesem Augen-

blicke fand sich nur der Anlaß zu ihrer Auferstehung. Das erste Stadium des Schaffens, das empfangende, liegt tief unter dem Bewußtsein (Vorwort zur Maria Magdalena). Verschieden sind dann die Anlässe, die das Empfangene aus seinem dunklen Schoße hervortreten lassen, ein Erlebnis, der Anblick eines Gemäldes, und ähnliches (Hebbel an Engländer, 23. 2. 63). Otto Ludwig erzählt, daß in einem Falle das Anhören einer Beethovenschen Symphonie so lösend gewirkt hat (a. a. O. VI, 310).

Es erhebt sich hier die Frage, ob dieses Fortwirken empfangener Eindrücke im Geiste des Dichters und ihr plötzliches Hervorspringen in neuer, gewachsener Gestalt etwas dem dichterischen Vermögen Eigentümliches ist oder der allgemeinen Psychologie angehört und sich daher in jedem Menschen wiederholt. Da steht denn zunächst außer Zweifel, daß die Grundlage dieser Erscheinung etwas allgemein Menschliches ist. In jedem Menschen saugt der Geist Einzelheiten auf aus Erlebnissen, Lektüre, Nachdenken, und in unbewußter Tätigkeit bildet er daraus ein Neues. Irgend ein äußerer Anlaß läßt das Neue dann hervortreten, oft zu unserer eigenen Überraschung. Wer hat es zum Beispiel nicht schon im Gespräche erlebt, daß er zu Ideen, Anschauungen, weitumfassenden Wahrheiten gelangte, die wie plötzlich dargebotene Ausblicke in eine unbekannte Landschaft wirkten und den Finder selbst überraschten. Es kommt dann wie angeflogen, wie eine Inspiration, aber natürlich nicht von außen her ergreift uns das Neue, es ist ein Produkt unseres Geistes, in unbewußter Arbeit gewonnen. So ist beim Dichter die Grundlage jener Erscheinung eine allgemein menschliche; aber wohl unterscheidet sich bei ihm der Vorgang in der Form, wie das Neue aus seinem Geiste hervortritt, und vor allem in der Gegenständlichkeit und Kraft, wie es ihm als etwas Objektives gegenübertritt.

Denn als etwas höchst Lebendiges, Plastisches und für sich Bestehendes erscheint dem Dichter das neue Leben, das aus seinem Geiste heraustritt. Nicht als ein Allgemeines, ein Gedanke, eine bloße Idee überrascht es ihn, sondern er sieht es in gegenständlicher Klarheit, sieht einzelne Gestalten und Situationen. Der Dichter (wer sich für einen hält, möge sich darnach prüfen!) wird sich eher der Gestalten bewußt als der Idee, oder vielmehr des Verhältnisses der Gestalten zur Idee, sagt Hebbel im Vorwort zur Maria Magdalena. „Unbewußterweise erzeugt sich im Künstler alles Stoffliche, beim dramatischen Dichter zum Beispiel die Gestalten, die Situationen, zuweilen sogar die ganze Handlung, ihrer anekdotischen Seite nach, denn das tritt plötzlich und ohne Ankündigung aus der Phantasie hervor," so lautet eine Notiz des Tagebuches (III, 254). Ebenso bekennt Otto Ludwig (a. a. O.), daß er zuerst einzelne Gestalten allein und in Gruppen sah, ehe er nur die Fabel des neuen Stückes kannte. Diese wurde ihm erst allmählich klar, nachdem sich vor

seinem Auge, bei gänzlich passivem Bewußtsein, Gestalten an Gestalten, Szenen an Szenen gereiht hatten. Bis zu diesem Augenblicke geht die rein unbewußte Tätigkeit im Dichter. Seine Psyche hat empfangen, und im Verborgenen nährt sie die Lebenskeime wie der Mutterschoß das Embryo, bis das neue Leben ans Licht des Tages drängt. Es handelt sich da um dieselben geheimnisvollen Vorgänge, aus denen alles Werden und Entstehen besteht.

Von nun an hört die rein unbewußte Tätigkeit des Dichters auf. „Alles übrige fällt notwendig in den Kreis des Bewußtseins" (Tagebuch III, 254). Das ist aber nicht mißzuverstehen. Es beginnt nun etwa nicht die reine Reflexion. Diese bleibt zunächst ausgeschlossen. Der Akt des Gebärens, um den es sich jetzt handelt, vollzieht sich vielmehr im Gebiet des Naiven. Auf das richtige Verständnis dieses Begriffes kommt es hier an. Was darunter zu verstehen ist, erläutert Hebbel in dem Aufsatz: Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntnis zueinander? Er unterscheidet zwischen der trivialen Naivetät, die im vollständigsten Erkenntnismangel wurzelt und keine Ahnung von den Gesetzen der Welt hat, und der echten Naivetät, die als reinste Erscheinung des Genies so gesetzmäßig organisiert ist, daß das Gesetz sich ganz von selbst in ihr vollzieht, so daß sie sich auf dasselbe nicht erst zu besinnen braucht. Bei beiden fällt das Moment der Reflexion weg; bei jener zu ihrem Nachteil, indem sie nur zufällig das Richtige heranbringen kann, in der Regel aber nur Gehaltloses produziert; bei dieser ist die Reflexion nicht nötig, weil sie von selbst das Rechte trifft. — Daher ist es für den echten Künstler überflüssig, die Regeln zu erlernen, denn sie künden sich dem Geist in dem Augenblicke, wo dies notwendig wird, imperativisch an (Tagebuch I, 217). Der Künstler schafft instinktmäßig. In dem wichtigen Brief an S. Engländer (1. 5. 63), in dem Hebbel sich im Zusammenhang über das dichterische Vermögen ausspricht, will er diesem die Mittelstufe zwischen dem Instinkt des Tieres und dem Bewußtsein des Menschen anweisen. Der Künstler führt in seiner Tätigkeit als Künstler ähnlich wie die Tiere ein Traumleben. „Der Zustand dichterischer Begeisterung ist ein Traumzustand," wird unterm 13. 5. 1839 ins Tagebuch verzeichnet. Ein Mittelding von Träumen und Nachtwandeln nennt er das Dichten an anderer Stelle (an Bamberg, 13. 1. 56). Als einen dem somnambulen sehr verwandten bezeichnet er den Zustand, in dem er dichtet (an Hettner, 6. 11. 59). Und so finden sich an verschiedenen Orten immer ähnliche Ausdrücke wieder, wenn er die eigentümliche Bewußtseinsform charakterisieren will, in der er produziert. Gewiß, das Bewußtsein ist da, aber es ist unfähig zu produzieren, es beleuchtet nur, wie der Mond; hervorbringen, Leben erwecken kann nur die Sonne (Tagebuch I, 212 f.). Unabhängig von ihm steigt aus den Tiefen der Seele das Kunstwerk hervor.

Interessant ist es zu beobachten, wie Goethe sich in dieser Frage Schiller gegenüber und in einem gewissen Gegensatz zu ihm äußert und so im wesentlichen mit Hebbel übereinstimmt (Schiller an Goethe, 27. 3. 1801, und Goethes Antwort darauf). Schiller hatte das Bewußtlose, mit dem es der Dichter zu tun hat, in der ersten dunklen Totalidee gefunden, mit der der Dichter an sein Werk herantritt und die er in seinem Werke objektivieren will, und nach seiner Meinung besteht Poesie gerade darin, dieses Bewußtlose aussprechen und mitteilen zu können, das heißt, es in ein Objekt überzutragen. Darauf erwidert Goethe: „... ich gehe noch weiter. Ich glaube, daß alles, was das Genie als Genie tut, unbewußt geschieht." Wenn man damit dann noch eine Stelle in einem früheren Briefe vergleicht, in dem Schiller (an Goethe, 26. 7. 1800), ohne das Berechtigte daran hervorzuheben, sich darüber lustig macht, daß nach der neuesten Kunstkritik das wahre Hervorbringen in Künsten ganz bewußtlos sein muß, so hat man den Gegensatz zwischen den Anschauungen Goethes und Schillers sehr deutlich, ein Gegensatz, der zuletzt einer der persönlichen Erfahrungen und der Talente ist.

Wir haben schon gesehen, daß es bei der Produktion zuerst einzelne Gestalten und Situationen sind, die sich dem Dichter melden. Otto Ludwig erzählt (a. a. O.), wie bei ihm eine musikalische Stimmung vorausgeht, die zur Farbe wird, in deren Lichte er dann Gestalten sieht. So bekennt auch Schiller (an Goethe, 18. 3. 1796), daß bei ihm die Zurüstungen zu einem Drama das Gemüt in eine gar sonderbare Bewegung versetzen, und daß eine gewisse musikalische Gemütsstimmung den poetischen Ideen vorhergeht. Und Ähnliches wird von Hebbel berichtet, der ebenso wie Ludwig eine Farbenempfindung oder eine Gesichtserscheinung hat und beim Schaffen Melodien hört, wie Kuh es in seiner Biographie beschreibt.*) Hebbel sieht darin, und sicher nicht mit Unrecht, den Beweis dafür, daß alle Künste nur verschiedene Ausläufer einer und derselben Urkraft sind (an die Prinzessin W., 24. 8. 58). Während sich bei Ludwig nun an die zuerst geschaute Gestalt und ihre zuerst ganz unverständliche Situation allmählich nach vorn und hinten Szene an Szene reiht, so daß dem Dichter erst allmählich die Fabel des Stückes aufgeht, scheint Hebbel zu einem bestimmten Zeitpunkt mit einer gewissen Plötzlichkeit den ganzen Plan vor sich gesehen zu haben. Urplötzlich wie ein Taschenperspektiv tut sich vor seinen Augen der zweite Teil des Nibelungentrauerspiels auf (an Hettner, 6. 11. 59). Das kann natürlich nur geschehen, nachdem der Dichter sich längere Zeit mit dem Gegenstand beschäftigt hat. Dieser Überblick über den ganzen Plan ist das Resultat einer solchen Beschäftigung, ein Resultat, das aber nicht mühsam zusammengesucht ist, sondern das dem Dichter wie eine reife Frucht in den Schoß fällt. Ähnlich scheint

*) E. Kuh: Biographie Friedrich Hebbels, B. 2, S. 652 ff.

es Grillparzer ergangen zu sein, der einmal, nachdem er ein Werk halb vollendet und den Faden verloren, den Plan zur Fortsetzung plötzlich wie durch eine Inspiration wiederfand.

So gewinnt der Dichter seinen Plan, der freilich noch nicht in allen Einzelheiten feststeht, ohne den er aber doch nicht an die Ausführung gehen kann. Hebbel berichtet, was er in dieser Beziehung von Thorwaldsen erfahren hat. Da es sich hier um einen Künstler aus einem anderen Gebiet der Kunst handelt, wollen wir diese Stelle hersetzen, um zu veranschaulichen, daß wir Recht hatten, wenn wir zuweilen von künstlerischer Produktion im allgemeinen statt von der dichterischen redeten: „Ich fragte ihn, ob er jedes Bild klar vor seiner Seele stehen habe, wenn er zur Ausführung schreite; er erwiderte: ja, und ich hüte mich sehr anzufangen, ehe dies der Fall ist; Nebenzüge treten im Verlauf der Arbeit wohl mehr hervor oder auch mehr zurück, aber die Hauptsachen müssen gleich beim Anfang da sein. Ich hörte dies gern, denn mir geht es in meiner Kunst ebenso, und ich kann mir von einem anderen Verfahren gar keine Vorstellung machen." (An Elise, 27. 2. 43.) Damit kann sehr wohl bestehen, wenn Hebbel zu Kuh gesagt hat (a. a. O., Bd. II, S. 653), daß eine gründliche Skizze vor dem Kunstwerk wie eine Biographie sei vor dem Leben. Es kommt hier auf die richtige Betonung an: eine gründliche Skizze ist nicht notwendig, wohl aber eine klare Übersicht über das Ganze. So schreibt Hebbel an Glaser (4. 8. 58), daß ihm der ganze Demetrius so klar sei, wie eine wohlbeleuchtete Gebirgslandschaft. „Ich sehe alle Umrisse und kann nicht mehr fehlgehen, wenn ich auch noch nicht wissen kann, was sich in den einzelnen Schluchten verbirgt." Wenn das Werk soweit im Geiste gewachsen ist, dann wird es Zeit, an die Ausführung zu gehen. Freilich müssen auch schon alle einzelnen Gestalten ihr besonderes Leben haben. Während einzelne, wie wir gesehen, in ihrer Lebendigkeit dem Plane vorausgehen, sind andere da, die erst später rund und voll werden. So berichtet Hebbel in dem eben angeführten Briefe, daß ihm die Marina noch nicht phosphoreszierе, während ihm alles andere klar sei. Dieser letzte Ausdruck, verbunden mit der Wendung „wohlbeleuchtete Gebirgslandschaft", läßt wieder darauf schließen, daß dem Dichter seine Gestalten in einem besonderen Lichte erscheinen. „Dem Dichter phosphoreszieren alle Dinge, dem Fieberkranken brennen sie, dem Wahnsinnigen lösen sie sich in Rauch auf." (Tagebuch IV, 112.)

Die schließliche Ausführung im einzelnen nun, dieses traumbefangene Wandeln unter den Gestalten, die von seinem Blute getränkt sind, gibt dem Dichter stets neuen Genuß auch dadurch, daß er immer neue Entdeckungen macht. Deswegen auch wollte Hebbel keinen ausführlichen Plan vor der Ausarbeitung, weil dadurch der Reiz des Neufindens vorweg genommen würde. Nun dringt der Dichter in all die Schluchten des Gebirges ein, das er in der Ferne vor sich liegen sah, und entdeckt dort

neue Welten. Und was er vorher geschaut, wächst ihm unter den Händen zu immer reiferer Form. Durch die Ausführung erobert er sich erst die Gestalten, die ihm vorschwebten, vollständig. Aus Silhouetten werden plastische Gestalten mit frischen roten Wangen. Fester und reicher wird das, was ihm vorschwebt, durch das Schaffen; es wird erst sein volles Eigentum durch die Ausführung. „Dadurch, daß jemand verzückt in die Wolken schaut und ausruft: welch eine Göttin erblick' ich! kommt keine Göttin auf die Leinwand. Ja, es ist nicht einmal wahr, daß er selbst eine sieht, er erobert sie sich erst durchs Malen, er würde in seinem ganzen Leben nicht zum Pinsel greifen, wenn sie vor ihm schon alle ihre Schleier abgelegt hätte." (Sämtliche Werke, Hoffmann und Campe; VI, 13.) Aber nicht nur in Einzelheiten gewinnt das Werk durch die Ausführung, auch aufs Ganze gesehen rundet es sich ab, oft zum Erstaunen des Dichters selbst. So berichtet Hebbel über den Gyges (an Uechtritz, 14. 12. 54), daß er bei diesem Stück eine merkwürdige Erfahrung gemacht habe: „Ich war mir sonst bei meinen Arbeiten immer eines gewissen Ideenhintergrundes bewußt, wegen dessen ich keineswegs, wie man mir auf eine mißverstandene Vorrede hin wohl Schuld gab, produzierte, der aber doch wie eine Gebirgskette zu betrachten war, welche die Landschaft abschloß. Daran mangelte es diesmal ganz, mich reizte nur die Anekdote, die mir, etwas modifiziert, außerordentlich für die tragische Form geeignet schien, und nun das Stück fertig ist, steigt plötzlich zu meiner eigenen Überraschung wie eine Insel aus dem Ozean die Idee der Sitte als die alles bedingende und bindende daraus hervor. Ich gestehe, daß ich dies kaum begreifen kann, es bestärkt mich aber nur um so mehr in meiner freilich längst gehegten Überzeugung, daß der Künstler, wenn er von einem Gegenstand mächtig ergriffen wird, sich um den Gehalt desselben gar nicht ängstlich zu kümmern braucht, sondern daß dieser ganz von selbst hinzutritt, wie der Saft in die Bäume, vorausgesetzt allerdings, daß er ihn in der Brust trägt."

Wehe aber, wenn der Dichter mitten in seiner Arbeit gestört wird. Es geht ihm dann, wie dem Nachtwandler, der angerufen wird (Tagebuch III, 139). Der Zustand des Produzierenkönnens hört auf, die Reflexion drängt sich ein, und es kann nichts Lebendiges mehr zustande kommen. Auch Otto Ludwig bekennt, daß er unter Umständen trotz möglichst detailliert aufgeschriebenen Planes nichts Rechtes fertig bringen konnte, und es ist schon berührt, daß Grillparzer durch schwere Schicksalsschläge einmal so aus der Produktion herausgerissen wurde, daß er überhaupt seinen ganzen Plan vergaß. In solchen aussetzenden Intervallen steht der Dichter seinem Werke selber ganz fremd gegenüber, ihn schaudert über die Kühnheit seines Unternehmens (an Bamberg, 13. 1. 56); er fühlt sich dann in einer Welt, die von jener anderen, in der er produziert, so weit geschieden ist, daß sie auf diese fast so zurückschaut, wie der Tag

auf die Nacht mit ihren Träumen und Phantasien und ihr Gesetz nicht mehr versteht (an Glaser, 3. 8. 55). Wollte er sich doch zwingen, sucht er als Geist auszuführen, was er als Dichter nicht auszuführen vermag, so wird er immer etwas Vernunftgemäßes, dem Gesetz des zureichenden Grundes nicht Widersprechendes, zugleich aber auch etwas Kaltes, Unlebendiges hervorbringen, was kein Herz ergreift und keine Phantasie entflammt (Aufsatz: Schiller und Körner). Wenn dann aber die Zeit der Unproduktivität vorüber ist oder die Störung gehoben, die die freie Produktion verhinderte, dann setzt die Arbeit des Dichters von neuem ein, und die abgerissenen Fäden knüpfen sich wieder an.

So wird das Kunstwerk aus dem Geiste des Dichters geboren, so tritt es in die Welt. Geheimnisvolle Kräfte haben es im dunklen Schoße empfangen und genährt, geheimnisvolle Kräfte es ans Licht gebracht. Freilich ist die Arbeit des Künstlers noch nicht zu Ende. Nun gilt es zu feilen und zu polieren, zu glätten und auszugleichen. Das ist aber eine rein verstandesmäßige Tätigkeit, die mit dem Dichtervermögen nicht viel zu tun hat. Ratten- und Mauselöcher werden verstopft (Tagebuch IV, 31), Zusammenlegungen finden statt, kleine Widersprüche werden ausgeglichen. Von immer neuem Standpunkt aus überschaut der Künstler das Werk, dreht und wendet es, die letzte ordnende Hand fährt darüber hin, rückt hier ein wenig zurecht, biegt dort zurück, und je gewissenhafter der Dichter ist, desto sorglicher ist er bei dieser Arbeit. Endlich ist das Werk fertig, und nun besteht es in sich selber und lebt in dem Leben, das der Dichter ihm mitgegeben hat, und das in dem merkwürdigen Prozeß aus der Tiefe seiner Seele emporgestiegen ist, den wir eben betrachtet haben.





Eduard Engel.

Von

Dr. Hans Lindau.

— Charlottenburg. —

> „Ich bin erfüllt von der Empfindung, daß es gar nicht lohnte geboren zu sein und weiter zu leben, wenn man nicht **alles**, was es in diesem bißchen Leben zu schmecken gibt, schmeckte."
>
> Eduard Engel.

duard Engel hat auf vielen Gebieten seine Schaffenskraft betätigt. Seine letzte und umfangreichste Leistung, die in zwei starken Bänden zusammengefaßte „Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart", ruht auf Voraussetzungen, die sich in der Reihe seiner übrigen älteren Arbeiten deutlich erkennen lassen. Die Bewältigung des gewaltigen Lesestoffs kann in der kurzen Spanne Zeit eines Menschenlebens gar nicht ohne geschickte Hilfsmittel bei der Verteilung und Sammlung der verfügbaren Energie zu Ende gebracht werden. Es gehört dazu eine lebensfähige Mischung von Gewissenhaftigkeit und leichtem Sinne, von Gelehrten- und Künstlertum, von Ausdauer und Lust an der Vollendung, die in sich zu erzeugen wenigen gelingt. Im Gespräch mit Engel hörte ich den Fremdwortfeind in seiner anmutigen Natürlichkeit einmal eine ausländische Wendung gebrauchen, die ich nicht sogleich verstand; es handelte sich um jemanden, von dem Engel behauptete, der Mensch hätte kein go am Leibe. — Ich mußte mir die Äußerung wiederholen lassen. Go? Was soll das bedeuten? — Da erfuhr ich, es sei eine gebräuchliche Ausdrucksweise der Engländer, um das zu kennzeichnen, was, wie mir scheint, die wesentlichste Eigenschaft Eduard Engels ausmacht. Er hat einen Draufgänger in seiner Seele, eine Sprungfeder von Tatenfreude, deren leidenschaftliche Spannung den ganzen Lebensstil dieses Mannes bestimmt. Strenuitas!

— — — — — — — — — —

Eduard Engel ist am 12. November 1851 in Stolp geboren. Er steht den Jungen und Jüngsten in der Literatur als ein reifer Beurteiler gegenüber; aber sein Herz ist sehr jung geblieben, wenn Jugend nämlich frische Empfänglichkeit für neue Eindrücke und warme Begeisterungsfähigkeit bedeuten darf.

Was an Engel zunächst auffällt, ist die erstaunliche Arbeitskraft. Es steckt der Betätigungstrieb urgesunder Lebendigkeit dahinter, ein Energievorrat, der von hellem Verstande und treuem Herzen immer in das Strombett einer nützlichen Menschheitsleistung geleitet wird. Arbeiten ist ihm notwendig wie Atemschöpfen. Auf einer Erholungsreise nach New York liest er unterwegs ein paar hundert Bücher; nebenbei hat er alles gesehen, was es zu sehen gibt, und bewahrt es in scharfem Gedächtnis; er wird fast nie müde; wenn ein anderer nach einem anstrengenden Vortrage, den er geistig aufzunehmen versucht hat, abgespannt in sich zusammenklappt, schreitet Engel, der den Vortrag gehalten hat, elastisch an eine andere Aufgabe. Es ist, als habe er im Kartenspiele der Unterhaltung immer ein paar Karten mehr als sein gewöhnliches Gegenüber. Wagt man schüchternen Widerspruch gegen eine anfechtbar scheinende Behauptung, so kommt eine Übermacht von schweren Gegengründen alsbald herangerückt, und die Schlacht ist dem prasselnden Kugelregen des Feindes gegenüber nicht länger zu führen. Engels Armee aber heißt überlegenes Wissen, und der Feldherr glänzende Schlagfertigkeit des Geistes. Dagegen kann so leicht keiner ebenbürtig aufkommen.

Wie der Mann, so sein Stil. Ich glaube, Engel zeigt in der Behandlung der trockensten und langweiligsten Gegenstände eine so ergötzliche Frische, wie sie seit Lessing nicht sehr viele deutsche Gelehrte an den Tag gelegt haben. Theodor Fontane hat ihn daher treffend auch mit Schopenhauer verglichen, besonders wenn dem die Galle überläuft.

„Der Ton," schreibt Theodor Fontane bereits nach dem Erscheinen der „Griechischen Frühlingstage" (1887), „ist das allen Schriften des Verfassers Gemeinsame, zugleich ihr Reiz, ihr Vorzug. Seine Gelehrtenbildung, seine mindestens ein halbes Dutzend Sprachen umfassende philologische Schulung haben ihn, im Gegensatz zu anderen seines Zeichens, nur dahin geführt, auf den ganzen philologisch-gelehrten Apparat wie auf Krimskrams zu blicken, den man hinter sich haben muß, um wieder frei und Mensch zu sein. Das gibt allem, was er schreibt, einen eigentümlichen Zauber, und seine gelegentlichen Spöttereien erinnern an Schopenhauer, wenn dieser über seine philosophischen Kollegen Gericht hält. Er zeigt dabei ein offenbares novellistisches, zugleich humoristisches Talent."

Das novellistische Talent, von dem Fontane so scharfblickend schrieb, sollte sich alsbald noch deutlicher entfalten. Die folgenden No-

vellensammlungen „Wand an Wand" (1890), „Ausgewiesen" (1891) und „Des Lebens Würfelspiel" (1903) offenbaren nämlich die Fülle der Phantasiewelt dieses Vischerverehrers. Prosperos Luftgeist Ariel läßt seine Weisen erschallen. Es sind reine Melodien in C-dur zumeist; alles klar übersichtlich geordnet, kraftvoll durchgeführt. Man merkt, daß der Autor viel und aufmerksam gelesen hat, Storm und Keller, Turgenjew, Maupassant und Kipling liebt; aber es ist doch keine Kapellmeistermusik der Belesenheit und Bildung, sondern immer das rüstige Eduard Engelsche Schaffen. Bisweilen wird die sittliche Absicht etwas stark aufgetragen, wenn das Schlemmertum der Besitzenden und ihre bequeme Gefühllosigkeit gegeißelt wird; die Pinselführung ist da so kräftig derb und einfach, daß sie weniger für Erratende als für das Verständnis auch sehr schwacher Augen berechnet scheint. Der Dichter Engel arbeitet oft wie der Volksprediger Tolstoi, allerdings nicht so weich und milde in der Grundstimmung, aber doch auch im Stile der immer erfreulichen, mannhaften Ehrlichkeit.

Doch es gibt auch viele feine Züge. So etwa in der mit rührender Schlichtheit erzählten Geschichte von den beiden armen Alten, die Landes verwiesen werden, und denen auch die Dorfwürdenträger nicht zu helfen vermögen. „Es ist über alles Maß schwer, an den König zu schreiben, dachte Thaddi; man hat das nicht gelernt, wenn man auch noch so gut schreiben gelernt hat." Und nun lese man den lieben schönen Brief der Ärmsten („Ausgewiesen", S. 42 ff.). Im Tone Poes ist die unheimliche, spannende Verbrechergeschichte vom Vierfingrigen und die höchst stimmungsvolle Gauklererzählung in „Des Lebens Würfelspiel" gehalten.

Die Sprache Engels ist selbstverständlich überall sehr rein und edel. Besonders aufgefallen sind mir die langen Kleistisch rollenden Sätze der hellenischen Erzählung Paraskewula. Auch Kellersche Wendungen fehlen nicht („Ausgewiesen", S. 90): „.... doch war das nur eine Täuschung des Ohres, an dem die große Einsamkeit dieser Gipfelwelt leise klingend vorüberzog" —, oder (S. 41): „Mitten in seine getröstete Stimmung strömte plötzlich wieder eine kalte Welle gänzlicher Ratlosigkeit." Nicht ganz natürlich will mir die Sprache (S. 190 f.) klingen, wo ein Freund dem Freunde die Geschichte seiner Furchtüberwindung berichtet; doch ist das Ganze durch die starke Klarstellung der einfachen Behauptung, daß Furcht gehabt haben keine Schande ist und die Ehre erst da beginnt, wo freie Behandlung unserer Gemütszustände möglich wird, lichtvoll und erwärmend hingesetzt. In der fünffachen Mordgeschichte Neugriechenlands schwebte Mérimée vielleicht als Vorbild vor Augen. Das Wilde ist offenbar der herben Tragik wegen von Künstlerhand gewählt, doch man kann einen herzlichen deutschen Klang, der dem großen Schriftsteller von Colomba und Mateo Falcone nicht eigen ist, gelegentlich spüren.

Im großen und ganzen kann das neue Griechenland sich keinen

beredteren Verfechter seiner Ehre wünschen als Eduard Engel, den Herausgeber Lord Byrons, den Verfasser der wundervollen Griechischen Frühlingstage. Land und Leute werden von ihm mit einer schöpferischen Liebesgewalt so sonnenhaft gesehen und festgehalten, wie nur Augen zu schauen vermögen, die die Götter mit seligen Tränen der Begeisterung geweiht haben.

Gerade Engel, der bald darauf im Eisenbahnwesen eine so wichtige Rolle als Anreger und Förderer („solliciteur pour le bien public") spielen sollte, der die Reisemöglichkeit als echter Hermesjünger immer mehr an alle Menschen nahe heran rücken möchte, hat auch wieder als Künstler, unter Hinweis auf den unübertrefflichen alten Herodot, das adlige Wort geschrieben, daß man zu reisen nicht wie früher verstünde, daß die Kunst des Reisens in dem Maße abnehme, wie die Zahl der Reisenden zunehme und die Leichtigkeit des Reisens steige; und ein anderes Mal unterscheidet er sehr fein „reisen" und „befördert werden" (Frühlingstage S. 195). Die eines freien Mannes würdigste Art des Reisens sei aber das Schlendern. In Korfu läßt sich der Wallfahrer vernehmen: „Das Schönste, was hier zu genießen ist: Himmel und Meer, schöne, bunte Menschen, prangende Fruchtbaumhaine, herrliche Berglinien — das alles sieht man auch beim zwecklosen Schlendern." (S. 25.) Höchst wichtig ist freilich dabei die Mahnung, unter keinen Umständen sich die Laune verderben zu lassen. Engel hat dergleichen experimentell erprobt. Er hat sich energisch vorgenommen, „seine unsägliche Reisefreude" sich nicht durch Lappereien, wie etwa die gefürchteten Belästigungen bei einer Landung, zu vergällen. Und wie im Märchen der herzhaft geküßte Frosch zum Prinzen wird, so verwandelt sich die Widerwärtigkeit dem starken Herzen zur tiefsten Wonne malerischen Weltgenießens (S. 19).

Der helläugige gesunde Menschenverstand des Verfassers schaut aus allen seinen Worten heraus. Ein freundlicher Hermes ist dieser Geleiter ins fremde Land. Er ist freundlich von Natur und hat seine Natur zum Grundsatz erhärtet: „Zu einem lobenden Urteil über ein fremdes Volk berechtigt selbst eine kurze Bekanntschaft; zum Tadel vielleicht kaum eine langjährige." (S. V.) Ähnlich sind auch die Literaturgeschichten Engels geschrieben, die französische und die Psychologie der französischen Literatur, die englische und die nordamerikanische, besonders aber auch die deutsche, die als ein Werk der Liebe verstanden sein will.

Engel ist ein großer Freund der griechischen Sprache, wie sie noch heute gesprochen wird. „Mit jedem griechischen Wort mehr," schreibt er (S. 23), „das ich spreche oder verstehe, webt sich das holde Netz dichter um Herz und Sinne, wird mir die längst erkannte Wahrheit fühlbarer, daß es ein lebendiges Griechisch gibt, von dem unsere Schulmeister sich nichts träumen lassen." Diese Sprache zaubert ihm die alte Welt vor die romantisch träumende Seele (S. 44, 72).

Mit anmutiger Selbstironie schildert er auch (S. 176), wie er in den Wirbeln des Alpheosstromes, mitten im Wasser zu Roß, bei der ungemütlichen Flußüberschreitung, von dem ihn begleitenden arkadischen Bauern Christos ermutigt wird: Kalá; mi fowássä! (Es geht ganz schön; fürchte dich nicht!). Im attischen Griechisch müßte es: Mi fowú! heißen. Engel zerbricht sich also den Kopf, woher nur das Alpha in „fowássä“ stammen möge, gelangt im Wasser aber zu keinem klaren Ergebnis. — Ist das nicht der echte Gelehrte, wie er im Buche steht? Man lese auch nach (S. 303), mit welcher Aufregung er das alte Wort Hippos wiedergefunden zu haben hoffte. Sehr lustig ist ferner die Schilderung des in Wahrheit homerischen Gelächters, das in einer Schulstube die jonischen Tertianer anstimmen, als Engel ihnen in unserer üblichen Aussprache Homerverse vorlas. „Ich fürchtete mich ein wenig vor dieser Probe,“ schreibt Engel, „denn ich ahnte, was mir bevorstände . . .“ Und nun kommt die Schilderung, wie er ausgelacht wird: „. . . ein Gelächter, ein Füßestrampeln, ein Gegluckse und Gejohle, daß der Direktor und ich selber widerstandslos einstimmen mußten in die ungeheure Heiterkeit.“ So wird in Engel, dem Vorkämpfer für die Aussprache des Griechischen auf Reuchlinsche, „neugriechische“ Art, die jedenfalls falsche Aussprache, der wir huldigen, ausgetrampelt.

Engel hat der Frage seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und über „Die Aussprache des Griechischen“ ein kleines Büchlein geschrieben. „Ein Schnitt in einen Schulzopf“ nennt er die Abhandlung, und nicht leicht wird man eine Frage von untergeordneter Bedeutung unterhaltender erörtert finden. Er sagt im Vorwort: „Ich habe mich leiten lassen von der Meinung, es sei nicht durchaus erforderlich, über wissenschaftliche Fragen langweilig und schwer verständlich zu schreiben.“ Diesem Grundsatz ist der Verfasser treu geblieben. Er schreibt verblüffend, herzlich, hinreißend über das trockenste Zeug. Es muß ihm offenbar ein Hauptvergnügen bereitet haben, aus dem seelenlosen kalten Steine, den der Gegenstand meines Erachtens darstellt, Funken auf Funken zu schlagen. Die Arbeit ist dadurch geradezu vorbildlich für geistreiche Behandlung eines an sich reizlosen Themas. Ob man auf die von Engel entwickelten Ansichten nicht einmal praktisch zurückkommen wird, darüber darf ich als Laie mir kein Urteil erlauben, überzeugt hat er mich vollständig.

Dasselbe gilt von der 1888 zuerst erschienenen und seitdem in zahlreichen Auflagen verbreiteten Schrift über die Eisenbahnreform. Unmöglich, einen trocknen, aber wichtigen Gegenstand der Erwägung mit größerem Feuer und einem glänzenderen Luxusaufwande von Scharfsinn, Witz und Humor zu behandeln! Ähnlich der von Sir Rowland Hill angeregten, in der Durchführung zunächst freilich etwas verpatzten Portoreform in England befürwortet Engel bekanntlich gegenüber dem Entfernungstarif einen Zonentarif mit nur drei Stufen,

für 25 Kilometer, 50 Kilometer und darüber. Durch die Vereinfachung (das Einfache ist immer das Letzte), durch die Verbilligung und Erleichterung des Reisens würde das Publikum sehr beglückt werden. Man solle allen Reisehindernissen nach Kräften entgegenarbeiten, sich losmachen von dem Gedanken, daß Kilometer ein angenehmer Verzehrgegenstand sind, ungefähr so etwas wie „eine mit der Länge an Wert wachsende Cervelatwurst" (S. 211 f.). Die Größe der Fahrt steht zu ihrem Vergnügen in keinem meßbaren, sicheren Verhältnis. „Man kann von Berlin nach Potsdam fahren, um seine Braut — und nach Straßburg fahren, um seine Schwiegermutter zu besuchen" (S. 88). — „Alle wirklich nützlichen Reisen werden ja jetzt auch gemacht," wird eingeworfen. Engel entgegnet (S. 207): „Es werden nur diejenigen nützlichen Reisen gemacht, deren Nutzen, gleichviel ob an Vergnügungswert, Erholungswert, Abwechselungswert oder Geschäftswert, größer ist als der jetzige Billettpreis. Alle Reisen, auch solche, welche einen gewissen Nutzen gewähren, unterbleiben, wenn der Nutzen geringer ist als der Fahrpreis." Es ist etwas vom Geiste eines Adam Smith, Franklin, Spencer und Friedrich List in Engels Ausführungen — stets der kluge „solliciteur pour le bien public". Alle nur möglichen praktischen Gesichtspunkte werden in kluger, klarer Hermesweisheit beleuchtet. Der mathematisch formulierte Grundgedanke des Büchleins ist der (S. 22): „Bei der regelmäßigen Massenbeförderung gleichartiger Gegenstände auf feststehender Linie übt die Entfernung, welche der einzelne Gegenstand zurücklegt, einen so verschwindenden Einfluß auf die Gesamtkosten der Beförderung, daß sie praktischerweise völlig unberücksichtigt bleiben kann." Sehr wichtig ist die Gewissensmahnung (S. 31 f): „Weil die Eisenbahn unheilbar den Charakter des Monopols trägt, darum muß die Eisenbahnverwaltung unablässig bestrebt sein, das Gehässige des Monopols zu mildern und dem Publikum, welches unweigerlich auf die Benutzung ihrer Monopolanstalt angewiesen ist, alle die Vorteile zu verschaffen, die sonst eben nur durch die unbeschränkte Konkurrenz herbeigeführt werden." Sie muß also selbst die Maßregeln ergreifen, die ein verständiges Konkurrenzunternehmen ergreifen würde, um dem alten Unternehmen Kunden abspenstig zu machen. Engel scheint wenigstens als böses Gewissen wirken zu wollen. Er fühlt sich als Publikum sachverständig genug und hat auf Angriffe manche sehr lustige Heimleuchtung in Bereitschaft (S. 2 f.).

Das Talent, sich nützlich zu machen, zeigt sich bei Engel allenthalben. Auf der griechischen Reise sucht er in einer Unterhaltung auf dem Wege zwischen Kalamata und Sparta durch die Langada seinen Begleiter Petros dafür zu gewinnen, daß er bei den nächsten Wahlen für eine bessere Straße zwischen Messenien und Lakonien Sorge tragen will. In diesem kleinen Zuge haben wir den ganzen Engel. Er weiß

immer Bescheid, wie es anzufangen ist, um den Weg des Fortschritts zu finden. Er hat einen untrüglichen Kompaß im Kopfe, vielleicht weil sein Herz für das Wohl und die Förderung der am wenigsten Begünstigten schlägt. – Man könnte wohl auch eine lange Reihe vortrefflicher Lebensregeln aus seinen Werken zusammenstellen, Äußerungen, die seinen gesunden Geradsinn spiegeln, und auf die er sich sicherlich gar nichts einbildet, obwohl sie manchem Schwankenden einen sehr guten Dienst leisten. Zum Beispiel: „Das Umsatteln zur rechten Zeit und mit einem edlen Ziel vor Augen ist mutvoller und verständiger, als das Festkleben am längst Bereuten.“ —

Engel ist durchaus nicht starrköpfig und eigensinnig, obwohl er in der Verfolgung einiger Fragen, seiner dada-Steckenpferde, mit Sterne zu sprechen, allerdings mehr die Ausdauer des Gelehrten, als weltmännische Unbeständigkeit an den Tag legt. Was für den Stier das rote Tuch ist, das sind für Engel oberflächliche Absprechereien über Land und Leute, die Erasmus-Aussprache des Griechischen, die Bacon-Legende über Shakespeare, unnötige Fremdwörterei und der unnütze Gebrauch von „derselbe, dieselbe, dasselbe,“ wo „er, sie, es“ genügen. Er überträgt Luthers Prosa zur Abschreckung in eine furchtbare Kanzleisprache: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, letztere war wüst und leer, und war es finster auf derselben“; — vor einem Jahrzehnt schrieb Engel freilich selbst auch noch das verpönte Wort gelegentlich in überflüssiger Anwendung. Daß Engel nicht eigensinnig ist, zeigt die Weise, wie er den in den Griechischen Frühlingstagen etwas grob behandelten Vierordt in seiner deutschen Literaturgeschichte als lyrischen Dichter gewürdigt hat. Ich erachte gerade dergleichen der Erwähnung wert, weil es besser als allgemeine Redensarten kennzeichnet, wie frei und heiter es in diesem Kopfe zugeht.

Über Engels Literaturgeschichten habe ich bereits zu verschiedenen Malen in dieser Zeitschrift berichten dürfen, möchte das Gesagte daher nicht wiederholen und nur den großen Eindruck der Gesamterscheinung dahin zusammenfassen, daß es keinen lebenden Literaturforscher geben dürfte, der Engel an Stoffbeherrschung übertrifft; selbst Georg Brandes nicht, dem gegenüber Engel sich ausnimmt wie ein kraftvoll auftretender Reitersmann neben einer Pariser Salondame. Man könnte wohl den Vergleich noch mit einem andern Großen wagen, mit Taine, und fände doch noch allerlei zu Eduard Engels Gunsten festzustellen. Zum Beispiel daß Engel die Hinterdrein-Erklärerei geschichtlich erlernter Tatsachen mit Recht verschmäht und sich darüber (bereits in den Griechischen Frühlingstagen S. 231) lustig macht. Ganz im Geiste Taines, des geschicktesten Experimentators, ist gehalten und auch an ähnliche Experimente Gustav Freytags (in der Technik des Dramas) erinnert Engels Darstellung, wie Shakespeares Othello entstanden sein dürfte. Die Ro-

velle, die als Ausgangslinie gegeben ist, und das vollendete Meisterwerk, das jeder kennt, werden durch eine geradezu dramatisch veranschaulichte Reihe von Überlegungen, wie sie Shakespeare wohl durchgemacht haben könnte, miteinander verbunden (Shakespeare-Rätsel, 1904, S. 142 ff.).

— — — — — — — — — —

Nur einige wenige Andeutungen über eine auf so vielen Gebieten glanzvolle Persönlichkeit habe ich geben wollen. Das meiste ist noch unerwähnt geblieben: treffliche Verdeutschungen, Abhandlungen, Aufsätze, Vorlesungen, Reden, eine Fülle sauber ausgeführter, verdienstlicher Leistungen, die seit der Doktorschrift: De pristinae linguae francicae syntaxi — ein Gegenstand, der vor Engel nicht behandelt worden war, — im Laufe des arbeitsreichen Lebens dieses tapfern, ritterlichen Pflichtenhelden und Dichters, Gelehrten und Forschers, Denkers und Schriftstellers, der nebenbei 33 Jahre Reichstagsbeamter und zehn Jahre hindurch der flotteste Radler war, das Licht der Welt erblickt haben. Er hat eifrig Sanskrit getrieben und sich als Student mit der Absicht getragen, der höchst unpraktischen Art, wie die indischen Lesebücher gedruckt werden (ohne Worttrennung wie altgriechische Inschriften) ein Ende zu machen; die Chanson de Roland in Versen übersetzt; außer den vier üblichen Sprachen: französisch, englisch, griechisch und lateinisch: holländisch, portugiesisch, spanisch, russisch, polnisch, türkisch, arabisch ernsthaft getrieben. Unmöglich ist es mir, Vollständigkeit in der Aufzählung zu erreichen; aber darauf kommt es am Ende wohl auch nicht an. Die Hauptsache wäre Ergreifen und Festhalten gleichsam der besonderen persönlichen Profillinie des rastlos schaffenden Geistes. Wir möchten auf den Grund seines Wesens blicken.

Im Innersten brennt ihm ein heißer Lebensdurst, der Lebensdurst des geschmackvollen Künstlers, der sich auf edle Kulturgenüsse richtet, und dem alle wertlose Speise, aller unreine Trank schal, ekel und fade dünken muß. Zu sterben, ohne alles gesehen, geschmeckt, gekannt zu haben, was es auf unserem Planeten zu erkennen gibt, scheint ihm unerträglich. Sich jahrelang auf einen engen Gegenstand beschränken, das vermag er nicht. Ihn verzehrt die Angst, daß das Leben verrinnt mit seinen zahllosen anderen wichtigen Gegenständen, von denen er nichts erführe, wenn er sich allzu lange mit einem Dinge abgäbe. Nichts Wertloses treiben und sich aller verfügbaren Erleichterungsmittel der Arbeit bedienen, das sind die unerläßlichen Voraussetzungen der großen, bewundernswerten Arbeitsleistung dieses Menschen.

Es ist ein schön beherrschtes Ganzes von kämpfenden Gegensätzen, das wir gewahren. Der begeisterungstrunkene Hellasfahrer kann zugleich ungemein kritisch nüchtern werden. Der buchstabenpeinliche Gelehrte, der so scharf das Einzelne unter die Lupe nehmen kann, daß

der Laie gar nicht versteht, wozu eine derartige genaue Sorgfalt dienen mag, besitzt zugleich einen Überblick über weite Strecken menschlichen Wissens, wie er nur sehr selten dem Sterblichen beschieden ist. Der formliebende sprachkundige Literaturfeinschmecker, dem unsere oft so wenig gepflegte deutsche Prosa grimme Pein bereitet, ist zugleich der glühendste Verehrer der vaterländischen Dichtung. Der für die Menschheit groß und einfach bis zum Tod getreu arbeitende Krieger eine der zartestfühlenden Seelen.

So können wir denn nur mit ganzem Herzen unterschreiben, was einer der berufensten Kritiker deutscher Nation, der verewigte Friedrich Theodor Vischer, bereits vor zwei Jahrzehnten über Eduard Engel in seiner ausführlichen Würdigung der „Griechischen Frühlingstage" geäußert hat.

„Frische Sinne und frische Seele . . . Hier ist ein richtiger Mensch, ein Charakter im rechten Sinn, frisch, einfach, unbefangen, gut, gut mit allem Volk, Mensch mit Menschen, nicht blind gegen Gebrechen, aber mit Humor gewaffnet, daß Dornen der Verstimmung nicht zu tief gehen. Zugleich bringt er gute Muskeln und Knochen mit, wie man sie braucht, wenn man die Dinge in der Nähe sehen will, er ist rüstig und ausdauernd . . ." Und dann: „Frisch und frei, wie der Geist in diesem Buch, ist sein Stil. Er lebt, er geht, er watet nicht durch Wurzel- und Schilfgeschlinge, stolpert nicht über Stock und Stein, wie leider so manches Deutschen schwerfällige Sprechbeine. Die Kritik soll diese Tugend nicht vergessen hervorzuheben; die deutsche Literatur ist eben nicht gesegnet mit Schriftstellern, die schreiben können." Und das zusammenfassende Urteil aus solchem Munde:

„Sein Geschmack ist kerngesund." —





Perspektiven des neuzeitlichen Welthandels in ethischer Beleuchtung.

Von

Dr. Herman Frank.

— Breslau. —

Kein geringerer als Goethe hat in seiner unnachahmlichen Art, jenem Zusammenwirken von lebhafter Anschauung, vornehmer Ruhe, Treffsicherheit der Worte und Kürze des Ausdrucks, mit warmer Anerkennung und lobenden Worten des Handels und des Handelsstandes gedacht. Wilhelm Meister, auf der Suche nach einem Lebensberufe, erhält von einem kaufmännischen Freunde Briefe, welche die Vorzüge des Handelsstandes im besten Lichte erscheinen lassen.

Und wie könnte es anders sein? „Handeln" und „Geschäft" nehmen in der glücklichsten Weise in ihrem einfachen Wortverstande als Besonderheit für sich das in Anspruch, was als eine Zier, eine Pflicht dem Menschen überhaupt zukommt: die Betätigung der Energie und die Erfüllung eines Motiv gebenden Endzweckes, also das Gegenteil, wie man will, des Passiven, des Nicht-Handelnkönnens oder Nicht-Handelnwollens, der Untätigkeit des Ausruhens oder Vergnügens; und das Nicht-Geschäft ist die Zerstreuung.

Der oberflächlichste Blick auf die Kulturgeschichte zeigt den Gewinn der rastlosen Tätigkeit des von großen Gesichtspunkten getriebenen, wagenden Geschäftsmannes. Und wie denn alles Wissen, alle ernstliche Philosophie mit der Erfahrung anhebt und ihrer steten Kontrolle bedarf, so hat in den frühen Zeitaltern engster lokaler Gebundenheit und einer Einschränkung der Persönlichkeit durch allgemeine feindliche Unsicherheit, der Handel zuerst den Menschen zum Menschtum geführt, die Kenntnis von Land und Leuten erschlossen, Kolonien geschaffen und sichere Straßen über den Erdball gezogen. Die frühere Verkehrsform mit den Fremden, der Krieg, wurde auf dem Erdrund in den Frieden verwandelt.

Und sodann im einzelnen: die Verwirklichung aller Zwecke bedarf der Mittel. Kaum eine Vereinstätigkeit unseres assoziierenden Zeitalters — Vereine religiöser, künstlerischer, geselliger, wissenschaftlicher, sportlicher usw. Art — ohne Bereitstellung der erforderlichen Geldmittel! Kein Aufschwung der Kunst ohne die Vorstufen einer erwerbenden Tätigkeit, keine akademische Ausschließlichkeit eines wissenschaftlichen Berufes, ohne daß eine wirtschaftliche Basis geschaffen ist, die dem Manne der Wissenschaft von der Teilnahme an direkt erwerbender Tätigkeit sich zeitweis auszuschließen überhaupt erst gestattet.

Wie sehr man aber der Sache auch gerecht werden möchte, so führt doch in der Totalität die Ausschließlichkeit eines einzelnen Gesichtspunktes zur Unfruchtbarkeit. Denn die Wechselwirkung der Teile tritt überall hervor; und ehe der Mensch das Geld erfand, mußte der Landbauer die Tier- und pflanzliche Nahrung gewinnen, und der Wagemut des Kolonien gründenden Großkaufmanns wäre ohne den zeitweisen Schutz der Waffen ein fruchtloses Opfer gewesen; das Getriebe des gewöhnlichen Lebens bedarf der rohen Muskelkraft, zumal als noch keine Maschine Erleichterung schuf. Und über dem All waltet siegreich die Macht der Natur und das Schicksal, des Menschen Ohnmacht verspottend. Fügt sich's gleich nicht in den Rahmen der Darstellung, so sei doch wenigstens angedeutet, daß der Mensch sich, wie auch immer, einen Deckel auf das Gefäß seines ohnmächtigen Daseins von fremder Hand aufgesetzt dachte und den Lenkern, die er gescheiter wähnte als sich selbst, die Deutung und Leitung überließ.

Und so zeigen uns eine Reihe der älteren Kulturstaaten bereits eine Gliederung der menschlichen Gesellschaft, aber der Kaufmannsstand war nicht der erste unter ihnen. Denn den Priestern und Großen folgte der Krieger, und hinter dem Handelsstande folgte der Handwerker und der Paria.

Bei aller Ehrfurcht vor dem Alten ist auch dieser Gesichtspunkt, wie manch tiefe Wahrheit er vielleicht birgt, für die moderne Entwicklung unfruchtbar. Denn wenn es uns selbst gelänge zu erweisen, daß der Handelsstand heut entweder der erste, oder daß wenigstens die Konsequenzen der Gegenwart in Europa dahin weisen, daß er es werde, so macht sich dies alles anders, indem von „Ständen" keine Rede mehr ist.

Wie dem Volk in Waffen der Begriff einer Kriegerkaste nicht mehr eingeht und die Popularisierung des Wissens keinen gemeinschaftlichen Ausdruck mehr hervorbringen könnte für das, was wir: Gelehrter, Arzt, Priester, Gouverneur nennen (das Arabische hat noch heute dafür den einzigen Ausdruck hakim), und der landwirtschaftliche Betrieb heute eine gewisse kaufmännische Tätigkeit in sich schließt, so läßt sich heute nicht mehr recht von einem kaufmännischen S t a n d e sprechen; und wir sagen daher wohl richtiger, der kaufmännisch geleitete Betrieb sei heute mehr ein allgemeines

wirtschaftliches Erfordernis geworden, als daß wir zum Beispiel äußern: es sei dem Adelsstande nicht mehr verboten, Handelsgeschäfte zu treiben, daher man auch einen nützlichen Bankier adeln könne; oder „heute könne ein Kommerzienrat oder Schiffsdirektor Minister werden, was früher dem Adel oder mindestens doch dem Juristen vorbehalten war."

Vergessen wir aber nur nicht, daß der Sport, der heutigen Tages mit „Fortschritt" und „Entwicklung" getrieben wird, eine fatale Rückseite hat: er setzt, konsequenterweise, das Gegenwärtige auf ein Provisorium herab. Welche Achtung hätte der moderne Mensch einem bloßen Provisorium zu schulden? Der „überwundenen" Vergangenheit erst recht nicht. Die Zukunft ist noch nicht da! — Bleibt nur der den Augenblick respektierende Übermensch übrig; allenfalls die bescheideneren Naturen, die sich selbst, als ganz ephemeres Entwicklungsglied, auch nicht achten. Ein wenig Festes zwischen den Wassern dieses Fortschritts gleicht da den rettenden „Inseln" an belebten Straßenübergängen.

Solche Inseln existieren doch! Für die Sprache geht die Sonne trotz Copernicus auf und unter, wie zu Mosis Zeiten. Aus der deutschen Heidenzeit sind Sitten und Gebräuche übrig geblieben, und so gibt es noch viele, in deren Köpfen die Begriffe Zünfte, Stände, womöglich „Kasten" ein mystisches Dasein fristen. Das ist ein Faktor, mit dem wir rechnen müssen.

Das Kapitel des Lächerlichen, wie sehr es auch in unserer arbeitsfrohen Zeit nur die untergeordnete Bedeutung einer Aufheiterung der Ruhepausen zu haben scheint, birgt in sich eine tiefe ethische Bedeutung. Noch heute versieht es die Rolle des berufsmäßigen Hofnarren beim gestrengen Herrn. Die Rubra, gleichsam Schubfächer, für die unfreiwillig komischen Personen unserer besseren, nicht politischen Witzblätter bergen daher manches hinter dem Kulissenwerk fader Witze: wenn zum Beispiel in den „Fliegenden Blättern" der Bankier mit der dicken goldenen Uhrkette über „seinem" Weltglobus und den Brillantringen auf den rundlichen Fingern als eben geadelter Baron oder neuernannter Kommerzienrat sich in Zirkel begibt, in die er nicht gehört; den Kunstkenner spielt, während seine Kenntnis sich auf die Börse beschränkt; die Vertreter der Wissenschaft in seine Salons zu ziehen sucht, während er doch im Innern die armen Schlucker bedauert, welche ihre schweren Kenntnisse nicht in Geld umzusetzen vermögen — so sind das natürlich Spöttereien, die weder die Kaufmannschaft im ganzen, noch der einzelne Großkaufmann von weltumspannendem Gesichtskreis auf sich zu beziehen hat. Aber ein Körnchen Wahrheit steckt doch dahinter, und etwas Eierschalenrestchen kleben noch hier und da dem flügge gewordenen, modernen Kaufmann an. Und das geht, gleich vermoosten, fast vergessenen heidnischen Überbleibseln, auf ein uraltes, allein den Kaufmannstand treffendes Vor-

urteil zurück: eine ungünstige ethische Würdigung allein des Kaufmannstandes.

Die Griechen hatten mokant in Merkur (diese Latinisierung des „Hermes" ist unseren großen Kreisen geläufig) einen Gott der Diebe, Kaufleute, des Reisens und Verkehrs geschaffen. Die Araber haben für den Kaufmann ein Wort, welches auf die Wurzel „betrügen" (m-k-r) zurückgeht. Die Römer sehen im mercator (Kaufmann) einen dem merx (Lohn) nachgehenden Menschen, und die Perser (sie hatten einen sehr bedeutenden internationalen Handel) bezeichnen den Kaufmann als saudagar (also einen Menschen, der dem saud, dem Sitz der niederen Begierden, dem Erwerb untertan ist). Das Mittelalter hat aus den jüdischen Einwanderern, die in der Heimat, im Gegensatz zu ihren phönizischen Nachbarn, nichts weniger als ein Handelsvolk waren, ein solches erzogen, weil jene Zeit — wie seltsam! — nur diesen Beruf aussuchte und ihnen preisgab.

Und die Engländer, Bewohner eines einst sehr unwirtlichen, sehr gegen den Kontinent zurückstehenden Landes, haben sich mit einer Energie, der wir unsere Bewunderung nicht versagen sollten, zu ihrer jetzigen Weltstellung durch den Handel aufgeschwungen. Trotz dieser Weltmachtsstellung bringen die Geschäftsallüren, die sich die Nation naturgemäß angewöhnt hat, gelegentlich einen tiefen Gegensatz gegen alle übrigen Nationen zum Ausdruck. Wenn Kriege, nach bewährten Mustern kaufmännischer Staatsgebilde seit dem Altertum, mit dem Geldsack des Werbers geführt werden, so kann ein Heer von solchen Tommys unmöglich den humanitären Ansprüchen der Neuzeit genügen, aber die Verantwortung dafür ebensowenig der Heeresleitung aufgebürdet, als der Nation der Vorwurf solch mittelalterlichen Greuels abgenommen werden.

Deutlicher aber als dies alles reden zu uns die Biographien, sowie die eigenen Äußerungen so mancher uns wohl vertrauten Männer. Der aus der Enge des kaufmännischen Kontors entronnene Schopenhauer; Heine, der witzige Spötter; Schliemann, der Homerenthusiast, der es über sich gewann, in jahrelangem Kaufmannsberuf die Mittel zum Anfang seiner so berühmt und folgenreich gewordenen Ausgrabungen sich zu erwerben. Es gibt unzweifelhaft einen psychologischen Unterschied unserer Beurteilung, wenn wir damit in Vergleich ziehen, wie zum Beispiel Schumann aus einem Juristen zum Musiker, Goethe, statt wie sein Vater wollte Advokat, ein Goethe geworden ist, zahlreiche Militärs — von älteren nennen wir Loyola und in der Neuzeit von Hartmann, von Egidy, von Liliencron, von Ompteda und viele andere — in Theologie, Philosophie, als Dichter, Romanschriftsteller usw. sich einen Namen gemacht haben.

Ein Teil der Vorurteile auf diesem Gebiet geht sicher darauf zurück, daß das große Publikum, ohne wirklich kaufmännische Kenntnis zu be-

sitzen, sich trotzdem mehr oder weniger im wirtschaftlichen Leben mit Geschäften befassen muß, nicht immer gut dabei fährt und mit laienhaften Vorwürfen schnell bei der Hand ist. Wie viele werden etwa bei sich wie folgt vernünfteln: ich habe einen großen Vorrat Briefmarken, Papier, Zigarren gekauft oder ein Möbel oder sonst irgend ein Stück, das ich schließlich nicht brauchen, nicht konsumieren kann; ein Bekannter oder nicht Bekannter ist in umgekehrter Lage, ich gebe das Gewünschte gegen meinen Einkaufspreis, das ist anständig, oder gegen höheren Preis, das ist unfair aber kaufmännisch. — Oder: ich fand, erhielt geschenkt, erwarb gegen minimalen Preis einen Gegenstand von Sammelwert, der Gegenstand ist mir ohne Nutzen oder Interesse: ich verschenke denselben, das ist nobel; oder gebe ihn — um den Erwerber nicht in die Verpflichtung einer Gegengabe zu bringen — um geringen Preis hin, das ist anständig; oder ich lasse mir den Gegenstand nach seinem Sammelwert, vielleicht sogar je nach der krankhaften Sammelgier des Erwerbers gehörig bezahlen, ich gebe mir vielleicht zu dem Zweck das Ansehen, mich höchst ungern von dem Gegenstand zu trennen, das ist kaufmännisch; oder: ich besitze irgend ein Objekt, das sich sehr vorteilhaft präsentiert, etwa beabsichtigt oder unbeabsichtigt so angelegt ist, daß es Fehler verdeckt — jemand will diese Sache, vielleicht daß er aus Unkenntnis den Fehler jetzt oder überhaupt nicht merkt*), durchaus kaufen und bietet einen entsprechenden Preis: ich mache ihn auf den Fehler, auf seinen vermutlichen Irrtum aufmerksam — das ist anständig; ich gebe ihm den Gegenstand schweigend zum gebotenen Preis — das ist kaufmännisch. Seltsamerweise haben speziell im Pferdehandel Leute von sonst sehr peinlichen Ehrbegriffen sich allein auf diesem Gebiet Ausnahmen von ihren sonstigen Gewohnheiten geschaffen.

Die Beispiele werden gravierend, wenn sich umständliche Reden hinzugesellen, die entweder den Wert des zu Kaufenden herabsetzen oder des zu Verkaufenden steigern sollen. Im ganzen kann man sagen: Dummheit ist vor Schaden dauernd nicht zu schützen, wenn man es auch im Einzelfalle täte. Wer nicht Kenner ist, soll Sachverständige hinzuziehen; wer nicht Menschen- und Weltkenner ist, soll sich über die Stätte, wo er kauft, informieren; unsolider Handel klebt an unsolider Situation.

Wir leiteten obige Beispiele durch Hinweis auf ein gefälschtes Laienurteil ein. Es fühlt sich durch, daß bei der Gegenüberstellung von „anständig" und „kaufmännisch" der Hauptunterschied verschwiegen wurde: ob es sich um einmaliges Privatgeschäft oder gewerbsmäßiges handelt. Wer zum Beispiel einem Bekannten mit einem Einzelstück aus einem Vorrat zum Selbstkostenpreis aushilft, weiß häufig mangels richtiger

*) Mir schwebt ein wirklicher Fall vor, Ankauf eines nicht einwandfreien Klavieres für einen Harem, in dem niemand europäisch Klavierspielen konnte.

Buchung gar nicht, daß er sich um einen kleinen Betrag schädigt, und der andere nicht, daß er sich diesen Betrag schenken ließ. Einen gleichen Trugschluß machten Laien (unter Herrschaft des kanonischen Rechtes sogar offiziell) aus dem Herleihen kleiner Summen im Privatverkehr. Wer heut seinem Bekannten 20 Rubel liehe und in kurzer Zeit wieder erhielte, würde nur unanständigerweise mehr (auf die Höhe kommt es nicht an) zurückverlangen, wenn es aber 1000 Rubel auf ein Jahr wären, so würde der Borgende in seinem Anstandsgefühl gekränkt, wenn ihm der Herleiher die Zinsen als Almosen schenken würde.

Aus dem Trugschluß des geschäftsunkundigen Laien aber ergibt sich eine doppelte Folgerung. Semper aliquid haeret. Es ist denkbar, daß der Laie, ihm selbst unbewußt und unklar, einen gewissen sittlichen Widerwillen gegen Geschäfte hegt, von denen er im Grunde nichts versteht; und dieser Widerwille ist spezifisch verschieden von der Abneigung gegen einen anderen Beruf, von dem er ebensowenig versteht. Die zweite Erwägung liegt in der Besorgnis, daß das semper aliquid haeret auf Seiten des Kaufmannes eintrete. Wer gewöhnt ist, in seinem Berufe immer mit Zuschlägen zum Einkaufspreis zu rechnen, der dem Käufer sorgfältig verborgen wird, der kann leicht die Grenzen verschieben. Mißbrauch wird usance. Zweitens so, daß der Kaufmann die gewerbsmäßige Gewohnheit allmählich auf ein Privatgeschäft überträgt, das außer seiner Geschäftsbranche lag und wo der andere Teil ein freundschaftliches Abkommen irrtümlich voraussetzen mußte. Vielleicht ist dies nicht zu selten. Gar mancher wird sich aus dem Kreise seiner Jugendbekannten an Leute von vorherrschend kaufmännischer Begabung erinnern, die schon als Knaben im Verkehr mit harmloseren Altersgenossen Privatgeschäfte nach kaufmännischen Grundsätzen betrieben und als Millionäre endeten. Der Beurteilungsmaßstab ist gewiß schwankend. Folgendes Beispiel aus dem Leben: Ein angesehener Schnittwarenpatrizier eines Städtchens machte seinen Kindern nützliche Weihnachtsgeschenke, die dem Lager entnommen, daher regulär gebucht wurden. Der Wunsch des Jüngsten ging auf ein Dutzend einer Ware, die sich weder anreißen noch im Preis herabsetzen ließ. Es war also gerechtfertigt, daß der Jüngste, weil der Wert seines Geschenkes das der Geschwister überstieg, sein Zuviel in bar zurückerstatten mußte. Aber vielleicht wird dies Geschäftchen unter dem Weihnachtsbaum mancher zwar korrekt, aber unschön finden. Es hätte sich zum Ausgleich etwas anderes finden lassen.

Auf jeden Fall ist das Ergebnis des bisher Gesagten nicht befriedigend. In doppelter Hinsicht. Es ist nicht logisch gerechtfertigt, weil es auf einem halbverschleierten Trugschluß beruht. Und weil dies der Fall, so müssen wir auch den Versuch aufgeben, hieraus allein den ethischen Volksunwillen zu erklären. Wenn ganze Nationen sich durch wirtschaftliche Unbeholfenheit auszeichnen, mehr oder weniger alle Slaven und

vor allem die Turko-Altaier, besonders Ungarn und Osmanen, und diese Nationen fremden Eindringlingen fremder Nation allmählich tributär werden, zu Lohn- und Hypotheken-Sklaven herabsinken, so ist doch die Annahme eines Trugschlusses zur Erklärung jenes Volksunwillens, der sich nun nicht gegen einen Stand, sondern eine fremde Rasse richtet — eine solche Annahme ist dann nicht ausreichend.

Vielleicht kommen wir wieder zu einem Parallelismus. Da gibt es nun in den Berufsarten einen Hauptunterschied. Allerdings finden, über gewisse Grenzen hinaus, Fleiß und Fähigkeit entsprechenden Lohn und natürlich einen Überlohn, gegen das Normalmaß oder gegen ein Minus gehalten. Aber in der Mittellage sind zwei deutlich geschiedene Kategorien, deren eine direkt in Verdienst umsetzt, was erarbeitet wird, während die andere ihre Arbeit gegen ein Fixum eintauscht, das sich nur mit umständlichen Formalitäten erhöhen läßt, dafür aber bei einem nur gerade erträglichen Mindermaß nicht gekürzt wird. Hier liegen auf einer Seite, ungenau aber verständlich gesagt, die festbesoldeten, auf der anderen Seite die freien Berufe wie Arzt, Advokat, Künstler, Handwerker, Lohnarbeiter. Wenn wir nun, von der Theorie zu schweigen, im praktischen Berufsleben einen vom Bureaudienst überhäuften kleinen Beamten, einen geplagten Schulmann, einen überbürdeten Einzelrichter, einen Professor mit jahrelanger vierzehnstündiger Arbeitszeit in subtilsten wissenschaftlichen Untersuchungen sehen, so kann nur gesagt werden, daß entweder bloßes Pflichtgefühl oder Interesse an der geförderten Arbeit, an dem gelösten Problem, Leute dieser Art dauernd an die Arbeit kettet, ohne daß ihr Jahreseinkommen, von dem sie mit Familie leben, wovon sie sich alle Annehmlichkeiten einer Reise, eines Bades, der besseren Wohnung, angemessener Kleidung, einer guten Küche 2c. gönnen dürfen, um einen Kopeken steigt. Man wird nun einem gesuchten Arzt, Advokaten, Künstler 2c. wahrlich nicht Idealität des Strebens absprechen wollen, weil sich seine Leistung direkt in Geld umsetzt, aber ebensowenig behaupten, daß jenes Motiv gleich Null, ohne Wirkung sei, daß es völlig einerlei sei, ob dieser Richter vor einem verzweifelten Rechtsfall (ein Monstreprozeß, ein Riesenkonkurs, eine große Vormundschaftssache) stehe und plötzlich eine vervielfachte Mühe hat, ohne anderen Lohn als das Gefühl der Pflichterfüllung, oder ob ein Arzt einen hohen Patienten heilt, ein Advokat einen fetten Prozeß führt, einen sensationellen Verbrecher weiß wäscht, oder ein Künstler, ein Romanschriftsteller den frivolen, pessimistischen, symbolistischen, impressionistischen Geschmack seiner Zeit derartig trifft, daß er plötzlich reich wird. Dies wieder zu suchen, zu versuchen ist doch ein Antrieb, ein praktisches Motiv, das die Leute der ersteren Kategorie durch reine Idealität ersetzen müssen. Trotz dieser Unterschiede haben wir in den angeführten Beispielen nicht zu leugnen gewagt, daß beim Arzt, beim Künstler, beim Juristen das geistige In-

teresse an einer Krankheit, an einem packenden Sujet, an einem mysteriösen Verbrechertyp von Einfluß sei. Nun aber unterscheidet gerade dieser einzige Punkt den Kaufmann von allen anderen seiner Kategorie, den direkt erwerbenden. Nämlich der Gelderwerb, der allen anderen nur Mittel zum Zweck ist, wird hier zugleich Gegenstand und Handwerkzeug. Der einzige Zweck ist also Geld in Waren umzusetzen und diese in Geld, oder Geld direkt in Geld mit Profit umzusetzen. Also für das Motiv der Tätigkeit des Handels fällt jede Nebenerwägung fort. Die Probleme reduzieren sich auf die Konjekturen und ihre Beurteilung, und der einzige Zweck ist das Geldansammeln. Was also auch immer von der Kulturwirkung des Handels gesagt wird, so ist es dem einzelnen Kaufmann Nebenwirkung. Das Geld ist um des Geldes willen in Tätigkeit. Das wäre ein schlechter Kaufmann, der anders dächte.

Bei dieser Ausschließlichkeit ist ebenfalls Nebensache, in welcher Branche sich das kaufmännische Talent betätigt. Warenkenntnis und Quellenbezugskunde ist daher Nebensache, wiewohl erwünscht. Denn es kann nur wiederholt werden: Zweck ist der Umsatz, nicht die Ware, und wenn dieselbe aus irgend einem Grunde plötzlich alle Nachfrage verlöre, so würde der Kaufmann ungesäumt, der intelligente Kaufmann aber wahrscheinlich schon vorher, auf eine andere Branche überschwenken. Es begreift sich, daß bei einer so eminent praktischen, auf steter Tätigkeit beruhenden Leistung das Können alles, das Versprechen und Papier wenig zu sagen hat. Wenn schon „Referenzen" unentbehrlich, um sich vor unliebsamen Erfahrungen zu schützen: vor gänzlichem Mißlingen, vor Unpünktlichkeit, Unzuverlässigkeit, kurz: vor dem Fehlen kaufmännischer Kardinaltugenden, so sind doch Examen und Kenntniszeugnisse nirgends entbehrlicher als auf diesem Gebiet des rein aktuellen H a n d e l n s. Und bis hierher äußert sich der reine Erwerbsgesichtspunkt des Handels, daß bei der Ausbildung die Praxis nicht früh genug in ihr Recht treten kann, die Theorie und allgemeine Bildung als Geldvergeudung und unnötiger Zeitverlust erscheint. Obgleich natürlich auch hier das allgemeine Bildungsniveau die Anforderungen steigert und zum Beispiel die allgemeine Wehrpflicht gewisse theoretische Kenntnisse wünschenswert macht, so gilt doch im übrigen der Satz time is money. Wir fürchten hier wohl nicht den Einwand, daß hiermit dem Kaufmannstande eine möglichste Ignoranz imputiert werde. Man denke allein an die bedeutsame Rolle der Sprachkenntnis, sowie der Kenntnis aller anderen Realien des Völkerlebens. Nur erfreut sich der Handel einer solchen Freiheit und Beweglichkeit, daß ihm zwar alle Kenntnis willkommen, aber nicht als ein theoretischer Examenwust über dem Ganzen schwebt. Was zum Beispiel die Universität den Fakultäten, das wird niemals die Handelsschule oder ein Sprachenseminar dem Kaufmann werden. Sprachen zum Beispiel wird der Kaufmann durchschnittlich bei der

glücklichen Internationalität des Handels innerhalb seines Berufes an Ort und Stelle nebenbei erlernen.

Ist somit der Begriff des Kaufmanns und die Erscheinung des „guten Kaufmanns" von so geringen (technisch unerläßlichen) Anforderungen nach dieser Seite begleitet, so läßt auch umgekehrt die Stellung des Kaufmanns keinen Rückschluß auf seine Vorbildung zu und gibt in den Kreisen, die darin höhere Anforderungen zu stellen gewohnt sind, zu einem gewissen Mißtrauen Veranlassung, wen man in der Person des Kaufmanns vor sich habe. Dies ist der Grund mancher oft unverdienten Zurücksetzung auf neutralem Boden der Gesellschaft. Es kommt hinzu, daß häufig plötzlicher Rückgang der Erwerbs- und Vermögensverhältnisse jemanden selbst oder seine Kinder gezwungen hat, sich der Sphäre der reinen Geldfragen zuzuwenden, wo neben der Ausbildung sogleich die Frage nach produktiver Arbeit und mit dieser sofort die Lohnfrage in Tätigkeit getreten ist; ganz im Gegensatz zum indirekten Gelderwerb jener oben charakterisierten Klasse von Lebensberufen, wo eine zeit- und geldraubende Vorbildung und der verbriefte Kenntnisausweis noch gar keine Rechte auf Lohn geben. Ja, in vielen Berufen ist neben der erforderlichen Sachkenntnis die Laune hoher Herren, der persönliche äußere Eindruck, Äußerlichkeiten des Benehmens, die unverschuldete Tatsache der Herkunft, endlich die politische und religiöse Gesinnung ausschlaggebend, kurz, eine Menge Nebenumstände, die womöglich zum Teil an Stelle von Fähigkeit und Kenntnissen treten.

Wir wurden oben zu dem Zugeständnis gedrängt, daß nicht Pflichtgefühl, noch der ideale Wert und das Interesse am Produkt der Arbeit, sondern der Gewinn (merx) den Kaufmann (mercator) leite. Diese Ausschließlichkeit läßt keine Unterbrechung außer den unentbehrlichsten Pausen für Schlaf und Mahlzeit zu. „Rastlos und tätig" sind daher die natürlichen Epitheta des Kaufmanns. Das Tagespensum muß erledigt werden und, gilt es, mit Hinzunahme der Nachtstunden. Die Ruhe des Sonntags, die Unterbrechung der Ferien sind, in einigen Branchen wenigstens, schwer denkbar; die Ausdehnung der Arbeitsstunden, zumal in den Saisongeschäften, läßt kaum einen Vergleich mit irgend einem anderen Erwerbszweige zu. Und, fragen wir uns, wie es möglich sei, um des bloßen Erwerbs willen die Ansprüche an den Menschen so ins Ungeheuerliche zu steigern, die Ansprüche an seine übrige Lebensführung so herabzusetzen, so dürfen wir nicht vergessen, daß das treibende Agens die Konkurrenz, der freie Wettbewerb ist. Also im Effekt ist die Lage schlimmer, als wenn der also geplagte Mensch durch reine Habsucht aufgestachelt würde, die könnte er ja auf ein leidliches Maß einschränken, aber es ist die Existenz, die Konkurrenz, und diese läßt sich nicht einschränken. Nun sahen wir schon oben in der Charakterisierung der Erwerbsarten, daß die Handelsbranche etwas abseits steht, auch auf

seiten der freien und direkten Erwerbsarten selber. Also verdoppeln sich wohl die Nachteile, wo dazu die Aussetzung eines Fixums tritt, also beim subalternen Kaufmann (dem Kommis, Clerk, Gehülfen); natürlich kann das Fixum nicht unbedingt festgehalten werden, und wo nicht die Stellensucher sich selbst Konkurrenz machen, muß das jeweilige Übermaß der Arbeit vergütet oder erleichtert werden, sei es durch doppelschichtiges Arbeiten, sei es durch Tantième oder Gratifikation. Doch hat dies so wenig genügt, daß das Gesetz endlich eingeschritten ist, also die Konkurrenz durch gleiche Vorschrift für alle eingeschränkt hat; Beschränkung der Arbeitszeit, Sonntagsruhe. In Wahrheit aber beziehen sich diese und ähnliche Erleichterungen nicht auf den eigentlichen Kaufmann, sondern auf seine Angestellten. Dem Geist des Handels sind solche Beschränkungen fern. Der wirkliche und intelligente Kaufmann wird von seinen Geschäften ganz und voll in Anspruch genommen.

Nun kommt noch hinzu: ist Material, Handwerkzeug und Produkt auf diesem Gebiet untrennbar, so verzehrt es, zur Arbeit bestimmt, sein eigenes Produkt, das heißt Geld darf zu keinem Teil müßig lagern. Wir können also im Bild das arbeitende Geld mit einer in Gärung befindlichen Masse vergleichen. Auch dieser Umstand erklärt und erläutert die absolute Rastlosigkeit des Vollkaufmannes. In dem ausgebildeten Kreditsystem und dem Rechtsstaate unserer Tage ist das kommerziell arbeitende Kapital latent, gewissermaßen eine Summe rechtlich realisierbarer Forderungen, und deren Status nur zu ermitteln durch eine komplizierte kaufmännische Berechnung, gleichsam das Destillieren jener in Gärung befindlichen Masse. Wird plötzlich ein Geschäft seines persönlichen Leiters beraubt, treten Erbfälle, Teilungen oder sonstige fundamentale Auflösungsgründe ein, so kann man erst die Tragweite des Gesagten recht ermessen, „das Geld steckt im Geschäft", es anhalten heißt Geld verlieren. Längst hat der Großhandel solchen Eventualitäten durch Schaffung des kommerziellen Perpetuum mobile, unpersönliche Handelsinstitute vorgebeugt.

Daß übrigens die Eigentümlichkeiten der Berufsart sich zur Lebens- und Weltanschauung auswachsen, dies ist keine Besonderheit des Handelsstandes, etwa weil er die meisten Arbeitsstunden hat. Das wird auf den meisten Gebieten eintreten. Vorausgesetzt, daß wir immer die besten und eifrigsten Köpfe meinen, nicht die Subalternnaturen, die ihren Beruf nur als Brotstudium treiben, können wir zum Beispiel sehen, wie auch der eifrige Arzt zur Ausschließlichkeit geführt wird und sich gewöhnt, den Menschen als ein Konglomerat von Nerven- und Fettzellen, Knorpeln, Knochen, Blutgefäßen &c. anzusehen; er endet mit einer materialistischen Weltanschauung; und der Jurist, gewöhnt, alles aufs „Mein" oder „Dein", mein Recht und dein Recht zu beurteilen, endet bei einer rücksichtslosen Schärfe und vergißt, daß summum jus summa injuria sei.

Ja das formelle Recht berührt sich insofern etwas mit dem Handel, als in vielen Fällen das rechtlich Gebotene oder Zugelassene in einen Gegensatz zu dem tritt, was anständig ist. In der Duellfrage geht es bis zum offenen Konflikt. Daß die Kirche mit Ausschließlichkeit vortritt, endlich sogar alles Weltliche überwachen zu müssen prätendierte und sogar Geld- und Machtfragen in ihren Bereich gezogen hat, darin möge eine Hindeutung genügen. Überhaupt wollen wir die Beispiele nicht häufen, aber auch nicht fortlassen, um zu erwägen, daß das Auswachsen der Berufsanschauung zur Weltanschauung keinem Berufe zum besonderen Vorwurfe anzurechnen ist, um weiter aber auch nicht zu vergessen, daß dieses Überwuchern eines Standpunktes eintreten m u ß. Und wenn es uns glückt, diese Eigentümlichkeiten zu charakterisieren, und wir dann später die wachsende Bedeutung und den Umfang des merkantilen Bereichs, also die Weltstellung des Handels beleuchten, so werden die Konsequenzen sich von selbst ergeben.

Der Kaufmann wie der Nichtgeschäftsmann werden, der eine mit Genugtuung, der andere mit Bedauern die neuzeitliche, durch die Konkurrenz aufgezwungene äußerste Anspannung der Kräfte anerkennen; bedauern besonders im Hinblick auf diejenigen, deren Lohn, bei fixierter Höhe, nur in kleinem Umfange mit der zeitweisen Überbürdung durch Arbeit Schritt hält. Wie verschieden auch die Handelsbranchen, so wird doch der überwiegende Teil der Arbeiter entweder durch Zahlenmaterial oder durch den lebendigen Verkehr mit dem Publikum, also den Handel im engeren Sinne des Wortes, in Anspruch genommen; die ersteren müssen Ablösung oder beschränktere Arbeitszeit (wie in Bankhäusern) haben; denn die absolute Indifferenz des Zahlenmaterials und die völlig gleiche Inanspruchnahme der vollen Aufmerksamkeit auf allen Punkten kann kein menschliches Wesen zu lange aushalten. Was die letzteren anlangt, so ist deren Tätigkeit ja den Augen des Publikums mehr ausgesetzt. Wie leicht wird ein Wort gegen die Überzeugung zu viel gesprochen, um den Käufer festzuhalten; wie verderblich wirkt die fortwährende Veränderung der Frontstellung bei Ein- und Verkauf, wie verwirrend äußert sich die glatt geduldig verbindliche Höflichkeit des Kaufmanns gegen den scharfen inneren Dienst, wo immer das Damoklesschwert der Entlassung über den Häupten hängt. Ganz fatal vor allem gestaltet sich die Verschiedenheit der Arbeitsteilung nach Saison, Wetter, Tageszeit. Diese verschiedene Ausfüllung der stets gleich langen Geschäftsdauer läßt sich am besten vergleichen mit der Bewegung des gleichmäßigen oder unterbrochenen Gehens. Nun weiß jeder, welche Marschleistung bei steter gleichmäßiger Fortbewegung bequem zu erzielen ist, während bei fortwährendem Wechsel der Gangart und willkürlichen öfteren Ruhepausen bei viel geringerer Leistung jene abstumpfende Bleimüdigkeit, jenes **abrutissement** entsteht, in dessen Grau jeder bestimmte Gedanke untergeht.

Vielleicht sind wir noch nicht ausführlich genug gewesen, um nun in einer Stufenleiter uns klar zu machen, was bei dieser Berufsart an der Seele kleben bleibt, welche Physiognomie das Privatleben hiervon erhält, wie sich das Privatleben und auch das äußere Leben hiernach gestaltet, welche Physiognomie all das Leben in Orten von vorwiegend merkantiler Bevölkerung erhält, wie sich ein Staat mit vorwiegenden Handelsinteressen gestaltet, wie andere Staaten im Kontakt damit werden und welche Beurteilung wir für eine Weltlage gewinnen müssen, bei welcher die Handelsaufgaben in den Vordergrund der politischen Interessen, die Handelsgrößen in den Vordergrund der leitenden Kräfte sich schieben, eine internationale Finanzgruppe über Krieg und Frieden der Staaten ein gewichtiges Wort in die Wagschale zu werfen hat! Ist die Zeit noch zu fern, wo eine gewonnene Finanzgruppe im fremden Staate die Funktionen eines früher dort akkreditiert gewesenen Diplomaten wird versehen können, und wo ein moderner Staat seine diplomatischen Interessen im Nachbarstaat wirksamer durch kointeressierte Geldmänner durchführt, denen das Kaufmännische über dem Patriotischen steht?

Wenn der Einwand gemacht wird, daß in der Schilderung, wie sich die kaufmännische Tagesarbeit abspielt, eine untergeordnete Klasse, das Ladenpersonal zu einer Verallgemeinerung des kaufmännischen Wesens mißbraucht werde, wofür sich der eigentliche Kaufmann bestens bedanken werde, so ist vielerlei zu erwidern. Wie wenig auch das Ladenpersonal mit seinem subalternen Gesichtskreis, seinem Kommen und Gehen aus einem Geschäft ins andere in großkaufmännischen Gesichtspunkten mit in Betracht zu ziehen sei, so ist doch die Zahl dieser Leute zu groß, um nicht mitzusprechen. Mustern wir nur die Zahl des Ladenpersonals eines einzigen größeren Zigarrengeschäftes nebst Filialen der Großstadt! Sodann wird doch kaum der Chef eines größeren Hauses, vielleicht mit Ausnahme der beschränkten Zahl Söhne ebenso bedeutender Väter, ohne die Vorstadien und die Anschauungswelt jener niederen Stellungen zu seiner Großkaufmannsstellung aufgestiegen sein. Und endlich, wenn wir die Erwerbsstellung jener gegen Fixum arbeitenden von denen mit Gewinnanteil abgrenzten, hier aber beide Abteilungen zur Ableitung der Konsequenzen vereint herbeiziehen, so genügt, wieder darauf zu verweisen, daß allerdings die Tagesarbeit des oberen Leiters, Disponenten, Chefs von der seiner niederen Angestellten stark abweicht, die Ausschließlichkeit des Geschäftsinteresses bei ersterem eher stärker als bei den letzteren ist; ja, daß sie die Sorge für die rastlos arbeitende kaufmännische Arbeitsmaschine in ihren Köpfen erst recht aus dem Kontor in die Privaträume, vielleicht bis in den stillen Traum mit hinüber nehmen.

Und da können wir für beide Kategorien nur fragen: was bleibt bei solcher Arbeitsleistung für alle anderen Interessen des öffentlichen und privaten Lebens übrig? Und wie wenig darf der endlichen Ruhepause

des heutigen Tages gegönnt werden, um die Kräfte für die morgige gleiche Arbeitsleistung nicht zu schmälern, ja direkt lahm zu legen? Es wird nicht zu hart geurteilt sein, vielmehr ganz natürlich dünken, daß die Hast mit ins Privatleben folgt. Es ist am späten Abend nicht viel Zeit mehr, darum ist Eile nötig. Und wiesen wir darauf hin, daß der kaufmännische Beruf, weil von vornherein und durchaus dem Gewinn geweiht, mit Aufspeicherung hierzu unnötiger zum Beispiel ästhetischer oder allgemein theoretischer Kenntnisse keine Zeit verliert, so werden wir gern zugeben, daß die nachträgliche Ausfüllung der Lücken, wenn sie vom Subjekt wirklich empfunden würden, eine fast übermenschliche Kraft erfordert. Hat aber einer wirklich diese Energie, nun so wird er nach individuell Sachlichem, nicht nach bloßem Gelderwerb in irgend welchem Artikel langen, also ein schlechter Kaufmann sein.

Nun prüfen wir das abendliche Treiben der kaufmännischen Welt, der Großstadt, der Handelsstadt unter diesem Gesichtspunkt. Es muß ja materiell und unästhetisch werden, ein flüchtiges Jagen nach den allerniedersten Genüssen; und leider nach den gewohnten Grundsätzen, dem Credo des Handels: wie schaffe ich mir den besten Genuß für das billigste Geld. Die Sache ist nun nicht rein so, daß die Genüsse da sind, die ästhetischen wie die unästhetischen und der einzelne die Auswahl hat, o nein, auch hier regelt sich das Ganze nach dem Verhältnis von Angebot zu Nachfrage. Und wo viel nach niederen Genüssen gefragt wird, dort sammeln und siedeln sich auch die Nester für dergleichen an. Die üppige, reich gewordene Handelsstadt hat seit den Tagen Babels ein ganz bestimmtes Gepräge behalten. Mit Bedauern oder mit Schmunzeln ganz gleichgültig wie? — aber kritisieren und das Leere zugeben wird der Kaufmann ganz gewiß! Als ob es unter ihnen keine Intelligenz, kein Bedürfnis nach Ästhetik gäbe? Natürlich mißt sich der junge wie der alte Kaufmann an den übrigen Kreisen: er sieht den berühmten Gelehrten, den beneideten Künstler, den hochrespektierten Herrn Offizier, die studierende Jugend, den geachteten Beamten, den leichtlebigen Sportsmann, und er ärgert sich über seine Mindereinschätzung als Kaufmann! Vielleicht verführt ihn seine Gewandtheit Interessen zu heucheln, die er nicht hat! Und Reichtum erwirbt ihm Anspruch aufs Mitgenießen: er geht ins teuerste Restaurant, in das feinste Wohltätigkeits-Konzert, in die besten Opern, in die höchst bezahltesten Logen, er fährt zum Rennen, geht in die Kunstausstellung, ladet sich einen berühmten Mann in seine Soireen ein — er kann sich's leisten! Aber das Herz ist nicht immer dabei! Das Verständnis auch nicht, er muß etwas heucheln, es glückt nicht immer — es kommen Lächerlichkeiten heraus — man gibt sich Blößen — kurz, wir sind hier bei der typischen komischen Figur des geadelten Kommerzienrates angekommen.

Der eigentümliche, vom Beruf begünstigte Sinn für das Materielle,

verbunden mit einer (meist) sitzenden Lebensweise, langem Aufenthalt in den Geschäftsräumen, die gewöhnlich im Zentrum der Stadt, besonders Großstadt, dem Geschäftsviertel, in der dicksten Luft liegen — dies alles erklärt den äußeren Typus: eine Neigung zum Fett des Leibes und der Seele, des rücksichtslosen geschäftlichen Egoismus.

Es wäre indes ungerecht und würde verdientem Tadel begegnen, zu leugnen, daß der heutige Großkaufmann in den Zirkeln anderer Berufssphären die manchmal ans Komische streifende Figur von früher zu sein nicht aufgehört hätte. Es hieße die Macht des Geldes verkennen, wenn man noch von der mitleidigen Herablassung träumen wollte, welche früher die privilegierten Stände und Berufe dem Kaufmann gegenüber zur Schau trugen. Diese Zeiten sind vorüber. Ebenso wäre beides schief, entweder zu sagen: die Zeitrichtung sei jetzt materiell genug, um durch Reichtum allein die Kluft von ehedem jetzt als ausgeglichen zu erachten; oder auch: der Kaufmann von heute habe — aus seinem Milieu heraus — sein Bildungsniveau so gesteigert; oder: das Bildungsniveau der ersteren Kategorie sei so gesunken, daß man sich heute in der Mitte träfe. Ohne direkte Beihülfe irgend statistischer Daten sind derartige Urteile immer anfechtbar. Mit gleicher Einschränkung und Vorsicht könnte man auch diejenigen mokanten Leute zum Wort verstatten und wenigstens anhören, welche sagen: nachdem es immer häufiger vorkomme, daß vornehme Herren, aus Ständen und Verhältnissen, wo dergleichen früher nie in Frage gekommen wäre, ihre zerrütteten Finanzen durch Geldheiraten in Finanzkreise aufbessern, so sei der Beweis geliefert, daß jene Herren gut kaufmännisch gelernt haben, also aus eigenem Entschluß diesen Handel treibenden Ständen näher gerückt seien. Allein wir gehen vermutlich richtiger, zu sagen, die heutigen Verhältnisse in einer fortschreitenden Zersetzung der früheren, rechtlich längst beseitigten Stände hätten durchweg ein schärferes Erwerbs- und Konkurrenzleben aufzuweisen; wir alle seien mehr oder weniger zur kaufmännischen Regelung unseres wirtschaftlichen Lebens gezwungen; jede Vermögensverwaltung, jedes Placement eigener Kapitalien, jede vormundschaftliche Verwaltung, die im früheren schwerfälligen Kreditsystem nach dem Rat eines Sachverständigen auf Jahre festgelegt wurde, sei heute in einem Zustande der Beweglichkeit, die einer fortwährenden kaufmännischen Überwachung bedürfe. Auch das Handwerk, auch der landwirtschaftliche Betrieb sei heute ohne kaufmännische Organisation nicht mehr erwerbsfähig. Ja das ganze riesige Gebiet der Industrie und des Fabrikwesens sei heute durchweg rein kaufmännisch. Daß ein rein technischer Produzent seine Produkte und Fabrikate einfach in die Hände des Grossisten lege, sei nicht mehr so schematisch auszuführen als früher.

Ist nun Staat und Staatsleitung kein deus ex machina mehr, der am grünen Tisch Steuern dekretiert, Krieg und Frieden macht, Bünd-

nisse schließt und auflöst, sondern eine lebendige Zusammenfassung der vorhandenen Kräfte, so wäre ja wunderbar, wenn nicht auch dahin die Neuzeit ihre Wirkungen äußerte. Das System der Handelsverträge, bei deren Abschluß sich die Staaten mehr und mehr ganz wie Kaufleute zu verhalten haben, wird daher aus den Händen gelehrter Juristen dem Beirat technischer, also kaufmännischer, Interessenten oder Interessentengruppen anvertraut und kaufmännische Minister sind heute ganz am Platze. Größere kaufmännische Interessentengruppen treten allmählich an die Stelle der politischen Parteien, und der Ausgleich agrarischer mit industriellen Interessen im Innern der europäischen Staaten gleicht einer kaufmännischen Operation, und wiederum die so geeinten (formell wenigstens, das heißt mit Unterdrückung des minder gewandten Teils) Interessen vertreten die Staaten nach außen, und der Ausgleich der so geeinten Interessengruppen der einzelnen Staaten läßt diese als kaufmännische Gebilde beim Abschluß der Handelsverträge erscheinen. Ist kein internationaler Ausgleich zu erzielen, wie einen nationalen, d. i. innerstaatlichen die einzelne Staatsleitung schließlich mittels der gesetzmäßigen Faktoren feststellen kann, so tritt im internationalen Verkehr, wo es doch an einer noch höheren Instanz fehlt, der Zollkrieg oder aber der Konflikt durch Waffen ein.

Die Kriegserklärung erfolgt freilich durch die Staatsleitung. Da aber bei den enormen Kosten des modernen Krieges die fiskalische Disposition über den Steuersäckel nicht mehr ausreicht, so ist die Vorbedingung eines Krieges das Zustandekommen eines Handelsgeschäftes mit der internationalen haute finance. Es ist also im Gegensatz zum Zeitalter der Kabinettskriege, sogar der sozusagen verfassungsmäßigen Kriege in konstitutionellen Staaten heute schon denkbar, daß ernstliche kriegerische Gelüste eines Staates vom ablehnenden Verhalten der internationalen Hochfinanz im Zaum gehalten werden. Umgekehrt bietet der kubanische Krieg das Beispiel eines hinter den Kulissen von einer kaufmännischen Interessentengruppe organisierten Krieges; ein gleiches wird dem Burenkriege nachgesagt.

Die künftigen Kriege, wie zu vermuten ist, werden unter dem Gesichtspunkt einer Kapitalsanlage stehen. Ist der zu erwartende Zuwachs an Produktionsgebieten oder Absatzmärkten für die Bilanz günstig, so wird das Großkapital ohne Skrupel einige Menschenhekatomben (eine Neubildung wie etwa Milliatombe wäre nötig) darbringen, um sich Kapital und Zins der Kriegsanleihe wieder zu holen.

Die Wucht der fortschreitenden historischen Entwickelung der Weltgeschichte ist zu groß, um einer ethischen Würdigung der Sache Raum zu lassen. Es ist also ein reines und unschädliches Privatvergnügen, wenn der einzelne von seinem Standpunkt aus sich seine Mitwelt, seinen Heimatstaat auf das Überwiegen der kaufmännischen Interessen hin an-

sieht und sich dabei die Frage vorlegt, ob er das mit seinen Neigungen und Privatinteressen übereinstimmend findet oder nicht.

Immerhin sind wir kontinentalen Europäer in der Lage, den Schleier der Zukunft etwas zu lüften, wenn wir die Vermutung aussprechen, daß in erster Linie England und in höherem Grade Nordamerika bereits einige Stadien durchlaufen hat, die uns so oder ähnlich ebenfalls bevorstehen. Wie das unleugbare Überwiegen des Industrialismus in England die agrarischen Interessen tot gemacht hat, und wie eine so starke Betonung kaufmännischer Interessen, gleichsam eine kaufmännische Schulung der Staatsbürger auf die Organisation des Schulwesens, auf den praktischen Sinn, auf die ganze Richtung der Politik wirkt, darin hat ja das ganze kontinentale Europa während des Burenkrieges eine seltene Einmütigkeit des Empfindens und der Kritik gezeigt. Daß die beschämenden Episoden dieses Söldnerkrieges eine Änderung des Wehrsystems nach kontinentalem Muster in England nicht hervorgebracht haben, das ist ein hochbedeutendes Symptom der Zukunft. Die kaufmännische Bilanz hat offenbar auch jetzt noch die Kosten eines stehenden Volksheeres in Waffen ungünstiger befunden. Nordamerika steht auf gleichem Standpunkt. Nun sind beide Staatengebilde aber Inseln, wenigstens kann auch Nordamerika militärisch für Europa als große Insel gelten. Indes lohnt sich, die Frage aufzuwerfen, ob nicht die politischen und Rassen-Gegensätze Nordamerikas, die einst zu einem regelrechten erbitterten Kriege führten, ebenso groß sind, als die der europäischen Staaten? Welche Gemeinschaft hat ein finnischer Einwanderer in Arkansas oder am Rocky Mountain mit einem eingewanderten deutschen Kaufmann in New York und beide mit einem Kreolen oder einem Pflanzer in Louisiana? — Wir bedürfen keiner chimärischen Vorstellungen, sondern wollen uns ganz behutsam zunächst nur denken, daß im Anschluß an den immer zunehmenden Verkehr, zum Beispiel im Anschluß an den Postverein, eine europäische Briefmarke oder eine modifizierte europäische Frankenwährung eingeführt würde, oder daß statt Eisenbahnbilletts auf benannte Strecken Kilometerzahlen für Beförderung auf europäischen Schienenstrecken gekauft werden könnten. Weitere Entwickelung der Vertretung gemeinsamer Interessen, unbeschadet aller sonstigen Autonomie der einzelnen europäischen Staaten, läßt sich aus der Theorie natürlich nicht geben. Es ist daher vielleicht nur eine Spielerei, die gegenwärtigen Militärbudgets der kontinentalen Staaten zu addieren und annähernd festzustellen, wie viel Schiffe nach Analogie der amerikanischen Flotte von den „Vereinigten Westeuropäischen Staaten“ dafür aufgestellt werden könnten.

Vergessen wir nur nicht: das Dargebotene bedeutet nicht Vorschläge zu einer baldigen Neugestaltung europäischer Verhältnisse, noch kannegießerische Winke bezüglich dessen, was die europäischen Staaten zu tun

hätten, sondern schränkt sich ein auf einen lediglich privatim vorgenommenen logischen Analogienschluß. Seine Prämissen sind die Wahrnehmung, die man teilen mag oder nicht, daß sich in Europa speziell die Bedeutung des Handels und die Stellung des Kaufmanns gegen früher wesentlich verschoben hat; daß die Vertretung kaufmännischer Interessen eine Vordergrundsaufgabe der Staatsleitung geworden ist, und daß England und Nordamerika möglicherweise für uns darin vorbildlich ist.

Eine ethische Würdigung dieser Veränderung der Verhältnisse muß sich daher auf den gleichen Standpunkt der bloßen Privatmeinung stellen. Immerhin wird der Einzelne nicht umhin können, die Unrast und Ausschließlichkeit der kaufmännischen Weltanschauung bei sich zu erwägen und sich eine noch weitere Ausdehnung, intensiv wie extensiv, auszumalen. Vielleicht kann ernste Pflichterfüllung und rastloser Eifer, gleichgültig auf welchem Gebiet er sich zeige, über das Unbehagen hinweghelfen, wozu ja zu allen Zeiten historischer Entwickelung es niemals an Veranlassung gefehlt hat.





Siegerin Zeit.

Roman

von

Mite Kremnitz.

— Berlin-Wilmersdorf. —

(Schluß.)

XXI.

Hella strahlte, als sie in ihrem Bette lag: der kommende Tag beherrschte sie schon. Der blaue See und am Ufer, in einer jener rebenumrankten Lauben, inmitten der rötlich gefärbten Blattgewinde speisten sie beide. Und auf das weiße Tafeltuch streute der Wind lose Blätter, die durchsichtig wie Rubine — ihre Lieblingssteine — schimmerten, wenn sie sie aufnahm und gegen das Sonnenlicht hielt. Viel feiner geädert, viel schöner geformt als ihre liebsten Geschmeide. Die dunklen Berge würden weit drüben liegen, und hier neben ihr einer, der sich mit seinen großen schwarzen Augen nicht satt an ihr sah. Waren seine Augen nicht eigentlich zu groß? . . . Sie wollte ihr kurzes weißes Flanellkleid anziehen und die Mütze dazu aufsetzen. — Oder sah sie in dem Kostüm jungenhaft aus? . . Der breite Hut machte ihren Kopf entschieden zu groß — sie hatte es neulich vorm Spiegel probiert. — Mädchenhafter erschien sie freilich in Hut und Schleier . . . Was er wohl schöner an ihr fand, das Mädchen- oder das Jungenhafte? Abwechselung ist für Männer die Hauptsache — Man muß sie immer überraschen. Nach der Rückkehr würde sie eine recht frauliche Toilette anlegen — Sie dachte, da es abends schon kühl wurde, an ein pfirsichfarbenes Sammetkleid, auf das sie sich schon lange gefreut hatte. Es war ganz apart in Schnitt und Art. — Aber sie hatte ja noch Zeit, das zu überlegen; jetzt wollte sie fürs erste recht gut schlafen. Ihr Teint brauchte viel Schlaf; Hetty Green sagte oft: das ganze Geheimnis, schön zu bleiben, bestehe nur in ungestörter Nachtruhe.

Henri ging unterdes ruhelos durch die Straßen. In seinem engen Hotelzimmer hätte er es nicht ausgehalten. Was war ihm nur geschehen? Lag ihm etwa eine schwere Krankheit in den Gliedern? Ihm war siedeheiß, und doch fröstelte ihn, als riesele durch das Mark der Knochen etwas Kaltes. Seine Kniee zitterten, und er war wie schwerhörig. Nicht einmal denken konnte er, auch nicht fühlen, ob er froh oder unfroh war.

Es lag ihm etwas auf der Brust, was er nicht tragen konnte; er wußte aber nicht, was. War es etwa Hella? . . . „Verzaubert," fiel ihm ein, „das heißt: verzaubert, behext!" — Wie hatte ihm, einem vernünftigen, gesetzten Menschen das geschehen können?

Er irrte weiter, achtlos war er durch die fremden Straßen gegangen — vielleicht im Kreise — er wußte nicht aus noch ein. Jetzt fand er nicht zurück. Bald rechts, bald links eilte er, dann schnell ein Stück geradeaus; ein junges Weib hing sich plötzlich an seinen Arm. — Er prallte zurück und lief wie ein Verfolgter bis zu einer Straßenecke, wo ein Mietswagen stand. Dem verschlafenen Kutscher rief er den Namen seines Hotels zu. Es war schon drei Uhr, als er dort eintraf.

Der nächste Morgen war sonnig und frisch; das Schiff nicht sehr voll, und Hella saß mit ihrem „Neffen" abseits von den andern Reisenden.

„Sehen Sie, Henri" — sie nannte ihn ganz ungeniert beim Vornamen, er aber hatte noch keine Anrede für sie gefunden — „Sehen Sie, in vielen Dingen war ich altklug und frühreif — ich zog mir eine Nutzanwendung aus allem, was um mich her geschah, selbst aus den dümmsten Kinderbüchern. Immer sah ich klar, wie töricht die Menschen handeln, die ihre Vorteile nicht ausbeuten. Ich wollte es besser machen! Von klein auf wußte ich, daß ich sehr reich und sehr hübsch war" —

„Schön," unterbrach er sie.

„Vielleicht schön! Jedenfalls beschloß ich, mich dieser Vorteile zu bedienen und immer nur das zu tun, was mir gefiele. Wenn man so reich ist, braucht man sich um niemand zu scheren. Ich habe täglich mehr als zweitausend Frank Einnahme; für Europa ist das viel — in Amerika sind die Vermögen ja viel größer. Wer so viel hat, dem wird alles nachgesehen. — Es sollte nicht so sein, aber die Menschen sind gemein — ich darf mir so ziemlich alles erlauben" . . .

„Aber der Gott in der eigenen Brust," warf er ein, „erlaubt der Ihnen auch so ziemlich alles?"

Er schaute nicht auf ihre strahlende Schönheit, sondern in die tiefdunklen Wogen, in denen sich ihr sonniges Bild, da sie über die Brüstung gelehnt saß, widerspiegelte.

Wenn er ihr auch gespannt lauschte, er verstand sie nicht ganz; es glitzerte, es flimmerte, es verlor sich etwas, wie in den düsteren heimtückischen Wassern, die so viele Leben verschlungen.

„Der Gott in der eigenen Brust ist bei mir ein lachender, applau-

dierender — fast ein wenig dem Narziß verwandt!“ Sie wunderte sich selbst, wie gescheit sie ihm parierte und wie hübsch sie ihre Worte zu setzen wußte. Im Gespräch mit ihm öffneten sich in ihr selbst neue Horizonte — das war schön und tat ihr wohl.

„Narziß war kein Gott!“

„Aber ich will auch nichts anders sein als ein glücklicher Mensch.“ — Er wollte sie unterbrechen, sie ließ ihn nicht. „Ich will meine Jugend recht auskosten — dabei ist sie schon bald vorbei! Wenn man schon verheiratet ist! So ganz jung ist man doch nur bis zwanzig! Und was nutzt mir all mein Geld, wenn ich alt bin? Bei Männern ist das etwas anderes, die werden erst was mit den Jahren. Junge Männer, mit einziger Ausnahme von Ihnen, waren mir immer unausstehlich. Kein vernünftig Wort läßt sich mit ihnen reden — alberne Witze oder noch albernere Schmeicheleien! Und wenn sie unter sich sind, so höre ich, — hoffentlich ist es unter Ihren Freunden nicht auch Brauch? — sollen sie lauter Weibergeschichten sich erzählen. Das macht mir die Männer so verächtlich.“ —

„Ich habe fast keine gleichaltrigen Freunde — und wir sprechen immer nur Fach . . .“ meinte er ausweichend.

„Wie schön,“ fuhr sie fort, „daß Sie nicht viele Freunde haben, nun werde ich Ihnen einer sein! Lächeln Sie nicht — ich bin sehr treu — seit der Schulzeit habe ich dieselbe einzige Freundin. — Übrigens“ — sie sah ihn schalkhaft an, es schien ihr etwas einzufallen — „Hetty ist sehr klug, arme Mädchen müssen auch klug sein — die wäre vielleicht eine Frau für Sie . . . Aufs Geld brauchen Sie ja nicht zu sehen“ . . .

Sie schwieg, denn er hatte den Blick von den Wogen gehoben und auf sie geheftet — einen Blick, bei dem ihr Atem stockte . . . Sie wurde dunkelrot . . . Was hatte sie denn gesagt? Solch ein schmerzlicher Vorwurf lag in diesem Blicke. Sie ahnte wohl, was er bedeutete . . . . Aber das war mehr, als sie gewollt . . . Gefallen hatte sie ihm wollen, flirten ist ja erlaubt, aber nur kein Ernst, nur keine Herzen brechen. Wohl tat es ihr dennoch, und ihrem Manne war es eigentlich ganz recht — was hatte er fortzureisen gehabt — alle Tatsachen haben ihre Logik, ihre Wirkungen. Dafür konnte sie nicht. —

„Hetty,“ fuhr sie darum nach einer kleinen Pause fort, als hätte sie nichts Besonderes bemerkt, „ist zwar eine Ausländerin — ich hatte es mir freilich schon ausgemalt — . .“ sie stotterte etwas, denn er sah sie wieder so brennend an . . . „Bei längerer Überlegung wäre es Ihnen wohl doch nicht anzuraten“ — Ihr war, als habe sie sich ohne Schwimmgürtel zu weit ins offene Meer gewagt — sie mußte jetzt durchaus wieder festen Boden fassen . . . „Arrangierte Ehen schlagen nie gut aus. Sie müssen es lieber so machen wie ich: sich selbst eine aussuchen — das ist dann gewiß die Rechte!“ —

Er hörte schon lange nicht mehr, was sie sagte, er starrte wieder in den tiefen See. Wurde ihm etwas klar? Oder verlor er jetzt ganz die Besinnung? Es war ja Laskar Toleadus Frau, die neben ihm saß.

XXII.

In Ouchy stiegen sie ans Land. Dort war telegraphisch ein Mittagessen bestellt. Hella hatte einen ihrer Diener, der sich bei Ausflügen immer sehr bewährt hatte, mitgenommen, und so saßen sie beide, obgleich der Garten voller Gäste war, an der schönsten, geschütztesten Stelle im Freien.

„O, wie schön!“ sagte sie einmal über das andere. Sie war vollkommen glücklich. Sie wußte, daß Henri sie namenlos bewunderte; noch nie hatte sie eine so starke Wirkung ihrer Persönlichkeit gespürt, und es erwärmte sie bis ins tiefste Herz. Also so etwas gab es noch, obgleich sie verheiratet war. Ein Stolz, den sie sich gar nicht erklären konnte, durchglühte sie.

Er sagte lange nichts. Auf seinem Bewußtsein lag wie ein Druck die Pflicht, ihr mitzuteilen, warum er die Reise unternommen hatte. Augenscheinlich hatte Laskar ihr bisher keine Andeutung von dem Vorgefallenen gemacht. Es war leicht zu verstehen, warum nicht: Ihr Sein war auf Licht und Freude gestimmt. Und warum sollte eigentlich er tun, was der Gatte nicht gewagt?

In seiner Brust wühlte und tobte ein unbestimmtes Gefühl, als müsse es schön sein, ihr weh zu tun, als gäbe es für ihn nur die eine Befreiung auf Erden: da er sie nicht glücklich machen konnte, — ihr Wohl und Wehe hing von einem andern ab, — sie unglücklich zu sehen. War er einer so schurkischen Gesinnung wirklich fähig? Nein! Einen so eigen- und rachsüchtigen Gedanken durfte er nicht aufkommen lassen. Er spielte ja auch nur mit der Vorstellung, ihr den Dolch ins Herz zu stoßen, um ihr rotes Blut spritzen zu sehen. Zerstörer eines so holden Gebildes zu werden — wie entsetzlich! Er war ein gemeiner Erdensohn — was ihn bewegte, war heißes Begehren; wie schändlich von ihm, ihr Vertrauen so zu mißbrauchen. In unschuldiger Zutunlichkeit legte sie eben die Hand auf seinen Arm, um ihn auf die Färbung des Herbstlaubs aufmerksam zu machen. Alles an ihr war rein, und er besudelte sie durch seine Gedanken und Wünsche. Nur die Flucht konnte helfen. Er mußte fort. Daß er nicht lange bleiben konnte, wußte sie bereits, er brauchte ihr nichts zu sagen. Mit dem Nachtzug nach Tzarigrad abfahren. Einige Stunden Glück blieben ihm noch; wenn er nur imstande wäre, sie zu genießen und auszukosten.

Sie sprach gerade: „Wenn Sie mein Bruder wären, könnten wir lange Reisen zusammen machen. Es ist alles so unnatürlich in der Welt.“

„Pflichten, die mich binden, hätte ich auch als Ihr Bruder,“ entgegnete er halb in seinen Gedanken. Sie ahnte gar nicht, was sie sagte.

„Pflichten!“ fiel sie lebhaft ein. „Das ist auch ein beliebtes Vorurteil. Die sogenannten Pflichten der meisten sind pure Selbstgefälligkeit oder Egoismus. Ich vertrage es nicht, wenn die Leute so unaufrichtig sind und nicht eingestehen, daß sie nur das tun, was ihnen gefällt — genau so wie ich!“

Es war ein Thema, das Hella, wie sie auseinandersetzte, gern und oft mit Miß Green besprochen hatte. Die beiden Mädchen waren sich überaus wahrhaftig und gescheit dabei vorgekommen.

Henri war einen Augenblick so überrascht, daß er nichts zu sagen wußte. Glaubte sie das wirklich oder scherzte sie nur? Kannte ihre Lebensauffassung nicht jene höheren Naturen, bei denen die „Menschen“ eigentlich erst anfangen? Er sah sie so verblüfft an, daß sie laut lachte.

„Es war nur ein Scherz?“ fragte er unsicher.

„Gewiß nicht! Sehen Sie nur näher zu! Die sogenannte Güte ist, wie die Pflicht, der größte Egoismus!“

„Hella,“ fragte er jetzt eindringlich und fand kein anderes Wort als das, was er vorhin gebraucht hatte, „glauben Sie denn nicht an den Gott in der eigenen Brust? . . . An das, was Menschen zwingen kann, sich selbst weh zu tun, ja, sich zu vernichten für einen hohen, einen ewigen Zweck!“

„Natürlich glaube ich, daß es das gibt! Aber diese Menschen gefallen sich eben in der Pose des Schmerzes oder Vernichtens — weiter ist es auch nichts!“

Ihm wurde schwindelig. Als ob er auf einem hohen Turme stünde, jeden Halt, jeden Horizont verlöre. Im Leeren wankte er. Sollte der Unterschied zwischen Gut und Böse wirklich nicht bestehen? Sollte sie mit ihrer positivistischen Art etwas begreifen, wobei seine Gedanken den Dienst verweigerten?

„Nein, nein,“ stieß er heraus. „Es tut jedem weh, sich zu überwinden, sein Fleisch zu ertöten. Ohne Kampf geht das nie ab . . .“ Er dachte eben an sich, wie schwer es ihm wurde, aus dem Bannkreis dieser Frau zu entfliehen.

„Aber der Kampf ist dann eben dieser Leute höchste Freude,“ triumphierte sie, „wie für mich eben Pfirsiche zu essen! Sonst brauchten sie keinen Kampf zu kämpfen . . . Zwang gibt es nicht für den, der den Zwang nicht anerkennt.“

„Sie denken sich das Leben zu einfach! Sie wollen alles auf eine einzige Formel reduzieren — das ist vollkommen unmöglich!“

Sie meinte: „Sie haben nicht so viel über das Warum nachgedacht wie ich, seitdem ich verheiratet bin. Eigentlich war mir nämlich die Ehe eine grenzenlose Enttäuschung! Ich hatte es mir ganz anders gedacht.“

Er wurde unruhig. Sie hatte zwei Gläser moussierenden Weins

hinuntergegossen — hatte er ihr nicht die Zunge zu sehr gelöst? Ein Schiff legte gerade an, und er schien eifrig beschäftigt, zu beobachten, wie viele Leute ein- und ausstiegen. Was würde sie ihm noch alles sagen? Was sollte er hören?

„Wir Mädchen werden falsch erzogen! Immer wird es uns — offenkundig oder versteckt — so dargestellt, als wäre der Inbegriff des Lebens die Liebe oder wenigstens die Ehe! Haben wir Mädchen nun etwas Phantasie — und ich hatte welche — so leben und weben wir vom zehnten Jahre an in der Erwartung des Geliebten, der da kommen soll. Ist es der? Ist es jener? So fragen wir bei jeder Ausfahrt, bei jedem Konzert, jedem Besuch. Und wir suchen, suchen mit den Augen. Ich hatte schon so oft gefragt, daß es wirklich höchste Zeit war, als ich Laskar endlich sah. Vor Ungeduld hätte ich sonst vielleicht in einem Clown meinen Helden erkannt . . ."

Sie scherzte augenscheinlich. Es war ein Scherz, der ihn auf die Folter spannte.

„Und zu denken, daß es nun vorbei ist, daß in meinem Leben nichts mehr kommt, — alles so blödsinnig korrekt verlaufen muß — denn mein Mann ist unerbittlich korrekt und eifersüchtig! Wenn er ahnte, daß ich hier mit einem jungen Mann, ohne jede Ehrendame, zu Mittag gespeist habe, ich weiß nicht, was er täte!"

Henri wurde unruhig. „Mit mir würde er wohl eine Ausnahme machen . . ."

„Warum mit Ihnen? Halten Sie sich für so ungefährlich?"

„Für gänzlich ungefährlich."

Sie lachte laut: „Sie reizen mich nicht zum Widerspruch! Mir liegt etwas anderes am Herzen: Sehen Sie, Laskar hat gewiß wunderschöne Romane erlebt — und ich, ich soll zufrieden sein mit der Überraschung, die ein paar Tage lang Tzarigrad beschäftigte, als ich mir meinen Mann wählte, mit einer feierlichen Trauung, die im Figaro besprochen wurde, einer zu langen korrekten Hochzeitsreise — und weiter nichts! Das kann doch eigentlich keiner verlangen? Das ist ungerecht! Ich soll durchs Leben gehen, ohne etwas zu erleben, soll nur meine zweitausend Frank täglich verspeisen — das wird einem über oder gibt Magenüberladung."

Es durchzuckte Henri plötzlich: Sie hat keine Seele, sie kennt nichts außer sich! „Undine", sagte er laut, „Undine!"

„Was heißt das?" fragte sie.

„Kennen Sie nicht die Dichtung?"

„Natürlich, aber was heißt das hier?"

Er sagte es ihr schonend, zagend, weil er jeden Augenblick erwartete, sie würde ihm nun ihr Vertrauen entziehen. Aber sie errötete nicht, entgegnete nichts, sondern sann vor sich hin.

„Es ist etwas Wahres an dem, was Sie sagen, Henri; ich spüre, was Sie vermissen! Aber . . . wächst einem solch Ding, eine Seele, nicht vielleicht noch mit der Zeit?“

„Ihr Reichtum verhindert das wahrscheinlich.“

„Ach so, ich soll ihn ins Meer werfen — wie es in der Bibel heißt. Da kennen Sie mich schlecht! Der Gedanke, daß es irgend etwas gibt, was ich mir nicht kaufen könnte, würde mich rabiat machen.“

„Wenn Sie den Wunsch in sich ertöten, hat die Welt Ihnen nichts zu geben oder zu versagen!“

„Das ist mir zu hoch,“ entgegnete sie aufbrechend. Da Hetty Green mit dem Abendzuge eintreffen sollte, mußte sie sich zur Rückfahrt rüsten. Nur eins wollte sie Henri noch fragen. Es dauerte einen Augenblick, ehe sie das richtige Wort fand, und auch dann noch stockte sie:

„Glauben Sie, daß ich so weit sinken könnte — nein, ich kann es nicht sagen . . . Sie wissen schon . . . Ich meine, glauben Sie, daß ich meinen Stolz je verlieren könnte und in der Sucht nach Leben etwas tun, was unehrenhaft wäre?“

„Gewiß nicht,“ entgegnete er, ohne nachzudenken. Sie machte ihn halb verrückt mit ihrem Vertrauen. Wer war er denn, daß sie ihn so zum besten haben konnte? So etwas spricht man nur mit einem Bruder oder einem Manne, den man für einen Knaben hält.

„Das ist mir eine große Beruhigung!“ erwiderte sie.

Es hatte sich ein Kreis um die schöne Ausländerin gebildet. Irgend jemand hatte verbreitet, die Königin von Italien sei auf einem Ausfluge dort anwesend. Die mußte es sein, diese berückend schöne Blondine im weißen Kleide! Alles wich zur Seite und grüßte. Henri sah, wie wohl es Hella tat, und wie sie gleich einer Göttin in strahlender Schönheit und Anmut weit über die sie Umgebenden dahinzuschreiten schien.

Haßte er sie oder liebte er sie?

Die Natur hatte ihr die reichste Mitgift gegeben: sie bezwang durch ein einziges Lächeln. Sollte sie ihr dafür das Innerliche karger bemessen haben? Nein, in solcher Hülle mußte auch eine königliche Seele noch wachsen. Ihm war, als sehe er in ihre Zukunft. Etwas nie Dagewesenes mußte aus ihr werden.

Sie fing ihre merkwürdigen Sentenzen wieder an, sowie sie aus der Menge heraus waren. Es war kaum glaublich, was für heikle Dinge sie im Gespräch berührte — aber wie ein Kind, das mit Sand spielt.

„Da wird einem so viel vorgeredet über die Kunst der Ehe, über das Verhältnis zwischen Mann und Frau, doch die kürzeste Weisheit wird uns Mädchen nicht gelehrt, die habe ich auch nirgends gedruckt gefunden. Soll ich sie Ihnen sagen?“

„Was ich mit ihr anfangen soll, da ich kein Mädchen bin, weiß ich

freilich nicht, aber es brennt Ihnen ja auf der Zunge, Ihre Weisheit an den Mann zu bringen."

Dennoch zögerte sie noch einen Augenblick — die Unterhaltung wurde durch diese ihr eigene Art eines halb Gebens, halb Zurückziehens besonders reizvoll.

„Man sollte die Mädchen lehren: der Mann verlangt einen Zoll für alle Annehmlichkeiten des Lebens, die er bietet, für jede kleinste Freude! Willst du diesen Zoll nicht gern und willig zahlen, so wird er unangenehm. In Romanen wird behauptet: dieser Zoll, diese Oberhoheitspflicht wäre den Frauen nicht lästig. Das ist die größte Dummheit und Verleumdung, die je ausgesprochen worden ist. Wer zahlt gern Steuern oder Zölle? Nur Idioten. Und darum mag ich keine Romane mehr lesen. Ohne diesen Zoll gibt es in der Ehe keinen Scherz, keine Liebenswürdigkeit, keine Verwöhnung. Und das schlimmste ist, die Männer verlangen sogar, daß man sich idiotisch stellt und so tut, als wäre es einem nicht widerwärtig." . . . .

Henri verstand nur eins genau, dies aber peinlich genau, daß Hella ihren Mann nicht mehr liebte, vielleicht nie geliebt hatte, sonst hätte sie nicht solches Zeug reden können. Sie sagte es auch nicht ihm, sie sagte es überhaupt nur, weil es ihr eben durch den Kopf gegangen. Darum hatte dies Vertrauen für ihn keine Süßigkeit, und in seiner Seele entstand ein Gefühl der Solidarität der Männer, das sich gegen sie wandte.

Aber wenn sie lächelte, war es wieder fort, und sie lächelte viel.

Vor sieben Uhr waren sie von ihrem Ausfluge zurückgekehrt. Henri fühlte, daß er sogleich fortreisen mußte, die Nähe Hellas machte ihn unzurechnungsfähig; er wäre imstande, alles mögliche zu tun. Sie glaubte, er ginge nur, um Toilette zu wechseln, ins Hotel. Dort schrieb er ihr einen kurzen Abschiedsbrief und begab sich früh zum Bahnhof. Er wußte, daß er sie dort noch einmal sehen konnte, denn sie wollte ihre erwartete englische Freundin selbst abholen. Von einer dunklen Ecke des Perrons aus spähte er nach ihr. Beim Einlaufen des Zuges trat sie aus dem Wartesaal. Er warf sich in das erstebeste Coupé. Nun galt es, mit sich selbst fertig zu werden!

XXIII.

Fanny erhielt aus Wien ein Telegramm, daß Henri am folgenden Tage eintreffen würde. Ihr erstes Gefühl war das einer Erlösung: Ihr Junge kam. Er würde schon Mittel und Wege finden, sie vor dem Gericht zu schützen. Und er kam wahrscheinlich nur darum, nur ihretwegen! Wie Glück wollte es sie umfangen; da fiel ihr ein, daß sie nun die unabwendliche Entscheidung treffen mußte. Sollte sie ihm die Briefe der Mutter geben? Sollte sie das tun, was nie mehr gut gemacht werden konnte? O, wie entsetzlich quälten sie diese Überlegungen! Von

neuem malte sie sich alle möglichen Folgen ihres Schrittes aus. Sie kam aus dem Dilemma nicht heraus. In einer Viertelstunde beschloß sie, dem Schicksal seinen Lauf zu lassen, in der nächsten war sie eben so entschieden dagegen. Und schließlich wurde ihr so schwindelig, daß sie sich niedersetzen mußte; alle Gegenstände tanzten um sie herum.

So verging der Tag, der mit solchem Glücksgefühl begonnen hatte. Gegen Abend erschien wie häufig Fannys Schwager, um sich nach ihr umzusehen. Seitdem es mit ihrer Gesundheit bergab ging, waren die Geschwister, der Erbschaft wegen, mehr als früher mit ihr beschäftigt. Fanny sah es eigentlich nicht gern. Heute aber brachte ihr Schwager eine Nachricht, die fettgedruckt im Volksblatt gestanden hatte und die sie interessieren mußte: Fürst Laskar Toleadu wäre unter dem Verdacht des Giftmordes schon bei seiner Ankunft auf dem Bahnhofe in Untersuchungshaft genommen worden.

Vor Schreck wäre Fanny beinahe umgefallen. Sie konnte kein Wort herausbringen. Untersuchungshaft? Ein so hoher Herr? Nein, das schien nicht möglich. Daß er unschuldig vor dem Gesetze war, wußte niemand so genau wie Fanny. Aber für ihn zeugen könnte sie nicht, ihre Zunge würde eher verdorren.

Ob man sie zwingen könnte, vor Gericht die Wahrheit zu sagen? Jedenfalls gab es für sie kein Zögern, kein Ueberlegen mehr, was ihr zu tun oblag.

Sie mußte den Schwager schnell entfernen, um allein zu sein und das Wie zu bedenken. Dabei bewegte sie in ihrem unfreien Geiste die Genugtuung, daß Toleadus Verrat sich gerächt habe, viel schneller, als sie erwartet hatte! War dies nicht ein schlagender Beweis, daß die Strafe das Unrecht stets erreicht! Sie triumphierte förmlich in ihrem Aberglauben; sie fühlte sich persönlich gerächt, der Himmel hatte für sie und den toten Engel Hortense öffentlich Partei ergriffen! Was sie aus der Bibel gelernt, spielte sich endlich auch im Leben ab: den Bösen ward ihr Teil!

Es war so einfach, so richtig. Jetzt konnte sie ohne Angst das Legat der Mutter Henri ausliefern; der Mann, der ihm hätte schaden können, war in sicherer Hut, hinter Schloß und Riegel. Was ihm auch geschah, genug war es freilich nicht, er hatte viel mehr verdient!

Endlich ging der Schwager. Dieser erfuhr spät abends, daß die Nachricht von der Verhaftung nur gedruckt worden war, um Käufer für das Zeitungsblatt anzulocken, daß kein wahres Wort daran. Aber er hütete sich es Fanny mitzuteilen. Sie hatte sich augenscheinlich darüber gefreut, und warum sollte er ihr diese Freude wieder verderben? Außerdem war er zu müde, um den Weg nicht zu scheuen; sie würde es ohnedies früh genug erfahren!

Fanny hatte wirklich eine gute Nacht, die erste gute seit jenem Un-

glück im Dalmoschen Hause. Sie träumte von Hortenses Kinderzeit; sie sah sie in weißem Kleidchen mit zwei Freundinnen im schattigen Garten Versteck spielen.

Weißgekleidete Mädchen, so sagte Fanny sich beim Erwachen, bedeuten Unglück. Aber es hatte ihr zu wohl getan, Hortense am Leben und in Bewegung vor sich zu sehen, als daß sie über die Bedeutung länger nachgedacht hätte. Sie hatte viel zu tun. Um elf Uhr kam der Zug aus dem Auslande schon an, und wenn der junge Herr auch telegraphiert hatte, sie solle nichts für ihn herrichten, ihr Ehrgeiz trieb sie, alles so vorzubereiten, wie er es einst im Elternhause gewöhnt gewesen.

Henri hatte die Reise in einem Zustande gemacht, den er sich selbst nicht erklären konnte. Vielleicht war es nichts als Überregung. Beim Einsteigen hatte er gehofft, die Bewegung des Zuges würde ihn einschläfern. Aber er konnte kein Auge schließen, er empfand nicht einmal seine Müdigkeit. Ein Gefühl, als sei seine Brust geweitet, als habe ihn ein ungeahntes Glück betroffen, hielt ihn weit wach. So wunderschön erschien ihm das Leben, selbst in den kleinsten Alltäglichkeiten. Die Schaffner, die Bahnwärter, die Mitreisenden, ja sogar die eisernen Kasten, die sogenannten Waggons, sagten ihm etwas. Solch ein Wagen war doch Menschenwerk, ein Produkt dieser rührenden, guten Wesen, von denen die Erde wimmelte, die sie so schön, so herrlich hergerichtet hatten.

Wie wenig hatte er bisher darüber nachgedacht, was er den Vorfahren verdanke, wie viel die vergangenen Generationen von dem geleistet, was ihm zugute kam! Er mußte sehr fleißig sein, um sich dafür dankbar zu erweisen und die Schuld abzutragen! Etwas konnte er tun, selbst wenn er nicht zu den Erwählten gehören sollte, die die Schuld für die Nachwelt vermehrten. Das Sein an und für sich schien plötzlich ein Genuß. Wie wenig erkannten die meisten das an! Wie gedankenlos lebten sie in den Tag hinein, den sie obenein noch von früh bis spät beschimpften.

Er dachte zurück an sich selbst; vor noch einigen wenigen Tagen hatte er die Einsicht noch nicht gehabt, die ihn jetzt erfüllte. Sie war aus ihm selbst herausgewachsen, ohne daß irgend etwas Besonderes geschehen — er hatte nur Hella gesehen, den Springquell, oder, wie es im Märchen heißt, die Springwurz, die alle Pforten öffnet! Wie richtig war doch die abgedroschene Weisheit, daß keiner für sich allein etwas sei! Jetzt erst wußte er, wozu er dachte, fühlte, arbeitete! — Für sie.

Bis er nach Wien kam, war er so voll von Dingen, die er ihr sagen mußte, daß er einen Zug überschlug und auf dem Bahnhofe sich Tinte und Papier geben ließ. Vor allem war ein Gedanke in ihm qualvoll lebendig geworden, nämlich der, daß Hella in der harmlosen Offenheit ihrer Natur irgend jemandem solche Einblicke in ihr Wesen gestatten könnte wie ihm. Sie war zu jung, zu kindlich, um sich klar zu machen,

wie solche Geständnisse wirken, was für Schlüsse sie nicht nur gestatten, sondern direkt herausfordern. Er litt förmlich unter der Vorstellung, daß sie nicht vorsichtig genug sei. Es war doch Freundespflicht, es ihr zu sagen. Wer sollte sie denn behüten — doch nur er, der den richtigen Einblick in ihr Wesen gewonnen hatte! . . .

Kein Wort von Liebe stand in dem Briefe, und doch atmete er Liebe in einer solchen Süßigkeit aus, daß Henri selbst sich daran berauschte. Ob sie ihm bald antworten würde? Daß sie ihm schreiben würde, stand fest, daran konnte er gar nicht zweifeln.

Und in demselben Rausche bestieg er wieder den Zug und kam daheim an.

Einen Augenblick beherrschte ihn die Erinnerung an sein letztes Ankommen vor acht Monaten, aber er scheuchte sie fort. Diesmal war niemand da, ihn zu empfangen; Fanny hatte genau nach seinen Weisungen gehandelt. Auch kein Wagen harrte seiner; er nahm eine Mietskutsche und fuhr durch die so bekannten und ihm doch jetzt fremd scheinenden Straßen . . .

Da lag das Elternhaus . . . das leere Elternhaus . . . Kein Knecht am Tor, kein Diener am Eingang, kein Willkommen auf der Treppe — nur oben in seinem Zimmer heimlich und wortlos ihn in die Arme schließend die alte Fanny in Tränen . . . Wie hatte es ihm davor gegraut, als er Paris verließ, vor dieser Leere. Aber er nahm sich tapfer zusammen. Seitdem war ja etwas geschehen, was, wußte er eigentlich nicht, aber das Leben war für sein Bewußtsein in zwei Teile geteilt — vor Genf und nach Genf. Was vor Genf lag, war eigentlich versunken; also konnte er doch nicht leiden, wenn ihm auch die Tränen in den Augen standen . . .

Fanny war so alt geworden, so alt, und ihre Hände zittrig, und ihre Augen hatten so leichte Spinnweben vor den Pupillen.

„O Fanny, du willst mich doch nicht verlassen?“ fragte er wortlos und umarmte sie noch einmal.

XXIV.

Wie sollte Fanny nicht zittern? Es lag ihr doch das Furchtbarste ob. Sie hatte die Kassette schon vor Henris Ankunft in sein Zimmer gebracht, denn geschehen mußte es. Nur den Brief der Mutter, ihr letztes Wort, trug sie noch bei sich; der Sicherheit wegen in einem an sie selbst adressierten Doppelkouvert. Das wollte sie ihm persönlich einhändigen und dabeistehen, während er es las. Aber erst nach Tisch, nicht jetzt gleich. Nicht so reisemüde sollte er sich dran setzen und all das lesen, was Jahre zurücklag und vielleicht in Jahren nicht verwunden sein würde.

Fanny wollte im Nebenzimmer bleiben, während er die Kassette öffnete, so hatte sie es sich ausgedacht . . . Alle Waffen hatte sie schon in der Früh ins Turmzimmer geschleppt, weil sie mitten in ihren Vor-

bereitungen von der Angst ergriffen worden war, die Botschaft könnte doch anders auf ihn wirken, als sie voraussetzte ... Der Traum mit dem weißgekleideten Mädchen war ihr wieder eingefallen ... er konnte etwas bedeuten. Wer weiß, ach, wer weiß, was zwischen Himmel und Erde ist. . . .

Aber jetzt handelte es sich zunächst darum, ihm das Frühstück zu bereiten. Das Mädchen verstand nichts davon, nur sie selbst, sie hatte es ihm immer recht gemacht.

Ihr war aber so merkwürdig schwindlig, als sie in die Küche ging... Ob das von der Erregung kam? Sie wollte die Koteletts schnell braten, damit sie hart und braun wurden, wie er sie liebte. — Nirgends schmeckten sie so gut wie zu Hause — das hatte er oft gesagt und neulich noch geschrieben.

Aber sie konnte die Pfanne kaum halten; in ihrem Kopfe war eine Leere und dann eine Fülle — es brauste ihr ein Sturmwind durch die Ohren — war etwa ein Orkan losgebrochen? Sie starrte durchs Fenster . . .

Sein Frühstück mußte fertig werden — und es wurde auch fertig.

Das Mädchen nahm die Schüssel und sah einen Augenblick verblüfft auf Frau Fanny. Stumpf und ungebildet, wie sie war, merkte sie zwar etwas Ungewöhnliches, wußte aber nicht was ... Fanny wollte ihr nachgehen, wollte sich, wie oft früher, ihrem Jungen gegenübersetzen während der Mahlzeit . . . Sie hatte immer Freude an seinem guten Appetit...

Etwas war über sie gekommen, etwas Fremdes, das stärker war als sie . . . Sie wunderte sich, wunderte sich . . . ihr war so schlecht zumut, so schlecht. . . .

Das Mädchen kam nach zehn Minuten wieder . . . Da lag Frau Fanny ausgestreckt am Boden, und aus der Stirn tropfte Blut — sie hatte den Kopf an einen Schemel angeschlagen. Das Mädchen schrie laut auf . . Mein Gott! Dies Haus war doch wahrhaftig ein Haus des Todes. Es war wie behext. Man hatte sie gewarnt, ehe sie den Dienst angetreten — warum hatte sie der Mahnung nicht Folge geleistet.

Sie schrie. Der junge Herr oben konnte aber nichts hören, sie mußte, verstört wie sie war, zu ihm herauf, mußte es ihm sagen, denn sie wußte sich keinen Rat. Tot war die Frau gewiß noch nicht, sie starrte sie mit offenen Augen an, und das Blut tropfte weiter — bei Toten jedoch, so hatte das Mädchen oft sagen hören, stehe alles still.

Keinen Augenblick dachte sie daran, zuzugreifen und der Bewußtlosen zu helfen. Ihr graute vor ihr. Wie besessen stürzte sie aus der Küche und trotz des Respekts vorm jungen Herrn schreiend die Treppe hinauf bis zu ihm. Wie durchzuckte es diesen! Nicht länger als vor einer Viertelstunde hatte er gedacht: „Du wirst mich doch nicht verlassen, Fanny!“ Und jetzt! Gibt es Ahnungen?

Nein, tot war Fanny nicht, aber ein Schlaganfall hatte die einundsiebzigjährige Frau getroffen! Es war nichts so Absonderliches, wie die Dienerin gemeint, nicht einmal der Umstand, daß es an dem Tage geschehen, wo der junge Herr angekommen, war bemerkenswert. Das Unglück war durch die Erregung vielleicht etwas früher eingetreten.

Henri segnete diesen Umstand, denn nun konnte er für seine liebe alte Fanny, die stets nur an andere gedacht hatte, sorgen. Eine Krankenpflegerin, zwei Ärzte wurden gerufen; alles, was ein Mensch ersinnen kann zur Erleichterung eines Übels, sollte geschehen.

Nein, tot war Fanny nicht. Aber ihr Bewußtsein war gestört, ihre Zunge fürs erste, vielleicht für immer gelähmt. Man machte Henri wenig Hoffnung. Wie furchtbar solch ein Ende! Nach einem langen, selbstlosen Leben, nach so viel Leid und so vielen Opfern ein solcher Schluß!

Es war Henri, als packe ihn die Härte des typischen Menschenloses zum erstenmal in seiner ganzen Brutalität. Wie sinnlos ungerecht waren doch Licht und Schatten für Menschenwitz und Verstand verteilt. Freilich, da das Große und Unabänderliche, das Erlöschen im Tode unvermeidlich und allen gleich beschert ist, sollte man nicht kleinlich am Wie hängen und so viel mit der Natur darum rechten.

Aber Henri konnte nicht anders, konnte nicht darüber fort, daß ein armes, freudloses Leben noch qualvoll und langsam zu Ende gehen sollte. Nach seiner Menschenlogik hatte sie ein schmerzloses Erlöschen verdient.

Unterdessen war es Abend geworden und Henri noch gar nicht dazu gekommen, dem Zwecke seiner Herreise näher zu treten. Als er den eben engagierten Diener zum Einkauf der Abendblätter fortgeschickt und dieser ihm die wichtigsten gebracht, wurde er aus den Träumen, in die er immer wieder versank, gerissen. Alle Zeitungen waren voll von dem „Skandal-Prozesse". Einige außer sich, daß die gestern angekündigte Verhaftung noch nicht stattgefunden habe — andere sprachen offen vom Giftmord, maßlos wurde Toleadu angegriffen. Henri glaubte, in ein Tollhaus geraten zu sein.

Wie ein eiserner Reif legte es sich ihm um Kopf und Brust. War es denn möglich, daß nichts Faktisches vorlag, außer dem in der Verwirrung des Augenblicks entschuldbaren Versehen — das Öffnen eines Sekretärs, an dem bereits ein gerichtliches Siegel angelegt? Jung, unerfahren, wie Henri war, schien es ihm ausgeschlossen, daß eine so allgemeine öffentliche Empörung gegen einen bisher hochgeachteten Mann sich Bahn brechen könnte, ohne daß dieser wirklich etwas verschuldet habe. In unheimlichem Lichte stand er, der von Kindheit an Vertraute, plötzlich vor ihm, und in Henris Innerem stritten Phantasie und Erinnerung, Pietät und Eifersucht. Seiner Eltern Freund und Hellas Mann.

Er wußte nicht, was das Stärkste in ihm war. Eine eigentümliche Schwere legte sich auf seine Brust, ein dumpfes Bewußtsein, das er sich

vergebens zu erklären suchte, als sei dieser Mensch etwas Riesengroßes und auf Erden für sie beide nicht Platz . . . Das Shakespeare-Wort fiel ihm ein: „Zwei Sterne kreisen nicht in einer Sphäre“ . . .

Das war überregt. Er besann sich, daß er erst eine Nacht schlafen müsse, ehe er sich auf irgend welche instinktiven Gefühle verlassen könne.

Und so ging er, nachdem er noch einmal nach der Kranken gesehen, in sein Zimmer. Er fand in der Stille seine heißen Erinnerungen an Hella sofort wieder. Allein mit sich, in der lautlosen Nacht würde er ihr Lachen wieder hören, die Stunden von neuem durchleben, die sie beide miteinander verbracht — alles andere würde von ihm abfallen. —

An einen auffallenden Fleck des Zimmers, auf den Toilettentisch, hatte Fanny die Kassette gestellt. Sie zog auch sofort Henris Blick auf sich. Was war das? Mit gewisser Absicht war das dort hingestellt worden. Er klingelte und fragte, ob jemand etwas im Laufe des Tages für ihn abgegeben habe? . . Nein . . Einen Augenblick hatte er Lust, da der Schlüssel steckte, den Kasten zu öffnen, dann überkam ihn von neuem seine grenzenlose Müdigkeit. Er warf die Kleider nur so von sich und taumelte in sein Bett.

Ach, wie gut lag es sich daheim im alten Bett. Er dachte jetzt an die Schiffahrt mit Hella; sofort war alles Sonne und Glück in ihm. Sein inneres Auge hing an ihr, hing an jener Stunde mit aller Leidenschaft des Gedächtnisses. Wie glücklich war er doch, solch einen Tag verlebt zu haben, solch ein Wesen zu kennen.

XXV.

Hella las zwar nie politische Zeitungen, aber sie pflegte doch von den Depeschen Kenntnis zu nehmen, um zu wissen, ob irgend etwas Sensationelles geschehen sei. Die Geburt einer Prinzessin erschien ihr dabei wichtiger als ein Kabinettswechsel, ein Erdbeben oder ein Streik. Laskar kannte ihre Gewohnheiten und hatte daher nur für die Blätter aus Tzarigrad Sorge getragen; den Figaro und alle übrigen französischen wie englischen Journale hielt er für ungefährlich.

Natürlich geschah das Unerwartete, das, was Laskar nicht in seine Berechnungen gezogen. Schon ehe Hella zum Bahnhof fuhr, um Hetty abzuholen, hatte sie im Figaro die telegraphische Nachricht von der sensationellen Verhaftung des Fürsten Toleadu in einer unaufgeklärten Selbstmordgeschichte gefunden. Die Nachricht fiel wie ein Nachtschatten auf die Stimmung des sonnigen Tages, Henris Nähe beruhigte sie jedoch, von ihm erwartete sie Aufklärung und Verständnis. Trotzdem brach sie einen Augenblick in ihrem Zimmer zusammen und schloß die Türen ab, weil der Gedanke, im Auge der Jungfer lesen zu müssen, daß sie alles wisse, ihr unerträglich schien. Eigentlich glaubte sie noch nicht ganz, was da gedruckt stand, aber andere würden es glauben, und das war

schlimmer und erfüllte sie mit Zorn und Empörung gegen Laskar. Er war es, der sie und den Namen, den sie trug, der Schmach preisgegeben. Sie kam nicht dazu nachzudenken, ob er etwas Strafbares getan haben könnte; der dumpfe Zorn in ihr gebar eine Art Verachtung für den einst für so stark gehaltenen Mann, der sich nicht einmal vor solch niedriger Anschuldigung zu schützen gewußt hatte.

So etwas durfte einem Manne einfach nicht geschehen.

An Henri klammerte sie sich in Gedanken an, er würde sie darin bestärken, sich über die Meinung der Leute fortzusetzen. Allein sie hatte eine unbezwingliche Lust, sich zu verstecken. . . .

Der Wagen, der sie zur Bahn bringen sollte, um Hetty zu empfangen, fuhr vor, und sie durfte sich nichts merken lassen. Ihr wurde siedendheiß, als presse ihr etwas die Gurgel zusammen: Es würde doch nicht Ernst werden? Es konnte doch nichts kommen, vor dem das Zusammennehmen keine Abwehr mehr war? In ihrem Leben ein Ernst? Jetzt, so jung, sollte sie den schrecklichsten Ernst kennen lernen? Unmöglich. So grausam konnte das Schicksal nicht sein . . . Freilich, sie hatte ihr Loos nicht blind gezogen, sondern es sich allen zum Trotz selbst ausgesucht.

Natürlich erzählte sie alles sofort Hetty. Diese war es 'gewohnt, nur als Spiegel zu gelten, kein Recht auf Eigenleben zu besitzen, sowie sie in Hellas Bannkreis kam. Aber wegen der greifbaren Vorteile dieser Freundschaft ließ sie es gern geschehen.

Schon ehe sie den Bahnhof verlassen, hatte sie also das interessante Ereignis erfahren, das aber nur ein Vorspiel schien. Denn sowie Hella zu Hause Henris Brief, aus dem sie seine Abreise ersah, vorgefunden hatte, faßte sie in ihrem leidenschaftlichen Zorn den Entschluß, Laskar und Henri nachzureisen. Sie war doch schließlich kein Kind mehr, und es war empörend, daß der eine wie der andere sie zu schonen gewünscht und dabei hintergangen hatte! Sie war nicht gewillt, sich das gefallen zu lassen; sie wollte zeigen, wie eine Frau ihrer Art auf solche Behandlung reagiert. Es gab nur einen Weg: sofort ihnen nachzureisen!

Hetty konnte, obgleich sie eben erst aus London eingetroffen, sich auch nichts Besseres wünschen als einen Aufenthalt in Tzarigrad. Wie unglaublich interessant, einen Prozeß, eine Gerichtsverhandlung mitzuerleben! Sie dürstete nach Sensationen, und dort unten im fernen Lande schien ihr alles in einer Morgenland-Stimmung! Wer weiß, was dort ihrer harrte! Ihre Zukunft, ihr Glück lagen sicher dort, in ihrer angebeteten Hella Heimat. So redete sie dieser kräftig zu, auch nicht eine Stunde ungenutzt verstreichen zu lassen.

Hella war berauscht von ihrem eigenen Willenstriebe; sie hatte die ersten Gefühle der Demütigung überwunden. Seitdem sie sich zu einer Tat aufzuschwingen gedachte, war Bange und Sorge vergessen. Keinen Augenblick kam es ihr in den Sinn, daß es eigentlich der Gedanke an

Henri war, der sie beflügelte. Sie träumte von einer bedeutsamen Wirksamkeit, die sie in Tzarigrad zugunsten ihres Mannes entfalten würde, sie sah sich vor Gericht! Sie hielt Laskars Schwierigkeit für dieselbe, welche damals in der von ihr besuchten Landtagssitzung verhandelt worden war.

Sie erzählte Hetty von neuem, was sie ihr schon vor ihrer Hochzeit erzählt hatte, wie leidenschaftlich die politischen Kämpfe in ihrer Heimat seien, wie tief die Feindschaften, die sie hervorriefen, wie man ihren Mann stets befehdet habe, da er unnahbar und stolz, und wie man ihn offen verfolge, seitdem sie ihn mit ihrer Hand beglückt habe. Und durch diese Überlegung und die Reisevorbereitung schwand ihr der letzte Rest von Bangigkeit und Scheu.

Es konnte ja nichts Ernstes geschehen, wenn sie sich der Sache annahm. Das Ganze bildete sich für sie schon wieder um zu einem angenehmen Kitzel, zu einem interessanten Erlebnis, wie sie deren suchte auf Erden — zu weiter nichts.

Sie beschloß, außer Hetty nur ihre Jungfer und den einen auf Reisen so gewitzigten Diener mitzunehmen, kam sich aber so beschäftigt vor, als ob sie eine Expedition durch die Wüste auszurüsten hätte.

Die Neuheit war reizvoll, diese eilige Reise entbehrte nicht des Außergewöhnlichen, und im Hintergrunde der Seele tanzte vor ihr eine Portia, deren Rolle sie übertrumpfen würde.

XXVI.

Es gibt Gegenstände, welche ohne jeden vernünftigen, nachweisbaren Grund die Menschen beeinflussen. Henris Schlaf wurde von der in sein Zimmer gestellten Kassette beunruhigt. Mehrmals wachte er auf und dachte daran, den großen Kasten in ein anderes Zimmer zu bringen. Aber der Schlaf übermannte ihn immer wieder, ehe er sich nur erhoben. Und die Kassette wuchs an, beugte sich über ihn, verschwand dann plötzlich; er mußte ihr angstvoll nachjagen . . . Kurz, auch in seinen abgerissenen Träumen beschäftigte sie ihn immer von neuem. Beim Erwachen sagte er sich, sein letzter Gedanke vorm Einschlafen sei dieser Kasten gewesen, im hellen Mondlicht, das durch die Gardinen drang, hatte er ihn wieder erblickt, sowie er nur 'mal mit den Augen geblinzelt. Es war wirklich kein Spuk dabei, sondern es war ganz natürlich, daß der Kasten ihn auch im tiefsten Traum beschäftigt hatte . . .

Die erste Sorge des Morgens war Fanny. Ihr Zustand war unverändert.

Als Henri in sein Zimmer zurückgekehrt, war er dann entschlossen, sich den nächtlichen Eindringling, die Kassette, deren Schlüssel angebunden hing, näher zu betrachten. Briefe — nichts als Briefe.

Henri fuhr zurück. Was war das? Wozu war das hier?

Mit Bändern umwickelt, in Jahrgänge abgeteilt — Laskars Briefe an seine, Henris Mutter. Er kannte die Handschrift, er kannte die Adresse.

Durch welche Teufelslist, zu welchem Teufelszweck standen die Briefe, die jedenfalls nicht für ihn bestimmt waren, welches ihr Inhalt auch immer sein mochte, hier in seinem Zimmer? Spielten sie eine Rolle in dem Prozesse, der ihn hergetrieben hatte?

Wo waren sie gewesen, daß er sie im Februar, nach dem Tode der Eltern trotz der beispiellosen Ordnung, in der sich alle anderen Papiere befunden, nicht erblickt? Hatte Laskar sie an sich genommen, vielleicht ihretwegen damals die Siegel erbrochen? Aber dann konnten sie sich doch nicht plötzlich hier in seinem Zimmer einfinden.

Es war aussichtslos, Fanny zu befragen. Und was er tun wollte, mußte er jedenfalls mit sich allein entscheiden. Sollte er die Briefe lesen? Was trieb ihn dazu? Sträfliche Neugier? Konnte er, nachdem er von ihrem Inhalt Kenntnis genommen, genau so handeln wie jetzt, wo sie ihm noch fremd? Er ging auf und ab, um mit sich ins reine zu kommen. Was wäre wohl im Sinne seiner Mutter? Er sah sie im Geist vor sich, er rief sich ihre ganze Lebensauffassung zurück. Was sie an Ethik in ihre Gespräche hatte einfließen lassen — ach, es war ja bei ihm, wie bei den meisten Kindern, zu einem Ohr hinein, zum anderen herausgegangen. Doch etwas war zurückgeblieben, ein Rest, eine sichere Überzeugung, daß man alles Unvornehme verachten, verschmähen muß . . Sie hätte nie solche Briefe gelesen . . .

So wollte auch er sie ungelesen verbrennen!

Und wenn er damit die letzte Möglichkeit, Toleadus Unschuld zu beweisen, vernichtete?

Es war schließlich nicht seine Lebensaufgabe, dem Manne zu helfen.

Kaum war ihm dies zum Bewußtsein gekommen, als er sich sagte: Sei doppelt vorsichtig! Hellas Mann steht in Frage! Weder für noch gegen ihn konnte er als gewissenhafter Mensch noch zeugen — seine Parteilichkeit stand nicht außer Zweifel. Eine Waffe gegen ihn — war sie nicht auch gegen sie geführt? Oder nicht? Er mußte hinaus, mußte ins Freie, mußte es bedenken, er hielt es nicht aus, mit sich selbst nicht fertig zu werden! Und keinen Freund auf Erden, nirgends.

Der Diener trat verblüfft, verstört ein. Er meldete etwas? Was? Henri verstand es nicht, sein Blut wallte ihm im Ohr, seine Phantasie hatte ihn betäubt . . . Was? Wer?

Gab es zwei dieses Namens auf der Welt?

Die Fürstin Toleadu sei vorgefahren und warte im großen gelben Salon — der Diener entschuldigte sich, daß er diesen aufgerissen habe, in seiner Bestürzung habe er sich versehen. Als ob es sich jetzt um den gelben oder roten Salon handle! Die Fürstin Toleadu? Allein?

Ja, allein.

Wer konnte das sein? Sie nicht, Hella nicht! Und doch zitterte er so am ganzen Körper, daß er sich nicht getraute, ein Wort zu sagen, einen Schritt zu tun, der Diener hätte es merken müssen.

„Sofort,“ stieß er endlich heraus, „sofort“, und machte eine ungeschickte Handbewegung, damit der Mensch sich entfernen und ihn allein lassen sollte. Er schämte sich vor sich selbst, daß schon ein Name ihn in solchen Zustand versetzte. Was war denn geschehen in den wenigen Tagen, die seit seinem Besuche in Genf verronnen. Hatte seine Phantasie ihn genarrt? War etwas in ihm lawinenartig angewachsen, so daß es ihn überwältigte?

Er konnte es sich nicht erklären, hatte keine Zeit, keine Möglichkeit darüber nachzudenken. Eine Dame erwartete ihn unten im gelben Saal, eine Dame, die ihren Namen trug.

Er eilte die Treppe hinab. War es eine Treppe? War er auf der Erde? Er nahm sich zusammen . . . Der Diener stand unten im Flur und riß die Saaltür auf . . . Er mußte seine Würde vor ihm wahren. . .

Hella . . . wirklich Hella! Er war keines Wortes mächtig — das Blut schien in ihm zu erstarren.

„Etwas Furchtbares ist geschehen,“ stieß sie heraus — er hatte die Vision eines Selbstmörders — sie sprach heiser, als könne irgend jemand sie hören, „mein Mann ist verhaftet“ . . .

„Unmöglich“ . . .

„Doch! Sie helfen mir, nicht wahr?“

„Aber es ist nicht wahr, ist widerrufen.“

„Der Portier sagte es mir eben . . . und ich wußte nicht, was tun, fuhr gleich her“ . . . sie hielt sich die Augen zu . . . „Es ist doch nicht möglich, Henri.“

Er hatte seine eigenen Gefühle völlig überwunden, nur ein leises Ohrensausen erinnerte ihn an die eben durchgemachte heftige Bewegung. Sie so fassungslos zu sehen, gab ihm eine nie geahnte Kraft und Geistesschärfe. Er fragte sie zuerst aus. Vor einer halben Stunde war sie eingetroffen, hatte es bisher nicht geglaubt, alles für Zeitungsgewäsch gehalten, war nun, ohne die Reisetoilette zu wechseln, ohne Hetty zu benachrichtigen, direkt zu ihm gefahren. Wie er ihr helfen sollte, wußte sie selbst nicht. Solch ein Vorgehen gegen einen angesehenen Mann. Sie war ratlos, es war um den Verstand zu verlieren! Sie mußte doch zu ihm! Sollte sie aufs Ministerium fahren? Audienz nehmen? Wer war der beste Rechtsanwalt?

Henri antwortete einsilbig. Es legte sich wie ein Bann auf ihn. Diese wunderbare Schönheit! Das in der Erregung gerötete Antlitz, diese Augen — er hatte solche Erscheinung noch nie gesehen. Es zogen ihm Nebel vor die Augen, das Blut rauschte wie eine große Woge durch seine Ohren. Wie konnte es eine so zarte Rundung der Wangen geben? Wie

konnte eine Haut so feinporig, Augenbrauen so klassisch geschwungen sein in ihrer festen Linie. Die Augenbrauen waren es. Er konnte den Blick nicht mehr von dieser Linie losreißen. Keines Künstlers Phantasie hat je erdacht, was hier lebend, bebend vor ihm stand. Was waren die berühmtesten Bilder, was war Diana oder Venus neben ihr!

Sein Gefühl war so überwältigend, daß er die Augen einen Augenblick schließen mußte. Da drang ihr ängstliches Fragen ihm wieder in die Seele. Vor allem mußte er ihr helfen, seine Fassungslosigkeit überwinden! Und plötzlich fielen ihm die eben in seinem Zimmer verlassenen Briefschaften ein. War das nicht ein fast übernatürliches Zusammentreffen? Hatte er nicht vielleicht die Mittel in der Hand, und nur bisher nicht ergriffen, um Hella von ihrer schrecklichen Angst zu befreien?

„Warten Sie . . . vielleicht . . .“ sagte er der bestürzten Frau und eilte fort und die Treppe hinauf.

Oben griff er sich an die Stirn. Sie war naß von Angstschweiß — der Kasten war zu groß, hinabtragen konnte er ihn nicht, ohne daß der dumme Diener, der im Vorflur stand, es bemerkte und zugriff. So brachte er ihn in den Salon neben seinem Schlafzimmer, in sein eigenes Zimmer konnte er Hella nicht führen. Er zitterte bei dem Gedanken.

Jetzt war er wieder unten, bei ihr, verwirrt, so daß sie ihn gar nicht verstand. Es war ihm selbst auch, als wandle er irgendwo, weit fort — als sei dies alles keine Wirklichkeit, als geschehe Gehen, Sprechen Denken mechanisch. Dachte er überhaupt etwas?

Zu Hella hatte er gesagt, daß er ihr etwas zeigen müsse, ihr dabei den Arm gereicht, den sie ohne eine weitere Frage genommen, selbst zu verwirrt, um sich Rechenschaft abzulegen, wohin sie ginge . . . Direkt mit ihm zu Laskar ins Gefängnis?

Und nun saß sie in einem der tiefen gelben Sessel, vor ihr stand die große Kassette: und er sagte ihr, was er in der Früh durchgemacht habe, in der qualvollen Ungewißheit, ob er diese Briefe lesen solle. Briefe ihres Mannes an seine Mutter.

Ein Schatten schien an der Wand entlang zu huschen . . . Aber ohne Zögerung, ohne zu erwägen, daß die Briefe alt wären und das augenblickliche Dunkel kaum lichten könnten, gab sie ihrer Verwunderung Ausdruck, daß er sie nicht schon gelesen. In ihrem unerfahrenen Sinn schien ihr sogar, als schicke sich das Zufällige, um ihr dienlich zu sein. Im rechten Augenblick wurde das rechte Ding gefunden, um ihr beizustehen — so hatte sie es aus Kindergeschichten im Gedächtnis behalten.

Als der Deckel geöffnet war und sie die in zierliche Päckchen gebundenen, mit Überschrift versehenen Briefe sah, zuckte ihre Hand einen Augenblick zurück — rein instinktiv; keiner kann sich eines Schauers erwehren, wenn er an Blätter rührt, die einer andern gehört haben . . . Und diese andere war tot.

Dann aber griff sie hinein und nahm von ungefähr den ersten besten Brief heraus. Henri neigte sich über ihren Sessel, um mit ihr in das jetzt entfaltete Blatt zu blicken . . .

. . . Laskar war ein Briefschreiber, dem jede Tonfärbung der Sprache zur Verfügung stand . . . Der Brief, den Hella ahnungslos ergriffen, hätte einem Dichter Ehre gemacht . . .

Es war ein Brief ohne jeden faktischen Inhalt, nichts als ein heißer Lobgesang an die angebetete, die gebenedeite Frau . . .

Hellas Wangen färbten sich purpurrot, als sie die ersten Worte heißer, glühender Liebe halblaut gelesen — dann stockte ihr der Atem. Henri wurde aschfahl . . . Ein ihnen im Augenblick unerklärliches, aber nur zu natürliches Schamgefühl überwältigte beide, ein wahres Entsetzen, daß sie zwei, gerade sie, dies gemeinsam gelesen. Seine Mutter — ihr Gatte . . .

Brennende Scham. Aber dazwischen, darüber hinfort etwas anderes, etwas Instinktives, Unbegreifliches . . . Sie konnten nicht mehr von dem Blatt lassen . . . Henri las es jetzt, da sie verstummt war, flüsternd weiter, und seine Stimme trug an ihr Ohr, was vor den Augen der fast Geblendeten geschrieben stand.

Aber es war nicht vor Jahren von einem anderen gestammelt, nein, es waren die Worte, die aus Henris tiefstem Herzen schrieen, es war die Liebe selbst, die sprach. Und in der eigentümlichen Totenstille, die plötzlich schwer über dem Raum lag, vernahm auch Hella nichts als eine unverstandene Stimme des Bluts, und ein Wundern, nichts als ein befremdendes Verwundern beherrschte sie. Kam es von weither oder aus ihr heraus, was in der beklemmenden Luft schwirrte? Was war das nur? Henris Odem fächelte ihre Wange, sie schloß die Augen und spürte nur einen süßen Duft, als er sie leise mit den Lippen berührte. — Sie wollte sich seiner Nähe entziehen, aber sie fühlte sich zu matt, zu eigentümlich benommen. Nun lag sein Haupt dicht neben dem ihren auf des Sessels Rücklehne, und er flüsterte: „Hella, Hella!“ — weiter nichts. Nichts weiter konnten seine fiebernden Lippen formen.

Minuten vergingen.

Plötzlich schreckte ein starkes Geräusch beide auf. War einer im Zimmer? . . . Henri hatte mit seinem Fuße an die Kassette gestoßen, und sie war vom dem kleinen türkischen Tisch, auf den er sie vorhin ungeschickt gestellt hatte, herabgefallen und hatte ihren ganzen Inhalt über den Teppich gestreut . . .

„O, deine arme Mutter,“ sagte Hella verlegen leise. Sie verstand jetzt alles, alles . . .

„Ja, meine arme Mutter,“ wiederholte er traumverloren und küßte das süße Antlitz neben ihm so unbeholfen, so sanft und zart, als wäre Hella eine Blume.

Es klopfte — der Fall des Kastens schien auch unten erschreckt zu haben — der Diener fragte, ob etwas geschehen sei?

Hella war aufgesprungen und ans Fenster geeilt. Sie hielt sich jetzt die Stirn mit beiden Händen. Dann wandte sie sich Henri zu, schlug ihre Arme wie verzweifelt vor sich zusammen und stieß besinnungslos heraus: „Was nun, was nun?“ Kaum wissend, was sie tat, trat sie durch die geöffnete Tür, eilte am Diener vorbei die Treppe hinab, ohne ein Wort des Abschieds, und fuhr in ihrem Wagen davon, ehe Henri, der vom Boden des Zimmers die Briefe auflas und wieder einpackte, sich auch nur klar machte, was geschehen war.

XXVII.

Auch Fanny war durch das Hinunterfallen des großen Kastens, gerade über dem Zimmer, in das man sie gebettet hatte, aufgeschreckt. Das heißt, aufgeschreckt war sie schon früher, als sie erfahren, eine junge Dame sei beim Herrn. Sie konnte nicht sprechen, konnte sich nicht bewegen, aber ihr Gehör hatte nicht gelitten, und ihre volle Besinnung hatte sie plötzlich wiedererlangt. — Ihr schien sogar, als höre sie schärfer denn je. Man hätte es vor ihr nicht erst zu sagen brauchen — lächelnd und mit Stolz erzählte das Mädchen es der Pflegerin, daß eine Fürstin sich beim jungen Herrn hatte anmelden lassen — sie wußte, wer diese Dame sei. Ihr Haß hatte es empfunden; nur eine konnte es sein, die, die Unglück über das Haus gebracht.

Welch ein Schicksal, daß sie, Fanny, gelähmt da lag, daß sie es nicht hindern, sich ihr nicht in den Weg werfen konnte. Mit ihren Händen hätte sie sie erdrosselt, ehe sie hinauf in das Zimmer der toten Frau ging. —

Denn jetzt, jetzt war sie oben, gerade über ihr. Oben in demselben Sessel, in dem Fannys vergötterte Hortense noch vor einem Jahre gesessen ... Gab es keinen Gott im Himmel, daß das geschehen konnte? War kein Blitz mehr über den Häuptern der Gottlosen? Da! ... Was war denn das? War das der Donner? Oder war Henri von ihrem Fluche tot umgefallen? ... Fanny machte einen Versuch sich aufzurichten, sich wenigstens umzuwenden — umsonst. Was konnte sie anstellen? Soweit mußte sie ihre Krankheit bemeistern, um sich verständlich zu machen: Henri sollte man ihr zur Stelle schaffen, sie mußte ihn sehen, sich überzeugen, daß er lebte, ihn betasten. Man merkte, daß das laute Geräusch sie heftig beunruhigt hatte, die Pflegerin schickte den Diener hinauf. Eine Kassette sei zufällig vom Tisch gefallen ... Eine Kassette! — Fanny stieß unartikulierte Laute aus — o hätte sie schreiben können, wäre wenigstens die Hand nicht gelähmt. Die Wärterin riet auf dies, riet auf das — zerbrach sich den Kopf, was die Kranke verlangen könne. Sie sah, daß eine namenlose Erregung sich Fannys bemächtigte, daß es

lebensgefährlich wurde, wenn die Pflegerin nicht schließlich herausfand, um was es sich handelte.

Wie sollte Fanny sich nicht erregen! Es war ihr alles eingefallen, was sie vergessen. Wie war das nur möglich gewesen? Sie begriff es nicht; das Bewußtsein, krank gewesen zu sein, war gelöscht, die Erinnerung an die letzten Stunden vor Henris Ankunft allein bestand noch.

Ihr fiel ein, daß Hortenses wichtigster Brief, mit dem sie ihm die Kassette einhändigen sollte, in der Kleidertasche steckte! Und die Kassette hatte er schon geöffnet und sie zu Boden geworfen in maßlosem Zorn, in rasender Verzweiflung. Und sie war stumm, sie konnte nicht aufstehen und für Hortense zeugen! O, warum hatte sie nicht lieber alles verbrannt, anstatt es ihm zu geben!

Endlich hatte sie sich verständlich gemacht, endlich hatte die Pflegerin richtig erfaßt — um ihr Kleid handelte es sich. Der zerknitterte Brief war da. Mit der nicht ganz gelähmten linken Hand glättete die Kranke ungewandt das Papier. Es sah jammervoll aus, schien sie aber etwas zu beruhigen. Und nun die Hauptsache: der junge Herr sollte kommen!

Die Pflegerin telephonierte sofort an den Arzt. Das Befinden erschien ihr besorgniserregend. Augenscheinlich war ein neuer Anfall im Anzuge . . .

Henri konnte nicht gleich kommen — Hella hatte ihn eben verlassen, und er sammelte noch die auf den Boden verstreuten Briefe, unfähig etwas anderes zu denken als Hella — die Süßigkeit ihrer Haut, ihres rosigen Antlitzes. Sie war da, in seinen Augen, in seinem Ohr, in seinen Fingerspitzen, im Odem seines Mundes. Sie . . . Sie . . . Doch kein Bewußtsein ihrer, seiner Lage, kein Gedanke über das, was geschehen war oder noch geschehen sollte. Überwältigt, glückselig ohne jede Reflexion, ohne jedes Wünschen, Hoffen. Alles war von ihr erfüllt, war Gegenwart. Nichts bewegte sich, es gab auch keine Zeit — gab nur Hella, Hella überall.

Zum zweitenmal rief man ihn: Fanny verlange ihn dringend. Er rührte sich noch immer nicht; mechanisch hatte er die Briefe gesammelt, die Kassette sogar verriegelt, den Schlüssel eingesteckt. Jetzt schloß er die Augen, um jene Sekunde, wo er sie berührt und leise geküßt hatte, noch einmal zu durchleben . . . Seine Phantasie gab ihm jenes berauschende Gefühl genau wieder. O, wie unerschöpflich war sie doch: immer wieder durfte er den Augenblick durchleben . . .

Von neuem klopfte es. Und diesmal sprang er mit dem Bewußtsein seiner Schuld auf. Wie hatte er so selbstsüchtig nur seinem Glück leben können! Er sprang zwei Stufen auf einmal hinab, als könne er es einholen!

O weh, o weh, es war nichts mehr einzuholen, nichts mehr gut zu machen! Aber sie erkannte ihn dennoch, gab ihm das Papier, und es

beruhigte sie sichtlich, daß er es fest in der Hand hielt . . . Dann kam der Arzt.

Woher diese plötzliche Verschlimmerung? Keiner wußte es. Der Körper war noch kräftig, der Atem ging weiter, den ganzen Nachmittag lang.

Henri verließ das Zimmer nicht mehr, in einem unsicheren Gefühl des Verschuldens, der Reue. Von einer Minute zur andern erwartete man den letzten Atemzug. Wie würde Hella sich wundern, daß er nicht kam, sie in ihrer Sorge allein ließ! Er wollte ihr schreiben. Aber wie? Was? Nein, lieber nichts!

Es wurde Abend. Bei den letzten Herbstsonnenstrahlen war Fanny erlöst. Er sah das Sterben. Unfaßlich berührte ihn die fremde, neue Zeitenfolge. Einatmen löst nicht Ausatmen mehr ab; was einst erhielt, zersetzt jetzt die Materie. Willenlos schaltet eine andere Bewegung als die des Individuums in demselben Leib. Wie ist es zu verstehen, zu ergründen? Was ist genommen, was?

Er schauderte vor dem Geheimnis. Noch immer hielt er das Papier in Händen, das sie mit brechendem Auge ihm ausgeliefert. Ein letzter Wunsch? Ein Liebesgruß?

Er las es jetzt bei den flackernden Kerzen ihres Totenbettes. Er las es — vor acht Monaten schon hätte er es lesen sollen. Aus sorgender Liebe mochte sie es zurückbehalten haben, die arme Fanny! Was machte es jetzt, daß er es las, ob er es las; die Ereignisse des Lebens, der wogenden Jugend hatten das tote Blatt lang überholt.

Henri stand mühsam auf. Er hatte einige Anordnungen betreffs der lieben Toten zu geben; dann ging er langsam wie ein alter Mann die Treppe hinauf in sein Zimmer. O, wie schwer ist doch das Leben. Gibt es Maiennächte ohne Frost? Nicht Blütenregen umgaukelte ihn mehr, mit Schnee bedeckt war eine endlose Steppe.

XXVIII.

Hella war im Wagen bald zu sich gekommen. Was war geschehen? Was hatte sie getan? Ihr brannte das Blut in den Wangen vor Scham. Sie hatte sich küssen lassen von einem Manne, der nicht ihr Gatte war, sie, sie, Hella Toleadu! Das Herz schien ihr vor Schreck bis in die Gurgel zu steigen, die Brust hatte keinen Raum zum Atmen.

Das Unedle ihres Vorgehens erstickte sie vollkommen. Ihr Gatte in Gefahr — und sie im Arm eines Freundes! Pfui. Um alles in der Welt, das mußte ein Alp, ein schwerer Traum sein, das war sie nicht, das konnte sie nicht sein! Jedes Haar einzeln hätte sie sich vor Verzweiflung ausreißen mögen. Ihr Mann in Gefahr!

Aber war er denn in Gefahr?

Der Wagen war in seinen Hof eingefahren, der Pförtner rief den

Kutscher an, sprang ihm wie toll entgegen; es wäre ja alles nicht wahr, wäre Lüge gewesen, der Herr wäre da . . .

Also nicht in Gefahr. Er, der eine andere geliebt und verraten. Und da hielt der Wagen, und er kam ihr ruhig, würdig, elegant wie immer entgegen. Einen Augenblick lehnte sie sich in die Wagenecke zurück. Sie sah in seinen Augen einen Strahl, den sie haßte, jetzt doppelt haßte, der sagte: „wie froh bin ich, dich hier zu haben." Von seinen Lippen kam der liebevolle Vorwurf: „Wie konntest du, Hella! So ungehorsam, und doch so lieb von dir!"

In einem Gemisch von Gefühlen, die sie sich nicht erklären konnte, wäre sie am liebsten vor ihm zurückgewichen. Seitdem sie ihn heil und gesund, selbstbewußt wie immer vor sich sah, war das Gefühl eigener Schuld merklich in ihr verringert worden, aber eine andere Erregung hatte sich ihrer bemächtigt. Sie war nicht für, sondern gegen ihn!

Jeder Nerv zuckte in ihr, ihn zurückzustoßen, als er ihr den Arm bot, doch die Anwesenheit der Bediensteten zwang sie zur Selbstbeherrschung.

Oben öffnete er ihr ein in der Eile für sie hergerichtetes Zimmer. Schon auf der Treppe hatte er gefragt, wie sie so unerfahren sein könne, zu glauben, ihm geschehe etwas im eigenen Lande. Aber für wen hielte sie ihn denn? Keck wollte sie: „Mephisto" sagen, aber sie schwieg.

Er hatte das Thema schon fallen lassen und sprach von seiner Liebessehnsucht, wie anders er sich ihre erste Ankunft daheim einst ausgemalt hätte! Und nun wollte er sie vor allen Dingen gierig in seine Arme ziehen; totgesehnt hätte er sich nach den Wundern ihrer Schönheit.

Da brach es los, was in ihr brauste und toste. Sie wußte nicht, ob es Haß oder Liebe war, ob für ihn oder gegen sich, sie bedachte keine Folge, keinen Grund, sie stieß heraus: „Schweig — ich weiß jetzt alles, alles." War es ein Nervenkrampf, der sie packte?

Laskar ging in seinem Kopf blitzschnell durch, was sie erfahren haben konnte, was sie mit dem „alles" meinte.

Die Fabel von seiner bereits erfolgten Verhaftung, die Geschichte der erbrochenen Siegel — oder die seiner langjährigen Beziehung zu Hortense?

Wie sie da hingegossen lag mit einer Anmut, die er nie ähnlich berückend empfunden hatte, wie sie stöhnte und weinte gleich einem Kinde, dem die Tränen ebenso gut stehen wie sein Lächeln, erstarb jede Überlegung in dem Rausche, in dem Zauber, den sie immer auf ihn ausübte.

Anstatt über ihre Worte zu grübeln, sie zu fragen, was sie beim Rechtsanwalt (von dem er annahm, daß sie kam) erfahren habe, nahm er sie, die kleine Zarte mit dem rührenden, tränenüberströmten Gesicht in seine starken Arme.

Doch, als hätte eine Natter sie gestochen, fuhr sie auf, stieß ihn von sich und gebärdete sich fassungslos; die Hände ballten sich, die Zähne

fletschten: „Rühr' mich nicht an! Ich komme eben aus dem Arme eines andern!" —

Höhnte sie ihn nur mit dem in aller blinden Heftigkeit sichern Instinkt des Weibes, das die schärfste Waffe zu seiner Selbstverteidigung zu wählen weiß?

„Ich hasse dich," fuhr sie in demselben Tone fort, „denn du hast mich von Anfang an betrogen, hast eine andere geliebt und verraten und damit auch mich . . . du bist mir so zuwider, daß mir vor dir graust!"

Sie wußte augenscheinlich gar nicht mehr, was sie sagte. Sie wollte fort, fort, ganz gleich wohin, nur aus seinem Hause — sie stürzte zur Tür.

Er kam ihr zuvor, verschloß sie und zog den Schlüssel ab. Er hatte seine Besinnung nicht verloren. Eigentlich war er ja lange darauf gefaßt — seit dieser öffentlichen Anklage war es unvermeidlich geworden.

Sie hatte erfahren, daß Hortense sich umgebracht, als sie von seiner Verlobung gehört — ein Wunder war nur, daß sie es nicht schon längst erfahren.

Er durfte jetzt nur nicht die Zügel verlieren. Überraschend war eigentlich nur, daß dies oberflächliche Kind einer solchen Wildheit fähig war — es machte sie viel interessanter.

Eine richtige Wahnsinnsszene führte sie auf: „Ich komme aus dem Arme eines andern." Was war das? Hoffentlich nur Romanphrase, um ihn abzuschütteln, zu verscheuchen. Sonst . . . Ein Blitz schien ihn zu durchzucken . . . Sonst . . . Tod und Teufel . . . Es gab nur einen Mann, den er fürchtete, instinktiv immer gefürchtet hatte, wenn auch ohne jeden Sinn und Grund.

Aber er war doch gar nicht in der Stadt. Wäre er es, würde er sie lebend nicht mehr verlassen. In „seinem Arm?" . . . Ihm war, als rühre ihn der Schlag. Ein eiserner Entschluß lag in seinem zusammengebissenen Munde.

Da er schwieg, hatte Hella durch die Fingerspitzen hindurch, die ihr Gesicht bedeckten, seine Züge beobachtet. Was hatte sie gesagt? Großer Gott, was war ihr im Irrsinn entschlüpft? Was mochte er denken?

Es durchfuhr sie: „Nun geht er hin und schießt Henri nieder!" Hatte sie den Namen ausgestoßen in ihrer ersten Wut? Wußte er, von wem sie geredet? Wie konnte sie ungesagt machen, was ihr im ersten Wahnsinn des unbegreiflichen Hasses entfahren war? Sie hatte selbst die Fäden ihres, seines Lebens durch Unbedachtsamkeit derart verwirrt, daß ein Entwirren hoffnungslos schien.

Und wieder unvermittelt, plötzlich, fiel ihr die Gürtelschnalle ein, die sie so gern trug, an der Menschenblut kleben und die es immer wieder fordern sollte! Wie war das nur möglich, daß ein kindischer Aberglauben

ihr jetzt noch den Sinn verwirrte! Forderte sie Henris Blut? War sie verwirrt? Eher hellsichtig.

Während sie ihren Mann beobachtete, sah und fühlte sie doch genau: Laskar war gleichgültig gegen jede andere Regung, nur Eifersucht, nur wilde Begier lebten noch in ihm!

Er hatte eine Art Liebe für sie, vor der ihr schauderte; er würde sie eher töten als freigeben.

Und sie wollte frei werden, wollte dem anderen gehören, dessen süßen Duft sie einmal leise gespürt, dem anderen, der niemand verraten und gemordet, der sie nicht beherrschen und besitzen, sondern verstehen und anbeten würde, dem anderen, der ihr von Urbeginn bestimmt gewesen — nicht dem Manne, den sie sich in kindischer Oberflächlichkeit, nach weltlichen Gesichtspunkten gewählt hatte.

Nun aber würde das Furchtbare geschehen . . . sie sah es kommen. In diesem Augenblick der Spannung, in dies durch sie erweckte Mißtrauen ihres Mannes hinein würde Henri kommen, er selbst oder eine Botschaft von ihm. Ihr war es, als höre sie schon Schritte nahen. Er wähnte ihren Mann in Untersuchungshaft, er war so kindisch unerfahren wie sie. Und das durfte nicht geschehen, Laskar durfte Henri nicht jetzt treffen, sie mußte erst eine Schutzwehr errichtet haben um den jungen Mann. Aber wie? womit?

Sie mußte Laskar Hortense vorwerfen! Mußte ihn des Verbrechens, des Mordes zeihen!

Bei der ersten Andeutung brach die Gehässigkeit von beiden Seiten heraus. Sie sagte schließlich, seine Vergangenheit gäbe ihr das Recht, ihre Freiheit zu fordern. Da sprach er von der Heiligkeit der Ehe, von ihren Pflichten! Sie lachte laut auf!

Und gegen Hortense hätte er keine Pflichten gehabt? Er leugnete sie dort, aber sie, Hella, habe Pflichten gegen ihn!

Da kam der Wahnsinn des Jähzorns wieder über sie: Sie sagte ihm, daß sie sich innerlich frei fühle durch seine Vergangenheit . . .

Warum konnte sie nicht schweigen? Sie hatte doch schon längst gefühlt, was auf dem Spiele stand! Warum riß es sie hin, den Unschuldigen zu verderben?

Klar und deutlich sagte er es ihr, daß er seine Rechte wahren würde, bis an den Saum der nächsten Welt. Daß er den andern — wenn es wirklich je einen gäbe — mitleidslos niederschießen oder ermorden lassen würde, daß keine Macht der Erde sie ihm entreißen würde; nicht Verbrechen, nicht Zuchthaus fürchte er, lebend ließe er sie nie aus seinem Arm. Zum erstenmal enthüllte er seine Natur.

Sie fühlte sich, als sei sie in einem tiefen Bergwerksschacht für immer verschüttet. Er begehrte sie, ach, er begehrte sie so wild!

Wie lange hatten sie derart miteinander gerungen?

„Wie zwei Irrsinnige," sagte sich Hella plötzlich. Und keinen Schritt Terrain hatte sie gewonnen! Ihre Verzweiflung gab ihr einen Ausweg ein. Sie mußte auf Rettung sinnen, jeder Augenblick konnte der entscheidende sein, in jedem Augenblicke konnte Henri auftauchen. Es war ein Wunder, daß er noch nicht da war. Und dann konnte Laskar alles feststellen und wußte genau, was er jetzt schon zu ahnen schien, wo sie vorhin gewesen, wer jener andere war.

Nur dieser eine Einfall, der ihr eben gekommen, diese übermenschliche Selbstüberwindung konnte Henri retten. Noch einmal sann sie nach. Gab es keinen anderen Ausweg? Hatte sie einmal etwas ähnliches gelesen, oder entsprang es ihrer eigenen Phantasie?

Sie mußte sich verstellen — nichts anderes konnte helfen! Sie mußte jetzt sofort allem Mißtrauen die Spitze abbrechen, mußte lügen, heucheln . . . Wie lange war es her, daß sie behauptet hatte, sie würde nie etwas anderes tun, als was ihr gefiele. Henri hatte gesagt: es gäbe Dinge, die einen zwängen, gegen die eigene Natur zu handeln. Damals hatte er sie seelenlos genannt, weil sie noch nie von etwas anderem als der Rücksicht auf sich selbst bewegt worden war! War ihr jetzt eine Seele gewachsen?

Ach, in einem wie schrecklichen Augenblick, zu wie unwürdigem Tun! Kann das die Geburt einer Seele sein?

Es half nichts! Sie mußte die vor Eifersucht auf ihres Gatten Vergangenheit, die auf seine einstige Liebe für die Tote Eifersüchtige spielen! Nur damit konnte sie ihr Benehmen erklären! Sie mußte Laskar mit Zärtlichkeiten einlullen, ihn besänftigen, um Zeit zu gewinnen, um ihren Einfluß zurückzuerobern.

Es galt Henris Leben . . . sie hatte es freventlich aufs Spiel gesetzt. Mit der Waffe des Weibes mußte sie kämpfen. O, über die Schmach und Erniedrigung, daß ihr nur diese Waffe blieb.

Ihr schauderte. Es schien ihr, als sträubten sich ihre Haare, als zucke jeder Nerv schmerzvoll zusammen. Aber sie schloß die Augen, biß sich auf die Lippen: „Zahl' die Zeche, die du verspielt hast!"

Konnte die Forderung der Moral ein unmoralisch Gewand tragen? Sie zauderte noch einen Augenblick. Aber ein Menschenleben retten ist doch moralisch? Sieht man den widerlichen grünen Schlamm, in den man sich stürzen muß, um den Ertrinkenden zu retten?

Mit einem Aufschrei stürzte sie vor Laskar nieder, umschlang seine Knie und barg ihr Haupt in seinem Schoß.

„Du kluger, großer Mann," flüsterte sie, und ihre Augen sanken förmlich ein, so fest preßte sie sie zu, damit er die Lüge nicht in ihnen las. „Du kluger, dummer Mann, hast du denn nicht gemerkt, daß nur eins aus mir spricht: rasende Eifersucht auf dich, auf deine Vergangen-

heit, rasende, wilde Liebe. Ich dulde nicht, daß ich nicht die erste in deinem Leben bin. Bist du so klug und hast das nicht gemerkt?“

Sie klammerte sich fest an seine Brust, als gäbe das Anpacken ihr mehr Kraft zur Lüge, zur schrecklichsten Lüge.

Einen Augenblick stockte er . . . einen einzigen Augenblick des Zauderns hatte er, dann verwirrten sich seine durch die lange Qual überregten Sinne; sie nahm ihn ganz gefangen, er glaubte ihr, er war beseligt!

Die erste spontane, die erste heiße Zärtlichkeit Hellas! Sein junges Weib war plötzlich — in der Angst um ihn, in der Eifersucht auf seine Vergangenheit — zur Liebe erwacht!

XXIX.

Wie sogar der Sekundenzeiger langsam dahinzukriechen vermag!

Henri folgte ihm auf dem großen Zifferblatt der Reiseuhr, die auf seinem Schreibtische stand. War es Tag oder war es Nacht? Er wußte es nicht. Der Brief seiner Mutter, in dem Hellas Namen stand, lag vor ihm. Ob je ein Mensch auf Erden in ähnlicher Qual geatmet?

Ihm fiel Hamlet ein. Der Geist seines Vaters hatte ihn beschworen, seinen Mord zu rächen. Ihn flehte der Geist seiner Mutter, seiner armen, zur Verzweiflung getriebenen Mutter um Rache an.

Und das Medium, durch das Henri sich rächen sollte, war die von ihm geliebte junge Frau.

Je länger Henri auf die Schriftzüge seiner Mutter starrte, um so sicherer wußte er, daß sie in einem Zustand von Unzurechnungsfähigkeit gehandelt hatte, blind und taub gegen ihre eigene vornehme Natur.

Der Geist im Hamlet konnte nach Rache und Sühne schreien, sie, die ethisch so hochstehende moderne Frau schritt stolz und klaglos ins eigene Grab — wissend, daß Rächerin Zeit für sie die Geißel schwang. Und hatte sich nicht schon erfüllt, was sie in Raserei erfleht? Hellas Glück und Unglück lag in seiner Hand.

Wenn er daran dachte, verwirrten sich seine Sinne, ein süßer zarter Duft von Fräsien entführte ihn der Wirklichkeit. Hella hatte ihr Antlitz an das seine gelegt. Sein Haupt sank herab, er schloß die Augen. Es gab keine Vergangenheit, es gab nur Hella.

Gegen zehn Uhr klopfte es: Ein zerlumpter Bursch habe diesen Zettel für den Herrn abgegeben.

Natürlich war er von ihr. Zitternd hingeworfen, zwei Zeilen: „Rühren Sie sich nicht aus dem Haus, Laskar ist frei, rasend gegen Sie — ich komme, sobald ich kann . . .“

Ein eisiger Schauer rann ihm durchs Mark. Der Traum, das Glück, die Seligkeit waren zertrümmert. Ernüchtert starrten Vernunft, Verstand,

Gewissen aus allen Atomen der Luft, aus jedem Staubkorn der Erde ihn an

Er war ein Dieb, ein Verbrecher! Eines andern Eigentum hatte er genommen, mit der Selbstverständlichkeit der blinden Leidenschaft, mit dem Egoismus der starken Jugend. Das war's, wovon er bisher nur gelesen, das war's, was der Fluch und der Segen der Menschheit — und er hatte es nicht einmal erkannt! Es war so natürlich gewesen, so überwältigend. Nicht einmal an sie, an Hella hatte er gedacht, sonst hätte er sie ja nicht besudelt — nur an sich, an sich allein! Kein Mann, ein verächtlicher Knabe war er gewesen! Und in welchem Augenblick! Wo er am Schicksal der eigenen Mutter Einsicht genommen in das Entsetzen wahrer Leidenschaft. Wie durfte er Laskar richten?

Zur Selbstkasteiung öffnete er die Kassette mit seinen Briefen und begann einen nach dem andern zu lesen.

O mein Gott! Jedes Wort war ihm aus dem Herzen geschrieben! Jedes Wort bezog sich auf Hella. Es war die Liebe, die in ihrer höchsten Blüte nur noch eine Form hat. Es war seltsam und doch ganz natürlich.

Und der Mann, der durch viele Jahre derart geglüht, der keinen Gedanken außerhalb ihrer gehabt, hatte dennoch einmal zu lieben aufgehört — hatte verraten und gemordet!

Das war das Furchtbarste! Er, Henri, hielt sich nicht für besser als andere Menschen. Was Laskar geschehen, könnte auch Hellas und sein Los sein!

Wieder durchrieselten ihn die kalten Schauer. Nein, das konnte er doch nicht glauben. Es gibt Menschen mit ewigen Gefühlen! Er würde niemals imstande sein, die geliebte Frau ins Unglück zu stoßen, die Blume zu brechen und, wenn sie welk, fortzuwerfen und ihrem traurigen einsamen Sterben zu überlassen. Das schien unmöglich. Und doch, wie viele hatten es getan!

Solch einem Schicksal zu entfliehen, war jeder Tod erwünscht. Seine Mutter sollte nicht umsonst gestorben sein. Nach ihrem Tun, nicht nach ihrem Wort wollte er sich richten. Hellas Leben sollte nicht vergiftet werden. Etwas anderes als Leid oder Tod konnte er ihr nicht bringen! Sie gehörte einem anderen, der sie eher umbringen als freigeben würde. Ihm schien sich die Zukunft zu enthüllen. Mord und Selbstmord . . . wäre Laskars Antwort.

Es war hoffnungslos.

Aber noch einmal mußte er sie sehen. Es war ihm, als hämmerte sein Herz neben ihm wie ein Uhrwerk.

Er sprang auf. Sie sehen, sie einmal küssen, ein einziges Mal. Wortlos würde er sie in die Arme schließen. Und dann gab's kein Entrinnen. Gemeinsam aus dem Leben, da es kein Gemeinsam ins Leben gab.

Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er wollte nicht, er durfte nicht . . .

Und nun rannen ihm große Tränen langsam aus den Augen. Also . . . nie wiedersehen, nie! Wenn sie käme — und er sah sie kommen, wie ein Märchenkind, verkleidet huschte sie hinein, zitternd vor Angst — wenn sie käme, mußte er fort sein, fort aus der Stadt, fort aus dem Land, aus Europa — am Südpol. Am Südpol nicht, so schnell ging das nicht, aber auf dem Ozean. Ihm fiel eine andere Expedition ein, nach Grönland, man würde ihn schon nehmen. Und ob im Nord- oder Südpol-Eis — seine Glut würde doch nicht erkalten. Fort, um sie zu retten. Hatte seine Mutter es anders gemeint? Dies war der Sinn ihres Todes. Wenn er bliebe, käme die Vernunft nie mehr zu Wort, dann wären Hella und er verloren, sie waren ja beide junge heißblütige Menschenkinder. War er so stark, daß er fortkonnte, obgleich er wußte, daß sie in zitternder Angst und Sehnsucht zu ihm käme, daß er sie einmal noch in seinen Armen halten könnte? Und sie? Was sollte sie von ihm denken? An seiner Liebe zweifeln? Das war unerträglich, das durfte nie geschehen!

Sie sollte um ihn, mit ihm leiden, das war der einzige Trost.

War es ein Trost? War er nicht dennoch ein Egoist, wenn er das wollte?

Er stöhnte laut. Es gab noch ein größeres Opfer als die Flucht allein. Er mußte entfliehen und ihr als Erklärung den Brief seiner Mutter zurücklassen. Wenn sie zu seinem Hause sich geschlichen in Liebe und Sorge für ihn, sollte sie anstatt seines klopfenden Herzens und seines zärtlichen Armes das Schreiben finden, in dem ihm Rache an ihr geboten war! Und Hella würde glauben, daß er, Henri nur mit ihr gespielt, dem Gebote der Mutter folgend, oder daß er Laskars Sohn sei. Jedes Wort, das sie miteinander gewechselt, sollte nachträglich vergiftet werden! Verhöhnt, entehrt durch ihn in ihrer tiefsten Seele sollte sie sich fühlen. Dann würde sie ihn hassen. Er hätte eine Schutzwehr um die junge Frau gebaut. Angewidert würde sie sich von Männerwort und Männerliebe abwenden.

Laut stöhnte er von neuem — die Nacht neigte sich zum Morgen, er war zu keinem Entschluß gekommen. Nur eins wußte er, mit dem ersten Frühzug mußte er fort.

Und wenn er nach vielen Jahren wiederkäme — ob überhaupt, war unsicher — dann wäre sie die oberflächliche, umworbene Königin der Gesellschaft und ein anderer hätte vielleicht — — nein, unmöglich, so lange Laskar lebte . . . Wenn er lebte . . .

Er war fast dreißig Jahre älter als sie.

Ein Lichtstreif am fernsten Horizont wollte sich zeigen — schmal — o, sehr schmal, aber ihm genügte er.

Entschlossen ging er zum Kamin, zerriß den Brief seiner Mutter in dünne Streifen, entzündete sie, und aufflammend verbrannten sie zu lichter Asche. Dann schrieb er an Hella. Ohne Anrede, ohne Unterschrift. Wenn sie käme, würde ihr der Brief eingehändigt werden. Er schrieb ihr, daß er aus Liebe in die weite Welt entflöhe und auf sie warten würde.

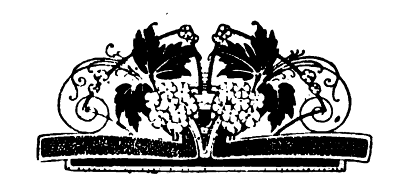
Warten, ein halbes Leben warten. Warum nicht?

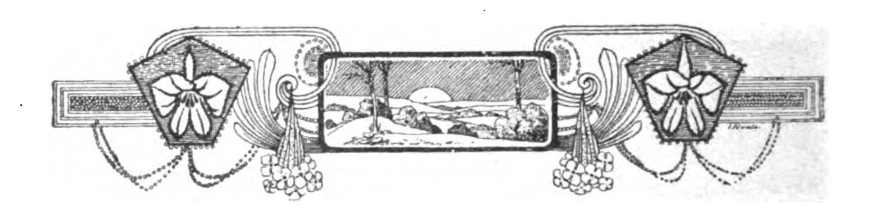
Er liebte ja, und wer liebt, ist nie allein.

Und dann sein Studium, seine Arbeit!

Lieben und hoffen . . . und Großes leisten . . .

Eine Stunde darauf hatte er Stadt und Land verlassen, müde, wie ein Schlafwandler — aber eine Woche später trug ihn des Meeres Woge zu junger Forschung in den fernen Norden.





Otto Eckmann und das neue Kunstgewerbe.

Von

Lothar Brieger-Wasservogel.

— Berlin. —

> **Kein Lebender hat jemals ergründet, was den „neuen Stil", den Stil einer Zeit ausmachte. Man frage bedeutende, aber ehrliche lebende Künstler, ob sie wissen, worin ihr Stil besteht. Sie wissen es nicht. Sie arbeiten, wie sie müssen, und können nicht anders, wenn es ganze Kerle sind. — — — — — — — Jeder selbständig schaffende Künstler schafft unbedingt im Geiste seiner Zeit. Er ist ihr Kind.**
>
> **Otto Eckmann.**

I.

Eckmanns Stellung in der Entwicklung des Kunstgewerbes.

Als Otto Eckmann einem reichen und unermüdlichen Schaffen durch den Tod entrissen wurde, machte dieses Ereignis einen weit tieferen Eindruck auf das deutsche Volk, als man nach dem bisherigen Standpunkt unseres Kunstgewerbes, dem bis auf die neueste Zeit bei uns immer ein wenig die Rolle des Aschenbrödel zufiel, hätte annehmen können. In unsere Trauer über den Verlust eines Großen der Kunst konnte sich daher sogar eine leis lindernde Freude darüber mischen, daß der alte dekorative Sinn, den unser Volk im Mittelalter vor allen Völkern so lebhaft betätigte, nach Jahrhunderten tiefen Schlafes — den wir schon mißverständlicherweise als Tod betrauerten — wieder in neuer Kraft und Herrlichkeit auferstand. Noch etwas verträumt wie der junge Parzival, der im Walde dem Sinne verworrener Vogellieder nachsinnt, aber doch voll jugendlicher Lebensfreude und Entwicklungshoffnung.

Wenn man Eckmann verständig würdigen will, wird es notwendig sein, die manchmal etwas übertriebenen Lobeshymnen, welche dem Entschlafenen aus dem deutschen Zeitungsblätterwalde so verschwenderisch nachtönten, auf ihren reellen Kern zu reduzieren. Anstatt ihn als das unabhängige Genie hinzustellen, welches völlig aus eigenem heraus eine farbig schöne Welt gebiert, muß man seine Erscheinung vielmehr historisch auffassen. Das moderne Kunstgewerbe hat noch keine allzu umfangreiche eigene Geschichte, aber es blickt auf eine lange Reihe stattlicher Ahnen zurück, welche die Grundlage für jene Höhe geschaffen haben, zu der es sich in den letzten Jahren aufgeschwungen hat. Wir werden also, um Otto Eckmann verständig würdigen zu können, zunächst die Entwicklung verfolgen müssen, welche zu ihm führt.

Auch der enthusiastische Verehrer darf sich nicht darüber täuschen, daß Eckmann keineswegs ein bahnbrechender Genius war, etwa ein Columbus des Kunstgewerbes. Laßt uns ihn vielmehr verehren als ein außerordentlich kräftiges und vielseitiges Talent, das mit eisernem Fleiße den feinen Geschmack verband, der aus verworrener Elementenmenge das Nützliche und Schöne herauszufinden weiß, um es in neuer körperlich wie geistig harmonischer Einheit zu verbinden. Kommt hierzu noch ein starkes Bewußtsein des Deutschtums, ein Bewußtsein, welches dem Volke nie ein diesem innerlich Fremdes, also Wertloses, darbietet, so steht ein Mann da, welcher sich wohl sehen lassen kann.

Wir betrachten Eckmann als einen Markstein auf der Entwicklungslinie, welche von der Gotik her über die Biedermeierzeit, über die Engländer, Ruskin und Morris bis zu den Schöpfern unserer neuen Kunst, Hans von Marées, Anselm Feuerbach und Max Klinger führt, um schließlich das moderne Kunstgewerbe zu erzeugen

Zwei Strömungen sind es, welche hauptsächlich für uns in der Kunstgeschichte in Betracht kommen, die germanische und die romanische. Der Ausgangspunkt für beide ist der gleiche: die Antike. Ursprünglich in ihren Prinzipien eines, sehen wir, wie sich beide bald voreinander entfernen, um auf den dem betreffenden Volke besonders sympathischen Eigenschaften griechischer Kunst einen neuen und nationalen Stil zu begründen. So erleben die romanischen Völker ihren künstlerischen Höhepunkt in der Renaissance, welcher dann bald die Entartungen des Barock und des Rokoko folgen. Die Renaissance geht in kunstgewerblicher Hinsicht auf die weichen und schönen Linien zurück, welche sich nach den strengen alten Gesetzen der Symmetrie ineinander verschlingen und allerhand phantastische Gebilde formen, aus denen Pflanzen, Tier- und Menschenleiber oft recht sonderbar hervortreten. Ein außerordentliches künstlerisches Können, eine jugendlich heftige Produktionskraft erzeugen hier unter rücksichtsloser Durchführung des dekorativen Zweckes Dinge, welche von Naturformen ausgehend zu Karikaturen der Natur werden. Hier siegt

die wirkungsvolle Linie bereits über die Wahrheit. Und schon fängt es sich zu zeigen an, daß die einseitige Durchführung engherziger kunstgewerblicher Regeln zum Dogma und zur Verknöcherung führt. Noch Michelangelo schaltet frei auf der einmal festgestellten Grundlage. Aber der enge Kreis des Spielraums erschöpft sich gar schnell. Das Cinquecento ist auf kunstgewerblichem Gebiete wenig neuschöpferisch. Die Ornamente fangen bereits an, sich endlos zu wiederholen. Das Barock tritt eine Erbschaft an, aus der schon wenig herauszuholen ist. Noch einmal versucht der Gewaltigste, Bernini, die engen Grenzen zu sprengen. Mit negativem Erfolge. Der Geringeren ist kaum zu gedenken. Da man nichts Neues zu finden vermag, versucht man durch oft geschmacklose Überlastung die Armut der Erfindung zu verbergen. Der Prunk macht sich dort breit, wo man einst schöner Zweckmäßigkeit huldigte. Von Italien aus verbreitet sich der Barock nach Frankreich. Hier findet er ein leichtlebiges, oberflächliches Volk, welches, der tiefen Auffassung der italienischen Renaissance fern, aus dem neu erworbenen Formenschatz nur das äußerlichem Genusse Dienende herauslas. Und so bildet sich die neue Unform des Rokoko, welche mit vollständiger Hintansetzung der ursprünglichen dekorativen Absicht den Rahmen und sein Schnörkelwerk rein um seiner selbst willen liebt. Hier stehen wir an der äußersten Grenze der Entartung, zu welcher eine Abkehr von der Natur zugunsten des Gefälligen führt, und in diesem Abgrunde inhalts- und zweckloser Mache ist denn auch das rein romanische Kunsthandwerk spurlos verschwunden, um kümmerlichen und mißverstandenen Anregungen germanischer Art Platz zu machen.

Eine unendlich reichere Ernte hat die germanische Entwicklung des Kunstgewerbes mit sich geführt. Qualitativ genommen. Ruskin sagt einmal, die Bauten der Gotik wären wie steinerne Blumen aus der Erde emporgewachsen. Wir können von diesem Satze ruhig an der Betonung einer direkten Anlehnung an die Natur festhalten. Dem Germanen fehlte durchaus jene leichtbeschwingte Phantasie, welche sich im romanischen Kunstgewerbe reizvoll genug, aber verderblich manifestiert. Kein Zeichen eines gründlicheren, sondern vielmehr eines einfacheren Sinnes war es daher, wenn der Germane nichts aus sich selber heraus zu unternehmen wagte, sondern sich hülfesuchend an das hielt, was er sich am nächsten vorfand, an die Natur. Wie oft, bewies sich auch hier die größte Einfachheit des Geistes als die größte Tiefe. Aus durch keinerlei menschliche Hintergedanken beeinflußter Natur wuchsen die Bauten der Gotik empor. Eine heilige Ehrfurcht vor allem durch sich selbst Gegebenen spricht noch heute aus ihnen zu uns Epigonen und umfängt mit seinem Zauber auch den Ungläubigen, der einen gotischen Dom betritt. Ein Zauber, der uns in den Bauwerken romanischer Abkunft bei aller Größe und Pracht derselben durchaus fern bleibt. Und diese gläubige Naivetät,

diese feste Zuversicht, daß alles, was von Natur da ist, auch an und für sich schon so gut und schön sein muß, daß vieles Herumdeuteln der Menschen daran nur schaden kann, findet sich bei der Ornamentik, bei allen Erzeugnissen gotischen Kunstgewerbes. Blumen und Tiere, auf sie geht man immer und immer wieder zurück. Mit rührender Treue werden sie wiedergegeben, so gut man sie eben zu sehen imstande war. Dieser Vorzug der Gotik wurde allmählich zum Nachteil. Da man nicht zu stilisieren und zu variieren wagte, kam in das Kunstgewerbe eine ertötende Eintönigkeit. Man fühlte das heraus, ohne den Mut eigener Initiative zu finden. Romanische Elemente mischten sich in unser Kunstgewerbe und führten die Gotik zu jener Entartung, da sie durch künstlerische Taschenspielereien dem Auge Dinge vorzutäuschen wagte, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden. Aus der Höhe einer selbständig schaffenden Kunst sank sie zum rein mechanischen Handwerk herab. An ihre Stelle trat das Romanische, ohne indessen auf dem ihm fremden Boden irgend etwas von reiner Größe erzeugen zu können. So konnte man leider jahrhundertelang überhaupt nicht von einem germanischen Kunstgewerbe sprechen. Die Zeiten desselben schienen für immer entschwunden zu sein. Das Biedermeiertum schien uns Deutschen dann wieder ein nationales Kunstgewerbe bringen zu wollen. Aber wir waren für dasselbe noch bei weitem nicht reif genug. Noch heute findet man in den eingebildeten Kreisen der Halbbildung vieles wohlfeile Spötteln über die „biedermeierischen Geschmacklosigkeiten". Der im Denken noch immer recht unselbständige Deutsche muß erst nach England kommen und dort sehen, wie die Lords ihre Schlösser mit den kunstgewerblichen Erzeugnissen jener von uns verachteten Periode schmücken, ehe ihm die Augen über deren wahre Bedeutung einigermaßen aufgehen. Schon damals lag das Glück an unserem Wege, aber wir sind achtlos und spöttisch daran vorbeigeschritten. Es klingt lächerlich, aber wer das Kunstgewerbe der deutschen Biedermeierzeit kennen lernen will, muß es durchaus in England studieren.

Und von England ist auch der Aufschwung ausgegangen, den das Kunstgewerbe in so plötzlicher und überraschender Weise genommen hat. Er ist durchaus germanischer Natur. Die romanischen Völker, Frankreich und Italien, haben absolut nichts dazu getan, obwohl ersteres zu jener Zeit gerade in der Malerei die auch noch jetzt nicht bestrittene Führung übernahm. Sie verhielten sich völlig passiv, um neuestens schließlich das Fremde anzunehmen. Man muß es ihnen freilich zur Ehre sagen, daß das in lange nicht so bedingungsloser Weise geschieht, als seiner Zeit der umgekehrte Vorgang, sondern daß sie vielmehr bestrebt sind, das Erworbene in nationaler Weise auszubilden. Nur Namen wie Bigot, Carriès und Gallé seien hier vor vielen anderen genannt. Die großartigen amerikanischen Leistungen auf kunstgewerblichem Ge-

biete sind vorläufig noch nicht recht spruchreif, es bleibt abzuwarten, ob sich aus dieser internationalen Mischung ein fester Stil herauskristallisieren wird.

Englands Rolle dagegen muß sehr hoch eingeschätzt werden. John Ruskin gebührt das große Verdienst, seine bis dahin so recht im Dunkeln herumtappenden Landsleute — war doch die Geschmacklosigkeit des Engländers einer der fruchtbarsten Tummelplätze für die lahme Phantasie unserer Witzblattredakteure! — wieder auf die Gotik hingewiesen zu haben als die höchste Blüte germanischer Kunsttätigkeit. Das wollen wir um so lieber anerkennen, als sein dilettantisch-diktatorisches Kunsturteil auf uns heute nur allzu leicht komisch und abstoßend wirkt. Auch die Prinzipien dieser Kunst ahnte er bereits, und gegen ihre Ausschweifungen machte er in heftigster Weise Front. Was er theoretisch andeutete, setzten seine Schüler William Morris und der Architekt Baillie Scott ins Praktische über. Besonders William Morris wird kommenden Zeiten als ein Napoleon des Kunstgewerbes erscheinen. Dieser hochbedeutende Mensch nahm den Kampf gegen sein ganzes Land auf sich, und in diesem Kampfe stand er anfangs vereinzelt und verkannt da. Die Präraphaeliten, welche sich mit ihm zusammengetan hatten, verfolgten in Wahrheit gar nicht seine Ziele. Er hat den Kampf erfolgreich durchgeführt. Infolge der glücklichen Mischung von Phantasie und kritischer Vernunft, welche seine Natur ausmacht, und seiner schier unerschöpflichen Arbeitskraft. Sein Einfluß hat es in England glücklich so weit gebracht, daß die aus romanischen und antikisierenden keltischen Einflüssen gemischte Schwerfälligkeit des englischen Kunstgewerbes einer heiteren Leichtigkeit Platz gemacht hat, daß sich das Erzeugnis seiner Bestimmung aufs beste anschmiegt, ohne dabei an Schönheit zu verlieren. Als uns im Gefolge des „Studio" seine Erzeugnisse über den Kanal kamen, mußten endlich unsere Augen aufgehen. Wir haben ihm und Scott Unendliches zu verdanken und wollen das nie in Augenblicken des Selbstbewußtseins vergessen.

Wir haben Morris unseren pflichtschuldigen Dank abgestattet. In einem Essay, der einem deutschen Künstler gewidmet ist, dürfte es wohl aber auch nicht deplaciert erscheinen, wenn ich diesem Danke eine viel lebhaftere Warnung entgegensetze. Wir Deutschen neigen von jeher und in letzter Zeit ganz besonders in jeder Weise zur Anglomanie. Das außerordentliche viele Gute und Vortreffliche, das wir *ihnen* unstreitig zu verdanken haben, mag uns einigermaßen rechtfertigen. Es ist auch sicher lobenswert, wenn man von weiter entwickelten Fremden lernen möchte, wie man es selbst zu machen hat. Wenn dieses Lernen aber zur blinden Anbetung wird und so weit geht, daß man alles, was den Stempel „England" trägt, ohne weiteres für gut hält, so dürfte es

Zeit sein, energisch einzuschreiten. Die Engländer sollen uns Anreger sein und nicht mehr.

Wer mit nur einigermaßen ungetrübten Augen das neueste englische Kunstgewerbe betrachtet, der wird ohne weiteres erkennen, daß die Engländer von den Prinzipien des Morris hinweg bereits wieder auf ganz verderbliche Abwege geraten sind. Morris' Stil war ein herrlicher, durchaus persönlicher, auf die Natur zurückgehender, der dabei durch und durch national und zweckgemäß empfunden war. Als England durch ihn so unerwartet zur kunstgewerblichen Weltherrschaft gelangte, war es nur natürlich, daß die Nachfolger des Größten sich bemühten, ihn noch durch immer Neues zu überbieten, um diese Weltherrschaft zu behaupten. Aber nicht jeder ist ein Erfinder, ein Genie gleich William Morris. In Ermangelung eigener Schöpferkraft verfielen nun diese Jüngeren in den unglücklichen Fehler, an welchem auch die Gotik zugrunde gehen mußte, sie ahmten statt der Natur wiederum schlechte und unvollkommene Nachahmungen derselben nach, sie wurden Archaisten.

Es ist unglaublich, daß man sich auf dem Kontinent geradezu gewaltsam der doch unentrinnbaren Erkenntnis verschließt, daß wir, anstatt mit unserer Anglomanie einen wirklich modernen, d. h. zeitgemäßen Stil zu begründen, einfach nur in einer unnützen und unseligen Nachäffung altschottischer, gotisch-romantischer, orientalischer, Rokoko- und anderer Erzeugnisse begriffen sind. Denn alle diese Elemente spuken in höchst unklarer und verschwommener Weise durch die oft lächerlich bizarren Erzeugnisse der jüngsten Engländer. Die heterogensten Elemente sollen sich da auf einmal friedlich mischen, eine ganz unkünstlerische Forderung, eine vollkommene Stilanarchie.

Daß sogar Männer wie van de Velde, der doch, wie nur wenige, weiß, worauf es jetzt im Kunstgewerbe ankommt, diesen Irrtum weiter fördern, ist ein recht trauriges Zeichen dafür, wohin wir jetzt glücklich gelangt sind. Vor allem möchte ich hier den Namen Walter Crane als Warnungstafel aufhängen. Dieser schöngeistige Archaist war erst wieder auf der Turiner Ausstellung außerordentlich reich vertreten, und die Zeitungen beeilten sich, mit der üblichen Hochachtung zu referieren. Er hat durch seine kunsttheoretischen Schriften großen Nutzen gestiftet, größeren Schaden stiftet er durch seine aller eigenen Erfindung bare kunstgewerbliche Tätigkeit. In dem naiven Glauben, in einem neuen Stile zu arbeiten, ahmen wir blindlings alle diese Produkte nach, in denen sich die Moden und Stile aller Völker und Zeiten ein kunterbuntes Rendezvous geben.

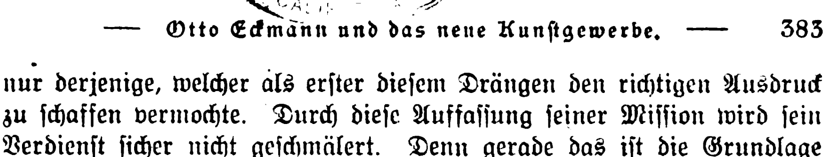
Wie ein Rausch kam es über uns, als das Aschenbrödel Kunstgewerbe plötzlich Königin wurde. Für im Rausche begangene Sünden kann man leichtlich Absolution erhalten. Aber dazu ist es auch nötig, daß man diese Sünden als solche erkennt und sich von ihnen lossagt. Wir könnten

nunmehr nachgerade auch so weit gekommen sein. Um so mehr, als es bei uns nicht an Männern fehlt, welche jenen Sünden selten oder nie verfallen sind. Wer kennt nicht die Obrist, Christiansen, Behrend, Wagner? Und sollte nicht der Name Otto Eckmann allein schon einen Schild gegen solche Anfechtungen bedeuten?

Ein deutliches Zeichen dieser Verwirrung sind die Phrasen, mit denen heutzutage der strebsame Kunstjünger um sich wirft. „Englischer Stil", „Sezession", „Jugendstil", das sind so Parteischlagworte, die Ursachen heftiger Fehden geben. Im Grunde genommen bedeutet die eine Phrase genau so blutwenig wie die andere. Sie imponieren ja auch nur denen, die nichts davon verstehen. Das Kunstgewerbe hüllt sich in mystische Weihrauchwolken der Unnahbarkeit ein, um den Laien zu imponieren, anstatt daß es sich bemüht, durchsichtig klare Verständlichkeit zu geben.

Das diesem Essay vorausgesetzte Motto sollte als goldener Lebensspruch allen Kunstgewerblern auf ihren schweren Weg mitgegeben werden. Es ist einem Aufsatze Otto Eckmanns entnommen, der die charakteristische Überschrift „Über den Unfug mit dem Worte Stil" führt. Ich möchte aus diesem Aufsatze noch die folgenden Sätze anführen, welche so ziemlich das ganze „Prinzip" von Otto Eckmanns Schaffen kondensiert enthalten dürften: „Kein Lebender hat jemals ergründet, was den ‚neuen Stil', den Stil seiner Zeit ausmachte. Man frage bedeutende, aber ehrliche Künstler, ob sie wissen, worin ihr Stil besteht. Sie wissen es nicht. Sie arbeiten, wie sie müssen, und können nicht anders, wenn sie ganze Kerle sind. Sie fragen nie, ob dieses oder jenes an ihrer Arbeit nun auch im ‚neuen Stil' sei. Sie denken an nichts anderes, als wie sie dem Zwecke und Material entsprechend ihrem eigensten Geschmacke Ausdruck verleihen wollen. Wenn dann einer kommt und erzählt uns, er habe ‚den neuen Stil' soeben ausgebrütet, und zwar wäre er fix und fertig, man brauche nur Halleluja zu rufen und das Ganze gläubig anzunehmen, so darf man über die Anmaßung lächeln und zweifeln. So etwas gibt es nicht. Eine Kunstbewegung wächst organisch und duldet keine Sprünge."

Das klingt recht einfach. Und doch ist Eckmann gerade dadurch, daß er diese einfache Theorie unentwegt verfolgte, der Führer unseres deutschen Kunstgewerbes geworden. Hätte er sich von den mannigfaltigen Ratschlägen sogenannter guter Freunde, die von Anfang an nicht fehlten, beeinflussen lassen und nach rechts und links geschaut, so hätte er eben seinen Stil nicht gefunden, sondern wäre nur einer der vielen gewesen, die am fruchtlosen Experimentieren zugrunde gehen. Seinen Auseinandersetzungen liegt das alte wahre Wort zugrunde, daß jede Zeit sich immer die Männer schafft, deren sie bedarf. Die entwicklungsgeschichtliche Auffassung der Kunst. Nicht er hat das moderne deutsche Kunstgewerbe geschaffen, sondern die Zeit drängte dazu, und Eckmann war



nur derjenige, welcher als erster diesem Drängen den richtigen Ausdruck zu schaffen vermochte. Durch diese Auffassung seiner Mission wird sein Verdienst sicher nicht geschmälert. Denn gerade das ist die Grundlage aller Größe.

Es wäre töricht zu behaupten, daß ein Künstler ganz aus sich selbst oder aus seiner Nation heraus entstanden. Gerade in unserer streng historisch denkenden Zeit hält man sich löblicherweise von solcher Einseitigkeit fern und weiß recht gut das Genie nur als die Krönung, die Kuppel eines mächtigen Gebäudes zu betrachten.

So sind denn auch die Einflüsse mannigfaltig, welche Eckmanns Stil gebildet haben. Der Engländer ist auch hier bedeutsam zu gedenken, Eckmann selbst hat mit begeisterten Worten gerne die große Persönlichkeit eines Morris gefeiert. Vor allem aber ist es wohl Japan, das hier in günstiger Weise tätig gewesen ist.

Als wir durch die Vermittlung Englands mit japanischer Kunst überschwemmt wurden, schien es eine Zeitlang, als solle alles Eigene unter dieser Überschwemmung zugrunde gehen. Aber die dämmernde Kunst des Ostens besaß diese brutale Kraft der Unterdrückung nicht. Wie ein segenbringender Strom zog sie sich zurück, nachdem sie das Land ringsherum fruchtbar gemacht hatte.

Hier hat auch Eckmann gelernt. Gleich den Japanern hält er sich nicht lange bei fremdem Gute auf, sondern geht direkt auf die Natur zurück, deren Formen er stilisiert. Und gleich den Japanern verbirgt er unter dem Einfachsten eine beziehungsreiche Symbolik, deutet mit seinen Linien ernste Gedankenverbindungen.

Seine Bedeutung ist es, daß er von den Japanern nur die richtigen Prinzipien entlehnte, nicht aber deren Deutung. Wäre dem anders, so würde er uns als ein Fremder gegenüberstehen, als Nachahmer einer bedeutenden, unserem Wesen jedoch nicht entsprechenden Kunst. Daß er die einzig wahren Gesetze des Kunstgewerbes in seiner eigenen Weise deutete, welche, da er eine durchaus deutsche Natur war, auch unsere Weise sein mußte, das hat Eckmann, ohne daß er ein überragendes Genie gleich Morris war, zum Pfadfinder und Führer des deutschen Kunstgewerbes gemacht. Und darum werden wir seiner als unseres Lehrers auch dann noch mit Liebe gedenken, wenn wir über ihn hinaus gelangt sein sollten.

II.

Leben und Entwicklung.

Otto Eckmann wurde am 19. November 1865 in Hamburg geboren. Unstreitig ist gerade dieser Geburtsort für seine Entwicklung von allerhöchster Wichtigkeit gewesen. Die alte Hansastadt ist ein außerordentlich wichtiges Agens in der Geschichte unserer modernen Kunst, etwas streng

altbürgerlich gegen fremde Einflüsse abgeschlossen, hat sie immer ihre in höchstem Sinne eigene Kunst für sich gehabt, und so als Persönlichkeit auch Persönlichkeiten hervorzubringen vermocht. Unbeirrt von allen Tendenzen des Reiches ging sie stets ihren eigenen Weg kultureller Selbständigkeit. Die Hamburger Malerschule hat ihren ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte, und das Drama Lessings fand hier seine tatkräftigsten Vertreter, die in Zeiten allgemeiner Literaturmisere unentwegt an ihm festhielten, der Realismus, welcher den Hamburgern als Bürgern einer Stadt, die ihre Größe in erster Reihe dem Handel verdankt, eigentümlich ist, lenkte ihre Blicke bald auf die Zweckmäßigkeit und Verwendbarkeit der Kunst. Aus nüchterner Praxis heraus entstand hier die eigentliche Wiederbelebung des gesamten europäischen Kunstgewerbes. Gottfried Semper war ein Hamburger. Bei der Erinnerung an diesen genialen Praktiker wollen wir vor allem nicht vergessen, daß er von 1850 bis 1853 in London eine höchst fruchtbare Tätigkeit entwickelte, daß die Gründung des South-Kensington-Museum 1857 in der Hauptsache ihm seine Entstehung verdankt, und daß somit das ganze englische Kunstgewerbe, welches wir so demutsvoll als ein besonderes Gnadengeschenk begrüßten, in Wahrheit ganz aus deutschen Einflüssen hervorgegangen ist. Man hat uns eigentlich nur Geliehenes wiedererstattet.

Hier in Hamburg hat auch der Aufschwung der modernen Schmiedekunst eingesetzt (vide Brüning, Die Schmiedekunst. H. Seemann Nachf., Leipzig). Damit war zuerst die Bahn für eine künstlerische Behandlung des bisher für unkünstlerisch gehaltenen Eisens eröffnet und der Architektur der Zukunft, welche sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf diesem Material aufbauen dürfte, vorgearbeitet. Und in Hamburg war es auch, wo man für die künstlerische Verwertung des Holzes wieder neue und reizvolle Gesichtspunkte gewann. Das alles geschah zunächst aus rein praktischen Gesinnungen heraus. Der Kaufmann fragt bei neuen Dingen zunächst nach ihrer Verwendbarkeit. Erst später gesellte sich dann die Theorie in mächtig ausgestaltender Weise dazu. Die Namen Justus Brinckmann und Alfred Lichtwark werden als die der größten Erzieher des deutschen Volkes zur modernen Kunst nie an ihrem guten Klange verlieren. Die vor allem dem ersteren erwiesenen mannigfaltigen Ehrungen beweisen deutlich genug, daß Deutschland die führende Stellung Hamburgs voll und ganz anerkennt.

Dem Kreise dieser Männer, mit denen ihn auch persönliche Freundschaft verband, gehört Otto Eckmann an. Er hat ihre Theorien realisiert. Der Einfluß Brinckmanns auf ihn war ein sehr starker. Dann war er selbst auch ein Hamburger durch und durch, voller Neigung zu sinnreichen Deutungen, ohne daß indessen jemals die Phantasie den kühl denkenden Verstand in unkritischer Weise überwältigt hätte.

Eckmanns Pläne hatten zunächst wenig mit dem Kunstgewerbe zu

tun. Fällt doch in seine Münchener Lehrjahre gerade dessen größte Stilverwirrung, die geeignet genug war, selbst auf die dekorativst gesinnte Natur abschreckend zu wirken! Es ist für die ganze Natur des Mannes bezeichnend, daß er sich niemals gleich so vielen anderen jungen Künstlern auf das Originalgenie hinausspielt. Stets ist es ihm klar, daß man sehr gut von anderen lernen kann, ohne deswegen zum Nachahmer zu werden. Vollbewußt und dankbar nimmt er die Anregungen auf, welche ihm von seiner Seele verwandten Schöpfern zuteil werden. Er selbst hat einmal die modernen Holländer, vor allem Mauve, als diejenigen bezeichnet, welche ihn am meisten in seiner Entwicklung gefördert haben. Wir glauben nicht fehlzugreifen, wenn wir neben den Namen Mauve den des Franzosen Monet setzen. Eckmann selbst nennt ihn nicht, aber bei dem außerordentlich großen Einflusse, den Monet auf die gesamte deutsche Kunst gewann, mag wohl hier eine unbewußte Beeinflussung vorliegen.

In seinen ersten Bildern gibt Eckmann zunächst rein Landschaftliches. Ihm ist nicht das Dargestellte die Hauptsache, sondern in viel höherem Grade die Stimmung, welcher er Ausdruck zu verleihen wünscht. In echter Impressionistenmanier ist er bestrebt, an und für sich völlig Interesseloses zu geben. Das gehört wohl mit zu den anspruchsvollsten Aufgaben, die sich ein Künstler nur immer stellen kann. Ein starkes Selbstbewußtsein gehört dazu, den Beschauer nicht durch den Gegenstand, sondern nur durch dessen Ausdruck fesseln zu wollen. Die wenigen Personen, welche er manchmal seinen Landschaften einfügt, besitzen kein selbständiges Leben für sich, sie erfüllen rein dekorative Zwecke. Sie wirken illustrativ.

Die starke Neigung zur Vereinfachung und Zusammenziehung, welche sich bereits hier ausspricht — so den künftigen Kunstgewerbler andeutend, macht Eckmann früh zum Symboliker. Er schaut die Natur mit nüchternen Augen an, aber sein Verstand sucht nach geheimnisvollen Beziehungen zwischen den Einzelheiten, seine Phantasie hört sie sich in einer Sprache miteinander unterreden, die nur dem Eingeweihten verständlich ist. Überall zeigen sich Vorzeichen seiner späteren beziehungsreichen Ornamentik. Die germanische Erkenntnis, welcher wir schon bei den alten deutsche Mystikern begegnen, daß in der höchsten Einfachheit auch der tiefste Sinn verborgen ist, hat sich dem jungen Künstler bereits voll erschlossen.

Eine Stimmung taucht unerwartet in ihm auf. Sie drängt zum Ausdruck. Aber die Natur des Künstlers ist eine derartig innerliche, daß sie vor jeder restlosen Verkörperung der Idee schamhaft zurückschreckt. So wird denn das, was er gibt, mehr Illustration zu einem lyrischen Gedichte, das er innerlich erlebt, als ein selbständig für sich bestehendes Kunstwerk.

Ich erinnere mich noch aus einer Zeit her, wo ich das Vergnügen genoß, zeitweise mit dem Verstorbenen zusammenzukommen und über literarische Dinge zu plaudern, daß er vor allem die Lyrik liebte und keine neue Erscheinung auf diesem Gebiete vorübergehen ließ, ohne sich aufs genaueste mit ihr bekannt zu machen. Seine lyrische Bibliothek war sehr reichhaltig. Einmal sagte er zu mir: „Ich kaufe grundsätzlich keine Gedichte, die illustriert sind. Sehe ich zu sonst recht guten Versen ein Bild, welches die Stimmung ausdrücken soll, die es in anderen wachgerufen hat, so ist mir der ganze Genuß am Lied verdorben."

Diese Worte charakterisieren das Schaffen des Mannes deutlich genug. Er wollte alles möglichst rein auf sich einwirken lassen. Seine Werke illustrieren seine Gefühle in ähnlicher Art, wie die Begleitung im Basse sich zur eigentlichen Melodie verhält. Das ist aber die Grundlage aller Symbolik. Der Beschauer erblickt nur die Illustration, und seinen Sinnen muß der grübelnde Verstand zu Hülfe kommen, um die feinen und geheimnisvollen Fäden aufzuspüren, welche Schöpfung und Schöpfer miteinander unlösbar verbinden. Sonst bleibt der Genuß immer nur ein halber.

Also Eckmann war Symbolist. Da hängt in seinem Berliner Atelier ein Bild: „Der Abend". Ein bescheidenes und einfaches Werk, aus der ersten Periode des Künstlers stammend, da ihm seine eigenen Ziele wohl selbst noch nicht so recht deutlich vor Augen standen. An einem stillen Spätsommerabende schreitet ein Liebespaar durchs reife Kornfeld seinem Dorfe zu. Ein altes, oft wiederholtes Motiv. Dabei nicht einmal der geringste Versuch zu irgend welcher geistreichen Variante. Auch hier schon der ganze Eckmann, wie wir ihn lieben, in seiner schlicht wahren Einfachheit. Das Bild anmutend wie ein altdeutsches Volkslied. Prächtig wiedergegeben die Dämmerung, wie die letzte Blässe des Sonnenlichtes sich übers Land ergießt und mit den weichen Strahlen des aufgehenden Mondes mischt. Mann und Frau passen vorzüglich in diese Stimmung hinein. Stimmung — das ist das richtige Wort für die Definition dieses Bildes. Das Gegenständliche wird darüber vollständg gleichgültig. Diese Dämmerung ist eine Symbolik ehelicher Liebe. Hans Thoma hat uns ähnliche Werke beschert. Auch er ein Märchenpoet des Stiftes. Aber da er ein größerer Könner ist, überzeugen seine Bilder auf den ersten Blick. Man denke an die Märchenhaftes träumende Gestalt seines Mondgeigers. Der ist einfach die Jugend. Eckmann besitzt diese Überzeugungskraft nicht. Sein Schaffen ist keine Äußerung reinen Gefühles, der Beziehungen suchende Verstand hat einen oft zu starken Anteil daran und bringt in die Werke etwas Gewolltes, einen verborgenen Sinn, der den Beschauer zum Denken zwingt und manchmal stark den sinnlichen Genuß verkümmert.

Immer deutlicher tritt diese Verstandesarbeit Eckmanns — in ihren An-

fängen doch ihrer selbst noch so unsicher! — in seinen späteren malerischen Arbeiten vor. Sie erhalten dadurch eine abschreckende Kühle, ein gewisses überlegenes Auftreten, das uns befangen und stutzig macht. Das soll ein bewußter Tadel sein. Für mich ist Eckmanns Tätigkeit als Maler in malerischer Hinsicht ein ständiges Rückwärtsschreiten. Ich meine das nicht in technischer Beziehung, die ja bei einer derartigen Begabung stets fortschreitend ist. Aber der Zwiespalt zwischen Erstrebtem und Gegebenem wirkt schließlich peinlich und destruktiv. Was soll man mit Bildern, die man erst in ihre Einzelheiten zerlegen muß, um dann das Bild noch einmal neu zu konstruieren? Und schließlich kommt bei solcher Rekonstruktion doch immer nur das heraus, was der Beschauer, nicht das, was der Schöpfer will. Ein Gemälde echter Art dagegen, mag es nun eine Szene aus dem Leben Alexanders oder ein Feld mit Runkelrüben sein, soll uns sofort überzeugen, hinreißen, das Gefühl so gefangen nehmen, daß die Vernunft überhaupt nicht zu Worte kommt.

Nehmen wir das für Eckmanns malerisch-symbolische Periode bezeichnendste Bild „Kastanien im Herbst". Eine Reihe gewaltiger Kastanienbäume. Ein Kranz roter Blätter umgibt sie. Man könnte meinen, das wäre ein naturalistisches Stimmungsbild. Eugen Bracht hat ja fast ausschließlich verwandte Motive gewählt, und wir haben ihn gefeiert, als er noch der Unsrige war, wie das seiner hohen Kunst gebührte, und haben ihn nur mit Trauern scheiden gesehen. Seine Bilder waren Erlebnisse für uns. Warum lassen da Eckmannsche Kastanien in uns eine ungelöste Dissonanz zurück, so daß wir schier mit tiefster Mißstimmung von ihnen scheiden?

Das kommt daher, weil wir sofort sehen, daß sich der Künstler nicht wie Bracht gleich aus seinem Gefühl heraus an das unsere wendet. Wir ahnen eine geheime Beziehung, die wir herauslesen sollen und nicht können. Das ist peinlich. Nach Eckmanns eigener Erklärung wollte er die Hauptbetonung auf den Kontrast zwischen der Kraft dieser Baumriesen und ihrem müden Dahinwelken legen. Das alte Menschheitslied von der kraftlosen Sterblichkeit, der tödlichen Ohnmacht selbst des Stärksten. Der Gedanke ist groß und schön. Aber wenn wir jetzt, mit der Erklärung des Künstlers bewaffnet, vor die Leinwand treten, so sehen wir doch immer nur eine Anzahl welkender Kastanienbäume und nicht mehr. Daß dem so ist, dürfte meiner Meinung nach der beste Beweis für Eckmanns Unzulänglichkeit als Maler sein. Damit möchte ich nichts Hartes über einen Künstler sagen, den ich überaus liebe und schätze. Eckmann war eben auf einem Gebiete tätig, das ihm nicht zu eigen gehörte, und wir wollen uns freuen, daß er so bald seinem Schaffen das richtige Feld gefunden hat.

Hinweisungen auf dieses Feld finden sich bereits in seinem malerischen Schaffen in reicher Fülle vor. Gleich am Anfange auftauchend, mehren

sie sich beständig und treiben den Künstler ohne sein Wissen seiner wahren Zukunft entgegen. Der künftige große Ornamentist gibt sich bereits in vielen Vorzeichen, die für uns jetzt leicht zu deuten sind. So ist seine intensive Vertiefung in die Natur und ihre Geheimnisse, in das geheimnisvolle Quellen und Treiben ihrer Formen ja gerade das gewesen, was ihn von vornherein als zum Reformator unseres deutschen Kunstgewerbes berufen erscheinen läßt. Und von der Natur hat er denn auch schon früh gelernt, das Komplizierte auf seine allereinfachsten Gründe zurückzuführen. Wenn er die Kastanien in seinen „Kastanien im Herbste" mit Kandelabern vergleicht, so ist schon das ein Gedanke, der einem rein malerisch Schaffenden vollständig fremd bleiben würde. Es scheint, als habe er sich bereits damals mit Überlegungen beschäftigt, wie man die Formen der Natur am besten für das Kunstgewerbe nutzbar machen könne. Dann finden wir an den Kastanien einzelne Blätter, die im Verhältnisse zur Gesamterscheinung viel zu groß sind. Die großen Blätter sind ja sonst für die Kastanien charakteristisch. Und so geht denn Eckmann in dem Bestreben, so scharf als möglich zu charakterisieren, bewußt über die Natur hinaus, ja, setzt sich sogar gegen besseres Wissen in Widerspruch zu ihr. Das tut kein Maler, das tut nur ein zielbewußter und feinbegabter Ornamentist.

Den Abschluß von Eckmanns eigentlicher malerischer Tätigkeit bildet das 1894 entstandene sechsteilige Gemälde „Die vier Lebensalter". Von naturgetreuer Wiedergabe, eigentlichem Naturalismus kann man hier überhaupt nicht mehr reden. Die natürliche Wahrheit ist vollkommen vernachlässigt, ja sogar absichtlich verleugnet. Der Künstler scheint auf sie gar keinen Wert mehr zu legen. Hat er früher noch farbig zu wirken gesucht, so ist ihm jetzt die Farbe nur noch ein mit äußerster Beschränkung gebrauchtes Mittel zu dürftigster äußerer Belebung. Dagegen spielt die Linie auf einmal eine Rolle, wie sie in Eckmanns Schaffen bis dahin auch nicht annähernd angedeutet war. Ja, man kann sagen, daß sie überhaupt das Wesen des Werkes allein durch sich bestimmt. Fließend und charaktervoll zeigt sie bereits den Übergang zur zukünftigen Tätigkeit des Künstlers an. Freilich ist in dessen Seele noch ein unruhiges Schwanken, das ja eben alle Übergangsepochen charakterisiert. Noch versteht er das Neue nicht ganz und vermag sich vom Alten nicht recht loszureißen. Ein schwerer seelischer Kampf dokumentiert sich hier für den aufmerksamen Beschauer. Und in der ganzen Art, wie die vier Jahreszeiten mit den vier Lebensstufen des Menschen malerisch verglichen werden, in den Beziehungen zwischen der toten und der lebenden Natur, steht die echt mystisch deutsche Symbolistik Eckmanns bereits auf ihrer vollen Höhe.

Gerade jeder begabte Künstler hat Augenblicke, in denen er an seiner künstlerischen Sendung verzweifelt, während die gesunde Mittelmäßigkeit

in Sicherheit und eher noch in Selbstüberhebung schwelgt. Eckmann ist sich über den Zwiespalt in seinem Schaffen nicht im unklaren gewesen. Nur daß eine Zeit verging, ehe er den Weg erkannte, den ihn seine Begabung wies. Hier hat ihm Brinckmann als treuer Berater zur Seite gestanden und ihm durch die Hinweise auf die ihm so verwandte Kunst der Japaner die vielleicht wichtigsten Anregungen gegeben. Sobald Eckmann nur einigermaßen die Richtung wußte, in welcher er sich vorwärts zu bewegen hatte, brach er kurz entschlossen mit der Vergangenheit. 1894 versteigerte er in Frankfurt seinen gesamten „künstlerischen Nachlaß“. Auch pekuniär wollte er sich wohl damit etwas auf die Beine helfen. Die Verleihung einer goldenen Medaille für sein letztes Werk hatte ihn nicht mehr beirren können. Sehr bezeichnend ist der Prospekt, welcher damals den Besuchern der Bangelschen Ausstellung überreicht wurde. Schon der außergewöhnliche dekorativ recht wirksame Umschlag, auf dem sich zwei grellrote Besenreiser präsentieren, mußte aufmerksam machen. Noch mehr tat das aber wohl die folgende höchst originelle Vorrede:

„Ein verehrliches Publikum gestatte mir zu meinen Bildern einige begleitende Worte. Da sich mein künstlerischer Nachlaß im Laufe der Jahre in etwas platzraubender Weise vermehrt hat, sehe ich mich veranlaßt, denselben schon jetzt bei Lebzeiten in Auktion zu geben, wodurch mir erstens Raum zu weiterem Nachlaß wird, und zweitens das seltene Glück zufällt, mein eigener Erbe zu sein, Bestrebungen, die gewiß bei einem wohlwollenden Publikum Unterstützung finden werden. Zudem waren die zur Versteigerung kommenden Werke schon auf Ausstellungen der Münchener Genossenschaft und der Sezession ꝛc., was dem verehrlichen Publikum für das zahme Aussehen derselben genügend Bürgschaft leisten kann. Die dunklen Bilder sind vollständig unverändert geblieben und schon ursprünglich so gemalt worden, in meiner Dämmerperiode, als ich noch nicht den Mut hatte, das Brutale des Tageslichtes für bildliche Wirkung zu verändern, und daher die dezenten Farben des Abends vorzog. Der sonstige Inhalt der Bilder an Gefühl für die Poesie in der Natur und an ehrlicher Arbeit muß freilich mit in den Kauf genommen werden — das ist bei künstlerischem Nachlaß nun einmal so. Indem ich meinen Bildern ein herzliches Lebewohl auf Nimmerwiedersehen zurufe, unterzeichne ich mit Hochachtung Otto Eckmann.“

In diesen Worten spricht sich wohl für jeden erkenntlich ein starkes künstlerisches Selbstbewußtsein aus, welches sich mit einiger Ironie über das Publikum hinwegsetzt, das nach altem Brauche gewöhnlich Galeriebilder um so höher einzuschätzen pflegt, desto dunkler sie durch das Alter geworden sind, also das Alter oft mehr ehrt, als den künstlerischen Wert. Hinter der erkünstelt leichten Art verbirgt sich wohl aber auch eine gewisse Schwermut, von einer geliebten Kunst, in die einst himmelstürmende

Zukunftshoffnungen gesetzt wurden, resigniert Abschied nehmen zu müssen. Schließlich hat dann aber doch die Erkenntnis, daß das Reich der Ölfarbe seiner Natur weniger zusage als ein Schaffen unter freieren Bedingungen, über die Bedenken des Künstlers gesiegt.

Es muß immer wieder betont werden, daß der Umschwung in Eckmanns Wesen keineswegs ein willkürlicher, sondern als aus der Zeit herausgeboren notwendig war. Tauchte doch schon damals die Vorliebe für das Biedermeiertum wieder auf, welches von der Zeit rein abstrakter Starre selbst als starr angesehen, jetzt plötzlich als Befreier begrüßt und bejubelt wurde. Ich brauche nur an die bekannte Münchener Zeitschrift „Jugend" erinnern, deren beste Mitarbeiter wie Münzer, Eichler, Schmiedhammer u. a. etwas durchaus Biedermeierisches an sich haben, und die den menschlichen Typus dieser Epoche selbst wieder in liebenswürdiger Weise eingeführt hat. Auch in unserer Literatur schwingt diese Saite noch heute vibrierend nach in den vielen Neuausgaben von Werken damaliger Dichter, und es läßt sich jetzt gar nicht feststellen, welchen Einfluß dieselben noch auf die literarische Produktion gewinnen werden.

Auch Eckmann ist dieser Zeitströmung gefolgt, deren Gesundheit er erkannte. Noch stärker aber wirkten auf ihn wie auf uns alle die Japaner. Wir haben sie England zu verdanken. Die Zeiten waren ja, Gott sei Dank, schon vorüber, in denen ein wütender Japanismus gleich einer Epidemie Europa ergriffen hatte, wo dann die faden und geschmacklosen Fabrikarbeiten japanischer Schirme und ähnliche Spielereien die alte Welt überschwemmten.

An ihre Stelle war mit der besseren Erkenntnis der japanische Farbenholzschnitt getreten. Die Holzschnitttechnik an und für sich war bei uns auch schon vorher sehr beliebt, als die billigste Reproduktion bedienten sich ihrer unsere Familienblätter, und der Webersche Verlag verdankt ihr seinen Weltruf. Aber die Grenzen waren hier recht eng gezogen, und mit der Erschöpfung des Gegebenen erwachte auch das Verlangen nach Neuem. So lernten wir den fruchtbarsten Geist des kleinen Landes, Hokusai kennen und lieben, Hiroshige und Ouckamara schlossen sich ihm an. Der farbige Holzschnitt bedeutete für uns eine künstlerisch neue Welt, und die Naturauffassung der Japaner, ihr strenges Zurückgehen auf die Urformen gaben uns die Richtung.

Brinckmann machte Eckmann auf diesen japanischen Farbenholzschnitt als auf ein fruchtbares und zukunftsreiches Feld unserer Kunstentwicklung aufmerksam. Er vermittelte ihm die große Lehre, daß die so außerordentlich verehrten Engländer im Grunde wenig Originalität besäßen, sondern ihr Bestes den „Deutschen des Ostens" verdankten. Und vor allem predigte er ihm die Prinzipien japanischer Kunst. In ihr lag

damals wirklich für uns alles Heil, — seitdem hat sich ja vieles geändert, — und auf sie hieß es nun zurückgehen, wenn man nicht steril werden wollte.

Eckmann ist wohl der erste gewesen, welcher den Farbenholzschnitt bei uns heimisch machte. Wenigstens den Farbenholzschnitt als selbständige, nicht als reproduktive Kunstbetätigung. Ihn reizten die ornamentalen Linien der Japaner, die in der sprechenden Prägnanz ihres Ausdrucks zum ersten Male wieder den dekorativen Zweck der Kunst predigten. So entstehen unseres Künstlers bekannte Farbenholzschnitte, in denen er zum ersten Male die bis dahin von ihm schmerzlich vermißte Eigenart und Besonderheit fand. Von nun ab stand er als eine Persönlichkeit für sich da, kein Nachahmer, sondern ein Nachempfinder der Japaner war er geworden.

Für seine direkte Anlehnung an die Natur ist es bezeichnend, daß er zunächst die Motive zu verwerten suchte, welche ihm von Kindheit an die vertrautesten waren. Die Alster bot ja deren genug. Seine bekanntesten Holzschnitte, die „Schwarzen Schwäne" und die „Blauen Schwäne" sind Reminiscenzen an seine Heimatstadt Hamburg. Der Schwan, von allen Tieren, die edle Linien aufweisen, ihm das bekannteste, ist denn auch späterhin sein Lieblingstier geblieben. Noch nach seinem Tode brachte die „Jugend" in ihrer König-Ludwig-Nummer einen Holzschnitt, der wie ein Motto anmutet, das Eckmann seinem Schaffen als Nachwort folgen lassen wollte. Ein in prächtiger Stilisierung gesehener „Königsschwan", der mit vollem Flügelschlage aus den Gewässern heraus der strahlenden Sonne entgegenstrebt.

An den „Schwarzen Schwänen" hat ihn rein das idyllische Motiv, an den „Blauen Schwänen" mehr die Handlung interessiert. Beiden Werken aber ist es gemeinsam, daß sie nicht gleich den Bildern des Künstlers sich verhältnismäßig streng an die Natur halten, sondern daß in ihnen eine gewaltsame Stilisierung vorherrscht, welche der Absicht, ein dekorativ wirksames Ganzes zu geben, alle anderen Rücksichten unterordnet. So finden wir in den Holzschnitten auch bereits die Linie vor, welche dem späteren Ornamentisten als Grundlage für seine Schöpfungen dienen sollte. Die Linien sind weich, sie haben etwas Gleichförmiges an sich; und dennoch lassen sie sich auf die allerverschiedensten Arten formulieren. In den Schwänen treten sie ebenso hervor, wie im krausen Wirrwarr des Wassers. Ja dem Wasser sind sie im Grunde abgelauscht. Hier fand der Künstler, wie sich derselben Form immer neue Variationen ablauschen lassen, er konnte am bewegten Wasser beobachten, wie diese Variationen vor sich gehen. Die Natur wurde ihm zur besten Lehrmeisterin, aus tausend Varietäten das Passende herauszulesen. Die einmal gewonnene Wellenlinie hat er dann oft rein abstrakt angewandt bei Teppichen, Buchumschlägen u. a.

Lobt man Eckmanns direktes Zurückgehen auf die Natur, so darf man auch seines Vaters nicht vergessen. Die Erziehung, welche wir in unserer Jugend genossen haben, pflegt ja auf unser ganzes Leben einen bestimmenden Einfluß auszuüben, und wir dürfen uns glücklich schätzen, wenn dieser elterliche Einfluß ein so heilsamer ist, wie bei unserem Künstler. Der Vater pflegte den Knaben auf Streifzügen durch Wald und Feld mitzunehmen, wobei er ihn auf die Umgebung aufmerksam machte und so frühzeitig den Sinn für harmonische Schönheit in ihm wachrief. Er beschränkte sich dabei nicht nur auf die großen Züge, auf eine sentimentale Ästhetik, sondern er drang energisch auf eine Vertiefung in das Kleinleben der Natur. Da wurden Pflanzen, die den unaufmerksamen Blicken des Knaben zuerst als unbedeutend erscheinen mochten, nachdrücklicher untersucht, und dem staunenden Blicke des Kindes enthüllte sich bereits die unübertrefflich schöne Ordnung im Kleinsten. Er lernte früh die Natur als das Vollkommenste schätzen.

Diese Kindheitseindrücke mögen durch Eckmanns ganze Jugend, seine künstlerische Entwicklung hindurch nachgeklungen haben, bis sie sich schließlich zu neuem Aufschwunge kristallisierten. Und bei diesen neuen Bestrebungen erwachen die Studien der Kindheit wieder, der Gereifte durchzieht die freie Natur mit seinem Skizzenbuche, um alles festzuhalten, was ihm der Beachtung würdig erscheint. Der Künstler begnügt sich nicht mehr mit der reinen Betrachtung, er gründet zugleich eine neue Stillehre der Natur, ein Wissen von Gemeinsamkeit und Verschiedenheit ihrer Formen, ähnlich, wie es später u. a. Haeckel in seinen „Kunstformen der Natur" als wissenschaftliches System gebracht hat. Die Natur erscheint ihm von seinem Standpunkte, dem Standpunkte des bildenden Künstlers aus. Pflanzen- und Tierbildungen sind gleich verwertbar. Aber er darf sie nicht so bringen, wie die Natur sie gebildet hat, sondern muß sie zur Kunst umformen, d. h. ihnen nur das entnehmen, was für seine Zwecke brauchbar ist. Andererseits hat sein Stil vor allen vorhergegangenen den nicht hoch genug einzuschätzenden Vorteil, daß er, an keinerlei Gesetze gebunden — mit Ausnahme der natürlichen selbstverständlich — entsprechend der Mannigfaltigkeit der Natur stets etwas Neues zu bringen vermag. Und in diesem Neuen stecken doch immer wieder die gleichen Prinzipien: ein Festhalten am von vornherein Gegebenen, soweit dasselbe dekorativ ist. Er schmiegt sich der Individualität des dargestellten Typus stets aufs innigste an, Pflanzen und Tiere werden bald weich, bald eckig und immer so gegeben, wie es für sie am charakteristischsten ist. Dabei läßt er nach dem Muster der Japaner alles Nebensächliche fort, um das Wesentliche um so schärfer zum Ausdruck zu bringen. Natürlich gehörte ein außerordentlich feines Gefühl dazu, um so in der Formenfülle das der momentanen Absicht Entsprechendste herauszufinden.

Eckmann hat ohne anatomisches Studium das gefunden, was die Natur der Kunst zu bieten vermag, äußerste Einfachheit und infolgedessen auch höchste Harmonie. Solange er als Einsamer dastand, war sein Schaffen nicht allzu umfangreich, da ihm die richtige Ermunterung fehlte. Als dann die Zeitschriften gegründet wurden, welche es sich zur Aufgabe setzten, die Kunst ihrer Zeit zu fördern, entwickelte auch unser Künstler eine fieberhafte Tätigkeit. An der Hand des „Pan" oder der „Jugend" kann man es verfolgen, wie er rasch zum Herrscher im Reiche der Formen wird. Bedenkt man, daß dieses umfangreiche Schaffen, welches fast alle Gebiete modernen Kunstgewerbes herrisch beeinflußt und noch lange beeinflussen wird, eigentlich nur die Produktion von sechs Jahren umfaßt, so muß man, sei man ein Freund oder Gegner, die riesige Arbeitskraft und den tiefen Geist, die sich hier offenbaren, aufrichtig bewundern. Nur ihm ist es zu verdanken, wenn unser heutiges Kunstgewerbe nicht nur ein Gewerbe, sondern eine Kunst ist. Kein Einziger der Zeitgenossen hat auf diesem Gebiete Annäherndes geleistet.

Seine Verdienste wurden dadurch anerkannt, daß er zum Lehrer an das Berliner königliche Kunstgewerbemuseum berufen wurde. Hier hat dann sein Fleiß doppelt segensreiche Früchte getragen, indem er nicht nur als produktiver Künstler, sondern als Anreger wirkte, der vielen jungen Herzen ein stolzes Verständnis für die Größe ihres Berufes eingepflanzt hat, welches den Früheren fremd war.

Otto Eckmann war ein äußerst strenger Lehrer. Er, der selbst eine Tätigkeit entwickelte, welche die höchste Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte erforderte, dachte von anderen nicht gering genug, um ihnen Leichtes und Spielendes zuzumuten. Ich habe viele seiner Schüler über seine unduldsame Härte klagen hören. Jetzt nach dem Tode des Lehrers wird wohl nur noch die Trauer zurückbleiben um einen Mann, dem die Schüler trotz seiner Schwächen Außerordentliches zu verdanken haben.

Es ist wahr, daß seine hartnäckige Individualität manches selbständige Talent unterdrückt haben mag. So weiß man von manchen Arbeiten, die in der letzten Zeit seines Lebens aus seinem Atelier hervorgingen, nicht, was daran ihm, und was seinen Schülern gehört. Aber jede Persönlichkeit hat etwas von einer Eroberernatur, einem Tyrannen an sich. Und Eckmann gehört zu den Talenten, die kulturell beinahe wertvoller sind als das Genie. Das große Talent macht fruchtbare Schule, das Genie eigentlich niemals. Und so wird denn Eckmanns Führerrolle, die Rolle des Reorganisators deutschen Kunstgewerbes, ihm wohl auch in Zukunft unbestritten bleiben. Das ist sein größtes, sein ewiges Verdienst und die schönste Unsterblichkeit.

III.

Eckmanns Werk.

Die kunstgewerbliche Tätigkeit Eckmanns ist von einer ganz außerordentlichen Mannigfaltigkeit. Fast auf keinem Gebiete hat er seine Kraft unversucht gelassen, auf vielen ist er zum Bahnbrecher geworden. Die Trennung der einzelnen kunstgewerblichen Zweige voneinander, zu der in letzten Jahren wieder eine starke Neigung hervorgetreten ist, hat er immer bekämpft. Ihm war das ganze große Gebiet eine Einheit, auf den gleichen Prinzipien zur Anwendung kommen mußten, ohne jedoch der Individualität des Materials irgend welche Schranken zu setzen.

Dabei ist der starke Gegensatz zu betonen, in dem Eckmanns Bestrebungen zu dem ähnlichen Grundsätzen huldigenden Kunstgewerbe der Belgier steht. van de Velde ist der bedeutendste Repräsentant desselben. Er entfernt sich mit Bewußtsein von der Natur in der Meinung, daß die Anlehnung an dieselbe dem Kunstgewerbe nur schädlich sein könnte. Sein Zweck ist die Schaffung eines von der Naur unabhängigen Kunstgewerbes. Auch Eckmann strebt diesem Ziele zu, aber er sucht es gerade durch die intime Kenntnis der Naturformen zu erreichen. Er will die Natur dadurch überwinden, daß er sie sich zu eigen macht. Daher auch seine Symbolik, die literarischen und sarkastischen Beziehungen seines Schaffens. van de Velde verwirft diese Beziehungen unbedingt. Die abstrakte Linie gibt die Grundstimmung, auf welche er alles zurückführt. Die Schlangenlinie. Auch Eckmann hat sich dem Werte dieser Linie nicht verschlossen, sondern sie häufig angewandt, wie sie denn dem gesamten kunstgewerblichen Schaffen unserer Zeit eigentümlich geworden ist und van de Veldes bleibende Bedeutung festlegt.

Aber nicht jeder ist ein van de Velde. Die Schlangenlinie, einmal zum unfehlbaren Dogma erhoben, hat das Kunstgewerbe der Belgier zur Erstarrung gebracht, so daß es uns nur noch wenig zu sagen weiß. Von Prinzipienstreitigkeiten abgesehen, ist Eckmanns Kunst doch unstreitig voll größerer Entwicklungsfreudigkeit und Zukunft.

Der Streit zwischen der „reinen Linie“ und der freien Naturanlehnung ist überhaupt schon ein uralter. Alle Kunstperioden haben ihn durchgemacht. Die objektivste historische Betrachtung kann hier allein schon entscheiden. Das Rokoko ist an der reinen Linie zugrunde gegangen. Mit Trauer verfolgt man den Vorgang, wie sich aus frischen Elementen langsam die Erstarrung herauskondensiert. Die Gotik dagegen ist gerade dort am größten, wo sie unter Befreiung vom Linienzwange sich am reinsten an die Natur hält. Sobald bei ihr die Linie dazu tritt, entwickelt sich freudelose Künstelei, und John Ruskins Philippiken haben in dieser Beziehung wohl immer das Richtige getroffen, mochten sie sonst künstlerisch auch noch so irren und fehlgreifen.

Da Eckmanns erste dekorative Arbeiten auf illustrativem Gebiete lagen, war es auch natürlich, daß die Aufträge, welche ihm reichlich zuflossen, zunächst illustrative Aufgaben betrafen. Eine reiche Fülle von Buchschmuck, Titelblättern und ähnlichem ist bis in die letzte Zeit seines Lebens entstanden. Auch hier spricht sich ein deutlicher Gegensatz zu belgischen wie englischen Bestrebungen aus. Walter Cranes Buchillustrationen zum Beispiel stehen in nur geringem oder gar keinem organischen Zusammenhange mit dem Inhalte der Seite. Sie sind meistens selbständige Erzeugnisse, die unter einem beliebigen anderen Titel übermalt gerade so gut als Gemälde kursieren könnten. Oft merkt man ihnen auch das Lückenbüßerhafte an, das Bestreben, einen freien Fleck der Seite anzufüllen, ohne daß eine innere Notwendigkeit dazu vorläge.

Eckmann hat dergleichen, die Geschlossenheit des Ganzen beeinträchtigende Konzessionen nur in sehr spärlichen Fällen gemacht. Seine Persönlichkeit war viel zu sehr mit gedanklichen Beziehungen gesättigt, um Dinge zu gestalten, die man nicht als das Vernunftgemäße bezeichnen könnte.

Dieses Vernunftgemäße, das die Phantasie freilich in oft ungebührlicher Weise beschränkte, hat denn auch einem großen, ja vielleicht dem größten Teile von Eckmanns Werk den Stempel der Vergänglichkeit aufgedrückt. Hat auch der Gedanke, das Suchen nach geheimen Beziehungen, manchem seiner Werke das Aussehen des Gewollten und Erzwungenen gegeben, so war es doch auch andererseits gerade wieder diese getadelte Eigenschaft, welche ihm einen viel freieren Spielraum gewährte als den Jüngern des Kunstgewerbes vor ihm. Es wäre eine Undankbarkeit, wollten diejenigen, welche über ihn hinauskommen konnten, aber nur darum, weil er vor ihnen war, nun die Anregungen vergessen, die sie aus seiner Persönlichkeit und seinen Werken geschöpft haben.

Gibt man daher dem Kritiker immerhin zu, daß Eckmanns Werke auf uns schon bereits etwas veraltet wirken, so muß man doch gerecht genug sein, um durch solch objektive Kritik der historischen Bedeutung des Künstlers nicht zu nahe zu treten. Seine Werke dokumentieren uns seine reformatorische Stellung, sie müssen an ihrem Werte verlieren jetzt, da das, was früher revolutionäre Neuheit schien, Alltag geworden ist.

Die Einbanddecke, welche er zur deutschen Ausgabe von Ruskins Gesamtwerken entwarf, basiert völlig auf der Wellenlinie und ist von großer Einfachheit. Dabei ist die Wirkung auf den Beschauer eine starke. Vom kupferfarbenen Grunde hebt sich ein schwarzes Ornament, an dessen sonderbaren, sich verdickenden und verdünnenden Linien mit den eigentümlichen von ihnen gebildeten Formen man sofort des Künstlers Handschrift erkennt. Eckmanns Absicht, möglichst einfach und unauffällig zu wirken, läßt sich gar nicht verkennen. Angesichts solcher Arbeiten bleibt es unverständlich, wenn man ihn als modernitätssüchtig und effekt-

haschend tadelt. Er hat sich selbst oft ironisch über die jungen Künstler ausgesprochen, die, um „modern" zu sein, sich von der einfachen Linie entfernten und Phantasmagorien nachjagten. Es läßt sich doch kaum annehmen, daß er so mit vollem Bewußtsein seinen theoretischen Überzeugungen praktisch entgegengearbeitet hätte. Die Ehrlichkeit seiner Natur wird jedenfalls niemand leugnen.

Ist die Einbanddecke zum Ruskin ein Beispiel für seine Art, ohne Beziehung zum Inhalt rein ornamental zu wirken, so zeigen z. B. seine Entwürfe für den Umschlag Hauptmannscher oder Sudermannscher Stücke deutlich seine Neigung zum Symbolistischen. Die Wellenlinie selbst verliert auch hier wie in allen seinen Zeichnungen nichts von ihrem Rechte, nur daß sie hier mehr Füllsal wird, anstatt Hauptsache zu bleiben. So sehen wir auf der Zeichnung zur „Versunkenen Glocke" einen Schwan, der von einem langbefiederten Pfeile ins Herz getroffen, im Schilfe verendet. Sein Lieblingstier, den Schwan, der für ihn das Künstlerischste in der Natur bedeutete, hat er auserwählt, um das Zugrundegehen des Künstlers Heinrich, den der Pfeil des geistigen Plebejertums niederwarf, zu charakterisieren.

Der Umschlag für „Die drei Reiherfedern" weist uns in der Mitte drei federartig geformte, gewellte Linien, von denen sich zwei ineinander verschlingen, während die Spitze der dritten in freier Luft zu beben scheint. So symbolisiert er den Zusammenhang der Federn, deren dritte endlich den König in das Nichts führt, in den Tod. Unten zwei Kronen, die eine aufrecht, die andere, ein schlichterer Reifen umgestülpt darüber, ebenfalls ein Symbol des königlichen Unterganges.

Die Decke zum „Judas" von Tor Hedberg endlich zeigt eine völlig bildmäßige Zeichnung nach dem Muster früherer Umschläge. Was sie von denselben scheidet, ist die Betonung der reinen Linie selbst in den Figuren, so daß dieselben nur dekorativ wirken. Auch die Farben sind diesem Zwecke entsprechend abgestimmt.

Wir haben drei besonders charakteristische Beispiele für die drei Arten Eckmannscher Umschlagszeichnung ausgewählt. Die Betonung der Linie ist ihnen allen gemeinsam. Keine verleugnet den dekorativen Zweck zugunsten bildmäßiger Wirkung, so daß man etwa das unangenehme Gefühl hätte, Umschlag und Buch gehörten eigentlich gar nicht zueinander, sondern wären nur durch ein Versehen des Buchbinders zusammengekommen. So wirkt das Buch als Organismus. Man vergleiche damit den Umschlag Dante Gabriel Rossettis zu seinen Sonetten oder denjenigen, welchen Crane für seine Verse fertigte.

An sein Linienprinzip anknüpfend, hat sich Eckmann auch eine eigene Schrift gestaltet, die sogenannte Eckmanntype, welche in letzter Zeit mehr und mehr bei luxuriöseren Werken zur Anwendung gekommen. Sie geht auf die Schwabacher Letter zurück und baut dieselbe weiter aus.

Große und kräftige Buchstaben sind es gewiß, die dem Auge wohltun durch Schärfe und schöne Form. An ihrem Werte wage ich aber doch zu zweifeln, und noch weniger ist nach meiner Ansicht an ihre wirkliche Popularisierung zu glauben, wie dieselbe ja auch bisher von künstlerisch interessierten Verlegern vergebens versucht wurde. Solchen Versuchen steht zunächst die etwas bizarre und umständliche Form einzelner Buchstaben bedeutend im Wege, so daß ein in Eckmann-Schrift gedrucktes Buch für Laien immer schwer und unbequem lesbar bleiben dürfte. Das Unternehmen war ein interessantes, erfolgreich könnte es nur bei bedeutender Vereinfachung des Systems sein. Peter Behrens, nach Eckmanns Tode der hervorragendste Vertreter deutschen Kunstgewerbes, hat mit der Behrens-Schrift etwas ähnliches versucht, freilich mit negativem Erfolge. Wollte man auf dem einmal eingeschlagenen Wege nun noch weiter fortschreiten, so würde man wieder zur Schwabacher Letter zurückkommen, die in ihrer vornehmen Einfachheit wohl auch noch lange die schönste deutsche Drucktype bleiben wird.

Trat die Neigung des Künstlers bereits in den Umschlagszeichnungen bedeutsam hervor, so fand seine Lust zu besonderen Beziehungen vor allem in seinen Ex libris-Entwürfen ein reiches Feld. Hier bot sich ihm in der Person des Auftraggebers Anregung genug. Nur wenige wie das edle Ex libris für Max Wilke begnügen sich damit, in einfacher Linienrahmung nur eine Art Monogramm des Betreffenden zu bieten. Charakteristisch ist besonders das Ex libris für seine eigene Bibliothek. Unter den Anfangsbuchstaben seines Namens ein Knabe in faltigem Talare knieend und betend, auf dessen Lockenkopfe ein Kreuz steht. Das ist keineswegs religiös gemeint, sondern Eckmann kennzeichnet hier mit außerordentlich feinem Selbstverständnis die katholisch mystischen Neigungen seiner Seele, auf denen mancherlei Sonderbarkeiten, wie zum Beispiel sein beinahe fanatischer Spiritismus, beruhten.

Für seinen intimen Freund, Herrn Kammergerichtsrat Emil Uhles, hat er eine ganze Anzahl derartig symbolischer Arbeiten hingeworfen, die der Freundschaft entsprechend meistens scherzhaft gehalten. So zeigt eine Neujahrskarte, der Verwandtschaft des Namens Uhles mit dem Schleswig-Holsteiner Uhl = Eule gedenkend, ein solches Tier. Auch hier wieder das Hervorheben des Wesentlichen und die Unterdrückung aller nebensächlichen Einzelheiten. Das Gefieder des Tieres ist nach japanischem Muster nur leicht angedeutet, dagegen tritt der Kopf mit den großen Augen und dem starken Schnabel scharf hervor.

Aber Eckmann nutzte nicht nur den Namen, sondern vor allem auch die privaten Neigungen des Betreffenden für seine Zwecke aus, wodurch besagte Arbeiten unleugbar etwas Intimes und Sympathisches erhalten, das ihnen in den Augen des Besitzers noch gewiß einen besonderen Reiz und Wert verleihen mußte. Derselbe Freund war ein großer Liebhaber

der Fischerei. Hier bot sich Eckmann ein reiches Feld scherzhafter Anknüpfungen. Auf einem Ex libris tummeln sich ein paar muntere glotzäugige Karpfen wacker herum. Die obere Hälfte nehmen zwei tiefsinnig dreinblickende, ganz japanisch stilisierte Reiher ein, die offenbar auf den Moment lauern, wo einer der Fische sich unvorsichtigerweise an das Tageslicht wagen wird, um ihn dann als gute Beute zu erschnappen. Die gleichen Beziehungen hat Eckmann in einer Schreibtischgarnitur für den Freund verwertet. Auf der Standuhr beißen sich drei Fische einander munter in die Schwänzlein, so passend auf die ewige Wiederkehr hindeutend. Auch das vom Künstler so geliebte Symbol des Kreuzes taucht hier wieder auf. Und die gleichen Fische tummeln sich auf dem Griffe des Papiermessers herum.

Ich möchte hier gleich erwähnen, daß sich der Künstler auch auf den Gebieten der Keramik, sowie der Zier- und Gebrauchsgläser versucht hat. Erstere Versuche stammen aus seiner frühesten kunstgewerblichen Tätigkeit, gleich nach den schönen Farbenholzschnitten, letztere sind Hervorbringungen der letzten Jahre. Erfolge hatte er keine dabei zu verzeichnen, und so hat er denn in weiser Selbstbeschränkung die Versuche bald aufgegeben, sobald er deren Zwecklosigkeit erkannte. Seine auf Selbständigkeit gerichtete Art kennzeichnet es, daß er vor allem bei seinen keramischen Versuchen alles selbst machte. Er war eben mehr als ein bloßer Theoretiker, er war auch ein praktischer Arbeiter. Sein nüchterner Verstand betätigte sich nach dieser Seite hin. Daß ihm auf besagten Gebieten keinerlei Lorbeeren erblühen sollten, ist wohl auf die große und herrliche Arbeit zurückzuführen, welche hier Amerikaner und Franzosen schon vor ihm leisteten. Das Wesentliche modernen Stiles war hier schon festgelegt, als er sich an die Arbeit machte. Zum Nachahmer fremder Ausdrucksmittel eignete er sich kaum, und Eigenes ließ sich hier nichts mehr sagen, welches das Gegebene hätte übertreffen können.

Wo Eckmann die von ihm geliebte graziös schwankende Linie, den schlanken Aufbau in der Natur vorfand, da strebte er, sich die neue Form zu eigen zu machen. Die Linien und Flächen gab er nach japanischem Muster von ihr wieder. In dieser Art geht auch seine Naturbetrachtung von der Wellenlinie aus. Wo er in der Natur seinem Zwecke Entsprechendes vorfand, da hat er alles mit gleicher Liebe umfaßt und verwertet. Der Rhythmus der Bewegung ist ihm überall das Wesentliche. Mit dem scharfen Auge eines wissenschaftlichen Arbeiters fand er ihn unter dem größten Beiwerk heraus und schaltete dann damit mit freier Künstlerphantasie. Die Vorzüge der bescheidensten Pflanzen entgingen ihm dabei so wenig wie die auffallend schönen Konturen der Lilie, welche im Reiche der Blumen für ihn dieselbe Bedeutung erlangte, wie im Tierreiche der Schwan. Ein einfaches Moos, eine schlichte Kornblume waren für ihn hoher Reize voll. Aber die einheimische Fauna genügte seiner

Ausdehnungslust nicht. Er wanderte aus und entdeckte fremdartige Pflanzenköniginnen gleich der Orchidee, ähnlich wie auf den Teppichen und Tapeten seiner letzten Periode die japanischen Flamingos ihr bizarr graziöses Leben führen.

Nirgends tritt diese Naturformenliebe vielleicht deutlicher hervor als in seinen Glasfenstern, die entschieden bleibende Bedeutung besitzen. So spielen auf den schönen Fenstern des neuen Mannheimer Gymnasiums die seltsam gegeneinander verzogenen Linien der Wolken- und Blattflächen die eigentliche Hauptrolle. Die Kunstglaserei von F. W. Holler in Krefeld hat viele seiner besten Entwürfe zur Ausführung gebracht. Ein Querschnitt der Lilie gewährt da meistens die Anregung für die Fenstermitte. Die schwungvollen Linien dieser Blüte reizen den Künstler zur Nachahmung. Aber während er bemüht ist, sie möglichst getreu wiederzugeben, findet sein Künstlerauge bald nur noch die schöne Linie und vergißt darüber den eigentlichen Ursprung. So entsteht kein naturalistisches Produkt, sondern eine entzückende, freie, einfache Variation über ein schlichtes Thema, welches die Kunst als eine Fortsetzung der Natur gibt. Von den Seiten her drängen sich in üppiger Fülle Veilchen und andere Blüten. Manchmal verlängert sich in unnatürlicher Weise ein Blatt weit über die symmetrische Größe hinaus und wirft reizvolle Schatten in die Lilienformen. Die Verbindung zwischen allem stellt dann die schöngeschwungene Wellenlinie vor, die sich zugleich als eine Umrahmung gibt, aus deren Fugen der Blütenflor hervordringt. Bei einem anderen Glasfenster scheint eine reiche Blütenfülle von einer Mauer herabzuhängen. Eckmann wiederholt sich nur äußerst selten. Er findet stets neue Möglichkeiten, seine Lieblinge anzubringen, und ermüdet nicht in dem Versuche, diesen immer wieder noch nicht bekannte Schönheiten abzuringen. Von Neuerungssüchtelei läßt sich wohl doch kaum einem Künstler gegenüber reden, der alles ohne Effekthascherei nur seinen höheren Zwecken zuliebe tut.

Als Eckmann die Aufgabe zuteil wurde, an der dekorativen Ausschmückung des bekannten Berliner Modebazars von Hermann Gerson teilzunehmen, wählte er als Oberlichtdeckenfüllungen eine Darstellung der vier Jahreszeiten. Interessant genug ist, aus einem Vergleiche mit seinem im vorigen Abschnitte besprochenen letzten Tafelbilde gleichen Namens zu ersehen, welche inneren Veränderungen der Symbolist Eckmann durchgemacht hat. Dort wurden die Menschenalter zum Vergleiche herangezogen, ein altes malerisches Motiv, das immer wiederkehrt. Die Beziehung ist etwas gesucht und kompliziert. Seitdem hatte der Künstler viel einfachere Wege gefunden, um seine Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Im „Frühling" geht die Sonne auf, und ihren belebenden Strahlen sehnen sich die Blüten entgegen. Im „Sommer" hat sie ihren Höhepunkt, das Drängen der reifen Blüten wird stürmischer. Im

„Herbst“ sinkt sie bereits herab, und es kommt über die Blüten wie eine Ahnung des Verwelkens. Endlich verschwindet sie wieder im „Winter“ und mit ihr alle Lebenslust, die Blütenstengel sind müde und gebrochen. Eine Schneedecke breitet sich über die Welt. Eckmann hat den Schnee nicht rein malerisch gegeben, sondern ihn durch eine Anzahl vereinzelter Flocken symbolisiert. Auch diese Flocken selbst sind mit naturwissenschaftlicher Schärfe in ihren detaillierten Formen gegeben, dabei wiederholt sich keine, man spürt hier ein sorgfältiges und liebevolles Mikroskopstudium. Eckmann ist in erfreulicher Weise von geistreich literarischer Epigrammatik zu einer Symbolik gelangt, die so einfach ist wie die Natur selbst. Diese dekorativen Malereien sind mit die wertvollsten Zeichen für Eckmanns Reife. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die seinerzeit gerade dieses naturwissenschaftliche Moment als gesucht und eines Künstlers unwürdig verwarfen. Dem läßt sich nicht zustimmen. Tritt bei Eckmann das Gewollte manchmal etwas zu scharf hervor, so muß man stets daran denken, daß er ein Pfadfinder war, der sich erst alles das mühevoll erobern mußte, was jetzt die anderen als bequemes Gut zur Weiterentwickelung vorfinden. Seine Kunst wird gegenüber derjenigen seiner Nachfolger gewiß zukünftigen Geschlechtern etwas primitiv und grob erscheinen. Das wird nicht hindern, daß man das historisch Neue an ihm genau so gut schätzt, wie man in der Malerei nach langer unverständiger Verachtung auch wieder einem Cimabue oder Giotto gerecht zu werden gelernt hat. Seine Art, in allen kunstgewerblichen Arbeiten auf die Naturformen zurückzugehen und dieselben mit der selbstbewußten Hartnäckigkeit des Überzeugten bei jeder Gelegenheit anzubringen, hat für uns seinerzeit eine Art neuer und märchenhafter Welt geschaffen, deren Reiz allerdings durch die Gewohnheit seitdem stark verblichen ist. Eckmann war ja kein für die Ewigkeit schaffendes Genie, sondern ein mühsam ringendes Talent.

Wir haben auf den vorangehenden Blättern verfolgt, welchen Gang nach aufwärts Eckmanns kunstgewerbliche Tätigkeit nahm, wie in gesunder Entwicklung eines aus dem andern entstand. Vom Farbenholzschnitte zur Buchillustration, von der Buchillustration zu praktisch kunstgewerblicher Tätigkeit, schließlich dann wirksame Glasfenster und Deckendekorationen. Da Eckmann es nicht beim Theoretisieren beließ, lernte er auf diese Art auch das Handwerksmäßige eindringlich kennen und konnte so zu viel richtigeren und genaueren Anschauungen über dekorative Werte gelangen, als der bloße Zeichner. Es war nur natürlich, daß eine derartige Tätigkeit bei der höchsten Aufgabe alles Kunstgewerbes anlangen mußte: beim Zimmer.

Zwei Hauptpunkte kommen hier in Betracht: einerseits die Möbel, andererseits Tapeten und Teppiche.

Die Möbelarchitektur ist, wie wohl kein anderes Kunstgewerbe, mit

der Entwicklung der Bauarchitektur verknüpft. Sie pflegt derselben ihre Formen zu entlehnen und zweckentsprechend umzugestalten. Herrscht daher in der Bauarchitektur eine derartige Stillosigkeit oder genauer gesagt ein derartiges Durcheinander aller Stile wie jetzt, so wird es auch bei den Möbeln trostlos aussehen. Sie haben sich nach dem Raum zu richten, den sie heimisch machen sollen, und der Schaffende steht nun ziemlich ratlos da.

Da Eckmann kein Bauarchitekt war, darf man sich auch nicht wundern, wenn er uns in den Möbeln den „neuen Stil" nicht gebracht hat. Er war in allem ein Kind seiner Zeit, wie er das ja auch in dem diesen Zeilen vorangesetzten Motto selbst gesagt hat, und seine Zeit war für eine neue Entwicklung auf diesem Gebiete noch nicht reif. Wir werden es vielleicht noch lange nicht sein, wenn nicht über Nacht ein Wunder geschieht. Um so bewundernswerter aber sind Eckmanns Bemühungen, die Möbelarchitektur aus der Rolle der Kopistin zu einem selbständigen Kunstgewerbe zu erheben.

Hier tritt stärker als irgendwo anders Eckmanns Vorliebe für das Biedermeiertum hervor. Ja, sie ist manchmal so stark, daß uns viele seiner Möbel schon jetzt biedermeierisch und veraltet anmuten. Gewiß ist er hier wie oft in seinen Bestrebungen zu weit gegangen, da er erst einmal das Richtige und Gesunde in jener Zeitströmung erkannt hatte.

Auch an neuen Elementen läßt er es nicht fehlen. So erkennt er wohl das Verfehlte, das in der griechischen Säulennachbildung liegt. Er versucht eine Neubildung, in der Kapitäl und Schaft eine innigere Verbindung eingehen sollen. In höchst einfacher Weise nimmt er hier Naturformen zu Hülfe, die man bisher noch nicht zu Rate gezogen hatte, Farrenkräuter, Mooſe, Kastanienblätter. Der durch den Benutzenden ausgeübte Druck wird symbolisiert. Auch hierin waren ihm ja vereinzelt bereits Künstler der Biedermeierzeit vorausgegangen.

Seine Teppiche und Tapeten gehen von denselben Prinzipien aus wie seine Glasfenster. Von allen Arbeiten des Künstlers genießen sie die höchste Popularität. Scherrebeck, Keller und Reiner in Berlin, H. Engelhard, Mannheim, Rudolf Hertzog, vor allem aber die vereinigten Smyrnateppichfabriken zu Berlin, für die er seine allerschönsten Teppichentwürfe geschaffen hat, haben seine Kunst in weiteste Kreise tragen helfen.

Zunächst kam hier Eckmann seine genaue Kenntnis der Herstellungsarten zugute und verlieh seinen Erzeugnissen auf diesen Gebieten einen eminent praktischen Wert. Er wurde dadurch vor dem Irrtum behütet, Anforderungen an die Technik zu stellen, denen sie nur halb oder gar nicht gerecht werden kann. An derartigen zwiespältigen Produkten leiden wir ja, leider Gottes, keinen Mangel. In den meisten Arbeiten dieser Art drängt sich der Kontrast zwischen dem Wollen des Künstlers und der Leistungsfähigkeit der Technik unangenehm auf und löst in uns durch-

aus nicht den Eindruck, als ständen wir hier vor einem in sich selbst abgeschlossenen Kunstwerke. Ich erinnere hier nur an eine so bedeutende Erscheinung wie Walter Leistikow, dessen von Adolf Burchard Söhne in Berlin ausgeführte Tapeten hierfür ein gutes Beispiel sind. Eckmann hat sich der simpelsten Wirktechnik ebenso gut angepaßt wie der kompliziertesten.

Die wichtigste Frage, die hier in Betracht kam, war aber wohl die Zweckmäßigkeit. Eckmann schuf die besten seiner Arbeiten auf Bestellung. Wenn er die Individualität des Besitzers, den Zweck des Raumes, für den die Arbeiten bestimmt waren, genau kannte, vermochte er etwas Harmonisches zu geben. Bei seinen Teppichen, die, auf dem Fußboden liegend, ja weniger dem Auge des Beschauers etwas bieten als sich vielmehr dienend dem Gesamteindrucke des Raumes einfügen sollen. Dementsprechend begnügt sich der Künstler meistens mit einem reizvollen Gewirr der Linien. Etwas anderes ist es mit seinen Wandteppichen, für die er mit Vorliebe japanische Flamingos dekorativ verwertete.

Bei den Tapeten war zu erwägen, ob dieselben als Zierschmuck an und für sich oder mehr nur als Hintergrund für Möbel und Bilder dienen sollten. Letzterem Zwecke entsprechen die Tapeten, auf denen sich lineare Ornamente vorfinden, während die ersteren reicher mit den bekannten Gestalten der Fauna und Flora ausgestattet sind.

Ein weiteres wesentliches Moment bildete die Farbe. Eckmann hat hier, seiner Zeit entsprechend, mit dem damals beliebten Halbdunkel angefangen, dessen Produkt das sogenannte „Berliner Zimmer" war, uns allen noch heute in unangenehmer Erinnerung als unbequem und unwohnlich. Später machte er den Umschwung zur Farbenfreudigkeit mit. Er bevorzugte, ohne je brutal zu sein, helle, kräftige Farben, an denen das Licht sich stark bricht. Er geht darin weit über die Engländer hinaus, welche als erste den neuen Weg eingeschlagen haben.

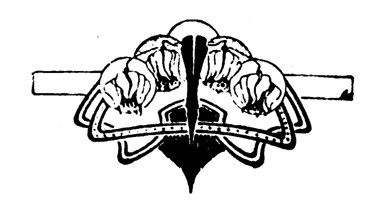
Von Gesamtzimmern ist wohl das Arbeitskabinett des Großherzogs von Hessen-Darmstadt die bedeutendste Arbeit. Die Komposition ist vornehm und schlicht. Alles ist einfach und vornehm gehalten, erweckt dabei den Ausdruck warmer Häuslichkeit. Die Einzelheiten praktisch ihrem Zwecke entsprechend herausgearbeitet. Nirgends zeigt sich ein lästiger Überfluß, ein protziger Prunk. Gerade in dieser Einfachheit macht das Zimmer einen so recht fürstlichen Eindruck. Dabei ist der Schmuck keineswegs vermieden, sondern nur in solcher Art angebracht, daß er sich unauffällig ins Gesamtbild fügt.

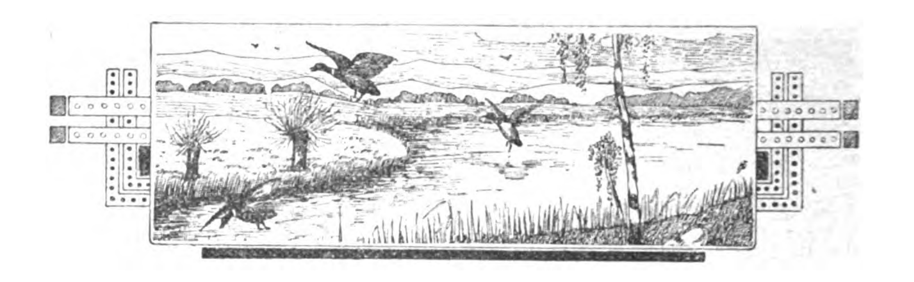
Dem Musikzimmer Eckmanns in dessen eigener Wohnung vermag ich das oft gesungene Lob nicht zu erteilen. Hier wird die Anlehnung an frühere Epochen zur unangenehmen Künstelei, und allerlei Renaissancemotive spielen ins Biedermeiertum hinein, so die alte Stilanarchie beinahe wieder zurückführend.

Seine Bilderrahmen wären hier vielleicht noch zu erwähnen. Mir persönlich sind hier nur einige von Schievenbusch und Co. in Köln ausgeführte bekannt, die man aber nicht als vollendet, höchstens nur als einen schüchternen Anfang zu Neuem bezeichnen kann.

Eckmanns reformatorische Stellung in der Geschichte des deutschen Zimmers braucht wohl kaum noch weiter besonders festgelegt zu werden. Es ist heute allgemein anerkannt, daß er als erster deutscher Kunstgewerbler wieder das Zimmer als organisches Ganzes empfunden hat, dessen Teile in einer starken Verwandtschaft zueinander stehen müssen. Ihm verdanken wir mehr als allen anderen die bereits Gemeingut gewordene Erkenntnis, daß nicht jedes Möbel zu jeder Decke und Tapete paßt, und daß ein vornehm gesinnter Mench nicht jeden x-beliebigen Kunstgegenstand an die erste beste oder oft vielmehr schlechteste freie Stelle seines Zimmers stellen kann.

So wollen wir denn auch Eckmann angesehen wissen. Keine blinde Verherrlichung für Arbeiten, die, aus der Zeit und für dieselbe entstanden, auch mit derselben vergänglich sind, wird verhindern können, daß die Arbeiten des Künstlers schneller Veraltung verfallen sind. Aber auch der Tadel seiner Gegner wird nicht hindern können, daß die Zukunft gerade Otto Eckmann als den großen deutschen Geschmacksbildner und Stilreformator vom Ende des 19. Jahrhunderts feiern wird.





Gedichte.

Von

Maria Stona.

— Schloß Strzebowitz (Österr.-Schlesien). —

Bergmannsfest.

„Ein Tag im Jahre ist den Toten frei . . .“

Was kommt dort für ein Zug herauf
Mit Fahnen und Fanfaren,
Was wallt so schwer der fremde Hauf
Von ungezählten Scharen?
Stumm wanken und schwanken die Leiber.
Am Wege stehn ernste Weiber
Mit rauhen Händen und glatten Haaren.

Das scheint ein Heer von Schatten zu sein,
Von längst begrabenen Toten,
Bang rang sich's empor an den Sonnenschein
In dumpfumschlossenen Schloten.
Das wühlte noch gestern in Särgen,
Wo Lasten und Mühen sich bergen
Und tausend Gefahren es sausend umdrohten.

Wie tut der Tag den Augen weh,
Wie zieht er die Züge zu Falten,
Die Jungen schauen erstaunt zur Höh',
Zur Erde starren die Alten.
Das ist ein Wiegen und Schweigen,
Ein müdes Biegen und Neigen,
Und möchten doch alle stramm sich halten.

Finster schmückt sie die schwarze Tracht
Mit goldenen Knöpfen und Litzen,
Wie wenn sie bannte gemeinsame Nacht
Und kärglicher Lichter Blitzen.

Kühn nickt von den Mützen die Feder,
Doch blickt so verlassen ein jeder,
Als sollt' ihm der nächste Mann nichts nützen.

Sie wandeln geschlossen. — Hilf, himmlisches Licht,
Sahst je du solch' Leiden stehen
Im abgemarterten Angesicht,
Das längst vergaß sein Flehen.
Die Qualen einsamer Schmerzen,
Wann griffen sie so zu Herzen,
Wo mußten so viele im Wundmal gehen?

Und immer weiter zieht der Schritt
Der stillen, düstern Knappen,
Wohl dreißig Fahnen streben mit
Von buntgesprenkelten Lappen.
Sie führen die Völker zum Beten
Mit Trommeln und Trompeten
Im Zeichen erlauchter Wappen.

⁂

Dämon Weib.

Deine Größe hab' ich getrunken,
Deinen einzigen Gott gabst du mir,
Du bist in mir versunken
Und Herrin ward ich dir.

Die heiße Flut deiner Seele
Strömt in die meine hin,
Was frag' ich, ob ich dich quäle —
Ich — deine Königin!

Du bist in mir verflossen,
Ein Schatten nur blieb dein,
Ich halte dich ganz umschlossen
Mit meinem purpurnen Sein.

Hab' alles dir genommen,
Den letzten Tropfen Blut —
Dein Leben ist verglommen
Und meines sprüht doppelte Glut — —





Briefe Adolf Stahrs an Varnhagen von Ense und Bettine von Arnim.

Mitgeteilt von

Dr. Adolph Kohut.

— Schöneberg bei Berlin. —

Adolf Stahr, seit dessen Geburt am 22. Oktober vorigen Jahres ein Jahrhundert im Strom der Zeiten dahin gerauscht war, vertritt einen Typus von Schriftstellern, der im großen und ganzen im Absterben begriffen ist. In der Gegenwart geraten Forscher, Gelehrte und Literaten, die in gar zu vielen Fächern tätig sind, leicht in den Ruf von Vielschreibern, da das Spezialisieren jetzt gleichsam zum Schlagwort geworden ist. Überdies herrscht, wenn man Hermann Sudermann und seinen Gesinnungsgenossen Glauben schenken darf, eine „Verrohung" auf dem Felde der Kritik, indem es in gewissen Kreisen gewissermaßen zum guten Ton gehört, die schöpferischen Geister und die darstellenden Künstler und Künstlerinnen nicht allein zu tadeln und scharf anzugreifen, sondern sie wenn möglich kritisch abzuschlachten und unmöglich zu machen. Ein Rezensent, der sich von der Dichtung oder dem Künstler begeistern läßt und seiner Verehrung und Bewunderung in warmen und schwungvollen Worten Ausdruck gibt, macht sich in gewissem Maße sogar verdächtig, und seine Leistungen werden von der Zunft von oben herab angesehen.

Ganz anders war Adolf Stahr geartet; er gehörte noch zu jenen universellen Schriftstellern der „alten guten Zeit", die über Geschichte, Politik, Literatur, Kultur, Kunst, Wissenschaft und Land und Leute mit der gleichen Empfänglichkeit für das Schöne, Wahre und Gute zu schreiben wußten. Seine Fruchtbarkeit, die er fast ein Menschenalter hindurch betätigte, war eine geradezu erstaunliche, und wenn man auch vielfach gewünscht hätte, daß er in seinen Schriften und Aufsätzen das Wort des

Dichters berücksichtigt hätte: „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", so muß doch gesagt werden, daß alles, was und worüber er schrieb, gefällig, fesselnd und stilistisch meisterhaft war. Eine für Schönheit, Poesie und die idealen Güter der Menschheit mit flammender Begeisterung glühende Seele, ließ er sich leicht zu einem oft das Maß des kritisch Erlaubten übersteigenden Personenkultus hinreißen, den er mit dem Genie trieb. Seine zahlreichen Abhandlungen und Werke, die er über Lessing, Goethe, Schiller, Fichte, Varnhagen von Ense, Bettine von Arnim, Fanny Lewald u. a. veröffentlichte, sind zuweilen in einem an den sittlichen Pathos der Propheten des Alten Testaments erinnernden Ton gehalten; da die Jubelhymnen, die er anstimmt, nichts Erkünsteltes und Forciertes an sich haben, sondern aus dem Born seiner schönheitstrunkenen und für das Ideale schwärmenden Seele quellen, so üben diese seine kritischen Arbeiten noch jetzt einen eigentümlichen Zauber auf den Leser aus und rissen seine Zeitgenossen zuweilen sogar zur Bewunderung hin.

Vom Beginn seiner Laufbahn bis zu seinem letzten Atemzuge zeigte sich dieser ungemein vielseitige und fleißige Schriftsteller als ein charaktervoller und edler Mann, der seine graziöse Feder nur dem Dienst seiner Ideale, namentlich der geistigen, politischen und religiösen Freiheit, der Heranbildung des Volkes und der Verherrlichung des Schönen geweiht hat. Geistreich und tiefsinnig in den Ideen, klar und fesselnd in der Darstellung und in einem lichtvollen und abgeklärten Stil gehalten, haben seine Werke Jahrzehnte hindurch ein bedeutendes Publikum gerade unter den gebildeten Männern und Frauen Deutschlands gewonnen. In ihm verkörperte sich klassisch-antike Bildung mit reger Beteiligung an allen Erscheinungen auf dem Gebiete der Politik, Kunst, Literatur und der gesamten Nationalentwicklung. Dabei war er ein glühender Patriot, dessen Sinnen und Trachten stets darauf gerichtet war, ein Scherflein dazu beizutragen, Deutschland einig, groß und mächtig, aber auch frei zu machen. Um dies zu erreichen, stand er auch in einem sehr regen Briefwechsel mit Männern und Frauen, die denselben Grundsätzen wie er huldigten, so mit Varnhagen von Ense und Bettine von Arnim u. a. m., und die weiter unten folgenden bisher ungedruckten Briefe, die sich in der Handschriftenabteilung der Berliner kgl. Bibliothek befinden und mir von deren Leitung in gütiger Weise zur Verfügung gestellt wurden, werfen auf seine politischen Gesinnungen und seine vaterländischen Bestrebungen ein helles Schlaglicht.

Adolf Stahr, zeit seines Lebens ein fleißiger Briefschreiber, fühlte sich zu Varnhagen von Ense, dem feinsinnigen und geistreichen politischen Schriftsteller und Historiker, gewaltig hingezogen, und zahlreich sind die Briefe, die er an ihn gerichtet hat, die ganze politische und

literarische Strömung jener Zeit in Preußen widerspiegelnd. Aus der Fülle derselben lassen wir hier nur einige besonders bezeichnende in chronologischer Reihe folgen.

Oldenburg, den 29. Juni 1841.

Hochwohlgeborener Herr,

Hochverehrter Herr Geheimrat!

Das schöne, wertvolle Geschenk*), mit welchem Sie Ihren lieben Brief begleitet, überrascht mich aufs freudigste in der verwirrten Aufregung, wie sie bei mir an der Schwelle der Reise sich unausbleiblich einzustellen pflegt. Für ein langwieriges Halsleiden — mir bei meinem Beruf doppelt lästig und empfindlich — Linderung und Herstellung in einem Nordseebad zu suchen, werde ich Ihr treffliches Werk, das ich hier bereits im Fluge genossen, mit mir auf den einsamen Meeresfelsen Helgoland als Begleiter nehmen und mich dort in Muße der schönen Gabe erfreuen. Jetzt eile ich nur, Ihnen vorläufig für das doppelte Geschenk meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Die ruhige, spiegelnde Klarheit der Schilderungen, die Anmut der Darstellung, verbunden mit der Fertigkeit und Sicherheit der Zeichnung des Eigentümlichen und Charakteristischen, bewähren sich auch in diesem Bilde eines trefflichen Kriegers und ausgezeichneten Helden; und selbst das stoffliche Interesse, das ich, als geborener Preuße, mit all meinen Erinnerungen in Preußen verwachsen, an dem Gegenstand nehme, dessen Taten und Heldentod schon dem Knaben der Vater — als Feldprediger im Regiment Braunschweig-Öls, selbst dem preußischen Kriegerstande vor 1806 angehörend — erzählte, trägt dazu bei, mir den Genuß noch zu erhöhen. Leider wird mir durch meinen Gesundheitszustand die Freude versagt, Ihnen, verehrter Herr Geheimrat, diesen Dank persönlich auszusprechen, da eine projektierte Reise nach Berlin, auf welches jetzt mehr als je alle Augen in Deutschland gerichtet sind, jener Badereise nachstehen muß.

Der reine und lebendige Anteil, mit welchem Ihre Unparteilichkeit jede irgend bedeutende Erscheinung in unserer Literatur begleitete, hat mich auch in betreff der Arbeiten von Gervinus und Prutz in Ihren Briefen herzlich erfreut. Prutz, mir auch persönlich lieb und wert, ist gewiß ein bedeutendes Talent und dazu von reiner, edler Gesinnung; Gervinus' Schilderung Lessings halte ich für das zweifellos Gelungenste seiner Arbeiten, und wenn ich schon Ihre Besorgnis in betreff seiner Fähigkeit zur Darstellung Goethes teile, so möchte doch selbst seine prononcierte Einseitigkeit dazu dienen, das Bild des größten deutschen Geistes in einer neuen Abspiegelung allmählich der Wahrheit näher zu führen. Jedenfalls dürften wir ein Gegenstück zu dem dickleibigen Buche des Weimaraner**) zu gewärtigen haben, dessen kapuzinerhafter Angriff die Welt überreden möchte, daß außer Friedrich W. Riemer kein Mensch bisher gewußt, was man an Goethe habe. Enthusiasmus mit Pedanterie und Beschränktheit verbunden, wie sie sich mir in jenen beiden Bänden offenbaren, sind in der Tat eine wunderliche Mischung. Vielleicht hören wir von Ihnen ein Wort über diesen wunderlichen Panegyrikus, der rechts und links, Freund und Feind mit Grobheiten regaliert und von dem man keine Seite ohne Belehrung und Ärger zugleich lesen kann.

Die großartige Forderung, welche unser König***) — das „unser" läuft mir noch immer aus der Feder — allen geistigen Celebritäten Deutschlands angedeihen läßt, erfüllt auch hier die Herzen aller Guten mit Freude, wenn auch manche über gewisse Schritte

*) Es betrifft das von Varnhagen von Ense geschriebene Werk über den Prinzen Ferdinand von Preußen.

**) Gemeint ist der Privatsekretär Goethes, Friedrich W. Riemer, und seine Schrift über den Dichterfürsten.

***) Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

politischer Art ihre Besorgnis nicht verhehlen. Dergleichen liegt uns freilich hier doppelt nah, da wenige Meilen von uns der Verzweiflungskampf des Rechts und der Gesetzlichkeit gegen Willkür und Eigenmacht aufs neue in hellen Flammen entbrennt. Ich sehe indes in dem allen nur den notwendigen Entwicklungsgang des Guten und Wahren, das nie ohne harte Arbeit dem Menschengeschlecht zuteil wird.

Verzeihen Sie, verehrtester Herr Geheimrat, die Expektorationen, zu denen Ihr mir so wertvoller Brief mich verleitet hat, der in meiner hiesigen Abgeschiedenheit von den Bewegungen der Welt mir doppelt kostbar sein muß. Vielleicht gewinnen Sie auch künftig einen Augenblick Ihrer kostbaren Zeit, um einem entfernten Verehrer eine ähnliche Freude zu bereiten.

Da ich weiß, daß Sie keinen menschlichen Zuständen Ihre Teilnahme versagen, so erlaube ich mir, hier ein paar Blätter beizulegen, welche Ihnen ein Bild von dem Kreise geben mögen, in welchem sich hier seit einigen Jahren, wo sich derselbe durch meine Veranlassung bildete, mein Leben bewegt.

Mit aufrichtiger Dankbarkeit und Verehrung

ganz gehorsamst

der Ihrige

Adolf Stahr.

Darf ich mir erlauben, hier die Bitte auszusprechen, Frau Bettine von Arnim von mir einen herzlichen Gruß zu sagen?

Oldenburg, den 24. April 1843.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

Daß man auch hier, wie wohl überall im deutschen Vaterland, mit der größten Spannung auf Preußen und Berlin blickt, werden Sie ebenso gern glauben, als daß ich die wenigen, aber inhaltschweren Worte Ihres Briefes über die dortigen Dinge als kostbare Tropfen ansehe, die dem so wohl verspundeten Fasse des gährenden und brausenden Mostes jener Zustände entquellen. Gegenwärtig ist jede Täuschung über so manche Hoffnungen und Erwartungen auch bei den wohlgesinntesten, ruhigsten und loyalsten Leuten verschwunden, und sieht man das Treiben und Fordern von unten, die Eisdecke von oben und das wilde Toben der entlassenen Gegensätze in der Mitte, so kann man sich über eine große geschichtliche Krisis und ihr Strafgericht keine Illusionen machen. Die unerhörte Rechtlosigkeit der Person im Vaterlande, die ein neuerliches Ereignis, ich denke an Prutz' Landesverweisung, soeben wieder in ihrer ganzen Nacktheit dargestellt hat, der Brief des Königs an Häring*), die polizeilichen Überwachungen, die Glaubensexamina, dies und vieles andere läßt mich fürchten, daß unselige Verblendung gerade denjenigen in die Hände arbeitet, deren zu ärgstem Sansculottismus sich steigerndes Treiben durch ein ganz entgegengesetztes Verfahren zu paralysieren gewesen wäre. Ich bin im höchsten Grade gespannt auf das Buch der Frau von Arnim**), welches auch nach den mir schon in einem Briefe vom Sommer 1841 gegebenen Andeutungen sich wahrscheinlich um die bedeutendsten Fragen der Gegenwart bewegen wird. Sehr glücklich würde es mich machen, wollten Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, Frau von Arnim an ihr gütiges Versprechen erinnern, mir ihr Buch zukommen zu lassen, und dabei zugleich zu sagen, wie schmerzlich es für mich sei, seit ihrem letzten Brief an mich auf Helgoland — August 1841 — auf keinen meiner Briefe eine Antwort erhalten zu haben, da die verehrte Frau doch weiß, wie wertvoll und wichtig einem so in der ultima Thule

---

*) Der bekannte Romanschriftsteller Willibald Alexis.

**) „Dies Buch gehört dem Könige", von Bettine von Arnim.

Lebenden jedes, auch das kleinste Geistesbrosamen, aus ihrer Hand gespendet, war und sein muß. — —

Mit aufrichtiger Verehrung

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster

Adolf Stahr.

Oldenburg, den 10. März 1845.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

— — — — — Friedrich Vischer schrieb mir soeben über seine Pensionierung. Diese Dinge sind ein schlimmeres Zeichen als alle Reaktion der Pfaffen bisher. Ruge vernichtete im Gesetzten Fanatismus und Konsequenz zuletzt Bildung und Kunst und mit dieser Wendung konnte sein treuester Freund nicht mehr sympathisieren. Bei Bauer — der mir ganz fern steht — schrie man doch noch pfäffischerseits: „ja, wenn er kein Theologe wäre!", aber hier? Bei Vischer, einem Ästhetiker, einem reinen, echten, künstlerischen Charakter, hier Amts-Entsetzung und Suspendierung um eine Manifestation des Geistes, die der ganze Senat der Universität Tübingen durch seine Aufnahme und Vereidigung Vischers als berechtigt anerkannt hat! Es ist keine Frage, wir leben in einer Zeit, die sich — zur Tatsache borniert! Die Pfaffen etablieren den radikalsten Kommunismus der Geistes- und Bildungsarmen gegen die Besitzenden, einen Kommunismus, der unendlich greuelhafter ist, als der der nationalen Proletarier gegen die Materiellbesitzenden. Freilich verzweifle ich nicht am Siege des Geistes, aber ich werde ihn nicht erleben, wir werden vielleicht als Girondisten fallen. Ich sehe schwarz, aber daran ist meine Lage nicht schuld, da der kleine Winkel, wo ich lebe, vielleicht jetzt der freieste, bildungslustigste in Deutschland ist, obschon es der Frieden dicht vor dem Sündenfall sein mag.

Hier habe ich vor Jahren und zuletzt mit dem trefflichen Mosen — der reinsten dichterischen Natur der Gegenwart — vereint bisher ein der Kunst und dem Schönen gewidmetes Dasein geführt. Unsere Bühne ist vielleicht musterhaft für das gegenwärtige deutsche Theaterwesen. Bühne, dramatische Kunst und Politik hängen bei der Betrachtung eng zusammen: So studiere ich die deutsche politische Sittengeschichte seit Jahren, indem ich das Theater besuche. Ich denke, ehe ich Deutschland verlasse, Ihnen einige kleine Früchte solcher Studien in zwei Bändchen einer „Oldenburgischen Theaterschau" zu senden, in der ich allerlei Zerstreutes gesammelt habe. Vielleicht reizt es Sie, sich des Abwesenden dabei freundlich zu erinnern und ihn den Landsleuten in Erinnerung zu bringen. So suchen wir uns, ehe der Sturm puritanischer Barbarei über die Welt hereinbricht, das Stückchen Erde hier zu einer kleinen grünen Oase umzuschaffen und die Früchte der Poesie und Bildung möglichst vollständig, wenigstens durch Vermittelung der Bühne, zu genießen. Erst im März wird Mosens „Don Johann von Österreich", den er vollendet, hier die Bretter betreten, und ich erwarte mir viel von dem trefflichen Werk. Gutzkow's „Urbild des Tartuffe" ward hier zuerst aufgeführt, und ich sprach in einem Artikel der „Weserzeitung" zuerst aus, daß dieses Stück sein Bestes und in seiner Art in unserer Literatur einzig sei. Gutzkow schrieb mir, daß er über diese Prophezeiung „fast erschrocken" sei, hat sich aber beruhigt, da der Erfolg überall mein Urteil bestätigt hat.

Wird es in Berlin nicht verstümmelt aufgeführt, — und es erträgt nicht das Fehlen einer Zeile — so muß die Wirkung ungeheuer sein dort, wohin alle Striche ziehen, wo alle Funken zünden. Prutz hat mir gestern seinen umgearbeiteten „Erich XIV., der Bauernkönig" geschickt. Laube, der Dramatiker des novellistischen Rokokostils, tut auch das Seine, und wird sich ja Deutschland allgemach gewöhnen, an die Möglichkeit eines neuen Dramas zu glauben.

Sagen Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, der Frau Bettine von Arnim meinen herzlichsten Dank für die mir bewährte gütevolle Gesinnung. Möge mir das Glück zuteil

werden, sie in Berlin früher oder später wieder einmal zu sehen und mich an ihren Geistesergüssen zu erquicken.

Von ganzem Herzen und ergeben

der Ihrige

Adolf Stahr.

Oldenburg, den 3. Juni 1850.

Hochverehrter Freund!

Zurückgekehrt von einem Ausflug nach dem Rhein, wohin ich bis Aachen unsere gemeinsame Freundin Fräulein Fanny Lewald auf ihrer Reise nach England begleitet habe, begrüßen mich Ihre lieben Worte vom 22. April und zugleich, wie ich zu erraten glaube, Ihre Rezension des 3. Buchs der preußischen Revolution in der Nationalzeitung und verpflichten mich zur herzlichen Erneuerung meines Dankes für die vielen Beweise der fördernden Teilnahme, mit der Sie, verehrter Herr Geheimrat, meine schriftstellerische Tätigkeit fast vom Beginn derselben freundlichst zu begleiten nicht müde geworden sind. Namentlich aber ist es in diesem Briefe die Kräftigkeit und Unverzagtheit Ihres Geistes und Ihrer Hoffnung inmitten einer Zeit der Schande und Elend und an der Schwelle einer anderen, die das Maß dieses Elends und dieser Schmach gerüttelt und geschüttelt voll zu häufen droht — ich sage, es ist diese kraftvolle, unverzagte Zuversicht des vielerfahrenen Mannes, welche dem jüngeren Freunde tröstlich und ermutigend entgegen leuchtet.

Ja, verehrter Freund, auch ich verzweifle nicht an dem endlichen Ausgang, aber mein Herz fühlt sich doch zuweilen erschüttert von der tiefen Schwermutsklage des Dichters, bei dem es heißt: — es ist Max Waldau, der in seiner herrlichen Kanzone „O, diese Zeit“ die Muse anredet —

„Du, weil du ewig bist, du ahnst das Ende,
Du strebst und kämpfest, leidest, um zu leben,
Doch wir, wir kämpfen leidend, um zu sterben.
Wir sehen endlos unser bestes Streben
Und leiden für eine karge Spende,
Daß unsre Kinder unsre Kämpfe erben.“

Ich wüßte Ihnen, lieber Freund und Pfleger alles Schönen, meine Stimmung, die den Dingen der Gegenwart gegenüber mir das Herz in einsamen Stunden bestiehlt, nicht vollständiger auszudrücken als es in jener herrlichen Kanzone (Hamburg, Hoffmann und Campe) von dem bekannten Verfasser des „Nach der Natur“ geschehen ist.

Welchen Eindruck mir der Rhein, Bonn und Köln gegeben, werden Sie vielleicht in zwei Artikeln der „Nationalzeitung“ über Kinkel gelesen haben — es waren traurige Maitage, die ich dort verlebte, obwohl in wünschenswertester Gesellschaft. In Bonn trat mir die sittliche Fäulnis, die das Universitätsleben ergriffen hat, in den politischen und sozialen Lebensanschauungen dieses Landknechtstums der „Wissenschaft“ grell und schreiend entgegen. Nur mein alter Universitätsfreund Ritschl und der greise Vater Arndt, der aber doch schon halb und halb die Linie des Nestortums im homerischen Sinne passiert hat, machten rühmliche Ausnahmen von der fast allgemeinen „Kreuzzeitungsgesinnung“ der „Träger der Wissenschaft“. Und die Jungen fand ich fast noch schlimmer als die Alten . . . . . .

Das Berliner Attentat soll in der Weise gegen den Rest der Märzbewegung benutzt werden, wie der Frankfurter 18. September mit Geschick und Glück zur Erkämpfung der Nationalversammlung und der deutschen Freiheit benutzt worden ist. Das ist in der Ordnung. Meine kontemporären Geschichtsstudien haben mich übrigens zu der Überzeugung

geführt, daß der 18. September 1848 nicht nur der Reaktion sehr gelegen kam, sondern daß sie auch diese Gelegenheit zu machen verstanden hat. Ich enthalte mich jeder Vergleichung.

In treuer und dankbarer Verehrung

Ihr herzlich ergebener

Adolf Stahr.

Eine wahrhaft glühende Verehrung, ja schwärmerische Begeisterung hegte Adolf Stahr für die geniale, freigesinnte, aber auch exzentrische Bettine von Arnim, deren Persönlichkeit und Schriften ihn außerordentlich fesselten. Ihre Werke, wie: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", „Die Günderode", „Dies Buch gehört dem König", „Clemens Brentanos Frühlingskranz", „Ilios, Pamphilios und Ambrosia" ꝛc., wurden von ihm förmlich verschlungen und in enthusiastischer Weise besprochen. Er stand mit ihr in persönlichem und außerordentlich regem brieflichen Verkehr. Die Briefe Bettines von Arnim an ihn hat bereits Ludwig Geiger in seinen Werken: „Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm IV." (Frankfurt a. M., 1902) und: „Aus Adolf Stahrs Nachlaß" (Oldenburg, 1903) veröffentlicht, doch sind Stahrs Zuschriften an sie bisher noch nicht publiziert worden, und da dieselben durch ihren Inhalt und ihre Form außerordentliches Interesse zu erwecken geeignet sind, mögen diese Schriftstücke, soweit sie mir zugänglich waren, hier folgen:

Oldenburg, den 17. Oktober 1840.

Hochverehrte, gnädige Frau!

Die sehr verspätete Rückkehr meines Freundes hat auch Ihre liebe Gabe weit später in meine Hände kommen lassen. Und wie mir die Erfüllung Ihres einst mündlich in so liebevoller Weise gegebenen Versprechens aufs neue jene schönen Stunden meines Lebens vergegenwärtigte, so bot mir das wundervolle und wunderbare Werk selbst erwünschte Gelegenheit, mich aus der aschgrauen Gegenwart hinaus zu retten in die Jugendwelt voll Morgenröte und ahnender, halb träumender Weissagungen einer verhüllten Zukunft. Ich hatte den Anfang gemacht, dies und jenes für einen öffentlichen Aufsatz niederzuschreiben, den ich in Zeitungen mitteilen wollte, aber ich ließ bald davon ab, da sich in mir mehr und mehr die Überzeugung bestärkte, daß dieses Buch, wie die früheren, eigentlich nur dazu ist, genossen, im Geheim des Herzens und der Freundschaft genossen, nicht aber auf dem Markt der Tagesliteratur „besprochen" und an der kritischen Börse „vermäkelt" zu werden. Gibt es doch Bücher genug, die nicht sowohl um gelesen, als um besprochen und kritisiert zu werden, geschrieben scheinen. Auch ist die „Günderode", wie alles, was von Ihnen kommt, eben weil es in seiner Art einzig und nie dagewesen, über die Kritik hinaus. Platos göttliches „Symposion" ist nimmer von der Kritik besprochen worden . . . . . . Die gottgeliebten Griechen kannten dieses Elend nicht. Es gibt zu Ihrem Buch nur ein wahres Verhältnis, das ist die Liebe und das liebevolle Versenken in den Abgrund des begeisterungstrunkenen Genius, der den dämonischen Sokrates mit seinem der göttlichen Schönheit frohen Alkibiades in einem weiblichen Wesen vereint aufzeigt. Wie aber könnte man dies aussprechen vor den Ohren einer Menge, die nur das ihr Gemäße vernimmt!

Eine 14tägige Reise nach Halle und Leipzig und Dresden in Familienangelegenheiten unternommen, von der ich erst seit vorgestern zurückgekehrt bin, hatte mich Ihnen so nahe gebracht, daß ich nur mit der größten Anstrengung mich unter der äußeren Notwendigkeit zu fügen vermochte und es mir versagte, meinem persönlichen Wunsche, wenn auch nur auf einen Tag, zu Ihnen nach Berlin zu eilen, Folge zu leisten. Überdies trieb mich das Verlangen, an Ort und Stelle vielleicht Beruhigung über die Sorgen und Befürchtungen zu erhalten, die jetzt die Herzen aller Vaterlandsfreunde erfüllen und mit banger Erwartung Aller Augen auf dem Fürsten*) weilen lassen, in dessen Hand jetzt vielleicht auf Jahrhunderte das Geschick der deutschen Völker und ihrer geistigen Entwicklung gegeben. Trotz meiner Übersiedelung bin ich Preuße vom Wirbel bis zur Zehe, und der Schmerz, den ich empfand und empfinde, wenn, wie ich so oft, namentlich im Süden Deutschlands hören mußte, sich ein unverhaltener Groll und eine oft maßlose Verbitterung gegen das einst so hoch verehrte Preußen Luft machte, so oft nur die Rede auf Zeitfragen kam, ist nicht zu beschreiben.

Wie oft wünschte ich, daß nun eine Tat, daß z. B. die offene Berufung der vertriebenen Göttinger Brüder an einer preußischen Universität, den vielen Freunden Preußens, die in diesem Staate noch immer das Heil Deutschlands sehen, zu einer Wehr und Waffe würde, mit der man diejenigen zurückschlagen könnte, die da behaupten: Preußen billige schweigend ein Machtverfahren der Willkür, das von dem Bewußtsein aller freien und edlen Menschen auf ewig gerichtet ist. Aber alle Nachrichten dieser Art zeigen sich nur als Truggebilde, gewoben vielleicht in guter Absicht, aber recht geeignet, die öffentliche Meinung und ihr Wissen nur noch mehr zu verwirren. Solange Deutschland eine Geschichte hat, ist noch nie so viel Macht der folgenschwersten und entscheidendsten Wirksamkeit in eines Fürsten Hand gelegt, wie jetzt in die von Preußens jungem Könige, und wenn — doch wie komme ich dazu, in einem Briefe an Sie, verehrte Frau, ein politisch Lied anzustimmen? Oder ist es vielleicht nur darum, weil ich mit Ihnen zwar nicht glaube, daß Sie den Staat regieren könnten, wohl aber daß Sie den Talisman besitzen, ohne den kein Fürst der Welt das Regiment über den Geist zu führen vermag — den Mut der Wahrheit!

Mit meinem Freund von Buttel gedenke ich Ihrer nur noch öfter, jetzt, wo das Glück, Sie selbst gesehen und gesprochen zu haben, unseren gegenseitigen Mitteilungen noch ein erhöhteres Interesse verleiht. In seinem Namen habe ich die herzlichsten Grüße Ihnen zu Füßen zu legen und den Wunsch auszusprechen, daß auch Sie fernerhin seiner freundlich gedenken mögen. Für mich selber habe ich neben der gleichen Bitte, daß Sie mich als Haupt der kleinen Gemeinde, die gleiche Liebe und Verehrung hier an Ihren Namen knüpft und namentlich jetzt die „Günderode" häufiger zusammenführt, nach so langer Zeit wieder einmal mit ein paar Zeilen Ihrer lieben und verehrten Hand erfreuen mögen, die ich, nochmals dankend, hier auf dem Papier zu küssen mir erlauben darf. Ein Brief von Ihnen, und sei er noch so kurz, ist Freude für mich, deren Größe allein das Dringende meiner Bitte entschuldigen kann.

Mit innigster Verehrung

Ihr ganz gehorsamster

Adolf Stahr.

Oldenburg, den 9. Februar 1841.

Wenn Sie, verehrte gnädige Frau, vernehmen, daß dies die ersten Zeilen sind, die nach langer sinnverdüsternden Krankheitshaft zu schreiben mir gestattet sind, so werden Sie in Ihrer liebevollen Güte es nicht schelten, daß ich die ersten Gedanken wiedererwachenden

---

*) Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Lebensmutes Ihnen zuwende, obschon ich Ihnen eigentlich gar nichts zu sagen habe, als was Sie längst wissen, daß mein Wesen Ihnen in Liebe und Verehrung zugewendet ist . . .

Für mich sind die sonnigen Augusttage des Jahres 1839 noch so frisch und duftend nahe, daß ich, so oft ich will, in diesem Zaubergarten schönster Erinnerung wandern und mich an dem Duft seiner Blüten erquicken mag. Wie viele mögen das Glück mit mir teilen, des gleichen Genusses sich mit mir erfreuen, an allen Enden der Welt! Aber gewiß keiner tiefer, inniger als ich. Das ist die ewige Kraft und göttliche Macht Ihres Geistes, daß sie überall Leben spendet und schafft, daß die Erinnerung an Ihrer Rede frischen Born, daß das Lesen und immer wieder Lesen der Blätter, die Ihr Genius mit Worten des Lebens erfüllt, in weiter Zeit- und Raumferne tröstend, erfreuend, beseligend das Herz umspielt. Ach, schelten Sie mich nicht um mein Geschwätz, denn dies auszusprechen ist mir selbst schon hoher Genuß und gewährt mir eine Befriedigung, die Ihr Gemüt zu würdigen wissen wird. — Auch das Buch „Günderode" habe ich in den Stunden, wo der Sinn frei wird von dem kleinen Alpdruck der Nerven, wieder und wieder gelesen und so recht die Unzulänglichkeit all dessen gefühlt, was öffentliche Stimmen in den Jahrmarktsbuden der Literatur parliert bis zu dem Philister herab, dessen professorischer Wissenschaftswolkenperücke, weißgepudert mit dem Mehlstaub eigen geschroteter Spekulation, die „Zueignung an die Studenten" zu mißfallen das Glück gehabt. O des Narren, des betrübten, bedauerlichen Narren, der es nie empfunden, daß in dieser Jugendwelt allein und dann nimmer wieder das reine Verhältnis von Geist zu Geist, dieses fesselnde „Du" und „Ich" in seiner edlen nackten Reinheit und spiegelnden Klarheit verwirklicht ist, der dieses strömenvollen Bechers des edelsten Begeisterungsweines keinen Tropfen genippt hat. Ja, dieser Weiße muß mit dem Zopf geboren sein, um in der Zueignung eine versteckte Ironie zu lesen, wie er, wenn ich nicht irre, getan hat . . .

Alles sieht auf Preußen und seinen König, und was er tut und läßt, das tut und läßt Deutschland. Daß er die edlen Grimms großmütig geborgen, erweckte allgemeinste Freude, und möge er sich nicht abhalten, die Sympathien deutscher Herzen durch viele ähnliche Taten zu erwerben. Ja, man kann fast sagen, es wird über Nacht die Zeit kommen, wo diese Sympathien sein und Deutschlands Schutz- und Trutzwehr sein werden, stärker als Adelsbrüderschaften, stärker als die spinnewebene Kunst diplomatischer Verbindung . . .

Sie selbst aber, gnädigste Frau, wie leben Sie in dem neuen deutschen Jerusalem? Daß Sie tätig wirken und rastlos sich und andere treiben, überall das Gute und Wahre, das Schöne und Naturgemäße fördern — mag ich mir denken. Aber was eben im besonderen die Segel Ihres Geistesschiffes schwellt, das möchte ich wissen. Freilich aber am liebsten möchte ich selbst mit Augen sehen, wäre ich nicht gefesselt an diese Sandbank mit tausend und aber tausend Fäden . . .

Mit herzlicher Verehrung

der Ihrige

Adolf Stahr.

Oldenburg, den 11. April 1841.

Verehrte Frau!

. . . . . „Konstitutionen werden nicht gegeben, die nimmt man an," soll Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz gesagt haben. Das ist ein tiefes und wahres Wort; aber die Deutschen sind so ungläubig, daß — da soll sich alles ruhig entwickeln, von selbst machen, ohne Gewalttat — kein Sprung sein soll, und die so reden, vergessen im selben Augenblick, daß ihre eigene Philosophie lehrt, daß jede Veränderung ein Sprung, ein gewaltsamer ist. Und wo ist in der Geschichte eine große Veränderung anders bewirkt worden? Ein großer Geist erschöpft die neue Form, in die sich Welt und Menschheit erst hineinzu-

bilden haben. Nicht, daß er sich vermesse wie ein Rock nach dem augenblicklichen Bedürfnis. Er rechnet auf das Wachstum, das nicht ausbleibt. „Der Weltgeist hat Zeit," sagen sie freilich. Aber die Völker haben keine Zeit zu verlieren, und tun sie's, so verlieren sie zu ihrem Schaden, und für Deutschland läßt sich das Prognostikon leicht stellen: wenn die Kosakenpikeure mit „Jeune France" sich verbrüdern über kurz oder lang. Dann, wenn wir wieder geschändet und zertreten am Boden liegen, werden die Brahmanen ohne Zweifel erweisen, wie das alles habe kommen müssen, vielleicht gar zu unserm Frommen. In diesem unerquicklichen Grau des spekulativen Fatalismus verschwimmen alle Farben der Begeisterung, des Heroismus, der Vaterlandsbegeisterung, kurz alles, wodurch eine Welt wird, wie sie sein soll, ein lebendiges Individuum mit allen Vorzügen und Mängeln eines solchen. Nur ein solches Volk ist ein Heros in der Weltgeschichte, das große und schöne Taten zu tun vermag und das selbst untergehend sein Los zu einem beneidenswerten stempelt.

Was werden Sie, verehrte Frau, zu diesem Herzenserguß eines Menschen sagen, der sich selber als Jünger derjenigen Philosophie bekennt, deren verbrüderte Bekennung ihm so heiß das Blut zum Herzen getrieben, daß er seinem Zorn Luft machen muß?

Aber Sie selbst, warum bringt Ihre Stimme nicht zum Throne? Warum sprechen Sie es nicht aus das leuchtende Freiheitswort der Überzeugung, vor dessen Glanz die Lügennebel der Feigheit versinken wie der Nebeltau des Frühlingsmorgens vor dem goldenen tödlich treffenden Pfeil des Ferntreffers Helios? Oder ist sein Ohr Ihnen verschlossen? Dringt Ihre Stimme nicht zu ihm, in dessen Hand jetzt das Heil der deutschen Welt gegeben ist? Diese Frage möchte ich beantwortet wissen . . .

Gehe hin, Blatt, und sage ihr, daß ich sie verehre und liebe und daß ich zu ihr hinaufschaue wie zu einem schönen Sternbild in tiefer Nacht. Des Himmels schönster Segen über Sie am Auferstehungsmorgen des Jahres 1841.

Adolf Stahr.

Oldenburg, den 11. Oktober 1843.

Hochverehrte, gnädige Frau!

Seit fast zwei Monaten bin ich im Besitz Ihres köstlichen Geschenks, das mir die Gewißheit gab, daß Sie trotz des konsequentesten Stillschweigens auf alle meine Bitt- und Bettelbriefe meiner dennoch in Güte gedenken — und erst jetzt geht ein Wort des Dankes an Sie ab! Daran ist aber niemand anders schuld als Sie selbst, nämlich — Ihr Buch*), das nicht gelesen, sondern in den besten Stunden durchdacht und in Seele und Herz aufgenommen werden wollte. So habe ich denn Tage und Wochen mit Ihnen gelebt und mir die Seele rein gewaschen an diesem Sibyllinen-Buch der Wahrheit und meinen Glauben an die Menschheit und Deutschlands Zukunft wieder erfrischt und gekräftigt. Das Buch hat auf mich und meine Freunde die ungeheuerste Wirkung geübt. Julius Mosen schreibt: „Es steckt darin freilich der Geist der Zukunft. Ich fühle ihn, ich begreife ihn, kann ihm aber nur so viel Einfluß gestatten, als er mich die Gegenwart klar erkennen läßt. Es ist für einen Zukunftsherrscher-Genius geschrieben, von welchem die Zeitung noch nichts weiß."

Ich habe nichts, gar nichts in der „Geistesbibel" der Zukunft gefunden, mit dem ich mich nicht in Harmonie wüßte. Ich sehe, wie unaufhaltsam die, welche die Revolution der Zukunft zur friedlichen Reform leiten konnten und sollten — ja in ihrem Interesse sollten — das Feuer emsig schüren und die Höllenglut zu ersticken meinen, indem sie berghoch Reisigbündel darauf häufen, bis das Feuer, an dem sich das bescheidene Volk die Schwarzbrotsuppe seiner Freiheit kochen wollte, zum verheerenden Waldbrand emporlodert, dessen Ende niemand absehen kann.

In der ersten Aufregung habe ich eine Rezension — ein erbärmliches Wort hier —

*) Gemeint ist Bettine von Arnims Buch: „Dies Buch gehört dem Könige."

Ihres Buches geschrieben, in der ich die Hauptpointen und Stellen heraushob und unter verschiedene Kategorien ordnete. Man war zu feig, sie aufzunehmen, und so habe ich sie als kleine Broschüre in Druck gegeben. Wenn sie fertig ist, sende ich sie Ihnen. Da werden Sie finden, was ich sonst noch über Ihr Buch zu sagen habe und wie es auf mich gewirkt hat und wie ich hoffe, auch auf die Deutschen wirken soll, denen ich es an das Herz legen möchte . . .

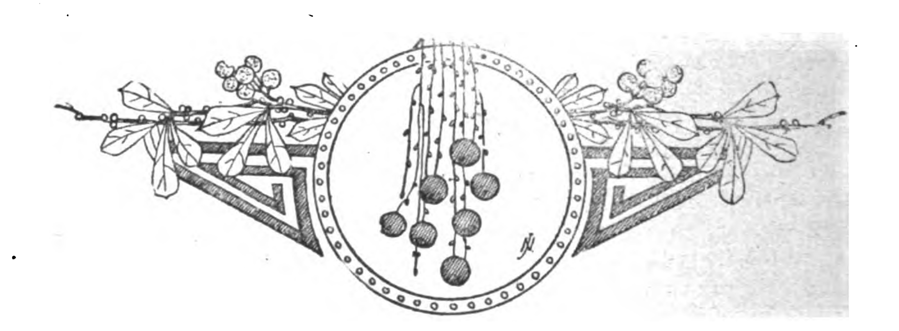
So viel für heute, tun Sie mir, verehrte Frau, nur die Güte und teilen mir mit, wie der König, mit dem Sie ja korrespondieren sollen, Ihr Buch aufgenommen hat? Hier sind darüber die verschiedensten Lesarten. Was Sie mir übrigens anvertrauen, ist in treuester Hand und kommt nicht über den „Zaun der Zähne", wie Vater Homer sagt.

Die Meinen sind wohl. Ihr Patchen Edo ist der allein begabte unter meinen fünf Sprößlingen, ein Junge voll Trotz, Mut und Energie, kurz wie ihn die junge Garde des Zukunftsherrschers der Frau Rat gebrauchen kann.

Den Ihrigen die herzlichsten Grüße

von Ihrem Sie treu verehrenden

Adolf Stahr.





Politischer Monatsbericht.

Von

Dr. Hugo Böttger.

— Steglitz. —

Die französische Politik stellt in den Welthändeln gegenwärtig das schwierigste und interessanteste Problem, nämlich die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche, eine Aufgabe, an die über kurz oder lang alle Staaten herantreten müssen, die über wirtschaftliche und soziale Fragen, über Weltpolitik und militärische Entwicklung nicht bemerkt haben, daß die kirchlichen Organe anfangen, übermächtig zu werden und die Quellen des Volkstums zum Versiegen zu bringen. Die dritte Enzyklika des Papstes über die Lage der römischen Kirche in Frankreich, die vor kurzem erschienen ist, schließt jedes Kompromiß aus. Der unfehlbare Papst hat mit dem Verbote der Kultusvereine das Richtige getroffen, und dabei bleibt es. Aber diese starre Haltung scheint nur eine Gegenwirkung der Auffassung der leitenden Staatsmänner in Frankreich von der Pflicht des modernen Staates zu sein, sich zu Konkordaten mit der Kurie nicht herbeizulassen, sondern die Souveränität der Staatsidee über die freie Kirche zu setzen, so daß also am letzten Ende hier hart auf hart gestoßen ist und darum der Kampf einen immer unversöhnlicheren Charakter annehmen mußte. Bringt der französische Staat den Gedanken der Unabhängigkeit und Reinheit glücklich durch den zu erwartenden Fanatismus einer allerdings nicht eben imponierenden Minderheit hindurch, — und das muß als wahrscheinlich angesehen werden —, so wird er nicht nur der kulturellen Entfaltung in der Welt, sondern unter Umständen auch der Papstkirche selbst, die anders in einen verstiegenen und gefährlichen Hochmut hineingerät, einen guten Dienst geleistet haben. Die Dinge gehen in Frankreich jetzt ihren normalen Weg weiter; die Kirchenvermögen werden beschlagnahmt und die Seminarzöglinge in die Armee gesteckt. Richtig ist, daß in der französischen Kammer und Regierung nicht volle Einmütigkeit in der Bekämpfung klerikaler Machtansprüche besteht, indem die radikalere Richtung des

früheren Ministers Combes mit der konzilianten, unzweckmäßige Blößen vermeidenden Politik des verantwortlichen Ministers Briand nicht einverstanden ist und nach schärferen Maßnahmen ruft. Jedenfalls herrscht jedoch darin Übereinstimmung der wertvollsten Kräfte der öffentlichen Meinung der Republik, daß der Kampf — ob nun mit mehr oder mit minderer Kraftäußerung — zum siegreichen Ende für den Staat ohne Unterbrechung fortgeführt werden soll. Der päpstlichen Verwerfung der Kultusgenossenschaften ist übrigens folgerichtig die Erschwerung von Gottesdiensten in den dem Staate verfallenen Kirchen gefolgt. Die Politik des Papstes kann offenbar die Suspendierung der Seelsorge und der Erbauung eher vertragen, als das Aufgeben auch nur des geringsten Machttitels, und es ist andererseits begreiflich, daß bei solcher schroffen Haltung der Klerikalen die Freunde der Briandschen Versöhnlichkeit zusammenschmelzen, die Anhänger der radikaleren Richtung Combes' sich vermehren und daß auf die Art sich ein Riß im Ministerium Clémenceau zeigt, der größer wird von Tag zu Tag und sich schwer noch verkleben läßt.

Österreich und Rußland stehen im Zeichen der Wahlbewegung, die wir glücklich hinter uns haben. In Österreich wählt man zum ersten Male auf Grund eines allgemeinen gleichen Stimmrechts an Stelle der alten Kurienverfassung, und die Sozialdemokraten erhoffen reiche Gewinne von der Wahlrechtsänderung. Ein nationaler Block, an dem sich der sozialistische Ansturm den Schädel einrennen könnte, besteht nicht; nicht einmal ein festes Bündnis zwischen den nahen Verwandten: Christlich-Sozialen und Klerikalen hat zustande kommen können. Danach steht ein Anschwellen des parlamentarischen Sozialismus in Österreich zu erwarten. Rußland hat bereits einen großen Teil der Wahlmännerwahlen für die zweite Duma hinter sich, und von ihrem endgültigen Ausgange wird es abhängen, ob sich der Reformministerpräsident Stolypin halten kann oder einem Reaktionär Platz machen muß.

Ein großer Völkerkrieg war in Sicht gekommen, aber vorläufig erfreulicherweise wieder in der Versenkung der Zeitungsdiplomatie verschwunden. Es handelte sich bei den kriegerischen Gerüchten um Reibungen zwischen Japan und Amerika, die ja allerdings nicht ohne materiellen Grund sind und gewisse Kampfmöglichkeiten in sich tragen. Ein Rassenproblem und ein wirtschaftliches durchkreuzen sich hierbei. Die Japaner haben einen starken Bevölkerungsüberschuß, den sie gleich den Chinesen zum Teil in die Union absetzen, und zwar ist Kalifornien das Hauptimportland für die gelbe Rasse, die sich mehr und mehr vordrängt und wegen ihrer Anpassungsfähigkeit an die schwierigsten Verhältnisse den Eingeborenen lästig fällt und starke Konkurrenzschmerzen bereitet. Der Konflikt brach damit aus, daß der Schulrat von San Francisko beschlossen hatte, japanische Kinder von den öffentlichen Schulen in Kalifornien auszusperren. Da nun aber Japan mit den Vereinigten Staaten einen Meistbegünstigungsvertrag abgeschlossen hat, der die japanischen Staatsangehörigen, die sich in der Union aufhalten, mit den gleichen Rechten ausstattet, wie etwa Engländer und Deutsche, also doch

wohl auch für die Kinder der Japaner unter gleichen Bedingungen wie für die deutschen und englischen Schuljungen den Schulbesuch freigibt, so empfinden die Japs den Beschluß des Schulrats von Frisco als eine feindselige Zurücksetzung ihrer Rasse und zugleich als eine Verletzung des Meistbegünstigungsvertrages. Roosevelt, der allen Grund zur Friedfertigkeit hat bei den mangelhaften militärischen und maritimen Zuständen der Union, hat die Beschwerde der japanischen Regierung im Grundsatz anerkannt und die kalifornischen Schulbehörden aufgefordert, ihre rassenpolitischen Bedenken gegen den Schulbesuch der kleinen Japs aufzugeben. Die Kalifornier haben darauf quod non gesagt, und es hat sich daraus die eigenartige Situation entwickelt, daß die Staatsleitung der Union wegen eines fremden Volks mit einer Schulbehörde in San Francisko prozessiert und daß es jetzt Sache der vielleicht diplomatisch veranlagten Richter sein wird, die Angelegenheit solange wie möglich hinzuschleppen. Die drohende Hauptfrage, die im Hintergrunde steht, die Auseinandersetzung zwischen Japan und den Vereinigten Staaten im Stillen Ozean, die Austragung der von beiden Nationen auf Ostasien gerichteten Wünsche wird jedenfalls von den amerikanischen Staatsmännern aus den angedeuteten Gründen noch nicht für spruchreif gehalten.

Übrigens hatten wir bis vor kurzem auch eine Kinderstreitfrage mit einem fremden Staate, eine recht verzwickte staatsrechtliche Angelegenheit, die in diesen Tagen durch den deutsch-dänischen Vertrag über die Optantenkinder aus der Welt geschafft worden ist. Der Vertrag hat für die nordschleswigschen Zustände und für die Anbahnung besserer Beziehungen zu Dänemark seine Bedeutung. Nach 1864 hatten zahlreiche junge Nordschleswiger für Dänemark optiert, die dänische Staatsangehörigkeit gewählt. Sie kehrten aber nach der Apenrader Konvention von 1874 nach Schleswig zurück als dänische Staatsangehörige; ihre Kinder konnten nun aber als Kinder von Ausländern nicht die preußische Staatsangehörigkeit und, soweit sie vor 1898, vor Erlaß des dänischen Staatsangehörigkeitsgesetzes geboren sind, auch nicht die dänische Staatsangehörigkeit erhalten. Sie schwebten als Staatsbürger in der Luft, waren staatenlos und hatten keine staatsbürgerlichen Rechte. Wurden sie ausgewiesen, so brauchte sie kein Staat aufzunehmen, und auch die Kinder dieser Optantenkinder waren wiederum staatenlos und konnten staatsrechtlich in die gleichen Verlegenheiten wie ihre Väter geraten. Aus diesem im ganzen zwecklosen, jedenfalls für den Betroffenen unerfreulichen Dilemma bringt uns der Optantenvertrag vom 26. Januar d. J. heraus, wonach jetzt die dänischen Optantenkinder und ihre Nachkommen in Nordschleswig die preußische Staatsangehörigkeit erwerben, sich in Preußen naturalisieren lassen können. Politisch versprechen wir uns davon, daß die vorhandenen 3500 Optantenkinder nicht sogleich ihre dänischen Liebhabereien los werden, falls sie sie haben, aber daß doch der Prozeß des unaufhaltsamen Fortschreitens des Deutschtums in Nordschleswig durch den neuen Vertrag nicht gestört, sondern gefördert wird. Jedenfalls wird ein berechtigter Grund

des Mißbehagens und der politischen Unzufriedenheit beseitigt, und das hat noch nie am letzten Ende den Feinden Deutschlands Nutzen gebracht.

Auch in anderer Hinsicht sind unsere politischen Beziehungen zu Dänemark „aktuell". Wir stehen in Unterhandlungen damit wegen eines deutsch-dänischen Handelsvertrages und müssen hierbei beanspruchen, daß die volle Meistbegünstigung, die wir den Dänen gewähren, durch einen Reziprozitätsvertrag, durch einen Vertrag mit Gegenleistungen ersetzt werde. Wir erhielten 1905 aus Dänemark für 124 Millionen Mark Waren, hauptsächlich Pferde, Rindvieh, Butter, Fleisch, Schmalz, Gerste und damit auch außer den Pferden etwas Ungenießbares dabei sei, Pflastersteine. Und wir exportierten nach Dänemark für 186 Millionen Mark, darunter hauptsächlich Textilwaren, Eisen und Eisenwaren, Fahrräder, Farbendruckbilder, Apothekerwaren, Fayence, Lederwaren etc. Dänemark schließt aus dieser Handelsbilanz, daß wir seinen agrarischen Überschuß unbedingt brauchen, während es unsern Fabrikatenexport auch anderswoher beziehen könne. Es zeigt uns also die kalte Schulter und glaubt, daß es nicht nötig hat, Ermäßigungen für wichtige deutsche Ausfuhrartikel zu gewähren, ja es trägt sich sogar noch mit dem Gedanken, seine Stempelsteuergesetzgebung so auszubauen, daß damit auch die deutsche Einfuhr getroffen werden könnte. Die Stempelsteuer ist innere Angelegenheit Dänemarks, sie läßt sich unabhängig von den Handelsverträgen gestalten und als Einfuhrerschwernis benutzen. Inzwischen hat vermutlich die dänische Regierung aber doch wohl eingesehen, daß die neugewählte deutsche Volksvertretung auf freihändlerischen Bahnen sich keinesfalls bewegt, daß die verbündeten Regierungen des Reiches wie gegenüber Nordamerika und Argentinien so auch gegenüber Dänemark den veralteten Standpunkt der Meistbegünstigung zu verlassen entschlossen sind, und daß bei solchen Absichten unsere Regierungen die Volksvertretung hinter sich haben werden.

Dieser neugewählte deutsche Reichstag hat seine Arbeiten wieder aufgenommen, und vorderhand geht genau wie in den vorigen Sessionen mit den Etatsberatungen und ihren Reden zum Fenster hinaus viel Zeit verloren. Die Neuwahlen haben natürlich auch bei den nationalen Politikern nicht das volle Gefühl der Freude hervorrufen können. Dazu ist das Gesamtergebnis doch allzusehr mit Schwarz durchsetzt, und das Zentrum ist mit ungebrochener Kraft in das Reichsparlament zurückgekehrt. Nur nach einer Seite hat die Wahlparole: gegen Zentrum und Sozialdemokratie voll zu wirken vermocht; die Sozialdemokratie hat ungefähr die Hälfte ihrer Mandate eingebüßt, und da 85 Prozent der Wahlberechtigten, 10 Prozent mehr als im Jahre 1903, ihr Stimmrecht ausgeübt haben, so hat das Volksgericht, wie der sozialdemokratische „Vorwärts" den Wahlgang nannte, die Sozialdemokratie besonders hart getroffen. Man hat dem Fürsten Bülow jetzt vielfach Vorhaltungen darüber gemacht, daß sein Entschluß vom 13. Dezember, den Reichstag nach Hause zu schicken, nicht noch ein besseres Ergebnis gezeitigt habe. Als ob bei der Geschlossenheit der klerikalen Wählerschaft die Vernichtung des Zentrums ein Kinderspiel, und als ob es zweckmäßige Politik sei, zwei Hasen

auf einmal jagen zu wollen, in unserem Falle Sozialdemokraten und Klerikale zu gleicher Zeit niederzumachen. Wer die Dinge nüchtern betrachtet, muß zugeben, daß die Forderung des Tages darin bestand und nur darin bestehen konnte, das Volk zum Sichaufraffen zu zwingen, eine starke Wahlbeteiligung herbeizuführen und auf die Art die Mehrheit vom 13. Dezember zu sprengen, die dem Reiche die Fortführung seiner kolonialen Aufgaben verwehrt hatte. Diese Mehrheit ist gesprengt. Zentrum und Sozialdemokratie haben mit ihren Trabanten nicht so viel Sitze mehr, um in ähnlicher Weise wie im Winter 1906 eine absolute Herrschaft entwickeln zu können. Es wird sich also voraussichtlich mit dem neuen Reichstage in allen Fragen der militärischen und maritimen Macht und der Kolonilapolitik regieren lassen.

Wie die neuen Mehrheiten, die da möglich sind: Konservative, Zentrum und ein Teil der Mittelparteien, oder Konservative, Liberale und ein Teil der Mittelparteien, sich finden werden und ob sie schöpferische Politik treiben können, muß sich erst zeigen. Es liegt ja mancherlei im Wege: das Rachebedürfnis der Radikalen des Zentrums, die durch die moralische Abschlachtung Roerens entrüstet sind, die Eifersucht der bürgerlichen Parteien untereinander, die Anmaßungen der Interessenpolitiker, das Vordrängen der „starken" Männer, die sich nach Ausnahmegesetzen sehnen, und ähnliches mehr. Alles das kann auf kürzere oder längere Zeit den Reichswagen zum Stillstand bringen. So erfreulich der nationale Einschlag des neuen Reichstags ist, so läßt sich doch auch nicht verkennen, daß er wirtschaftspolitische Schwierigkeiten genug in sich birgt. In den nächsten 5 Jahren sind außer dem dänischen Vertrage auch Handelsverträge mit den Vereinigten Staaten, mit Kanada, mit Spanien unter Dach und Fach zu bringen, und wenn wir bei den Verhandlungen auch gewiß nicht das „tumbe Brüderlein" zu markieren brauchen, so ist doch auch eine Zollpolitik, wie sie von agrarischer Seite beliebt wird, die nämlich mit Zollkriegen wie mit den harmlosesten Dingen der Welt operiert, unter Umständen eine schwere Crux für unsere Unterhändler und handelspolitische Diplomatie.

Interessant war nach den Neuwahlen auch die Haltung und Stellung der Sozialdemokratie. Sie war die Hauptleidtragende, und auf sie konzentrierte sich ein Gefühl der öffentlichen Meinung, das von Mitleid recht weit entfernt war. Die Sozialdemokratie hatte nach der Reichstagsauflösung den Mund über alles erlaubte Maß hinaus voll genommen. Die Koryphäen hatten laut erklärt, daß sie mit einem Zuwachs von 10 bis 20 Mandaten sicher rechneten, und nun statt dessen ein Verlust von 36 Sitzen. Das rote Königreich fast ganz verloren, dazu alte Sitze in den Großstädten. Da hilft die Ausrede jetzt herzlich wenig, daß man den großen Haufen der Mitläufer abgestoßen habe, und daß damit eine große Einheit der Aktion innerhalb der Partei sich anbahne. Denn gerade um die Mitläufer festzuhalten und noch neue dazu um das rote Banner zu scharen, hatte man eben diese rote Fahne während der ganzen Wahlkampagne eingerollt und alle sozialistischen Grundsätze und Programme tief unten im Koffer gelagert. Und was sich jetzt an Auseinandersetzungen

in der sozialdemokratischen Parteipresse zwischen den Orthodoxen, den Revisionisten und den freien Gewerkschaftlern, den Anarcho-Sozialisten zeigt, macht durchaus nicht den Eindruck, als ginge es jetzt im Geschwindmarsch auf die seit Jahren schon fehlende Einigkeit los. Neben dem furchtbaren Zank und Streit in der sozialdemokratischen Partei, der eine schöpferische Tätigkeit zugunsten der arbeitenden Klasse unmöglich macht, sind es zwei weitere Gründe, die der Sozialdemokratie im letzten Wahlgange schwer geschadet haben: die geistige und sittliche Öde des längst von allen logisch denkenden und volkswirtschaftlich instruierten Menschen verworfenen Erfurter Programms und die Unwahrhaftigkeit der Propaganda, die auch Schippel scharf gegeißelt hat. Nach welcher Seite sich nun die Sozialdemokratie entwickeln wird, und ob sie noch eine national und politisch brauchbare Arbeiterpartei werden kann, das weiß kein Mensch. Jedenfalls haben wir, auch darüber lassen die Zahlen keinen Zweifel übrig, noch auf Jahre mit den schweren Gefahren zu rechnen, die von dieser Politik der unfruchtbaren Zersetzung und Vaterlandsgleichgültigkeit drohen. Die Sozialdemokratie stellte bei den Neuwahlen immer noch 3 258 968 Wähler auf den Plan; jeder dritte Wahlzettel, der in die Wahlurne gesenkt wurde, war ein sozialdemokratischer. Da ist zum Viktoriaschießen und zum Feste feiern noch die Zeit nicht gekommen, und es muß noch außerordentlich viel tüchtige und fleißige Arbeit im nationalen Bürgertum geleistet, noch manches geschaffen werden, was Lamprecht die „Politisierung der Gesellschaft" genannt hat. Aber es geht doch auch voran im Vaterlande, ein Aufraffen und Sichbesinnen ist noch möglich, und wenn es andererseits den christlichen und nationalen Arbeiterorganisationen gelingt, festen Fuß in der Arbeiterschaft zu fassen, wenn Staat, Gesellschaft und Gesetzgebung fortgesetzt Hand in Hand gehen, um eine Politik der Gerechtigkeit und des sozialen Ausgleichs ohne sentimentale und scharfmacherische Schwankungen zu verfolgen, so werden wir zwar in der Zukunft nicht den ewigen Frieden des goldenen Zeitalters, aber doch einen erträglichen Zustand haben, in dem soziale Utopien nicht die Grundlage politischer Parteiprogramme, sondern höchstens einen Teil jener Illusionen darstellen, die dazu da sind, das Leben zu verschönern.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Romane.

Gustav Frenssen: „Peter Moors Fahrt nach Südwest." — Emil Ertl: „Die Leute vom Blauen Guguckshaus." — Max Eyth: „Hinter Pflug und Schraubstock." — „Der Schneider von Ulm."

Wenn diese Zeilen erscheinen, sind die Reichstagswahlen mit all ihrem Drum und Dran vorüber, und eine Zeit politischer Aufgeregtheit, aber auch echter nationaler Begeisterung liegt hinter uns. Wir haben erlebt, was zu erleben man nicht für möglich gehalten hat, daß ein großer Teil derer, von denen irgend jemand einmal gesagt hat: sie hätten das Schicksal des Reiches in ihren Händen, daß ein großer Teil der politisch Indifferenten diesmal an die Wahlurne getreten ist. Oft schon haben bei Reichstagswahlen große nationale Fragen zur Entscheidung gestanden, niemals aber haben sie so aufrüttelnd gewirkt wie dieses Mal. Am 25. Januar handelte sich's für das deutsche Bürgertum nicht um Zentrum oder Sozialdemokratie, nicht um Heer und Flotte oder um die deutschen Kolonien, nicht um dieses und das, was Köpfe erhitzt und die Herzen kalt läßt. Diesmal sind die Herzen warm geworden und haben geredet: die deutschen Jungen, die drüben in Südwestafrika kämpfen, Not und Elend tragen und ihr Blut hingeben im Feldzug gegen einen unzivilisierten Feind, die wollte und konnte man nicht im Stich lassen. Deutscher Mut, deutsche Tapferkeit, deutsche Energie haben drüben im Brand der glühenden afrikanischen Sonne und in der durchschauernden Kälte der Nächte, in Durst und Fieberqual Wunder verrichtet, denen gegenüber alle kleinlichen Parteiinteressen schweigen mußten. Für unsre Tapferen drüben traten wir, traten auch die sonst Indifferentesten an die Wahlurne und legten Veto dagegen ein, daß man die Braven opfere um kleingeistiger Nörgeleien willen.

Ich bin sonst nicht leicht geneigt, Büchern starke politische Wirkungen zuzutrauen, am allerwenigsten, wenn diese Bücher Romane sind. Man könnte aber wirklich fast meinen, daß an der einmütigen nationalen Erhebung, die sich in den letzten Wahlen offenbarte, dieses Mal ganz in der Stille und mehr als alles Parteien- und Zeitungsgeschrei ein Buch mitgewirkt habe, das uns die Not und die Kraft, den Jammer und Sieg, die Qualen und den Mut der deutschen Krieger nahe zu bringen sucht, die drüben auf afrikanischem Boden für ihres Vaterlandes Macht und Ehre kämpfen. Mit diesem Buche in der Hand, das in dem lauten Wahlgeschrei wohl nur selten genannt worden ist, hätte man in den Wahlkampf ziehen müssen, es würde stärker gewirkt haben, als die schönste Rede des wortgewaltigsten Agitators. Dieses Buch ist Gustav Frenssens Feldzugsbericht: „Peter Moors Fahrt nach Südwest." (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1906). Der Dichter hat diesen Bericht einem in den Mund gelegt, der selbst drüben auf dem versengten Boden Südafrikas und im Kampf gegen die Hottentotten und Buschmänner gestanden hat. Da er selbst sich klug zurückzuhalten weiß und sein Bericht in Ausdruck und Anschauungen nur selten über das geistige Vermögen eines deutschen Schutztruppensoldaten hinausgeht, der, bis er beim Militär eintrat, in seines Vaters Werkstatt am Amboß gestanden hat, so ist es ihm gelungen, seinem Buche Wahrheit und Lebensecht-

heit zu sichern, als ob er selbst drüben im Busch gekämpft hätte. Manchmal wirkt die trockene, schmucklose Erzählweise des Buches so stark, daß man den Dichter ganz vergißt und nur den Soldaten zu hören meint, der schlicht und wahr, ohne Aufschneiderei und Tapferkeitsprotzerei seine Erlebnisse zum besten gibt. Es ist dies ein hohes Lob für den Dichter und zugleich ein ehrendes Zeugnis für die Bescheidenheit des Menschen Frenssen.

Wenn ich nun auch dem Dichter so viel Objektivität und dem Menschen auch so viel Bescheidenheit zutraue, so kann ich doch nicht umhin anzunehmen, daß diesem dichterischen Feldzugsbericht der wirkliche, mündliche oder schriftliche Bericht eines Afrikakämpfers zugrunde gelegen hat und darum die Angabe auf der letzten Seite des Buches nicht fingiert ist: Peter Moor habe auf dem Jungfernstieg in Hamburg einen Mann in mittleren Jahren getroffen, von dem er schon im Elternhause viel gehört, und dem habe er erzählt, was er gesehen und erlebt und was er sich dabei gedacht habe; er habe dies Buch daraus gemacht. Auf andre Weise könnte ich mir nicht erklären, daß dieses letzte Werk Frenssens so anders ist als alle seine übrigen Bücher.

Das zeigt sich schon rein äußerlich im Umfange: Peter Moors Feldzugsbericht ist nicht viel mehr als ein Drittel so stark wie Jörn Uhl und Hilligenlei. Diese Beschränkung, die so gar nicht Frenssens Art entspricht, scheint mir keine ganz freiwillige zu sein, sie liegt auch nicht im Stoff, der für einen andern Dichter vielleicht weit ergiebiger gewesen wäre als der Stoff zu den andern Büchern. Und doch liegt es auch gerade wieder am Stoff. Bei Besprechung des letzten Buches von Timm Kröger wies ich auf einen künstlerischen Mangel hin, der vielen schleswig-holsteinischen Dichtern eigen sei. Wie Timm Kröger ist auch Frenssen mehr Maler als Dichter, mehr Schilderer als Erzähler; seine Stärke liegt nicht im Ausspinnen einer Handlung, sondern im Episodischen. Daher kommt es auch, daß die Episoden, breit und umständlich erzählt, in Frenssens Romanen die Handlung oft so überwuchern, daß man sich kaum noch auf sie zu besinnen vermag. Die Körperlichkeit der Dinge und Menschen interessiert ihn mehr als ihr Leben, das sich in Handlungen offenbart. Er hat Augen, die alle Erscheinungen in Ruhe sehen und ergreifen müssen, aber er ist auch nur imstande sie so in Ruhe darzustellen. Bei Peter Moors Fahrt nach Südwest aber hatten seine Augen nichts zu tun, denn Frenssen ist selbst nicht drüben gewesen im Busch, und was er von ihm und all dem andern, was Peter Moor sah, weiß, das weiß er vom Hörensagen und auch aus Büchern. Seine Phantasie hat es aufgenommen und verarbeitet. Die aber arbeitet nach andern Gesetzen als die Augen und das Erinnerungsvermögen und dichtet Handlung statt Episode. Darum erleben wir es hier, daß die Episode in diesem Feldzugbericht fast ganz ausgeschaltet ist. Das ist der Komposition der Dichtung zugute gekommen. Knapp, kurz, sachlich — weil nichts ihm Augen und Sinn von dem Gestalten der Phantasie ablenkt — erzählt er, was er zu erzählen hat. Der Zwang, immer im Vorstellungskreise des einfachen Mannes zu bleiben, dem er die Geschichte in den Mund gelegt hat, tat dann noch das übrige. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß die Darstellung partienweise gar zu viel an Plastik einbüßt, dann fehlt auch dem Stil Kraft und Saft und er wird papieren. Das ist vielleicht, wenn die Quellen den Dichter im Stich lassen und seine Phantasie, die, wie bei allen Norddeutschen, nicht allzu rege arbeitet, ihm versagt. Aber wenn es gilt Bilder zu malen, gewinnt die Darstellung eine bewunderungswürdige Großzügigkeit. Frenssen ist eben mehr Maler als Dichter.

Dennoch fehlt dieser Dichtung nicht das Leben, weil das Leben sie dichtete. Sie hält uns in ihrem Bann bis zum Schluß mit allen ihren Schrecken, mit dem Grauen und der Not, dem Durst und Tod, den die tapferen Afrikakämpfer erleiden müssen. Wir waten mit ihnen durch den heißen Sand der Buschwege und lagern mit ihnen in der wasserarmen Wüste, erleben ihre Schlachten und erleben ihr Ringen gegen Ruhr und Typhus, wir begleiten sie auf ihren Patrouillenritten und begleiten sie bei der Verfolgung des schwarzen Feindes, den sie mit Weib und Kind, mit Hab und Gut und allem Vieh in den heißen Dursttod der Sandwüste treiben. Ueber diesen Erlebnissen vergessen wir die manchmal recht wenig stichhaltigen Begründungen dieses fast unmenschlichen Kampfes. Alle Einzelheiten schließen sich, wenn wir sie nachher überblicken, zu einem Ganzen zusammen, so daß wir in Frenssens Bericht nicht bloß die wenn auch interessanten, so doch immerhin untergeordneten Erlebnisse eines einzelnen Soldaten erhalten haben, sondern eine Darstellung des ganzen Feldzuges.

Was aber dem neuen Buch Frenssens Bedeutung verleiht, das ist neben seinem künstlerischen vor allem sein ethischer Wert. Der Dichter hat sein Buch „Der deutschen Jugend, die in Südwestafrika gefallen ist, zu ehrendem Gedächtnis“ geweiht. Er hätte es

auch der lebenden Jugend zur Nacheiferung widmen können. Deutscher Kraft und Tüchtigkeit, deutschem Mut, deutscher Ausdauer, deutscher Tapferkeit ist hier ohne viel schönrednerische Worte, frei von Hurrabegeisterung und Bierbankpatriotismus ein ehrendes Denkmal gesetzt. Es ist ein kraftvolles, ein deutsches Buch, dem man die weiteste Verbreitung wünschen muß.

Ein hohes Lied von deutscher Kraft und Tüchtigkeit stimmt auch Emil Ertl, ein junger österreichischer Dichter, an in seinem Roman: „Die Leute vom Blauen Guguckshaus", (Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 1906), von jener Kraft und Tüchtigkeit, wie sie im deutschen Bürgertum sich bewahrt und bewährt hat, das die Freiheitskriege schlug und den modernen Staat begründete. Wie sein Bandmacher, der grobe Schroll, ist auch Emil Ertl zu der Einsicht gekommen, „daß die Zukunft des Reiches ein starkes, deutsches Bürgertum braucht. Aus ihm hat es seit Hunderten von Jahren seine Kraft geschöpft, aus ihm wird es auch in Zukunft seine Kraft schöpfen müssen." Darum muß im deutschen Bürgertum ein starker sittlicher Kern sein. Es wird nicht bloß darauf ankommen, daß es sparsam, einfach, fleißig und gescheit ist, daß es den Wohlstand des Landes mehrt, indem es dem eignen Geldsack ein immer stärkeres Gewicht gibt; „dasjenige Volk wird das stärkste sein, das das größte Kapital an freier, sittlicher Ueberzeugung in sich hat." Diesen reinen und gesunden Kern, dieses Kapital an freier, sittlicher Ueberzeugung weiß Ertl uns an dem wackern Völkchen der Seidenweber vom Schottenfeld in Wien aufzuzeigen. Der Dichter stammt selbst von ihnen ab, und alle seine Vorfahren sind Seidenweber gewesen, die „aus den schimmernden Fäden des Seidenspinners auf großen, hölzernen Handwebstühlen kunstvolle Gewebe verfertigten, Bänder und Zeuge, schwere und leichte, glatte und gemusterte." Von ihnen her leben wohl noch Erinnerungen im Enkel, echtes Seidenweberblut, daß er sich so eindringlich mit allem hat vertraut machen können, was zu ihrem Handwerk und Werkzeug gehört, daß er so gründlichen Bescheid sich erwerben konnte mit Scherrahmen und Webstühlen, Kordeln und Schnüren, den Seidenzeugen vom einfachsten bis zum kostbarsten: schwere, geköperte Zeuge und leichtere, leinwandartige Gewebe, duftiges Dünntuch und spröde Tafte, mollige Levantines und Foulards, und sammetweiche Atlasse mit glattem, leuchtendem Spiegel. Bis ins kleinste Detail weiß er uns auch die schweren, damastähnlichen Seidenzeuge zu beschreiben, die ein ein- oder mehrfarbig gemustertes Gewebe auf gleichfarbigem oder verschiedenfarbigem Grund haben, und versteht es, die Muster vor uns so lebendig werden zu lassen, daß wir meinen, sie vor uns zu sehen und sie greifen zu können. Stärker aber noch als dieses Weberblut lebt in dem Enkel das Bürgerblut dieser Schottenfelder Seidenweber und Bandmacher. Wäre das nicht, so würde das Bild, das uns Ertl in so kunstvoller Detailmalerei vorführt, nicht lebendig geworden sein. So aber leben und lieben, denken und fühlen, fürchten und hoffen wir mit ihnen, wir gewinnen Anteil an ihrem Tun und an ihren Schicksalen, sie werden uns lieb und wert. Die biedere Kraft und Tüchtigkeit, der ruhige, lebenskluge Ernst und die frische Arbeitsfreudigkeit, die den Vorfahren eigen gewesen sind, müssen auch in Ertl sein, sonst hätte er sie nicht in dieser Weise wieder vor uns aufleben lassen können. Mit diesen guten, tüchtigen Eigenschaften ist auch noch ein sonniger Humor in das Buch gekommen, der viele Partien durchwärmt und durchleuchtet, bald kräftiger und derber, bald feiner, aber immer herzlich und echt ist. Aber auch die übleren Seiten seiner bürgerlichen Abstammung machen sich bemerkbar. Wenn Ertl auch nicht so eigensinnig am Alten hängt, so verständnislos dem Geiste der neuen Zeit sich verschließt wie der grobe Scholl, so macht sich in seinem Romane doch ein gewisser Konservativismus geltend, der nicht immer Gerechtigkeit und Freiheit modernen Zeitideen gegenüber zu finden weiß und ihm etwas Enges, Befangenes und Spießbürgerliches gibt.

Wenn ich nun einmal dabei bin, auch das weniger Gute an diesem sonst wirklich tüchtigen und lesenswerten Buche hervorzuheben, so muß ich auch von seinen nicht unbedeutenden künstlerischen Mängeln sprechen. Emil Ertl hat vor diesem Roman zwei Novellenbände veröffentlicht. Ich kenne sie nicht und kann darum auch nicht beurteilen, wie der Dichter in ihnen seine Eigenart offenbart. Sicher aber ist, daß er in seinem Roman mehr als Novellendichter denn als Romanerzähler sich erweist. Sein Roman ist zusammengesetzt aus lauter teils kleinen, teils umfangreicheren Episoden, die in der ersten Hälfte nicht einmal durch einen dünnen Faden von Handlung zusammengehalten werden. Ertl reiht Genrebild an Genrebild, und die einzige Verbindung sind oft nur die Personen. Weniger lyrisch als Frenssen und die Holsteiner, teilt er aber doch mit ihnen das eine: er besitzt fast gar keinen Sinn für Bewegung, für Entwicklung, für Handlung. Da ein

Roman nun aber doch ohne Handlung nicht gut bestehen kann, so hat er sich Mühe gegegeben, wenigstens eine kleine, wenig besondere Liebesgeschichte und einen Konflikt, den uralten zwischen Vater und Sohn zu erfinden. Irgend welches Interesse aber vermögen beide nicht zu erregen, und so stehen wir vor der betrüblichen Tatsache, daß dieser tüchtige, in einzelnen Partien wirklich gelungene Roman, der ein farbiges, lebensvolles Kulturbild aus der Zeit um 1809 vor uns aufrollt, doch stellenweise recht langweilig ist.

Die Zeit des kleinen Handwerkers, des kleinen Fabrikanten, der selbst noch mit aufgekrempten Hemdärmeln hinter seinem Webstuhl saß und die verzwicktesten und verschlungensten Muster verfertigte, ist heute, in der Zeit des Dampfes und der Elektrizität vorüber. Dem Großindustriellen und dem Ingenieur gehört die Welt. Dieser Beruf des Ingenieurs hat in Max Eyth, der ihm Jahrzehnte lang angehört hat, seinen Poeten gefunden. Vor einem Jahre brachte die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart die Volksausgabe seiner „Skizzen aus dem Tagebuch eines Ingenieurs" heraus, die er unter dem Titel: „Hinter Pflug und Schraubstock" veröffentlicht hat. Wie selten sonst ein Buch ist dieses vom Leben geboren, in ihm spiegelt sich in einzelnen, und immer großen Zügen das gewaltige Ringen unsrer Zeit um die Kräfte der Natur und die Güter der Erde wider. Wie der Untertitel schon andeutet, gibt Eyth in diesem Buche Erinnerungen aus seinem reich bewegten Ingenieurleben, das ihn hierhin und dorthin verschlug. Mit sinnenden Augen sieht er zurück auf die Erfahrungen und Erlebnisse guter und schlimmerer Art, die es ihm gebracht hat, ein helles, heiteres Lächeln huscht oft genug um seine Lippen, und in den Augen ist ein lachender Schein, wenn er von manchem lustigen Streich oder diesem und jenem erzählt, was damals ihm vielleicht bitter ernst war und das Herz schwer gemacht hat, heute aber, im Alter überschaut, viel von seiner Bitternis und seinem Ernst eingebüßt hat. Es ist ein stilles und freies, ein frohes und dennoch tiefernstes, ein lebensweises und frischlebendiges Buch, dem jeder, auch wer nicht Ingenieur ist, genußreiche und gewinnbringende Stunden danken wird, wenn er es zur Hand nimmt und die Erlebnisse dieses Dichter-Ingenieurs an sich vorüberziehen läßt.

Denn das ist gewiß: ein Dichter war Max Eyth. Nicht, weil er zwischen die einzelnen Erinnerungen ein paar Gedichte eingestreut hat. Ich bin überzeugt, daß nicht alles, was er uns in seinen Skizzen vorplaudert, in Wirklichkeit erlebt und manches nicht so erlebt ist, wie er es erzählt. Ueberall spürt man die rundende, die gestaltende Hand des Dichters. „Traum und Leben fließen in eins, der ewigen Wahrheit entgegen," bekennt er in seinem Schlußgedicht und will diese Worte wohl auf das ganze Buch angewendet wissen. Ganz als Dichter aber und frei von eigenen Erlebnissen gibt sich der am 25. August v. J. verstorbene in dem Werke, das er noch kurz vor seinem Tode vollenden durfte, in dem Roman: „Der Schneider von Ulm. Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen." (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Ganz freilich hat Eyth bei seinem Schaffen die Wirklichkeit des Lebens, an die er sich halten, von der er sich tragen lassen konnte, nicht entbehren mögen, und so hat er sich für seinen Roman einen historischen Stoff gewählt. Ludwig Albrecht Berblinger, der Schneider von Ulm, ist eine historische Persönlichkeit, er hat gelebt, hat geschneidert, ist geflogen. Es existieren, wie der Dichter in dem einleitenden Kapitel erzählt, Zeitungsnotizen über Berblinger, Spottgedichte, sehr genaue Skizzen seines lächerlichen Flugapparates, handschriftliche Aufzeichnungen über seine Geburt, sein Herkommen, seinen Lebenslauf, sein trauriges Ende. Aber man muß das Buch zur Hand nehmen und sehen, was der Dichter aus diesem Rohstoff gemacht hat, wie trefflich es ihm gelungen ist, seinen Helden aus seinem Milieu, aus seiner Zeit, aus all der Kleinheit und Enge seiner Vaterstadt herauswachsen zu lassen, wie fein er nicht nur den äußern Lebensgang des Erfinders, die Hemmungen, die ihm widerfuhren, die Konflikte, in die seine der Zeit vorauseilenden Ideen ihn stürzten, darzustellen gewußt hat, man muß auch tiefer dringen und beobachten, mit welcher Sicherheit, mit welcher Wärme und Anteilnahme die innere Entwicklung dieses merkwürdigen Menschen gezeichnet ist, wenn man den Wert dieses Romans ganz erfassen will. Dazu kommt noch, daß der Dichter es verstanden hat, ein bewegtes und farbiges Bild der Zeit um 1800, ihres Denkens und Empfindens, ihrer Zerrissenheit und Verwirrung, Erniedrigung und Schmach zu geben, so daß man den „Schneider von Ulm" getrost zu den besten historischen Romanen des letzten Jahrzehntes rechnen kann.



Illustrierte Bibliographie.

Das Matterhorn. Von Guido Rey. Vorwort von Edmondo de Amicis. Geologische Erläuterungen von Vittorio Novarese. Deutsche Uebersetzung von Otto Hauser. Mit 37 Zeichnungen von Edoardo Rubino und 11 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. — Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

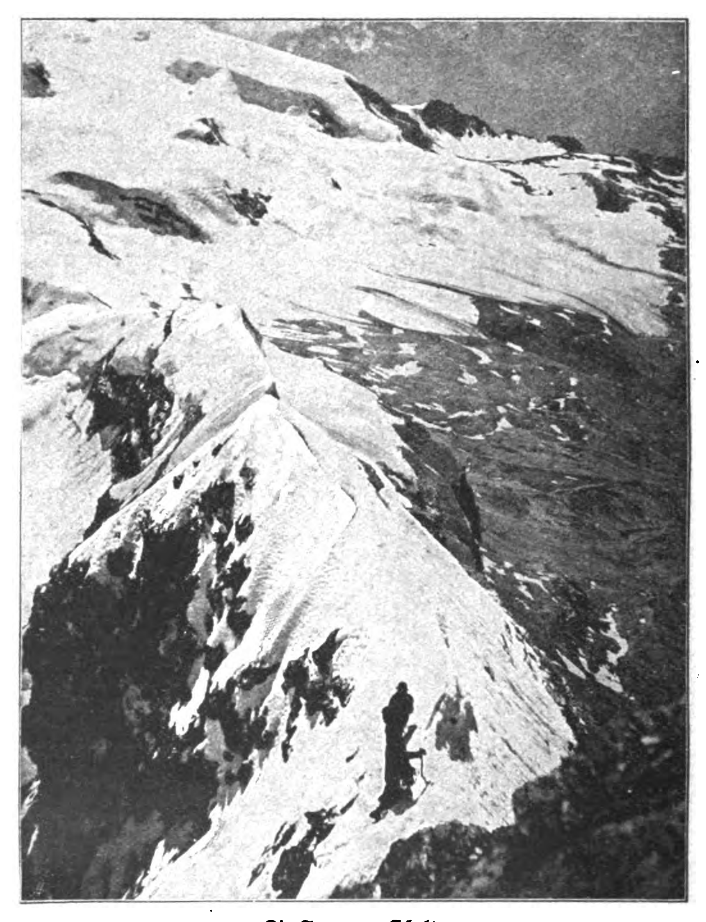
Immer größer wird die Zahl der Opfer, die alljährlich der Alpinismus erfordert, und daß man von diesen Opfern meist sagen muß: sie sind in frivoler Weise und unnütz dargebracht, erhöht in den Entrüsteten die Erbitterung, und sie, die dem Alpinismus ferne stehen, machen diesen Sport verantwortlich für die unsinnige Waghalsigkeit einiger seiner Jünger und für den unverantwortlichen Leichtsinn der Vielen, die nichts mit ihm zu tun haben. Manchmal ist es auch wirklich schwer angesichts der blindwütigen Rekordsucht gipfelstürmender Bergfexen und der unangenehmen Renommistereien waghalsiger Kletterprotzen an eine Kulturmission des Alpinismus zu glauben und man möchte ihn gerne kurzerhand zu den übrigen Sports werfen, die der Einseitigkeit der körperlichen Ausbildung und der geistigen Interessen der modernen Menschheit Vorschub leisten. Aber wer selbst einmal unter Mühen steile Felsenpfade zur Höhe geklommen, über körnigen Schnee und graues Eis emporgedrungen ist, wer selbst auf hohen Gipfeln das wundersame Gefühl der Bergfreiheit und der stillsten Bergeinsamkeit genossen hat, der weiß auch, was dem Alpinismus Wert und Bedeutung verleiht, der wird verstehen können, daß heiße Liebe zu den Bergen im Herzen aufbrennen kann.

Aus solcher Liebe heraus ist das Buch geboren, das ich heute anzeigen will. Ein Italiener hat es geschrieben und uns mit ihm eine der besten Monographien über einen einzelnen Berg geschenkt, die die alpine Literatur überhaupt besitzt.

Es war auf seiner ersten Alpentour, als Guido Rey das Matterhorn zum ersten Male sah, das Matterhorn, das seine Liebe wurde und dem er dieses Buch gewidmet hat. Von der bescheidenen Spitze eines Zweitausenders zeigte sein Oheim ihm und seinen Kameraden bei dem ersten hellen Tagesschein eines Sommermorgens ganz in der Ferne eine große, blaue Pyramide. Kein einziges Wölkchen trübte den Ausblick: „Das dort ist das Matterhorn!" hieß es, und ein Schauer von Bewunderung kam über die jungen Seelen, als die jungen Augen diesen eigentümlichen, zugespitzten Berg sahen, der aus der unendlichen Menge der andern Berge hervorragte.

Von dem Tage an war die Liebe zu diesem Berge in Reys Herzen, unbewußt erst, aber dennoch stark und innig; allmählich aber lernte der wachsende Geist den Adel und die Größe dieses Berges begreifen, und mit diesem Begreifen wuchsen auch Bewunderung und Liebe. Diese Liebe gab Rey das Einssein mit dem Berge, daß der Berg ihm etwas Lebendiges und eine Persönlichkeit wurde. Sie auch hat ihn befähigt, auch uns, seinen Lesern, den Berg zu etwas Lebendigem und einer Persönlichkeit zu machen, daß wir, auch wenn wir das Matterhorn niemals gesehen haben, in ein persönliches Verhältnis zu ihm treten, es lieb gewinnen, ihm nahe kommen möchten. Das will mir die köstlichste Wirkung

dieses prächtigen Buches scheinen. Der Verfasser aber würde trotz aller Liebe und Bewunderung dies nicht zu wirken vermögen, wenn er nicht selbst eine Persönlichkeit und innerlich reich wäre. Edmondo de Amicis schildert ihn in dem Vorwort folgendermaßen: „In unserm Alpinisten vereinen sich der Dichter, der Maler, der Denker, der Patriot; ein Gemüt, das allen edlen Empfindungen offensteht, ein Geist, dem jede neue Erkenntnis teuer ist, ein Beobachter, der auf den Bergen, wie er in die Weite blickt, um sich und in sich tausend Dinge entdeckt, die den meisten verborgen bleiben und die ihm dazu dienen,



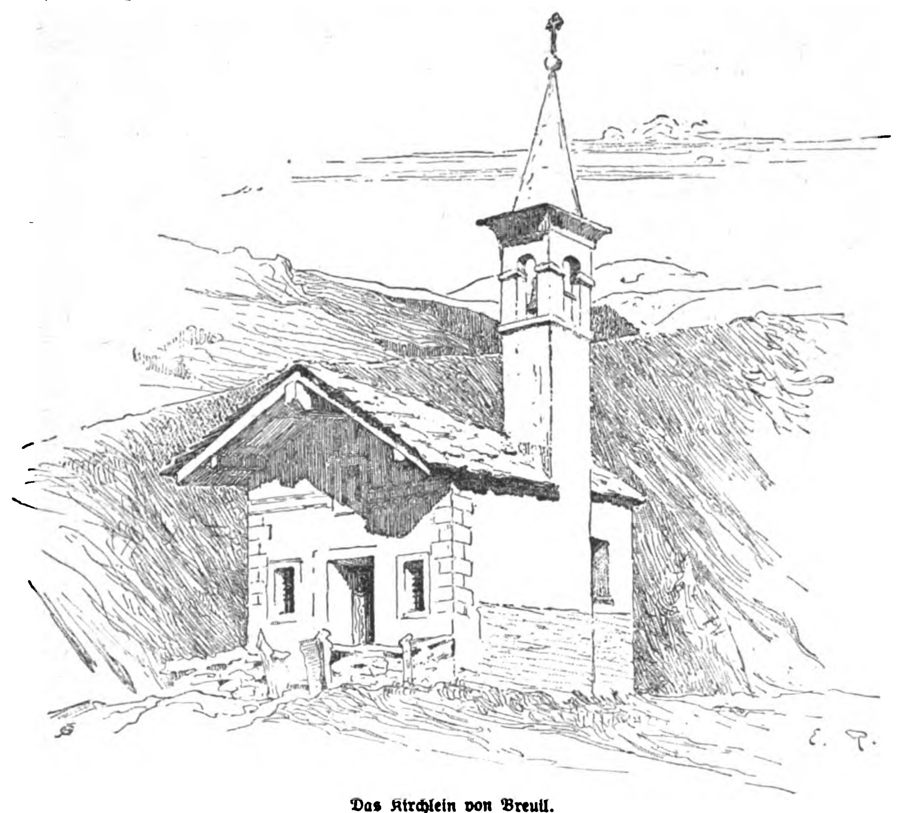
Die Furggener Schulter.

Aus: „Das Matterhorn". Von Guido Rey — Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

sein eigenes Wissen zu erweitern und, lebendig und liebevoll dargelegt, andre zu selbständigem Nachdenken anzuregen."

In den einleitenden Kapiteln schildert Guido Rey die nächste Umgebung, aus der sein Berg, stolz und einsam und herrlich von Gestalt, emporwächst, schildert das Volk, das an seinem Fuße wohnte, wie es gewesen ist, ehe noch das Matterhorn „der Segen und der Ruhm des Tales" wurde. Arm und bedürfnislos, rauh von Art und Sitten, voll des Glaubens an Riesen und Zwerge, Elfen, Feen und Kobolde, ein Volk kühner Jäger und schweigsamer Hirten, erscheint es uns wie der Berg, der sie überragt und zu dem sie auf-

blicken in abergläubischer Scheu, wie ein Stück Natur. In andern Kapiteln führt uns Rey die Ersteigungsgeschichte seines Berges vor, von der Zeit an, da de Saussure und mit ihm nicht nur die umwohnenden Aelpler das Matterhorn für unzugänglich hielten, bis zur Geschichte der beiden zuletzt unternommenen Versuche, die fast zu gleicher Zeit von der italienischen und schweizerischen Seite unternommen wurden und mit Sieg gekrönt waren. Diese Ersteigungsgeschichte konnte der Verfasser auf Grund wertvoller Dokumente schreiben, die einzig er in Händen hatte. Da tauchen Namen auf, die mit ehernen Lettern in die Geschichte des Alpinismus eingegraben sind, und Gestalten werden lebendig: zäh, hart, voll hoher Begeisterung und eisernen Willens. Dann berichtet Rey von seinen eigenen Matterhornbesteigungen und von seinem Suchen nach neuen Pfaden auf den mühsam und nach

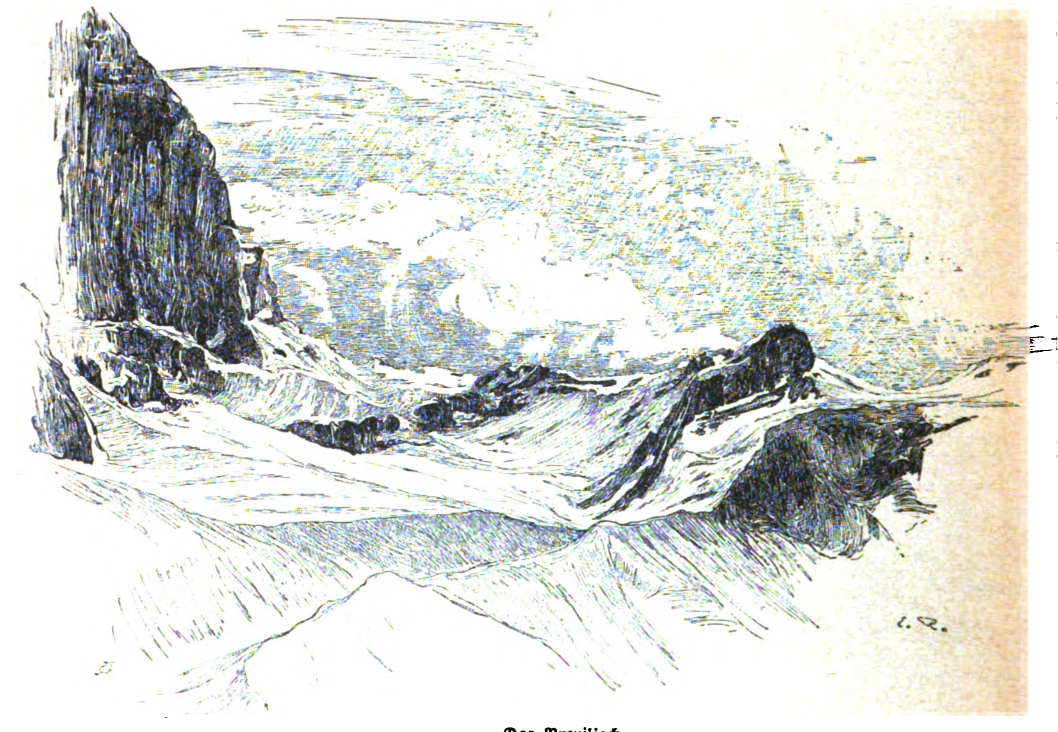


Das Kirchlein von Breuil.
Aus: „Das Matterhorn." Von Guido Rey. — Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

langen Kämpfen eroberten Gipfel. „Das sind" — so schreibt Amicis im Vorwort — „die schönsten Abschnitte des Buches, die durch die Kraft und Anschaulichkeit ihrer Schilderungen uns völlig der Täuschung hingeben, wir selber folgen Schritt für Schritt dem kühnen Alpinisten. Die ganz einzigartigen psychischen Phänomene, wie sie die Anstrengungen und Gefahren solcher Hochgebirgstouren im Gefolge haben, werden mit solcher Schärfe und Eindringlichkeit analysiert und wiedergegeben, daß wir mit ihm vor einem gefährlichen Schritte innehalten, das Grausen des Abgrundes fühlen und für sein Leben zittern und, sehen wir ihn entronnen, aufatmen und uns freuen wie über einen eigenen Sieg. Das ganze Buch hindurch wechseln, dem raschen Witterungsumschlag in den Alpen vergleichbar, Rückblicke auf Siege und Niederlagen, lachende und düstre Naturbilder, Episoden heitrer, trüber und fürchterlicher Aufstiege und dazwischen natürlich eingestreut Beschreibungen und

Berichte, Geschichte und Poesie, Reflexion und Anekdotisches, alles, wie verschieden auch nach Form und Art, Zeugnisse für den beweglichen und scharfen Geist des Verfassers, den alles zu Gedanken anregt und der aus allem für sich und für die andern eine Lehre schöpft." Das letzte Kapitel, das Erläuterungen über die Geologie des Matterhorns bringt und von Vittorio Novarese geschrieben ist, vervollständigt das Werk Guido Reys und erhöht seinen Wert.

Dem Buche sind 37 Zeichnungen von Edoardo Rubino beigegeben, die uns nicht nur das Matterhorn von allen Seiten mit Künstleraugen gesehen vorführen, sondern auch die nächste Umgebung des Bergriesen festhalten. Ein Teil der Einschaltbilder ist auf dunklem Karton befestigt, der die Wirkung wesentlich erhöht. Die Verlagsbuchhandlung hat das gediegene Werk in zwar einfacher, aber vornehmer Ausstattung auf gutem Papier gedruckt erscheinen lassen und so aufs beste auch für das Gewand gesorgt. A. F. K.



Das Breuiljoch
Aus: „Das Matterhorn." Von Guido Rey. — Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Dante in einer Auswahl aus der „Göttlichen Komödie", der „Vita Nuova" und dem „Kanzoniere", herausgegeben und übersetzt von Richard Zoozmann. (Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgegeben von Emil Freiherrn v. Grotthuß. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer.

Dante wird mehr gerühmt als gelesen und verstanden. Obgleich heute 20 vollständige deutsche Ausgaben vorhanden sind und von 1891—1900 ca. 4500 Veröffentlichungen über diesen Dichter erschienen, ist er weder allgemein bekannt noch beliebt. Warum? R. Z. gibt in der Einleitung seiner Auswahl auf die Frage folgende Antwort: „Ich glaube von den vielen Gründen hierfür den einen in der irrigen, aber weitverbreiteten Ansicht des Publikums zu finden, daß man es mit einem religiösen Gedicht zu tun habe, darum hält man es von vornherein für langweilig. Gewiß, man braucht nicht alles an der Göttlichen Komödie zu bewundern, so z. B. die zahlreich eingestreuten Allegorien, eigentümlich wird

manchen Leser vielleicht auch die Verquickung von Christentum und heidnischem Wesen anmuten. Wer aber tiefer in den Geist der grandiosen Dichtung eingedrungen ist, bemerkt bald, daß es des Dichters Absicht ist, vom rein menschlichen Standpunkt aus das Laster und die Tugend zu zeigen, gleichviel, ob es sich an christlichen oder heidnischen Beispielen nachweisen läßt. Und so ist also die große Vision kein religiöses Gedicht, kein ethisches, kein satirisches, politisches oder didaktisches, sondern das alles zugleich! Es dreht sich um Dante als Mittelpunkt und handelt trotzdem nicht von einem Menschen, sondern von dem Menschen — nicht von einem einzelnen, sondern von der gesamten Menschheit, deren Seelengeschichte es zum Inhalt hat und wodurch es zum universellsten Gedichte



Die Eura-Alp.
Aus: „Das Matterhorn." Von Guido Rey. — Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

aller Zeiten und Nationen erhoben wird." Das bezeugt auch die Gliederung der Göttlichen Komödie in die drei Teile: Die Hölle. Der Läuterungsberg. Das Paradies, deren tiefen Sinn Vochhammer, einer unsrer bedeutendsten Danteforscher, klar und kurz wiedergibt: „Die Hölle zeigt uns den Sündenfall, der Läuterungsberg die Willensfreiheit und das Paradies die Gnadenwahl." Dieses Buch soll nur der Vorbote und das Vorbild einer vollständigen Uebersetzung sein, die 1907 bei Max Hesse in Leipzig erscheinen, einige 60 Bogen, viele Porträts, Skizzen, Abbildungen usw. bringen und dennoch in schmucker Ausstattung nur 3 Mk. kosten wird. Es enthält I. Aus der göttlichen Komödie 1. Die Hölle. Auswahl aus 10 Gesängen: drei ganzen und sieben Bruchstücken. 2. Der Läuterungsberg. Auswahl aus 10 Gesängen: fünf ganzen und drei Bruchstücken.

3. Das Paradies. Auswahl von 10 vollständigen Gesängen. II. Aus der Vita Nuova, dem Liebesfrühling Dantes, dessen Lektüre zum Verständnis der göttlichen Komödie notwendig ist, weil der gereifte Dante, der Mann, ohne den jungen Dante nicht begriffen werden kann: Sämtliche darin vorkommende Gedichte, viele Prosakapitel vollständig und den Rest in kurzer Inhaltsangabe. III. Anmerkungen und poetischer Anhang zur Vita Nuova, 14 Sonette und 2 Balladen — meist aus dem Kanzoniere — enthaltend. Die Auswahl ist vortrefflich, ebenso die Uebertragung. R. Z. wird sowohl dem hohen Geist, als auch der kunstvollen Form der Dichtung in bewunderungswürdiger Weise gerecht. Als kurze Probe nur die allbekannte Höllentor-Inschrift (III. Gesang):

Durch mich geht's ein zur Stadt der Schmerzerkornen,
Durch mich geht's ein zu Qualen ew'ger Dauer,
Durch mich geht's ein zum Volke der Verlornen.
Es ließ gerechten Sinnes mein Erbauer
Urliebe mit Allweisheit sich verbinden
Und seiner Allmacht türmen diese Mauer!
Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden,
Als Ewiges — und ewig bleib auch ich;
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden! —

Möge der fleißige, hochbegabte und oft bewährte Poet, den bei der Herausgabe nur die Absicht leitete, durch seine gute Uebersetzung wieder einmal die Aufmerksamkeit des kleinen Teiles der deutschen Lesewelt auf Dante zu lenken, der noch einiges Gefallen an echter, gedankenreicher Poesie hat und sie zu genießen versteht, für seine mühevolle Arbeit reich belohnt werden. N.

Bibliographische Notizen.

Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas mit besonderer Berücksichtigung der biologischen Verhältnisse. Herausgegeben von Professor Dr. Kurt Lampert. Vollständig in 30 Lieferungen à 75 Pf. — Eßlingen u. München, Schreiber.

Von dem großartig angelegten Werk liegt hier das 1. Heft vor. Daß das Erscheinen eines solchen Werkes Bedürfnis war, muß zweifellos anerkannt werden; zudem ist bei vortrefflicher Ausstattung des Buches der angesetzte Preis ein niedriger, so daß es der großen Masse der Sammler möglich gemacht ist, sich das Buch anzuschaffen. Bei dem gewaltigen Fortschritt, den die Naturwissenschaften genommen haben, kann es dem Sammler nicht mehr bloß darauf ankommen, eine möglichst vollständige Sammlung zu besitzen, sondern er will auch nach allen Richtungen hin mit der Verbreitung, sowie mit dem Bau und der Lebensweise der Schmetterlinge und ihrer Raupen in allen Stadien sich bekannt machen. Ein Buch, das wie das vorstehende in dem angedeuteten Sinne die weitgehendsten Aufschlüsse gibt, kann nur mit Freude begrüßt werden. Dem Verfasser ist dabei für seine außerordentlich klare, anregende und interessante Darstellung besondere Anerkennung zu zollen. K.

Wald und Garten. Von Gertrude Jekyll. Nach der 10. Auflage des englischen Originals übertragen von Gertrud von Sanden. — Leipzig, Julius Bädeker.

In einer schlicht gehaltenen Einleitung verhehlt sich die Verfasserin nicht, daß es zu dem von ihr gewählten Thema bereits viele ausgezeichnete Bücher gibt; indes ihre Passion für die Gartenarbeit, der sie sich durch nahezu 30 Jahre gewidmet hat, ließ doch den Entschluß in ihr zur Reife gelangen, nach einer ganz besonderen Richtung hin ihre im englischen Garten gesammelten Erfahrungen zum Ausdruck zu bringen. Es kam ihr darauf an, in der Gartenkunst auf die schöne Wirkung besonderen Nachdruck zu legen — ein Gebiet, auf dem sie sich am vertrautesten fühlt. Sie will Garten und waldigen Boden malerisch behandelt sehen, hauptsächlich mit breiten Wirkungen und erst in zweiter Linie mit schönen Einzelheiten. Keine Effekthascherei, sondern Harmonie, namentlich in Farben. In sehr interessanter Darstellung, aus der überall die Liebe für den Garten und die Passion für die Gärtnerei durchleuchten, hat die Verfasserin sich zunächst den einzelnen Monaten des Jahres zugewandt, als Grundlage für die in den verschiedenen Jahreszeiten wachsenden und blühenden Pflanzen. Anschließend

hieran folgt eine Reihe weiterer Kapitel: „Große und kleine Gärten, Anfangen und Lernen, Blumenrabatte und Pergola, der Primelgarten, Blumenfarben, die Düfte des Gartens, die Anbetung falscher Götter, Neuheiten und Abarten, Unkraut und Giftpflanzen, das Ausbeeten und sein Einfluß, Herren und Diener." — Die auf solider wissenschaftlicher Basis stehende, mit reichlichen Kenntnissen versehene Verfasserin weiß alle diese Themata in recht ansprechender Weise zu behandeln. Was sie über die Mode in der Blumenkultur, über das Preisausstellungssystem und über das Bestreben sagt, möglichst große und mächtig aussehende Blumenexemplare, ohne Rücksicht auf Schönheit, zu züchten, ist sehr wahr und beachtenswert. Am Schluß ist ein Register beigegeben. Das umfangreiche (252 S.), gut übersetzte und ausgestattete, mit zahlreichen Abbildungen, nach Photographieen der Verfasserin, versehene Buch sei nicht nur Gartenfreunden und Gärtnern, sondern auch allen Naturfreunden hiermit bestens empfohlen.
K.

Indien, ein Buch für Reisende und Nichtreisende. Von Katharina Zitelmann. — Leipzig, Woerls Reisebücher-Verlag.

Die Verfasserin hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine möglichst getreue Darstellung von dem alten Wunderlande zu geben. Da die großen, wissenschaftlichen Werke über Indien dem großen Publikum wenig oder gar nicht zugänglich sind und in den vorhandenen Reisebeschreibungen meist die persönlichen Erlebnisse im Vordergrunde stehen, so ist die Verfasserin bestrebt gewesen, gleichsam eine Ergänzung zu „Murray's" unentbehrlichem Führer durch Indien zu geben und somit eine vorhanden gewesene Lücke auszufüllen. Es ist dies der Verfasserin vortrefflich gelungen; man liest ihr anregend und anziehend verfaßtes Buch mit steigendem Interesse. Das Buch ist in drei Abschnitte gegliedert. Der erste Abschnitt enthält Praktisches: „Ratschläge für eine Reise nach British Indien (Zeit, Kosten, Dampferlinien und Preise, Ausrüstung, Empfehlungen, Zoll, Ankunft in Häfen), Reisepläne, Eisenbahnen, Hotels und Dienerschaft." Im zweiten Abschnitt wird „Allgemeines" behandelt — Kultur und Religion, Abriß der Geschichte, Frauenleben, Pest und Hygiene, Kanäle und Landwirtschaft, Deutsche in Indien. Der dritte Abschnitt enthält die Schilderung einer Reise durch Indien mit Berührung der Hauptstädte Bombay, Ahmedabad und Jripur, Delhi und Simla, Amritsar und Lahore, Agra, Benares, Buddhaya, Kalkutta, Derjerling, am Schluß die Präsidentschaft Madras und ihre Tempel. Auf das gut ausgestattete, mit einigen hübschen Abbildungen und einer Karte von Vorder-Indien versehene Buch sei hiermit in empfehlender Weise aufmerksam gemacht.
K.

Memoiren eines russischen Revolutionärs. Von Fürst P. Krapotkin. Mit Vorwort von Georg Brandes. Volksausgabe. Zwei Teile in einem Bande. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

Die merkwürdige Milde und Ruhe, die so oft aus der Persönlichkeit großer Männer der Tat zu uns spricht, atmet auch aus Fürst Peter Krapotkins Selbstbiographie. Dies Buch ist wohl in Form und Inhalt das bedeutendste Memoirenwerk der letzten Jahre, und es ist von einem Idealisten geschrieben: der Hauch der Ewigkeit weht über alles Zeitliche hinfort. Die Charakterzeichnung aller bis vor kurzem noch maßgebenden russischen Persönlichkeiten, die Porträts der Kaiser Alexander II. und III. und ihrer Günstlinge sind scharf umrissen. Der Verfasser klagt nie an, er jammert nicht laut über die Greuel, die er erleben mußte, er berichtet nur. Aber kein Roman könnte spannender und rührender sein, als diese schlichte Wahrheit. Fürst Krapotkin, der Mann, dem die Wissenschaft das Höchste war und der seinen Namen an ihrem Himmel eingeschrieben, hielt es für seine erste Pflicht, seinem unglücklichen Volke sich zu opfern. Wie er dies getan, wie viel er gelitten, möge ein jeder selbst aus seinem herrlichen Buche lesen. Wohltätig berührt der Optimismus des Fürsten. In seinem letzten Kapitel gibt er, der Sozialist, der Hoffnung Ausdruck, daß sich eine Revolution im Sinne einer tiefgreifenden, reißend schnell sich entwickelnden Neugestaltung glücklich vollziehen werde. Auch meint er, daß sich ein weit tieferes Verständnis für die notwendigen Aenderungen zeigen wird, als es je während der letzten sechs Jahrhunderte der Fall war.
M. Kr.

Durch Rußlands Schneefelder in die Festung Cherson. Von Dr. Achscharumow. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Das dünne Bändchen behandelt die Erlebnisse Achscharumows auf dem Transport von Petersburg nach Cherson und diejenigen der ersten Tage, welche er im dortigen Zuchthause zubrachte; — diese Erinnerungen stammen aus dem Jahre 1850—51 und

sind die Fortsetzung seiner Memoiren aus dem Jahre 1849. Damals war Achscharumow der Teilnahme an revolutionären Bestrebungen verdächtigt, zum Tode verurteilt, im letzten Augenblick jedoch begnadigt worden. Man liest diese Schilderungen, als handelte es sich um durchaus aktuelle Erlebnisse, denn noch heut ist die Art der Verschickung dieselbe geblieben, und noch immer herrschen dieselben Zustände in den russischen Gefängnissen, wie man sich aus Darstellungen der modernsten russischen Autoren überzeugen kann. Das Buch dürfte allseitigem Interesse begegnen, und wäre die Uebersetzung der, wie anzunehmen ist, weiter fortgeführten Erinnerungen zu wünschen.

mz.

Joseph Haydn. Von Leopold Schmidt. (Berühmte Musiker. Lebens- und Charakterbilder. Herausgegeben von Heinrich Reimann. Band III.) 2., vom Verfasser revidierte Ausgabe. — Berlin, „Harmonie“, Verlagsgesellschaft f. Literatur und Kunst.

Eine Veranlassung, bei der 2. Auflage durchgreifende Aenderungen im Texte vorzunehmen, lag nicht vor; jedoch sind gelegentliche kleine Irrtümer berichtigt und die Resultate neuerer Quellenforschungen sorgsam gebucht worden. Die Verzeichnisse der Werke Haydns hingegen sind vielfach verbessert und ausführlicher gestaltet worden. Namentlich der Katalog der Symphonien hat in der neuen Fassung wesentlich gewonnen; man findet darin 144 Werke, nach Tonarten geordnet, angeführt und zugleich genau angegeben, wo die Manuskripte und Originalstimmen aufbewahrt werden und bei welchen Verlegern die Partituren und Orchesterstimmen, sowie die 2, 4 und 8 händigen Klavier-Arrangements erschienen sind

E. B.

Grabbes Stellung in der deutschen Literatur. Eine Studie von Dr. Arthur Bloch. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

Zu den Götzen, die die literarische Revolution der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an die Stelle der bis dahin verehrten Götter setzte, gehört auch Grabbe. Er vor allen begeisterte die modernen Stürmer und Dränger, so daß seine Bedeutung und sein Einfluß auf diese letzte Literaturbewegung sich nicht bestreiten läßt. Die Frage, wie Grabbe zu beurteilen sei, ist daher von neuem aufgetaucht und hat eine ganze Anzahl von Schriften zutage gefördert, die aber meist einen sehr einseitigen Standpunkt, nämlich den der unbedingten Verherrlichung einnehmen, ohne dabei neues literargeschichtlich wichtiges Material zu bringen. Es ist daher sehr dankenswert, daß Bloch in der vorliegenden Schrift eine auf reichliches, neues Material gestützte wissenschaftliche Untersuchung angestellt hat. Eine eingehende Würdigung dessen, was der Verf. ausführt, kann nur eine Fachzeitschrift bringen. Ref. muß sich darauf beschränken, ohne nähere Begründung sein Urteil abzugeben, das er aus der Lektüre der Schrift gewonnen hat. Dies läßt sich kurz so zusammenfassen, daß darin das Beste von dem steht, was bisher über Grabbe geschrieben ist, und wer nicht auf dem einseitigen Standpunkt der unbedingten Verehrung oder Verwerfung Grabbes steht, wird dem Verf. in seinem Ergebnis folgen müssen: „Auch ohne für Grabbe zu schwärmen, kann man doch in diesem excentric man der deutschen Literatur eine dichterische Erscheinung sehen, mit der sich zu beschäftigen immer lohnend bleiben wird. Das letzte Wort über Grabbe wird nicht der Literaturforscher, sondern der Arzt zu sprechen haben.“ Die anregende Schrift ist jedem Literaturfreunde, insbesondere dem Verehrer Grabbes zu empfehlen, der zu einer gerechten und richtigen Beurteilung des Dichters gelangen will. Der Preis von 2 Mark ist im Verhältnis zu dem reichen Inhalt als sehr bescheiden zu bezeichnen.

H. Sch.

In omnibus charitas. Roman von M. Corvus. Mit Illustrationen von Meyer-Wegener. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Ein gut geschriebenes Buch, welches uns bereits in zweiter Auflage vorliegt, und dem wir die weiteste Verbreitung wünschen, hauptsächlich als Lektüre für die reifere Jugend. — In omnibus charitas — in allem die Liebe — im vorliegenden Falle handelt es sich um die duldsame Liebe zwischen den beiden Konfessionen, die in der Zeit der schroffen konfessionellen Gegensätze in einem heraufbeschworenen Konflikte in durchaus vornehmer und sympathischer Weise betätigt wird. — Die Schilderungen der Landschaft und der altertümlichen Stadt sind mit lebendiger Anschaulichkeit und feingebildetem Stilgefühl geschrieben; die Verfasserin — wir vermuten eine weibliche Feder — hinterläßt den Eindruck einer durchaus harmonischen Persönlichkeit, und diese Eigenschaft überträgt sie auch auf die von ihr dargestellten weiblichen Charaktere.

mz.

Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance. Von Isolde Kurz. 3. Aufl. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Der Name der Verfasserin erweckt große Erwartungen. Man hofft „die Stadt des Lebens" neu erstehen zu sehen. Diese Hoffnung wird nicht vollauf erfüllt; die Dichterin zeigt sich hier von der Seite einer klugen, kühlen Chronistin. Sie berichtet. Geschmackvoll und fein weiß sie auch Entsetzliches wiederzugeben, und ihre eigene warme Kunstfreude enthüllt sich bei jeder Schilderung. Dem Buche sind 15 Abbildungen mitgegeben.

M. K.

Ein Abschied. Novellen und Erzählungen von Dagobert von Gerhardt-Amyntor. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Der bekannte und beliebte Verfasser setzt an den Schluß der vorliegenden Sammlung ein Abschiedswort an seine Leser, an welches wir nicht recht glauben wollen. Die sechs Erzählungen, welche die verschiedensten Stoffgebiete umfassen, von den Begebenheiten aus seinem eigenen Offiziersleben angefangen bis in das Märchenland der Poesie, zeigen durchaus dieselbe Frische und Ursprünglichkeit seiner Jugendwerke, wir erwarten deshalb von seiner ungeminderten Schaffenskraft noch manches erfreuliche Zeichen.

mz.

Neue Schulgeschichten. Von Alice Fliegel. (Deutscher Frauen Gemüt und Humor. Band 4.) — Berlin, „Harmonie", Verlagsgesell. f. Literatur u. Kunst.

Unter „Schulgeschichten" pflegt man sich im allgemeinen recht lustige, humoristische Dinge vorzustellen; und in der Tat hatte das früher von derselben Verfasserin erschienene Buch „Klasse IB." dem heiteren Genre angehört. Hier aber, in den „Neuen Schulgeschichten" versteht es die Verfasserin, auch das Ernste aus der Schule herauszuholen, das Tieferuste und zum Teil Tieftraurige, das ein liebevoll eindringendes Auge bei Schülern wie bei Lehrern zu entdecken weiß. Eine Reihe trefflich gewählter Typen aus beiden Kategorien werden in scharfer und kräftiger Zeichnung vorgeführt, hin und wieder — in dem Eifer, recht deutlich zu zeichnen — vielleicht etwas zu scharf, wie z. B. bei der kleinen Inge in der ersten Erzählung. Mit vollster, ergreifendster Lebenswahrheit ist aber in der kleinen Skizze „Sie hinkt" die Figur des unglücklichen Mädchens aufgefaßt, mit feiner Beobachtungsgabe das verträumte, poetisch veranlagte „Hannchen". Doch noch höher als diese Offenbarungen der verschiedenartigsten Kinderseelen und ihres Denk- und Gefühlslebens möchten wir die beiden Lehrergeschichten einschätzen: „Der Religionslehrer" und „Wie das so ist." Erstere eine pfeilspitze Satire, in der die Scheinheiligkeit und ihre schönen Erfolge an einem wahren Prachtexemplare demonstriert werden, letztere eine erschütternde menschliche Tragödie, wie sie nur allzu oft, und nicht nur in Lehrerkreisen, zur Wirklichkeit wird. So bietet denn das in origineller Weise als Schulheft ausgestattete Büchlein einen inneren Gehalt, der über die landläufigen Schulgeschichten weit hinausreicht.

S. B.

Ernst und Humor in Krieg und Frieden. Von E. v. Prittwitz, Rittmeister a. D. Dresden, E. Pierson.

„Die Zeit malt anders als die Erinnerung. Die Erinnerung glättet die alten Falten, die Zeit malt neue dazu." An dieses Wort Otto Ludwigs erinnerte mich das vorliegende Buch. Sein mehr heiterer als ernster Inhalt wird manchem Alten die Falten glätten, aber auch viele Junge erfreuen. E. v. P. versteht als ehemaliger Augenzeuge großer historischer Begebenheiten — der Schlacht von Sedan, der Kaiserproklamation in Versailles u. a. — von dem reichen Schatz seiner Erlebnisse den rechten Gebrauch zu machen. Er gebärdet sich nicht als stilvoller Schriftsteller, er will nicht belehren, sondern nur als kurzweiliger Plauderer dem Leser eine angenehme Stunde bereiten. Das gelingt ihm, und deshalb finden seine Erinnerungen Anklang und Widerhall.

N.

Lebende Bilder. Geschichten für die Jugend von Bertha Wegner-Zell. Mit vier farbigen Vollbildern und anderen Illustrationen. Stuttgart, Verlag von Levy und Müller. Preis elegant geb. Mk. 3.

Die verdienstvolle Herausgeberin des „Töchteralbums" und „Herzblättchens Zeitvertreib", eine unserer bewährtesten und berufensten Jugendschriftstellerinnen, bekundet ihre Meisterschaft wieder in den sieben ungemein ansprechenden Erzählungen, die das vor uns liegende Jugendbuch enthält. Die gütige Freundin der Kinderwelt versteht es mit liebevollem Verständnis sich in die Gedanken und Empfindungen der jugendlichen Leser und Leserinnen zu versenken und diese durch ihre Gaben zu fesseln, zu erfreuen und zu belehren, ohne daß die Belehrung

aufdringlich wirkt. Prächtige Naturschilderungen aus dem bayrischen Hochgebirge, vom Ostseestrande und der Insel Capri bilden den überaus reizvollen Hintergrund mehrerer Erzählungen. Zu den besten Büchern dieser Art zählend, denen wir auf dem letzten Weihnachtsbüchermarkt begegneten, wird dieses Jugendbuch auch von älteren Leuten, die sich ein warmes Herz und einen empfänglichen Sinn bewahrt haben, mit höchstem Interesse gelesen werden R. N.

Mohammed. Von Ferdinand von Hornstein. Drama in drei Akten. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.

Herr von Hornstein gibt seinem Drama eine „Einführung," in der er, frei nach bekannten Mustern, den Autor und die lustige Person einen Dialog über Theater und Verleger führen läßt. Trotzdem und trotz mancher modernen Anschauung, die sich in Mohammeds Munde offenbart, halten wir das Drama nicht für gelungen. M. K.

Spuren im Sande. Neue Gedichte von Rudolf Presber. Mit Buchschmuck von H. M. Glatz. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottas Nachfolger.

Ein liebes Buch voll wahrer, wohlgeformter und wohlgefälliger Poesie! Mit Recht gehört R. Pr., ohne sich modern zu gebärden, zu den modernen, vielgelesenen Dichtern. Das Geheimnis seiner Kunst heißt: Anmut. Es kommt in der Kunst nicht darauf an, daß etwas gemacht, sondern daß etwas schön ausgedrückt wird. Was Pr. von „Goethe in Rom" sagt: „Allen Göttern genehm und allen Göttinnen dankbar legst du dein schönstes Geschenk doch auf der Grazien Altar," — das gilt auch von ihm selbst. Mag er sich melancholisch und elegisch, lebensfreudig und humoristisch, spöttisch und ironisch geben, niemals wird er langweilig oder unfein, schlüpfrig oder gemein. Wohl denkt auch er pietätvoll: „Dem blüht die Liebe, lacht die Kunst vergebens, dem stets das Herz nach neuen Gütern drängt, der an den Bildern froh verrauschten Lebens in Ehrfurcht nicht mit ganzer Seele hängt." Aber immer erinnert er sich wieder daran: daß von allen guten Sachen, die er spendet erdenwärts, doch als bestes uns das Lachen legt der liebe Gott ins Herz. N.

Einsamkeiten. Von Hans Brandenburg. München, E. W. Bonsels Verlag.

Die Gedichte zeugen von starker, wahrer Empfindung; doch nicht jede Empfindung ist poetisch. Dies bestätigt auch H. Br. durch den Ausruf: „O du verfluchte Kontinuität der sogenannten Menschenseele, die nicht eins ist mit der Schönheitsseele, der flüchtigsten, herrlichsten Augenblicksseele, goldenstem Harfenakkord." Er versteht wohl, Gefühle oder Stimmungen klar, treffend und schön auszusprechen, prüft aber nicht immer streng genug, ob sie überhaupt der Worte wert sind. N.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

(Auerbach.) — Berthold Auerbachs erste Schwarzwälder Dorfgeschichten. Von Anton Bettelheim. Deutsche Rundschau 33, 4 (Januar 1907).

Bayle, Pierre. Von Dr. A. J. Susznitzki. Das freie Wort VI, 19 (Januar 1907).

Bildende Kunst bei den Buschmännern. Von Prof. Dr. von Luschan. Die Umschau XI, 1 (1. Januar 1907).

Charakteristische Merkmale der Kriegführung Friedrichs des Grossen, Napoleons und Moltkes. Die Grenzboten 65, 52 (27. Dezember 1906).

Christus und die Kritik in der Zeit der Aufklärung. Von Prof. Dr. Rohr. Friedens-Blätter XI, 4 (Januar 1907).

Cornelius, Peter, als Dichter. Charakterstudie von Hermann Seeliger. Westermanns Monatshefte 51, 5 (Februar 1907).

Frauenlyrik im Cinquecento. Von Jenny Limburg. Die Wage. X, 3 (19. Januar 1907).

(Friedrich der Grosse.) — König Friedrich der Grosse und der Baron Warkotsch. Von W. Berg. Die Grenzboten 66, 2 u. 4 (10. u. 24. Januar 1907).

Goetheerinnerungen im nordwestlichen Böhmen. Von Hans Gerhard Gräf. Die Grenzboten 66, 1 u. 3 (3. u. 17. Januar 1907).

Haider, Karl. Von Ewald Bender-München. Westermanns Monatshefte 51,5 (Febr. 1907).

(Hartmann.) — Das Lebenswerk Eduard von Hartmanns. Von Arthur Drews. II. Deutschland V, 4 (Januar 1907).

Hauptmann, Carl. Eine Studie zur Poesie von Herbert v. Berger. Deutschland V, 4 (Januar 1907).

Interpretationskunst. Bemerkungen gelegentlich Kleists. Von Alfred Vogel. Kunstwart 20, 7 (Januar 1907).

Jensen, Wilhelm. Ein Widmungsblatt zum siebzigsten Geburtstage des Dichters (15. Februar 1907). Von Hermann Reinhold Jockisch. Westermanns Monatshefte 51, 5 (Februar 1907).

Klassische Bildniskunst in England, Die. Von Walther Gensel. Die Kunst, VIII, 4 (Januar 1907).

Kulturfortschritt u. Strafgesetzgebung. Von Prof. v. Liszt. März I, 1 (Januar 1907).

Kunst des Nachdichters, Die. Von Otto Hauser. Das literarische Echo IX, 8 (Januar 1907).

Landgraf Philipp der Grossmütige von Hessen. Von Ernst Seeger. Deutschland V, 4 (Januar 1907).

(Laube.) — Neues von und über Heinrich Laube. Von Heinrich Stümcke und Stefan Hock. Bühne und Welt IX. 6 (Dezember 1906).
Lehrjahren des deutschen Dramas, Von den. Von Prof. Karl Borinski Bühne und Welt IX, 7 u. 8 (Januar 1907).
Liebermann, Max. Von J. Meier-Graefe. Die Kunst VIII, 4 (Januar 1907).
Michaëlis, Karin. Von J. E. Poritzky. Aus fremden Zungen 17 (1907), 1.
Moral und Methode. Von Richard M. Meyer. Das literarische Echo IX, 9 (Februar 1907).
Oper der Lebenden, Die. Von Wilhelm Kleefeld. VI. Nordische u. slawische Oper. Bühne und Welt IX, 7 (Januar 1907).
Paul, Adolf. Von Hermann Kienzl. Das literarische Echo IX, 9 (Februar 1907).
Radowitz, Joseph v., und Leopold von Gerlach. Von H. v. Petersdorff. Deutsche Rundschau 33, 4 (Januar 1907).
(Rayski, Ferdinand von). — Ein Kavaliermaler. Von Konrad Müller-Kaboth. Kunst und Künstler. V, 4 (Januar 1907).
Rolandsbilder Deutschlands, Die. Von Prof. Albert Werminghoff. Westermanns Monatshefte 51, 5 (Februar 1907).
Schnitzler, Arthur. Von Karl Hans Strobl. Das literarische Echo IX, 8 (Januar 1907).
(Shakespeare.) — Wir und Shakespeare. Von Kurt Walter Goldschmidt. Das literarische Echo IX, 7 (Januar 1907).
Wege zum Drama. Von Julius Bab. Die Schaubühne III, 1 (Januar 1907).
Weltanschauung spätantiker Zeit, Aus der. Von J. Geffcken. Preussische Jahrbücher 127, 1 (Januar 1907).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben mit anderen von Dr. Hans Gross. 26. Band. 1. Heft. Leipzig, F. C. W. Vogel.
Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 2. Bändchen. Maier, Gustav. Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner.
— Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 122. Bändchen. Gruber, Prof. Dr. Th. Wirtschaftliche Erdkunde. Leipzig. B. G. Teubner.
Bartels, Professor Adolf, Geschlechtsleben und Dichtung. Vortrag gehalten auf der 18. Allgemeinen Konferenz der deutschen Vereine zur Förderung der Sittlichkeit in Hannover vom 14.—16. Oktober 1906. Leipzig, H. G. Wallmann.
Bergfeld, Dr. L., Zerreiss die Binde vor deinen Augen, liebe Schwester! Ein offener Brief an jedes erwachsene junge Mädchen. München, Seitz & Schauer.
Berlin und seine Arbeiter in englischer Beleuchtung. Ein vergleichender Bericht von Best, Davis und Perks aus Birmingham. Deutsch herausgegeben von Dr. Waldemar Zimmermann. Mit einem Vorwort von Professor Hans Delbrück Berlin, Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H.
Böttcher, Karl, Germania—daheim. Neue ungemütliche Wahrheiten. (Fortsetzung von „Germania im Ausland".) Leipzig-Stötteritz, Max Zieger.
Briefe der Frau Jeanette Strauss-Wohl an Börne. Eingeleitet und erläutert von E. Mentzel. Mit einem Bildnis von Jeanette Strauss-Wohl nach einer Originalzeichnung von L'Allemand aus dem Jahre 1832. Berlin, F. Fontane & Co.
Brieger-Wasservogel, Lothar, René Richter. Die Entwicklung eines modernen Juden. Berliner Roman in 3 Büchern. Berlin, Rich. Schröder.
Der Mensch und die Erde. Die Entstehung, Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde als Grundlagen der Kultur. Herausgegeben von Hans Kraemer. Lieferung 11 bis 16. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Dungern, Dr. Otto Freiherr von, Reichssorgen u. Welfenträume. München, R. Piper & Co.
Eckardt. Ein deutsches Literaturblatt. Herausgegeben vom Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken. Jahrgang 1906/7. No. 3. Berlin, Hermann Paetel.
Erdmann, Gustav Adolf, Wilhelm Jensen. Sein Leben und Dichten. Mit Abbildungen. Leipzig. B. Elischer Nachfolger.
Fischer, Hans W., Buch des Widerspruchs. Gedichte. Leipzig, Fr. Rothbarth. G. m. b. H.
Fliegel, Alice, Neue Schulgeschichten. (Deutscher Frauen Gemüt u. Humor. Bd 4.) Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.
Flugschriften des Deutschen Monistenbundes. Heft 2. Monismus und Christentum, von Heinrich Schmidt. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach.
Freie Wort, Das. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens, begründet von Carl Saenger, herausgegeben von Max Henning. 6 Jahrg. No. 19. Heft 1. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.
Fuchs, Richard, Strassburger Phantasie über Deutsche Kultur. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel & Co.
Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 18 und 21. Band. Bearbeitet v. Prof. Dr. Otto Harnack. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.
Heimatskarte der deutschen Literatur mit Orts- und Namenverzeichnis. Für Schulzwecke entworfen von Prof. Karl Ludwig. Wien VII/1, G. Freytag & Berndt.
Hoos, Ernst, Gedichte. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur u. Kunst.
Jensen, Wilhelm, Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte. Mit dem Bildnis des Dichters. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.
Juristenwelt. Wochenschrift für jüngere Juristen. Herausgeber: Assessor Dr. Paul Posener. Band I. Nr. 9. Berlin, H. W. Müller.
Kielland, Alexander L., Menschen und Tiere und andere Studien und Skizzen. Übersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie. Buchschmuck und Einbandzeichnung von A. Andresen. Leipzig, Verlag von Georg Merseburger.
Kielland, Jens Zetlitz, Zwei Brüder. Roman. Deutsch von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie. Leipzig, Verlag von Georg Merseburger.
Korrespondenz, Photographische. Zeitschrift für Photographie u. verwandte Fächer. 44. Band, Heft 1. Wien, Verlag der k. k. Photographischen Gesellschaft.

Literaturgeschichte, Deutsch-Österreichische. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Herausgegeben von J. W. Nagl u. J. Zeidler. 29. Lief. Wien, Carl Fromme.

Lustige Woche, Die. 1906. Heft 8. 9. 10. Neurode, München, Berlin, Verlag von Dr. Eduard Rose.

Martin, Marie, Die doppelte Moral und die Mädchenerziehung. Leipzig, H. G. Wallmann.

Martin, Rudolf, Berlin-Bagdad. Das deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910—1931. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Meyers Grosses Konversations-Lexikon. 6. gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. 15. Band. Öhmichen bis Plakatschriften. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Monatsschrift für christliche Sozialreform. Begründet von weiland Freiherr Karl von Vogelsang. Luzern und Zürich, Baessler, Drexler & Co.

Musik-Mappe, Die. Band I. Heft 28. Leipzig, W. Vobach & Co.

Musikverlags-Bericht 1906. Alphabetisch geordnet. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
— Nach Gruppen geordnet. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Neu-Mecklenburg (Bismarck-Archipel). Die Küste von Umuddu bis Kap St. Georg. Forschungsergebnisse bei den Vermessungsfahrten von S. M. S. Möve im Jahre 1904. Aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin mit Unterstützung des Reichs-Marine-Amtes. Herausgegeben von Dr. Emil Stephan und Dr. Fritz Graebner. Mit 10 Tafeln, 3 Noten-Beilagen, zahlreichen Abbildungen und einer Übersichtskarte. Berlin, Dietrich Reimer Ernst Vohsen).

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. 29. Jahrgang. 5. Heft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Saudek, Robert, Und über uns leuchtende Sterne. Berlin, Verlag Continent, G. m. b. H.

Schlossar, Anton, Anastasius Grün (Graf Anton Alexander Auersperg.) Sein Leben und Schaffen. Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, 2 Titelkupfern der ersten Ausgaben u. einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Schmidt, Leopold, Joseph Haydn. 2., vom Verfasser revidierte Auflage. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Schneider, Ida, Amor und Psyche. Frauenschicksale. Aufzeichnungen. IV. Band. Wiesbaden. Rud. Bechtold & Co.
— Im Frauenpark. Typen und Bilder. Aufzeichnungen. III. Band. Wiesbaden, Bechtold & Co.

Seidel, Heinrich, Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Zweiter u. dritter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Siebert, Dr. med. F., Ein Buch für Eltern. Den Müttern heranreifender Töchter, den Vätern heranreifender Söhne. Dritte, unveränderte Auflage. München, Seitz & Schauer.
— Wie sag' ich's meinem Kinde? Gespräche über Entstehung von Pflanzen, Tieren und Menschen. München, Seitz & Schauer.

Stavenhagen, W., Der Kampf um Sperrbefestigungen. Mit 1 Tafel in Steindruck, enthaltend technische Einzelheiten des Angriffs. Nachtrag zum Grundriss des Festungskrieges. Für Offiziere aller Waffen des Heeres und der Marine. Sondershausen, F. Aug. Eupel.

Stirners, Max, ethischer Egoismus. Eine Säkular-Rede von Ewald Horn. Berlin, Leonhard Simion Nachf.

Südseekunst. Beiträge zur Kunst des Bismarck-Archipels und zur Urgeschichte der Kunst überhaupt. Aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin mit Unterstützung des Reichs-Marine-Amts herausgegeben von Dr. Emil Stephan. Mit 13 Tafeln, 2 Kartenskizzen und zahlreichen Abbildungen im Text. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Volksbücher, Religionsgeschichtliche, für die deutsche christliche Gegenwart. Herausgegeben von Fr. Michael Schiele. 4. und 10. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Vrba, Rudolf, Die Revolution in Russland. Statistische und sozialpolitische Studien. Band I und II. Prag, Selbstverlag, i. Comm. Fr. Rivnáč.

Walter-Freyr, Robert, Intermezzo. Dramatische Szenen. Hamburg, Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co. m. b. H. vormals Richtersche Verlagsanstalt.

Wittstock, O., Der sechste Tag. Aus den Briefen einer siebenbürgisch-sächsischen Lehrerin. 3. bis 5. Tausend. Berlin. Karl Curtius.

Welt, Photographische. (Früher „Der Amateur-Photograph".) Monatsblatt für Amateur- und Berufsphotographen. 1907. Heft 1. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag, M. Eger.

Wrangell, Ferdinand v., Die Elemente des russischen Staates und die Revolution. Leipzig, Duncker & Humblot.

Zabel, Eugen, Russische Kulturbilder. Erlebnisse und Erinnerungen. Mit dem Bildnis Wereschtschagins nach einer Büste von Reinhold Felderhoff. 2. Auflage. Berlin, Karl Curtius.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.